Digitized by Google

902
142

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Achtzehnter Band.

Riga, 1869.

Inhalt
des achtzehnten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes und fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Statistische Studien zur Wohnungsfrage.

I. Die Wohnungen Rigas.*)

Der Verfasser beabsichtigte, wie aus der vorläufigen Anzeige im Januarheft dieser Zeitschrift hervorgeht, in der so überaus wichtigen Wohnungsfrage den Lesern diejenigen Hauptpunkte zugänglich zu machen, auf welche die Statistik bereits soweit ihr Licht geworfen hat, daß gewisse Regelmäßigkeiten oder Gesetzmäßigkeiten in dem Verhalten des Menschen zu seiner Wohnung sich zeigen lassen. Es sind das die Studien Nr. II., III. und IV.

Ehe jedoch der Verfasser diesen Plan ausführen konnte, erschien das Werk von v. Jung-Stilling „Beitrag zur Gebäudestatistik der Stadt Riga",**) was den Anstoß gab, diesen Studien eine vierte vorangehen zu lassen. Diese erste Studie über die Wohnungen Rigas paßt freilich, rein objectiv betrachtet, nicht ganz zu den andern drei Skizzen, allein trotzdem schien aus subjectiven Gründen die Aufnahme nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die Monatsschrift ist eben eine specifisch baltische, und darum eine Besprechung der Rigaschen Wohnungsverhältnisse gerechtfertigt. Die Rigasche Wohnungsfrage wird unbedingt für die meisten Leser mehr Interesse haben als die andern drei Studien, und vielleicht bewegt dieses Localinteresse die Leser auch in den andern Studien zu blättern, obwohl dieselben

*) II. Der Einfluß der Wohnung auf die Moralität der arbeitenden Klassen.
III. Die Ausgaben für Wohnung im Verhältniß zu den Gesammtausgaben.
IV. Die Wohnung des Handwerkers in ihrer Abhängigkeit vom Geschäftslocal.

**) Beitrag zur Gebäudestatistik der Stadt Riga für das Jahr 1866, herausgegeben im Auftrage des statistischen Comités der Stadt Riga aus dem Material desselben vom Secretair Fr. v. Jung-Stilling. Leipzig, Teubner 1868. 4°. 40 Seiten und 21 Tabellen als Anhang.

statistischer Natur sind und die Statistik bisher überall nur eines sehr kleinen Leserkreises sich zu erfreuen hat.

Mit Freude begrüßen wir in dem obengenannten Werk die erste Publication des statistischen Büreaus der Stadt Riga. Unter den deutschen Städten, welche ein eigenes Büreau für städtische Statistik gegründet haben, steht die Stadt Riga zu deren nicht geringem Ruhme mit in erster Reihe.

Indem wir dieser ersten Publication unsere Aufmerksamkeit zuwenden, freuen wir uns mit einigen tadelnden Bemerkungen beginnen zu können; es ist das die bekannte Freude eines Kritikers, der, wenn er anfangs zu tadeln hat, am Ende das Lob bringt. Die tadelnden Bemerkungen treffen weniger den Verfasser dieser sorgfältigen statistischen Arbeit als die Auftraggeber und den Verleger. Durch die Art des Druckes fehlt dem Werk vielfach die Uebersichtlichkeit, welche bei einem statistischen Werk doch besonders wichtig ist. Diese Uebersichtlichkeit ist zwar schwer zu erreichen, aber die Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich. Am meisten stört, daß die Tabellen, welche nicht in den Anhang gebracht werden konnten, aus dem Text sich nicht genügend durch Einrahmung abheben, wodurch der Leser aus dem Text in die Tabellen und aus den Tabellen in den Text sich verirrt. Noch störender aber ist, daß in vielen Fällen durch den Schluß der Seite gerade diejenigen Tabellen durchbrochen werden, welche darauf berechnet sind in fortlaufenden Zahlen die Convergenz oder Divergenz jener Zahlenreihen zu zeigen. Da solche Zahlenreihen ein Bild geben sollen, so ist dieses Durchschneiden des Bildes nicht verschieden von dem aus Rücksichten des Raumes vorgenommenen Durchschneiden eines Portraits in ganzer Figur, deren Kopf in dem einen, deren Beine in dem andern Saal aufgehängt sind. Ist eine solche Anordnung irgend erlaubt?

Wird das Studium der Rigaschen Wohnungsfrage durch diesen gerügten Uebelstand erschwert, so gilt das noch viel mehr von einem zweiten zu rügenden Mißstande. Der Verfasser sagt am Schluß seiner Abhandlung, S. 33, in sehr bescheidener und vorsichtiger Weise: „Damit glauben wir unsere Arbeit abschließen zu dürfen, freilich ließen sich noch manche Schlüsse und Ableitungen aus den von uns gebotenen Zahlen machen, unsere Aufgabe ging aber nicht so weit, die vollständige Verarbeitung einer Rigaschen Gebäudestatistik zu geben, vielmehr nur geordnetes Material zu derselben zu bieten, und so begnügen wir uns, nur auf die wesentlichsten Resultate hingedeutet zu haben, um den Ueberblick über das Gebotene zu erleichtern

und die Richtung anzugeben, in welcher eingehende Forschungen Weiteres zu entnehmen im Stande sein dürften."

Allerdings ist sehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht erlaubt war, die Anschauungen ökonomischer oder ethischer Art, welche er bei Bearbeitung des vorliegenden Materials gewann, weiter zu verfolgen und zu entwickeln. Referent weiß aus Gesprächen mit dem Verfasser, daß dieselben sehr interessant waren und vielleicht eine bisher nur auf deductivem Wege erforschte Materie der Induction durch Statistik zugänglich gemacht hätten.

Wodurch werden die statistischen Publicationen über das Niveau des „schätzenswerthen Materials" emporgehoben als durch die Schlußfolgerungen, die derjenige daraus zieht, welcher am meisten mit der Materie vertraut ist? Das Rigasche Publicum schwärmt schwerlich in dem Maße für statistische Werke, daß es sich selbst aus diesem statistischen Material ohne Anleitung durch den, der am meisten darin heimisch ist, die Schlüsse zöge, welche daraus abgeleitet werden können. Sind die Schlüsse, welche der amtliche Statistiker aus seinem Material zieht, falsch, so wird die Kritik derselben sich schon bemächtigen.

Daß ein ganzes statistisches Comité nicht die wirthschaftlichen Anschauungen seines Secretairs theilt, ist sehr natürlich, darum gebe man aber doch demjenigen, der die Sache publicirt, freien Spielraum auf seine wissenschaftliche Verantwortung hin das Material gleich zu verwerthen. Ueberhaupt muß dem Director eines statistischen Büreaus (und das ist der Verfasser, mag man auch den in der ganzen civilisirten Welt üblichen Titel demselben vorenthalten) eine etwas freiere Stellung in Bezug auf Publicationen eingeräumt werden; als ein Fortschritt gegen die Publication über den Handel Rigas ist übrigens schon zu loben, daß der Name dessen, der die Hauptarbeit bei Publicationen eines statistischen Comités hat, auf dem Titel wenigstens genannt wird. Zwar hofft Referent, daß der Verfasser die erwähnte Verwerthung noch selbständig übernehmen werde, derselbe weiß aber auch aus eigener Erfahrung, daß derjenige, der mit Arbeiten überhäuft ist, eine bis auf einen gewissen Punkt abgeschlossene Arbeit, auch wenn der Wurf ein glücklicher war, nicht leicht von Neuem zur Bearbeitung hervornimmt.

Auch dem Referenten ist es leider nicht möglich für jetzt die vorliegende Arbeit wesentlich weiter zu führen, da hierzu eine langjährige Bekanntschaft mit den Rigaschen Verhältnissen die nothwendigste Voraussetzung ist. Selbst eine Vergleichung mit der in manchen Beziehungen ähnlichen

Gebäudestatistik der Stadt Berlin, der bisher unseres Wissens einzigen ausführlichen Wohnungsstatistik einer Stadt, muß unterbleiben, da die Zustände zu verschieden sind, um mehr als Gegensätze zwischen Berlin und Riga zu zeigen.

Referent muß sich, so wenig er dergleichen Arbeiten liebt, begnügen, das Publicum in diese erste städtische Publication einzuführen und namentlich diejenigen Theile derselben näher zu besprechen, welche den anderen versprochenen Studien nahestehen, also aus der ganzen Gebäudestatistik hauptsächlich die Wohnungsstatistik.

Eigene Versehen und Unklarheiten, welche zum Theil auch aus mangelnder localer Kenntniß kommen, mögen dem Referenten damit entschuldigt werden, daß derselbe diese Einführung in das statistische Werk v. Jung's dem Publicum gleichzeitig mit dem Erscheinen desselben in die Hände geben wollte, wodurch die Arbeit also etwas schnell an Hand der einzelnen Correcturbogen, welche der Verfasser Referenten zur Disposition stellte, gemacht werden mußte.

In dem Vorwort führt der Verfasser an, was fast von jeder Statistik gilt, daß das vorhandene Material zwar nicht den Anforderungen ganz entspricht, welche die Wissenschaft an die Statistik stellt, daß aber dasselbe doch für viele Zwecke brauchbar genug ist, um über die Wohnungsverhältnisse zum ersten Mal die statistische Leuchte ihr Licht verbreiten zu lassen. Im Wesentlichen ist die statistische Aufnahme zu Steuerzwecken gemacht, wie wir ja die meisten statistischen Publicationen dem Interesse des Fiscus verdanken.

Die Arbeit zerfällt, abgesehen von den zwei Anhängen, in 4 Capitel: Zahl und Nutzung der Gebäude; Besitzstand der Gebäude; Besteuerung der Gebäude; die Wohnungen, von denen nur das sehr kurze zweite Capitel uns nicht näher angeht.

Das Hauptergebniß ist für 1866 eine Zahl von 8777 Gebäuden auf den 4515 Grundstücken der Stadt Riga, welche mit Ausschluß der Citadelle 100,828 Einwohner im Jahre 1867 zählte. Von diesen 8777 Gebäuden sind 7004 Wohnhäuser, 422 Speicher, 246 andere Geschäftsgebäude, 146 öffentliche Gebäude und 959 sonstige Häuser der Privatnutzung. Ausgeschlossen aus der Statistik sind 24 Kirchen und 5 Bethäuser.

Wie für die ganze Stadt so sind diese wie alle andern Angaben auch für die innere Stadt und die drei Vorstädte, ja was besonders wichtig ist, auch für die einzelnen 16 Quartal berechnet worden. Was wir leider

vermissen, ist eine Angabe des Flächenraumes dieser Stadttheile, welche doch leicht zu beschaffen gewesen wäre; die Vertheilung der Häuser und der Einwohner auf den Flächenraum würde für den Localunkundigen den großen Unterschied zwischen Innstadt und Vorstädten und zwischen den mehr städtischen und mehr dörfischen Theilen der Vorstädte klar gelegt haben. Noch besser wäre die Beifügung eines kleinen Planes der Quartaleintheilung, welche auch auf dem neuen Wieckmann'schen Plan fehlt, gewesen, denn ohne diesen kann der Ausländer absolut kein Bild aus der Gebäudestatistik gewinnen.

Die Vertheilung der Wohnhäuser über die 4 Stadttheile, bei der wir für die Quartale nur das Maximum und das Minimum angeben, ist die folgende:

In der	Zahl der Wohnhäuser.	Durchschnittlich per Quartal.	Größte Menge Wohnhäuser in einem Quartal.	Geringste Menge Wohnhäuser in einem Quartal.	Einwohner.
Stadt	764	194	234 II. 1	163 I. 1	17,012
St. Petersb. Vorstadt .	1,777	444	773 II.	188 IV.	26,774
Moskauer Vorstadt . .	2,593	519	843 II. 1	213 I. 1	41,401
Mitauer Vorstadt . .	1,870	602	1072 II.	312 I.	15,641
Ganz Riga	7,004	467	1072 II. Mit. Vorst.	163 I. Stadtquart.	100,828

Schon diese Zusammenstellung zeigt wie ungleicher Natur die innere Stadt und die Vorstädte sind, wie viel des Aehnlichen aber die drei Vorstädte aufzuweisen haben. Die Gleichheit der Vorstädte unter einander tritt recht deutlich hervor, wenn wir fragen, in welchem Verhältniß das mit Häusern am meisten und das mit Häusern am wenigsten besetzte Quartal zum Durchschnitt des ganzen Stadttheils = 100 gesetzt sich verhält.

In der	Das häuserreichste Quartal verhält sich zum Durchschnitt = 100 wie	Durchschnitt.	Das häuserärmste Quartal verhält sich zum Durchschnitt = 100 wie
Stadt	121	100	85
St. Petersb. Vorstadt.	174	100	42
Moskauer Vorstadt .	164	100	41
Mitauer Vorstadt . .	178	100	52
Ganz Riga	230	100	35

Das heißt: die 4 Quartale in der Stadt sind einander sehr ähnlich, während die Vorstädte sehr wenig und sehr viel mit Häusern besetzte Quartale haben, die in den 3 Vorstädten gleiche Abweichungen von einander zeigen. Zugleich ersieht man auch wie wenig vergleichbar die 16 Quartale unter einander sind, da das am meisten und das am wenigsten mit Häusern besetzte Quartal zum Durchschnitt wie 230 und 35 : 100 sich verhalten.

Da wir, wie gesagt, nicht wissen können wie viele Einwohner und Wohnhäuser auf einen bestimmten Flächenraum fallen, müssen wir gleich zu der Zahl von Einwohnern, welche auf jedes Haus fallen, übergehen.

In der	Es kommen Einwohner auf ein Wohnhaus.	Verhältnisse zum Durchschnitte der ganzen Stadt.
Stadt	22,26	155
Moskauer Vorstadt	15,96	111
St. Petersburger Vorstadt	15,06	105
Mitauer Vorstadt	8,36	58
Ganz Riga	14,39	100

Fragen wir wieder nach den Quartalen, welche die bewohntesten und welche die menschenleersten Wohnungen haben, so verhalten sich dieselben zum Durchschnitt des ganzen Stadttheils:

In der	Maximum.	Durchschnitt.	Minimum.
Stadt	119	100	85
Moskauer Vorstadt	116	100	89
St. Petersburger Vorstadt	136	100	93
Mitauer Vorstadt	194	100	79
Ganz Riga	183	100	46

Mit diesen Zahlen ist noch nicht viel bewiesen, denn wenn in einem Wohnhaus mit 2 Zimmern 4 Menschen und in einem anderen von 8 Zimmern 16 Menschen leben, so haben beide Häuser fast gleiche Wohnungsdichtigkeit. Darum hat v. Jung mit Recht die Einwohnerzahl nicht zur Zahl der Häuser, sondern zu ihrer Qualität in Verhältniß gesetzt, wie man auch die Marine zweier Länder nicht nach der Zahl der Schiffe, sondern nach ihrem Inhalt, dem Tonnengehalt, vergleichen muß. Die Qualität der Häuser findet aber einen ziemlich passenden Ausdruck in dem für Steuerzwecke taxirten Werth derselben.

v. Jung stellt zusammen für alle Quartale den Durchschnittswerth eines Wohnhauses und die Zahl von Personen, welche auf je 1000 Rbl. Wohnungscapitalwerth kommen. Statt dieses letzten setzen wir lieber den Capitalwerth, der auf jeden Kopf kommt, und gruppiren die Quartale nach dem Durchschnittswerth der Wohnhäuser. Neben diese beiden Zahlenreihen setzen wir mit v. Jung die sog. Ordnungszahlen in der zweiten und dritten Spalte.

In der	Ein Wohnhaus ist werth.	Auf den Kopf fallen an Wohnungscapitalwerth.	Rangordnung *)	
			des Wohnungswerths.	des Wohnungscapitalwerths per Kopf.
	Rubel.	Rubel.		
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	17,206	740	1	14
„ II. „ II. „ .	14,972	695	2	12
„ II. „ I. „ .	13,670	725	3	13
„ I. „ I. „ .	12,113	461	4	11
Mosk. Vorst. I. Stadtth. I. Quart.	3,235	175	5	9
St. Petersb. Vorstadt III. „	2,687	191	6	10
Mitauer Vorstadt I. Quartal . .	2,660	164	7	7
St. Petersb. Vorstadt II. Quart.	2,437	171	8	8
Mosk. Vorst. I. Stadtth. II. Quart.	2,238	135	9	6
„ „ I. „ III. „	1,462	79	10	5
„ „ II. „ I. „	1,060	75	11	4
St. Petersb. Vorst. I. Quartal .	899	57	12	3
„ „ „ IV. „ .	843	41	13	1
Mosk. Vorst. II. Stadtth. II. Quart.	651	43	14**)	2
	2938	202		

*) v. Jung sagt darüber in der Einleitung S. IV. „Was schließlich die in dieser Arbeit angewandte Operationsmethode betrifft, so dürfte es vielleicht für den mit statistischen Darstellungen nicht vertrauten Leser erwünscht sein mit kurzen Worten das Wesen der Rangordnung erörtert zu finden. Um nämlich das Verhältniß einzelner Zahlengruppen zu einander leichter überschauen und vergleichen zu können, ordnet man dieselben, sei es in abfallender oder steigender Linie der Art, daß man in jeder Gruppe die höchste oder niedrigste Zahl mit: 1, die demnächst höchste oder niedrigste mit: 2, die sodann höchste oder niedrigste mit: 3 u. s. w. bezeichnet, und derart den Ueberblick gewinnt, in wie weit in den beiden Zahlengruppen die mit einander verglichenen Factoren in einem gleichen, d. h. directen oder in einem entgegengesetzten, d. h. umgekehrten, oder schließlich gar in gar keinem Verhältniß zu einander stehen. Diese beiden derartigen Gruppirungen heißen dann „Rangordnungen".

**) Weggelassen hat v. Jung das zweite und dritte Quartal der Mitauer Vorstadt, da diese als meist nur im Sommer bewohnte Aufenthaltsörter der oberen Stände abnorme Verhältnisse aufweisen.

Vergleicht man die beiden Ordnungsreihen mit einander so sieht man auf den ersten Blick, daß ein Zusammenhang zwischen dem durchschnittlichen Werth eines Wohngebäudes und dem Capitalwerth, der auf die Wohnung per Kopf fällt, stattfindet. Nimmt man nun gar immer 2 Quartale zusammen, dann laufen die Ordnungszahlen ausnahmslos gegen einander.

	Werth der Wohnhäuser.	Capitalwerth per Kopf.
Je 2 Quartale	1	7
	2	6
	3	5
	4	4
	5	3
	6	2
	7	1

Zu diesem gefundenen Zusammenhang zwischen Wohnhauswerth und Wohnungscapitalwerth per Kopf (Wohnungsdichtigkeit) bemerkt nun der Verfasser S. 3: „Es ist das Wohnungsbedürfniß wohl in allen Culturländern als Ausdruck der Ansprüche, welche der Einzelne an das Leben macht, zu beurtheilen und steht auch nach den bisherigen, allerdings noch in keiner Weise abgeschlossenen Untersuchungen, die Ausgabe für Wohnung in einem bestimmten Verhältniß zu der Ausgabe überhaupt. Deßhalb dürfte es nicht unberechtigt erscheinen, aus der Wohnungsdichtigkeit der Bevölkerung auf deren Wohlhabenheit resp. deren allgemeines Wohlbefinden zurückzuschließen." Hierzu sei bemerkt, daß der Verfasser hinzufügt, unter Wohnungsdichtigkeit wäre nicht zu verstehen die Zahl von Menschen, welche auf ein Wohngebäude überhaupt kommen, sondern welche auf einen bestimmten Wohnungscapitalwerth fallen.

Leider können wir nun nach den neuesten statistischen Forschungen, welche v. Jung noch nicht bekannt waren, dem Satz, daß die Ausgabe für Wohnung in einem bestimmten Verhältniß zu der Gesammtausgabe stehe, uns nicht anschließen. In unserer dritten Studie beabsichtigen wir gerade dieses mit der Wohlhabenheit wechselnde Verhältniß von Wohnungsausgabe zu den andern Ausgaben zu charakterisiren; für unsere Verneinung des Jung'schen Satzes führen wir besonders die Hauptresultate an, welche die Berliner Wohnungssteuer geliefert hat. Darnach nehmen in einer Familie die Ausgaben für Wohnung immer weniger Procente aller

Ausgaben in Anspruch, je größer diese Gesammtausgaben sind. Bei den Beamten mit 325 Thlr. Einkommen nimmt die Wohnung hinweg 24%, bei 625 Thlr. nur 22% und bei 925 Thlr. nur 17½%. Noch größer sind die Unterschiede in den Einkommensklassen über 1000 Thlr. Hier fällt der Procentsatz der Ausgaben für Wohnung zu den Gesammtausgaben von 27½% bei 1100 Thlr. Einkommen, auf 2—10% bei 10,000 bis 80,000 Thlr. Einkommen, und zwar geschieht das mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß der Director des statistischen Büreaus der Stadt Berlin, Schwabe, dadurch zu dem Gesetz geführt wird: „Je ärmer Jemand ist, einen desto größeren Theil muß er für Wohnung verausgaben."*) Allein so unbedingt richtig kann dieses Gesetz doch wohl nicht sein, da für Hamburg ganz andere Resultate gewonnen werden. Daselbst soll**)

bei einem Einkommen von	die Wohnungsausgabe für Miethe wegnehmen
500 Mark	16 %
750 „	16 %
1,200 „	18,3%
2,500 „	18 %
3,800 „	19,7%
12,000 „	20,8%

Daraus würde zu folgen scheinen, daß, je reicher Jemand ist, ein um so größerer Theil für Wohnung verausgabt wird.

Ferner sei noch erwähnt, daß Engel***) nach Ducpetiaux gefunden hat, daß die belgischen Arbeiter bei einer

Ausgabe per Kopf von	auf Wohnung verwenden
129,73 Fr.	8,72 %
169,08 „	8,33 %
242,89 „	9,04 %

Endlich ergeben die 39 Arbeiterbudgets, welche in den Werken von Le Play†) mitgetheilt sind, daß die 19 Arbeiter mit durchschnittlich 881,0 Fr.

*) H. Schwabe, Das Verhältniß von Miethe und Einkommen in Berlin und seine Entwickelung. Gemeindekalender für 1868. Berlin 1868. S. 264—267.

**) Tabellarische Darstellungen der Hamburgischen Consumtionsverhältnisse. Hamburg 1864 Seite 6 und 7.

***) Zeitschrift des sächsischen statistischen Büreaus 1857. S. 168.

†) 1) Les ouvriers européens. folio. Paris 1855.
2) Les ouvriers des deux mondes. 4 Bände. 8°. Paris 1857—1863.

per Normalfamilie auf Wohnung $6,_{21}$ % verwenden, die 20 Arbeiter mit $2045,_5$ Fr. aber $8,_{17}$ %, also je wohlhabender um so mehr. Unter allen diesen Untersuchungen von denen nur die Angaben über die belgischen Arbeiter mit der v. Jung'schen Ansicht übereinstimmen, sind die Berliner diejenigen, welche am ausführlichsten und sorgfältigsten gemacht sind, und diese stehen in sehr directem Widerspruch zu der Anschauung v. Jungs.

Unbedingt richtig ist also nur, daß die Ausgaben für Wohnung zunehmen mit Zunahme der Gesammtausgaben, daß jedoch die Zunahme eine schwächere ist als bei den Gesammtausgaben.

Trotzdem bleibt der Schluß, den v. Jung aus der auffallend übereinstimmenden Rangordnung zieht (S. 5), wahr, „daß je armseliger die Häuser sind, desto mehr Menschen sich in ihnen zusammenschaaren, und je behäbiger desto weniger" nur muß man nicht glauben, daß das Sichzusammenschaaren quantitativ, d. h. in demselben Verhältniß stattfindet, als die Wohnungen armseliger nach den Quartalen sind. Eine sehr einfache Berechnung zeigt diese quantitativ bleibenden Unterschiede; man braucht nur zu ermitteln, in welchem Verhältniß der Durchschnittswerth eines Wohngebäudes und der Durchschnittswohnungswerth per Kopf in jedem Quartale zum Generaldurchschnitt der ganzen Stadt steht. Dieses ergiebt in der obigen letzten Reihenfolge der Quartale folgende Zahlen.

Verhältniß, in welchem zum Durchschnitt von ganz Riga steht:

In der	Durchschnittswerth der Wohnhäuser. Rubel.	Wohnungswerth per Kopf. Rubel.	Der Wohnungswerth weicht vom Durchschnitt mehr oder weniger ab als der Wohnungscapitalwerth per Kopf.	
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	586	366	+220	
„ II. „ II. „ .	510	344	+166	
„ II. „ I. „ .	465	358	+107	
„ I. „ I. „ .	410	228	+182	
Mosk. Vorst. I. Stadtth. I. Quart.	110	87	+ 23	
St. Petersb. Vorst. III. Quart. .	91	95	+ 4	
Mitauer Vorstadt I. Quart. . .	91	81		−10
St. Petersb. Vorst. II. Quart. .	83	85	+ 2	
Mosk. Vorst. I. Stadtth. II. Quart.	76	67		− 9
„ „ I. „ III. „ .	50	39		−11
„ „ II. „ I. „ .	36	37	+ 1	
St. Petersb. Vorst. I. Quart. .	31	28		− 3
„ „ „ IV. „ .	29	20		− 9
Mosk. Vorst. II. Stadtth. II. Quart.	22	21		− 1
Ganz Riga	100	100		

Die Menschen sind nicht in demselben Verhältniß ärmer oder reicher *als* der Durchschnitt der ganzen Stadt, in welchem weniger oder mehr *als* durchschnittlich an Wohnungswerth auf sie fällt, sondern wahrscheinlich differirt der Wohlstand weit mehr als der Wohnungscapitalwerth per Kopf, da nach dem Beispiel von Berlin die Wohnungsausgaben der Armen mehr % ihres Einkommens hinwegnehmen als die der Reichen, denn sonst käme nach unserer Tabelle zwischen dem ärmsten und reichsten Stadttheil keine größere Reichthumsdifferenz heraus als zwischen 20 und 366, also die 18fache. Wie schade, daß wir die wahren Durchschnittseinkommen aller Quartalbewohner nicht kennen und auch noch nicht im Stande sind, aus der Wohnungsausgabe unfehlbar auf die Wohlhabenheit zu schließen!

Unsere letzte Tabelle zeigt nun auch noch, daß die einzelnen Quartale im Wohnungswerth bedeutend mehr differiren als im Capitalwerth der Wohnung per Kopf, und zwar ist besonders in der inneren Stadt jedes der 4 Quartale bedeutend über dem Durchschnitt. Diese Erscheinung mag mannigfache Gründe haben, einer ist gewiß der, daß die Häuser in der Stadt durchschnittlich auf gleicher Grundfläche mehr Wohnungsraum haben als in den Vorstädten. Hätten die Stadthäuser auf gleichem bebautem Grunde nur ebenso viel Wohnungsgelaß als in den Vorstädten, dann wäre allerdings jedes Haus absolut billiger, weil kleiner, allein relativ käme auf jeden Einwohner ein viel größerer Capitalwerth, da der gleiche theure Bodenwerth auf eine geringere Anzahl Einwohner sich vertheilen würde; die Abweichungen des absoluten Wohnungswerthes eines Hauses wären geringer und die Abweichungen des Wohnungswerthes per einwohnenden Kopf größer.

Der niedrigste Wohnungscapitalwerth per Kopf ist 41 und 43 Rbl. im 4. St. Petersburger Quartal und im 2. Quartal des 2. Moskauschen Stadttheils. Darüber sagt v. Jung mit Recht in schmerzlichem Ton: „Was müssen das für Wohnungen sein, in denen, selbst bei Annahme einer Rente von 10 % die jährliche Miethe per Kopf etwas über 4 Rbl. beträgt, zumal dieses nur Durchschnittswerthe sind und unbedingt nach beiden Seiten des Mittels starke Extreme erwartet werden müssen" (S. 5). Solche Zahlen sind freilich schwer mit denen anderer Länder zu vergleichen, allein um die Ungeheuerlichkeit solcher Wohnungsverhältnisse zu zeigen, geht es doch an. Dieser Durchschnitt von ganzen Stadttheilen entspricht nämlich ungefähr den Wohnungsausgaben der beiden u n t e r s t e n Schichten

des belgischen Arbeiterstandes, welche per Kopf $11_{,31}$ und $14_{,08}$, d. h. durchschnittlich $12_{,69}$ Fr. für Wohnung verausgaben, was, den Rubel zu $3_{,30}$ Fr., eine jährliche Wohnungsausgabe von $3_{,63}$ Rbl. per Kopf betragen würde. Sicherlich entspricht aber in Belgien mit seinem niedrigen Zinsfuß, $3_{,63}$ Rbl., nicht einem Capitalwerth von nur $36_{,3}$ Rbl., wie v. Jung für Riga annehmen zu müssen glaubt, sondern der Wohnungswerth ist nach einem viel geringeren Zinsfuß sammt Amortisation als 10% zu berechnen. Dazu ziehe man in Betracht die hohen Miethen und hohen Baukosten in Riga, und man wird finden, daß die gesammten Einwohner der beiden genannten Quartale durchschnittlich weit unter den beiden untersten Arbeiterklassen von Belgien stehen. Die französischen Arbeiterbudgets weisen sogar für die 20 untersten Arbeiter eine jährliche Wohnungsausgabe von doch mindestens $4_{,30}$ Rbl. und für die gesammten 39 Arbeiterfamilien von sogar 9 Rbl. per Kopf auf, unter welchen 39 Arbeiterfamilien allerdings 9 in dem wohnungstheuren Paris leben.

Für den Rigenser allbekannt, für den Ausländer aber höchst auffallend ist der gewaltige Unterschied im Baumaterial zwischen Stadt und Vorstädten. Während auf 763 städtische steinerne Wohnhäuser nur ein einziges aus Holz fällt, d. h. $^1/_8$%, sind Wohngebäude

	von Stein	von Holz
in der St. Petersburger Vorstadt	77	1760
„ „ Moskauer Vorstadt . .	24	2569
„ „ Mitauer Vorstadt . . .	23	1847

d. h. ca. 99% von Holz. Die Moskauer und St. Petersburger Vorstadt tragen wieder genau denselben Charakter, nur die Mitauer hat ein klein wenig mehr Steinhäuser im Verhältniß zum Holzbau.

Bei den Speichern, um auch diese für Riga so wichtige Gebäudeart zu erwähnen, ist der Unterschied von Stadt zu Vorstadt nicht so bedeutend.

In den Vorstädten freilich ist der Charakter der Speicher derselbe wie der der Wohnhäuser, Moskauer Vorstadt 1 und Mitauer Vorstadt 3 Steinspeicher, allein in der Stadt sind 66 von 228 d. h. 29% der Speicher von Holz, gegen nur ein hölzernes Wohnhaus und 20 andere Holzhäuser auf 263 steinerne Wohnhäuser und 136 sonstige Steinhäuser.

Endlich ist zur Charakteristik der Armseligkeit Rigascher Wohnhäuser in den Vorstädten von Interesse, daß der Werth eines Speichers in Riga größer ist, 3759 Rbl., als der eines Wohnhauses, 2937 Rbl., ein

Verhältniß, was wohl nirgends sonst vorkommen mag. Dieses Werthverhältniß findet aber auch nur im Durchschnitt von ganz Riga statt; in den beiden Stadttheilen, aus denen dem Werth nach taxirte Speicher verzeichnet sind, der inneren Stadt und der Moskauer Vorstadt, sind die Wohnhäuser durchschnittlich dreimal bis viermal so viel werth als die Speicher.

In der Moskauer Vorstadt ist der Speicher durchschnittlich auf 356 Rbl. taxirt, ein Wohnhaus auf 13[illegible]9 Rbl. Verhältniß wie 100:386.

In der inneren Stadt der Speicher 4455: Wohnhaus 14475=100:324. Also kein wesentlicher Unterschied des Werthverhältnisses von Wohnhaus zu Speicher im Innern der Stadt und in der Vorstadt. Größer sind die Differenzen in den vier Stadtquartalen. Es gilt Rubel

In der Stadt	Speicher.	Wohnhaus.	Verhältniß Speicher	: Wohnhaus.
I. Stadttheil I. Quartal . . .	4780	12112	100	254
I. „ II. „ . . .	4694	17225	100	366
II. „ I. „ . . .	4891	13670	100	279
II. „ II. „ . . .	3924	14972	100	381
Ganz Innstadt	4455	14475	100	324

Also das Quartal nächst der Citadelle und das zwischen Kalkstraße und Sünderstraße haben theure Speicher und billige Wohnhäuser. Das Quartal zunächst der Moskauer Vorstadt und das zwischen Kalkstraße und Sandstraße die billigsten Speicher und theuersten Wohnungen. Das entspricht auch ganz dem äußern Anschein der hauptsächlichsten Straßen, in denen anständige Häuser stehen.

Das zweite, übrigens nur sehr kurze Capitel des v. Jung'schen Werkes beschäftigt sich mit dem Besitzstand der Gebäude und hat für die Wohnungsfrage geringeres Interesse. Die Hauptzahlen sind die folgenden:

Es gehören	Gebäude an Zahl.	Procent.	Gebäude im Werth. Rubel.	Procent.
der Krone	14	0,17	1,019,073	3,76
der Stadt	211	2,40	2,090,182	7,72
Kirchen und Klöster	61	0,60	375,915	1,38
verschiedenen Ständen . . .	81	0,92	286,220	1,05
verschiedenen Stiftungen . .	36	0,41	287,438	1,06
Privatgesellschaften	28	0,31	365.599	1,35
Privatpersonen	8,346	95,07	22.620,145	83,64
Summa	8,777	100	27,044,572	100

Zu den detaillirteren Angaben, in welchem Verhältniß an den Gebäuden für Unterricht, Armen- und Krankenversorgung die Stadt, die Stiftungen und Stände, im Gegensatz zu dem geringen Antheil des Staates an denselben, participiren, bemerkt der Verfasser mit Recht, daß sie den Stempel autonomer ständischer Entwicklung tragen, und dabei ist das Jahr 1866 ein sehr unglücklich gewähltes, denn unter den Gebäuden ist das Polytechnikum, welches außer der Universität des schweizerischen rein städtischen Halbcantons Basel einzig in seiner Art dasteht, als fast ausschließlich von der Stadt und den städtischen Corporationen errichtet, nicht für locale Zwecke, sondern für die weitesten Kreise berechnet.

Ausführlicher ist das dritte Capitel über die Besteuerung der Gebäude behandelt; gerade der Besteuerung verdanken wir ja die werthvolle Gebäudestatistik.

Als Steuern werden angeführt:

die Polizeiabgaben mit $1/5$ % des Capitalwerths,
„ Quartierabgaben mit $2/5$ % des Capitalwerths,
„ Straßenpflastersteuer mit 2% des Revenüenertrags,
„ Erleuchtungsabgaben mit $1\frac{1}{2}$ % des Revenüenertrags,
„ Kronsimmobiliensteuer mit $0{,}138$ % des Capitalwerths.

Diese Steuern treffen nun aber nicht jedes Gebäude, sondern von der einen Steuer sind diese, von der andern jene Gebäude eximirt. So werden von allen Gebäuden getroffen durch

die Polizeiabgaben . . .	$82{,}81$
„ Straßenpflastersteuer .	$82{,}08$
„ Quartierabgaben . .	$77{,}90$
„ Erleuchtungsabgaben .	$97{,}33$
„ Kronsimmobiliensteuer	$89{,}31$

Der Raum gebricht uns leider näher darauf einzugehen, wie alle verschiedenen Steuern zusammen auf den verschiedenen Quartalen der Stadt lasten, noch viel weniger aber können wir verfolgen, wie die einzelnen Steuern in einzelnen Stadttheilen verschieden sich vertheilen, dafür müssen wir auf das Buch selbst verweisen, das wir ja dem Leser durch unseren Aufsatz nicht ersetzen, sondern zum besonderen Detailstudium empfehlen wollen.

Wir gehen mit einen Sprung gleich wieder zu einem der für uns interessantesten Stellen der Schrift über, welche verschiedene Erscheinungen mit einander in Verbindung setzt. Durch verschiedene Rechnungen findet v. Jung, eine wie große Steuer auf jeden Einwohner eines Wohnhauses kommt. Wir setzen neben die Jung'schen Ordnungszahlen diese Steuerbeträge selbst. Mit diesen hat v. Jung die Ordnungszahlen der Personenzahl verglichen, welche auf je 1000 Rbl. Capitalwerth kommen. Diese Ordnungszahlen bleiben dieselben, wenn wir statt der variirenden Anzahl Menschen auf gleichen Capitalwerth, den variirenden Capitalwerth für je einen Menschen setzen.

	Auf jeden Einwohner fällt an Haussteuer. Rubel.	Ordnungszahl.	Jeder Einwohner hat einen Wohnungswerth inne von Rubel.	Ordnungszahl.	Ordnungszahl nach v. Jung.
Stadt I. Stadttheil II. Quartal .	$7,_{19}$	1	740	1	16
" II. " I. " .	$7,_{03}$	2	725	2	15
" II. " II. " .	$6,_{74}$	3	695	3	14
" I. " I. " .	$4,_{47}$	4	461	4	13
St. Petersb. Vorst. III. Quartal.	$1,_{85}$	5	191	5	12
Mosk. Vorst. I. Stadtth. I. Quart.	$1,_{69}$	6	175	6	11
St. Petersb. Vorst. II. Quartal .	$1,_{65}$	7	171	7	10
Mitauer Vorstadt I. Quartal . .	$1,_{59}$	8	164	8	9
Mosk. Vorst. I. Stadtth. II. Quart.	$1,_{30}$	9	135	9	8
Mitauer Vorstadt II. Quartal . .	$1,_{11}$	10	114	10	7
Mosk. Vorst. I. Stadtth. III. Quart.	$0,_{77}$	11	79	11	6
" " II. " I. " .	$0,_{72}$	12	75	12	5
Mitauer Vorstadt III. Quartal .	$0,_{68}$	13	71	13	4
St. Petersb. Vorstadt I. Quartal	$0,_{55}$	14	57	14	3
Mosk. Vorst. II. Stadtth. II. Quart.	$0,_{41}$	15	43	15	2
St. Petersb. Vorstadt IV. Quartal	$0,_{39}$	16	41	16	1
Ganz Riga	$1,_{98}$		202		

Betrachten wir diese beiden neben einander herlaufenden Reihen, so finden wir, daß in jedem Stadttheil die Menschen genau in dem Verhältniß besteuert werden, als sie einen bestimmten Wohnungswerth inne haben. Die Steuer beträgt nämlich in der obigen Reihenfolge folgende % vom Wohnungswerth:

$0,_{96}$, $0,_{97}$, $0,_{97}$, $0,_{97}$, $0,_{97}$, $0,_{97}$, $0,_{96}$, $0,_{96}$, $0,_{97}$, $0,_{97}$, $0,_{96}$, $0,_{96}$, $0,_{97}$, $0,_{95}$, $0,_{95}$.

v. Jung setzt nun auffallender Weise die Ordnungszahl der Einwohner, welche auf einen bestimmten Wohnungscapitalwerth kommen, so, daß er das Quartal, welches die wenigsten Einwohner auf 1000 Rbl. Capitalwerth hat, mit der höchsten Ordnungsnummer beziffert. Das schadet an und für sich freilich nicht, allein wohl gerade dadurch, daß seine beiden Ordnungsreihen für die Steuer per Einwohner, und Einwohner per 1000 Rbl. Capitalwerth sich entgegenlaufen, kommt er zu folgendem uns unverständlichen Schluß: „Giebt die Wohnung, wie wir das behaupten zu können glauben, wirklich einen Maßstab für die Wohlhabenheit der Bevölkerung, so finden wir hier, daß die Immobiliensteuer in den einzelnen Quartalen der Stadt der Wohlhabenheit ihre Bevölkerung umgekehrt proportional ist.“ S. 16.

Daß die Steuer „der Wohlhabenheit umgekehrt proportional sein soll“, kann man doch nicht anders verstehen, als daß Jemand um so weniger Steuer zahlen muß, je wohlhabender er ist, und um so mehr, je ärmer. Das trifft nun aber nach der v. Jung'schen Ansicht, daß die Wohnungsausgabe ein Maßstab der Wohlhabenheit ist, gar nicht zu, denn Jeder zahlt eine seinem Wohnungswerth auffallend genau entsprechende Steuer, also auch nach v. Jung eine der Wohlhabenheit auffallend genau entsprechende Steuer, da die Steuer der Wohnung entspricht und die Wohnung der Wohlhabenheit entsprechen soll. Unserer Ansicht nach freilich ist nicht gesagt, daß eine den Wohnungsausgaben entsprechende Steuer den Gesammtausgaben entspricht. Nach dem Beispiel von Berlin wenigstens ist in der oberen Klasse der Bevölkerung mit mehr als 1000 Thlr. Einnahme per Familie die Gebäudesteuer eine um so höhere Einkommensteuer, je ärmer die Familie ist, d. h. es belastet das Einkommen progressiv nach unten — gewiß keine rationelle Steuer. Wenn z. B. in Berlin die Wohnungssteuer 10% ausmachte, so träfe sie die Familie, welche 1200 Thlr. Einkommen hat und davon 26% auf Wohnung verwendet, wie eine Einkommensteuer von $2_{,6}$%, hingegen die Familie, welche bei 70,000 Thlr. Einkommen nur $2_{,6}$% auf Wohnung verwendet, nur wie eine Einkommensteuer von $0_{,26}$%. Der Aermere wird dem Einkommen nach 10 Mal höher getroffen als der Reichere. Nach den Resultaten der Berliner Wohnungsstatistik könnte man also wohl, wenn auch nicht mathematisch genau, sagen, daß eine Besteuerung aller Wohnungen mit gleichen Procenten die Menschen der Wohlhabenheit umgekehrt

proportional trifft, aber nicht nach der Annahme v. Jung's, daß bei allen Reichthumsklassen die Wohnungsausgaben in einem bestimmten Verhältniß zu der Gesammtsausgabe stehen.

Höchst wichtig sind in diesem Capitel die genauen Steuerberechnungen, da sie, wie v. Jung mit Recht sagt, sehr interessante Blicke in gewisse Culturverhältnisse thun lassen.

Die Summe aller gezahlten Gebäudeabgaben betrug 1866 218,402 Rbl. 37 Kop. Das würde auf den Gesammtwerth der städtischen Immobilien von 27,044,572 Rbl. $0{,}_{80}$ % ausmachen, da jedoch von jeder Steuer gewisse Gebäude frei sind, so beträgt die Steuer $0{,}_{97}$ % der wirklich versteuerten ca. 22½ Millionen Capitalwerth. Auf die einzelnen Abgaben vertheilt giebt das folgenden Unterschied:

Die Abgaben betragen	Procent vom wirklichen Werth.	Procent vom steuerpflichtigen Werth.
Polizei	$0{,}_{16}$	$0{,}_{200}$
Pflaster	$0{,}_{10}$	$0{,}_{133}$
Quartier	$0{,}_{31}$	$0{,}_{400}$
Erleuchtung	$0{,}_{09}$	$0{,}_{100}$
Kronsabgaben	$0{,}_{12}$	$0{,}_{138}$
Summa	$0{,}_{78}$	$0{,}_{971}$

In Wahrheit ist die Steuerquote nach dem wahren Werth bemessen noch niedriger, nämlich nur $0{,}_{74}$ % des wahren Capitalwerths, denn die Steuer wird mit Ausnahme der Immobilienkronssteuer von den Gebäuden nach den sog. Netto-Revenüen oder wo es keine Revenüen- sondern eine Capitalsteuer ist, nach den Netto-Revenüen-Capitalwerth berechnet, der durch Multiplicirung der Netto-Revenüen mit 15 gefunden wird. Diese Netto-Revenüen werden ermittelt durch Abzug gewisser Ausgaben, welche in ganz Riga betragen:

Grundgelder	34,074	Rbl.	26	Kop.
Schornsteinfegergelder	22,982	„	60	„
Kosten für Privetreinigung	38,764	„	7	„
Kosten für Straßenreinigung	64,977	„	31	„
Reparaturkosten	275,056	„	25	„
Summa	435,854	Rbl.	49	Kop.

Diese 435,857 Rbl. 49 Kop. geben von den 1,894,053 Rbl. 50 Kop. Bruttorevenüen ab, so daß die Nettorevenüen 1,458,199 Rbl. 1 Kop. betragen.

Da der Capitalwerth durch Capitalisirung nach dem Zinsfuß von $6^2/_3$ % gefunden wird, ist der

	Bruttocapitalwerth	28,410,802 Rbl.,
	Nettocapitalwerth	21,872,985 „
der Abzugscapitalwerth		6,537,817 Rbl.

Diese 6,537,817 Rbl. sind 23 % des Bruttocapitalwerths, von demselben gehen also 23% ab, so daß, wie die Tafel auf S. 17 zeigt, von jedem 1000 Rbl. Gebäudewerth nur 1000 — 230=770 besteuert werden, was die obigen $0_{,74}$ % des wahren Capitalwerths ausmacht.

Dieser durch die genannte Ausgaben bedingte Abzug ist nun keineswegs in allen Quartalen der gleiche von 23,%, sondern er variirt von $13_{,5}$ % im zweiten Quartal des ersten innern Stadttheils bis zu $39_{,0}$ % im ersten Quartal der St. Petersburger Vorstadt. Bei so verschiedenen Abzügen wird der wirkliche Capitalwerth der Gebäude sehr ungleich belastet, nämlich im Maximo mit $0_{,83}$ %*) in dem genannten zweiten Quartal des ersten Stadttheils der Binnenstadt, und im Minimo mit $0_{,38}$ % im ersten Quartal der St. Peterburger Vorstadt. Gegen den Durchschnitt von 23 % = 100 gesetzt, ist der Unterschied von Maximum und Minimum 173 und 59.

Wir unterlassen hier die einzelnen Quartale alle aufzuführen mit ihren Ungleichheiten, welche allerdings, wie v. Jung sagt, zeigen, daß gleiche in verschiedenen Stadttheilen in Gebäude gesteckte Capitalien verschieden belastet sind, ohne daß jedoch hieraus ein Schluß auf drückendere oder weniger drückendere Belastung gezogen werden kann, indem eben die Verwaltungs- und Unterhaltungskosten eines Hauses verschieden sind. Wie sehr die einzelnen Posten in verschiedenen Quartalen von einander abweichen, mag man am besten aus den Abweichungen des Maximums und Minimums von dem Durchschnitt sehen, welche aus der Tabelle 8 entnommen sind.

---

*) In der Tabelle S. 17 bei v. Jung steht freilich auch ein Procentsatz von $0_{,97}$ % für das erste Quartal des ersten Stadttheils der innern Stadt, allein das muß ein Rechen- resp. Druckfehler sein, und muß heißen $0_{,81}$ %, denn $0_{,97}$: 1000 = $0_{,81}$: 832.

	Maximum.			Minimum.			Durchschnitt.		Verhältnißzahlen.		
	R.	K.		R.	K.		R.	K.	Max.	Durchsch.	Min.
Grundgelder	5	91	Mit. Vorst III.	–	18	Stadt I., II.	1	19	497	100	15
Schornsteinfegergelder . .	1	56	Mosk. V. II., II.	—	52	Stadt I., II.	—	80	195	100	65
Privetreinigung . . .	2	49	Mosk. V. II., I.	—	81	Pet. V. II., II.	1	36	183	100	60
Straßenreinigung	3	57	Pet. Vorst III.	—	5	Pet. Vorst. IV.	2	28	152	100	2
Reparaturkosten	16	19	Pet. Vorst. I.	5	27	Stadt I, II.	9	68	167	100	54

Der weitaus wichtigste Posten der in Abzug gebracht wird, ist Reparatur, der im Durchschnitt fast doppelt so hoch ist als alle vier andern Posten zusammen. Grade diese Reparaturkosten zeigen aber auch, daß die nach diesem Abzug besteuerten Revenüen oder deren Capitalbetrag das richtige Steuerobject sind, wenn ein Haus taxirt wird nach seinem capitalisirten Miethertrage. Da muß eine ganz andere Quote für Ausbesserung bei Holzhäusern abgezogen werden als bei Steinhäusern. So ist denn auch in allen vier Quartalen der inneren, steinernen Stadt die Reparaturquote weit unter dem Durchschnitt, nämlich:

Innere Stadt	I. Stadttheil	I. Quartal	$6_{,65}$	Rbl.	=	69
" "	I. "	II. "	$5_{,27}$	"	=	54
" "	II. "	I. "	$6_{,41}$	"	=	66
" "	II. "	II. "	$6_{,49}$	"	=	67
		Ganz Riga	$9_{,68}$	Rbl.	=	100

Ebenso sind aber auch alle anderen Quoten in der inneren Stadt, mit Ausnahme der Straßenreinigung in einem einzigen Quartal, unter dem Durchschnitt von ganz Riga. Auch das ist keine Benachtheiligung der inneren Stadt in der Besteuerung, denn ein großes Steinhaus von 50,000 Rbl. Werth, verursacht nicht zehnfache Kosten für Reinhaltung der Straßen, des Privets, der Schornsteine und hat auch nicht die zehnfache Grundfläche eines Wohnhauses von 5000 Rbl. Werth in einer der Vorstädte.

Mit Anerkennung dieser durchschnittlich gerechten Abzüge soll allerdings nicht gesagt sein, daß in keinem Falle ein Hausbesitzer durch wissentlich oder unwissentlich falsche Taxirung resp. Angabe der Abzüge vor anderen benachtheiligt oder bevorzugt ist; das kann man den Zahlen, wie sie publicirt sind, nicht ansehen.

In der Tabelle 8, in welcher die vorstehenden Angaben sich finden, steht nun auch die Immobiliensteuer, welche vom wahren Bruttorevenüenwerth erhoben wird, und hier zeigt sich, daß alle 4 Quartale der Binnenstadt mehr Abgaben von gleichem Capitalwerth zu zahlen haben als die drei Vorstädte:

Innere Stadt	I. Stadttheil	I. Quartal	$8_{,07}$	Rbl.	= 108
„ „	I. „	II. „	$8_{,39}$	„	= 112
„ „	II. „	I. „	$8_{,17}$	„	= 109
„ „	II. „	II. „	$8_{,14}$	„	= 109
		Ganz Riga	$7_{,47}$	Rbl.	= 100

d. h. in der Stadt existiren keine Häuser von weniger als 300 Rbl. Capitalwerth, welche als von der Kronsimmobiliensteuer eximirt in einigen Quartalen der Vorstädte große Abzüge bewirken.

Endlich enthält dieselbe Tabelle 8, welche Stoff zu vielen interessanten Betrachtungen bietet, noch die Summe aller Auslagen, welche dem Hauseigenthümer resp. dem Miether erwachsen, also Grundgelder, Schornstein-, Straßen- und Privet-Reinigung, Reparaturen und Immobiliensteuer. In der Gesammtheit ist die Binnenstadt zu niedrig besteuert, denn auf einen Bruttorevenüenwerth von 1000 Rbl. wird bezahlt:

		Rubel.	
I. Stadttheil	I. Quartal	$19_{,24}$	= 84
I. „	II. „	$17_{,38}$	= 76
II. „	I. „	$18_{,67}$	= 82
II. „	II. „	$18_{,84}$	= 82
	Ganz Riga	$22_{,78}$	= 100

Dagegen ist namentlich die Moskauer Vorstadt zu stark belastet auf gleichem Bruttorevenüenwerth:

I. Stadttheil	I. Quartal	$27_{,43}$	Rbl.
I. „	II. „	$27_{,55}$	„
I. „	III. „	$28_{,35}$	„
II. „	I. „	$27_{,56}$	„
II. „	II. „	$28_{,96}$	„

Dasselbe gilt in starkem Maßstabe auch noch für das III. und namentlich das I. Quartal der St. Petersburger Vorstadt, welche $28_{,31}$ resp. $32_{,41}$ Rbl. Auslagen verlangen, in schwächerem Maßstabe gilt das jedoch von allen Quartalen aller Vorstädte.

Fast kommt man in Versuchung an eine Ueberbürdung der Vorstädte zu glauben, allein diese ist aus den Zahlen nicht zu beweisen, denn diese Addition aller Auslagen, welche ein Haus verursacht, Steuern aller Art und Reparaturkosten, ist eine etwas sonderbare; es wird addirt, was in gar keinem rechten Zusammenhang mit einander steht, mit der Addition ist Nichts gesagt, viel weniger etwas bewiesen. Indessen da der Verfasser nicht in der Lage war, überall zu motiviren, zu welchen Zwecken er sein Material so oder so geordnet hat, wollen wir selbst über eine so auffallende Gruppirung nicht aburtheilen.

Am Schlusse dieses Capitels macht v. Jung, gestützt auf Tabelle 9, welche die Polizeisteuer, Pflastersteuer, Erleuchtungssteuer, Privetreinigung und Straßenreinigung per Einwohner berechnet, eine Zusammenstellung mit der Wohnungsdichtigkeit, und sagt: „Die Tabelle 9 zeigt uns, wie hoch die Befriedigungsmittel für gewisse mit der communalen Cultur in unauflöslichem Zusammenhang stehende Bedürfnisse in den einzelnen Quartalen sind, und weist damit überhaupt auf die Cultur-Verhältnisse derselben hin. Erinnern wir uns nun, daß wir im ersten Capitel unserer Arbeit aus der Wohnungsdichtigkeit der Bevölkerung in den einzelnen Quartalen deren Wohlhabenheit glaubten darstellen zu können, und halten wir fest, daß im Allgemeinen, bis zu einem gewissen Grade Wohlhabenheit und Cultur sich gegenseitig bedingen, so muß, wenn unsere Form der Darstellung der Cultur und Wohlhabenheit der Quartale auf Richtigkeit Anspruch erheben will, in beiden Gruppen Uebereinstimmung herrschen. Ordnen wir deßhalb unsere Quartale: nach der Höhe der Ausgaben, welche per Kopf für die obenerwähnten Bedürfnisse verausgabt werden und nach der Personenzahl, welche derselbe Wohnungswerth inne hat, derart, daß das Quartal, wo die meisten Mittel verausgabt werden und die wenigsten Personen zusammen wohnen, als das reichste und cultivirteste durch die Zahl 1, und das Quartal, welches die wenigsten Mittel für denselben Zweck verausgabt und wo die meisten Personen auf demselben Wohnungswerth zusammen wohnen, als das ärmste und uncultivirteste durch die Zahl 16 repräsentirt wird, so finden wir in der That eine schlagende Uebereinstimmung beider Rangordnungen, die zwar im einzelnen Fall, wohl bedingt durch rein zufällige Verhältnisse (wie die Lage der Ambaren, des Markts u. s. w. welche einzelne Ausgaben maßgebend beeinflussen) Abweichungen aufweisen, im Allgemeinen aber den engen Zusammen-

hang von Wohlhabenheit und Cultur auch für unsere Stadt constatiren." S. 18 und 19.

Die beiden Ordnungsreihen v. Jung's vervollständigen wir durch Beifügung der Summen, welche auf jeden Einwohner für die genannten Culturzwecke fällt, und durch die Summen, welche auf jeden Einwohner als Wohnungscapitalwerth fallen, endlich durch die Verhältnißzahlen jeder dieser beiden Summen gegen die Durchschnittssumme der ganzen Stadt Riga.

Stadttheil. Quartal.	1. Ausgaben für Polizeisteuer, Pflaster, Erleuchtung, Straßen und Privetreinigung per Einwohner Rubel.	2. Wohnungscapitalwerth per Einwohner. Rbl	3. Ordnungszahlen für Spalte 1.	4. Ordnungszahlen für Spalte 2	5. Ausgaben für Polizei 2c. 2c. gegen den Durchschnitt.	6. Wohnungscapitalwerth gegen den Durchschnitt.
Stadt II., II. . . .	6,60	695	1	3	330	344
„ II., I. . . .	6,30	725	2	2	315	358
„ I., II. . . .	6,12	740	3	1	306	366
„ I., I. . . .	4,30	461	4	4	220	228
Mosk. Vorstadt I., I. .	2,58	175	5	6	129	87
St. Pet. Vorst. III. .	2,36	191	6	5	118	95
„ „ „ II. .	1,66	171	7	7	83	85
Mosk. Vorst. I., II. .	1,65	135	8	9	83	67
Mitauer Vorst. I . .	1,55	164	9	8	78	81
Mosk. Vorst. I., III. .	0,98	79	10	11	49	39
Mitauer Vorst. II. .	0,93	114	11	10	47	56
„ „ III .	0,74	71	12	13	37	35
Mosk. Vorst. II., I. .	0,73	75	13	12	37	37
St. Pet. Vorst. I. .	0,72	57	14	14	36	28
Mosk. Vorst. II., II. .	0,45	43	15	15	23	21
St. Pet. Vorst. IV. .	0,35	41	16	16	18	20
In der ganzen Stadt	2,01	202			100	100

Das Factum des Zusammenhanges zwischen den genannten Ausgaben und dem Wohnungswerth existirt nun allerdings, wenn auch nicht von Quartal zu Quartal, so doch, wenn wir je 2 Quartale zusammen nehmen. Dann sind die genannten Ausgaben da immer größer, wo der Wohnungswerth größer ist.

In je 2 Quartalen.	Cultur-ausgaben per Einwohner. Rbl.	Wohnungs-capitalwerth per Einwohner. Rbl.	Verhältniß gegen den Durchschnitt.	
In je 2 Quartalen	6,43	710	323	351
	5,25	600	263	297
	2,47	183	124	91
	1,66	153	83	76
	1,26	122	63	60
	0,84	93	42	46
	0,72	66	36	33
	0,40	42	20	21
	2,01	202	100	100

Was wir v. Jung gegenüber wieder leugnen müssen, das ist der enge Zusammenhang zwischen Wohlhabenheit und diesen von ihm „Ausgaben für Culturzwecke" genannten Ausgaben. Einmal stehen diese Ausgaben nicht einmal in einem quantitativ bestimmten Verhältniß zu den Ausgaben, welche in jedem Stadtquartal auf die Wohnung fallen, denn die Abweichungen vom Mittel sind wesentlich andere bei diesen Culturzwecken und bei den Ausgaben für Wohnung überhaupt. In den ärmeren Quartalen zwar stehen beide Ausgaben in einem ziemlich engen quantitativen Verhältniß zu einander, allein in den wohlhabenden Quartalen, den vieren der inneren Stadt und denjenigen beiden vorstädtischen, welche am wenigsten Dorfcharakter haben, dem dritten Petersburger und dem 1. Quartal des ersten Moskauschen Stadttheils, stehen die Hauptausgaben für Wohnung und die Nebenausgaben (für Culturzwecke) durchaus nicht in sehr engem Connex. In den 4 binnenstädtischen Quartalen sind die Ausgaben für die Wohnung überhaupt bedeutend mehr über dem Durchschnitt als die Ausgaben an Polizei-, Pflaster- und Erleuchtungssteuer und Reinlichkeit. Unserer Ansicht nach ist das auch nicht auffallend, denn bei sehr viel theureren Wohnungen, kann, wenn man all die genannten Operationen auch sorgfältiger und öfter vornehmen läßt als in den billigen Wohnungen der unteren Klassen, doch nicht Beleuchtung und Vereinigung in demselben Grade wachsen.

Auffallender könnte hiernach scheinen, daß in den gleichfalls fast ganz städtischen Charakter tragenden 2 Quartalen der Vorstadt (Petersburg III und Moskau I,1) die Ausgaben für Reinigung und Sicherheit, um 12 und 23% über dem Durchschnitt stehen, während der Capitalwerth per

Kopf 5 und 13 % darunter bleibt; allein auch das darf nicht auffallen, denn auf den Kopf kommt hier so viel weniger Capitalwerth als in der Innenstadt, weil der theure Grund und Boden wegfällt, und weil aus Holz gebaut wird. Hierzu werden die hier wohnenden Leute aus den bessern Ständen um Nichts weniger reinlich im Hause und vor dem Hause sein als Leute gleicher bürgerlicher Stellung in der inneren Stadt. Per Einwohner kann also wohl die Wohnung verhältnißmäßig im Ganzen billig sein, während die Nebenausgaben für die Wohnung verhältnißmäßig hoch auflaufen.

Ist nun hiernach schon nicht einmal der Wohnungsausgabe entsprechend groß, was v. Jung als Ausgaben für Culturzwecke schildert, indem in den 4 Stadtquartalen diese durchschnittlich 1 % betragende Ausgabe per Einwohner nur 0,95, 0,87, 0,83, 0,95 % des Wohnungscapitalwerths ausmachen, während sie sich in den vorstädtischen Quartalen auf 1,47, 1,24, 0,97, 1,22, 0,94, 1,24, 0,82, 1,04, 0,97, 1,26, 1,05, 0,85 belaufen, so stehen diese Ausgaben noch weniger in einem bestimmten Verhältniß zu den Gesammtausgaben des Menschen. Nach unseren obigen Ausführungen betrage; in der oberen Klasse der Bevölkerung die Wohnungsausgaben weniger Procente von den Gesammtausgaben, sind nun nach dieser letzten Ausführung in den oberen Klassen die Nebenausgaben für Wohnung auch weniger % als in den unteren Klassen, so müssen diese Nebenausgaben bei den Reichen viel weniger Procente aller Ausgaben betragen als bei den Armen, denn erstens geben immer weniger Procen.e auf Wohnung und zweitens betragen die Nebenausgaben immer weniger Procente der Wohnungsausgaben, folglich sind die Nebenausgaben erst recht geringe Procente aller Ausgaben der Reichen. Wird etwa, um nur ein allerdings crasses aber bezeichnendes Beispiel zu gebrauchen, eine Familie, welche 20,000 Rbl. jährlich zu verzehren hat, ihr Privet 10 Mal mehr reinigen lassen als eine Familie mit 2000 Rbl.?

Das 4. Capitel der Gebäudestatistik endlich beschäftigt sich mit den Unterabtheilungen der Wohnhäuser, den einzelnen Wohnungen.

Bei Besprechung dieses wichtigen Punktes werden wir weniger ausführlich sein als bei den vorangehenden. Einmal sind wir hier mit den Schlüssen, welche der Verfasser andeutet, mehr einverstanden, und dann finden wir vielleicht später einmal Gelegenheit wenigstens diesen Punkt in einer eigenen Skizze mit der Wohnungsstatistik anderer Städte zu vergleichen. Die Berliner Wohnungsstatistik ist schon erschienen und die Hamburger,

welche den Rigaschen Verhältnissen schon analogere Ergebnisse bieten wird, soll im Verlauf dieses Jahres erscheinen.

Die Gesammtzahl der Wohnungen beträgt in den 7004 Wohnhäusern Rigas:

	Zahl.	Procent.	Per Wohnhaus.
Im Keller	484	2,77	0,07
Im Parterre	11,795	67,63	1,65
In der 1. Etage	2,081	11,93	0,30
" " 2. "	733	4,22	0,10
" " 3. "	327	1,87	0,05
" " 4. " oder im Dache	2,015	11,55	0,29
	17,435	100	2,59

Die Bauart Rigas spiegelt sich recht deutlich wieder in dem Antheil jedes Quartals an den verschiedenen Höhelagen. So liegen von den Kellerwohnungen, welche übrigens theilweise wohl in den Vorstädten durch Straßenerhöhungen aus Parterrewohnungen zu Kellerwohnungen degradirt sind, fast gar keine in der inneren Stadt, dort werden sie wirklich als Keller benutzt; hingegen liegt faßt genau die Hälfte aller Kellerwohnungen in dem zweiten und dritten Quartal des ersten Moskauschen Stadttheils, worauf das benachbarte erste Quartal des ersten Moskauschen Stadttheils, das dritte Petersburger und das städtische erste Quartal der Mitauschen Vorstadt folgt. Die je 2 mehr dorfähnlichen Quartale jeder der drei Vorstädte haben zusammen nur 36 Kellerwohnungen.

Recht charakteristisch im Vergleich mit andern Städten sind die vielen Parterrewohnungen, weit über die Hälfte aller, so daß nur in der Stadt mehr Wohnungen der ersten Etage als Parterrewohnungen vorkommen. Sehr bezeichnend ist ferner, daß in dem Quartal mit den meisten Parterrewohnungen, dem ersten Quartal des zweiten Moskauschen Stadttheils auf 2114 Parterrewohnungen nur 6 Kellerwohnungen, 44 in erster Etage und gar nur 63 Dachwohnungen kommen. Was sind das für ärmliche Häuser, von denen nicht einmal 3% Dachwohnungen haben. Unlust unter dem Dache zu wohnen kann in diesem Stadttheil nicht der Grund sein, sondern die Wohnungen werden wohl einen Bewohner über dem Parterre aus technischen Rücksichten gar nicht gestatten, und sind auch nicht unterkellert.

Die Wohnungen erster Etage finden sich außer in der Stadt nur in den städtischen Theilen der Vorstädte und in dem immer mehr dörflichen der Moskauschen Vorstadt.

Die zweite Etage, in deren Seltenheit Riga vor anderen Städten ähnlicher Größe wohl einzig dastehen mag, kommt mit Ausnahme von 19 Wohnungen nur in der inneren Stadt und den paar großen Häusern der Mitauschen Vorstadt vor. Die dritte Etage gar mit überhaupt nur 327 Wohnungen findet sich in keinem Quartal der Vorstädte.

Unter den Dachwohnungen endlich stehen obenan die Petersburger Quartale rechts und links von der großen Alexanderstraße, wo man das Wohnen unter dem Dach auch recht füglich als Wohnen in der ersten Etage bezeichnen kann, da solche Wohnungen oftmals im Innern gar nicht den Eindruck von Dachwohnungen machen, und auch von Außen wie Giebelstuben meistens nur von der Straße betrachtet aussehen.

Von einer Vergleichung mit einer Stadt wie Berlin kann hier nicht die Rede sein, nur von einem Contrast. Dafür genügen folgende Zahlen:

	Zahl der Berliner Wohnungen.		Procent.	Riga Procent.
Im Keller	11,985	=	9,4	2,77
„ Parterre	26,926	=	21	67,63
In der 1. Etage	30,699	=	24	11,93
„ „ 2. „	28,403	=	22,2	4,22
„ „ 3. „	21,784	=	17	1,87
„ „ 4. „ und mehr .	7,260	=	5,7	11,55
Im Entresol	923	=	7,2	—
Summa	127,980	=	100	100

Man braucht auf die Differenzen kaum aufmerksam zu machen, so colossal sind dieselben, in Berlin Parterre erste und zweite Etage fast gleich, nämlich einige 20%, in Riga 68%, 12% und 4%! In Berlin noch einmal so viel Kellerwohnungen als Dachwohnungen, in Riga 4 Mal so viel Dach- als Kellerwohnungen.

Beide Wohnungsarten im Keller und unter dem Dache, d. h. die ungünstigsten machen zusammen in beiden Städten 14 bis 15% aus, ob aber die vielen Berliner Kellerwohnungen oder die vielen Rigaschen Dachwohnungen besser sind, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich mich zu Gunsten von Riga erklären möchte, da wie eben gesagt, viele Dachwohnungen als Bel-Etagen von Leuten aus den obersten Ständen

bewohnt werden können. Hingegen welch ein Unterschied mag zu Ungunsten Rigas in der Mehrzahl der Parterrewohnungen, die das ganze Haus ausmachen gegen die Berliner Parterrewohnungen, welche gleich viele Wohnungen, erster und zweiter Etage tragen, stattfinden!

Doch hier genug der Contraste.

Schon mehr mit Berlin zu vergleichen ist die Anzahl der Wohnungen, welche je eine bestimmte Zimmerzahl haben. Wir geben für beide Städte nur die Procentzahlen:

	Riga.	Berlin.
Wohnungen mit 1 Zimmer .	53,1 %	49,7 %
" " 2 " .	23,3 "	26,4 "
" " 3 " .	9,6 "	12,3 "
" " 4 " .	5,0 "	4,0 "
" " 5—7 " .	6,2 "	5,2 "
" " 8 und mehr	1,4 "	1,5 "
	100 %	100 %

Hierbei sei übrigens bemerkt, daß für Berlin die Angaben gemacht sind, nicht wie viel Zimmer eine Wohnung hat, sondern wie viele heizbare Zimmer. Hier ist nun die Aehnlichkeit eine ungemein große, die verschiedenen Wohnungsarten differiren kaum um ein paar Procente. Trotzdem wollen wir uns wohl hüten daraus auch nur Näherungsschlüsse für Wohlhabenheit der Leute, Güte der Wohnung u. s. w. zu ziehen.

Suchen wir uns aus dem reichen Detail, welches v. Jung für die verschieden großen Wohnungen in verschiedenen Stadttheilen giebt, das charakteristischste heraus, die Wohnungen mit nur einem Zimmer, so ist die Reihenfolge nach den 4 großen Stadtgruppen:

In der Stadt	28,2 %
" " St. Petersburger Vorstadt	50,7 "
" " Mitauer Vorstadt	58,6 "
" " Moskauer Vorstadt	63,7 "
" " ganzen Stadt	53,1 "
" " Stadt II. Stadttheil II Quartal	23,4 "
" " " II. " I. "	26,3 "
" " " I. " II. "	26,7 "
" " Moskauer Vorstadt I. Stadtth. I. Quart.	33,6 "
" " Stadt I. Stadttheil I. Quartal	37,4 "

In der Petersb. Vorstadt	II. Quartal	. . .	40,9 %
" " " "	III. "	. . .	47,1 "
" " Moskauer Vorstadt	I. Stadtth. II. Quart.		51,8 "
" " Mitauer Vorstadt	I. Quartal	. . .	51,9 "
" " " "	II. "	. . .	58 "
" " Petersb. "	IV. "	. . .	67,1 "
" " Moskauer "	II. Stadtth. I. Quart.		68,1 "
" " Mitauer "	III. Quartal	. . .	68,8 "
" " Moskauer "	I. Stadtth. III. Quart.		71,5 "
" " " "	II. " II. "		72,5 "
" " Petersb. "	I. Quartal	. . . .	75,2 "

Das sind für die einzelnen Quartale gewaltige Differenzen; von 23 bis 75% aller Wohnungen einzimmerig. Höchst auffallend sind daneben die Maxima und Minima in den Wohnungen mit 2 und mehr Zimmern.

Wohnung mit	Maxima.	Minima.
1 Zimmer	75,2 %	23,4 %
2 "	30,1 "	16 "
3 "	20,7 "	3,6 "
4 "	13,9 "	1,1 "
5 "	10,3 "	0,3 "
6 "	7,4 "	0,1 "
7 "	4,1 "	—
8 "	1,9 "	—
9 "	1,0 "	—
10 "	2,2 "	—

Verfolgen wir die bedenklichen 53% Wohnungen von nur einem Zimmer auch noch durch die verschiedenen Höhenlagen nach der großen Tabelle 13, so finden wir, daß in jedem Stockwerk die Wohnungen von einem Zimmer das Hauptcontingent bilden, selbst in der Bel-Etage.

Die Wohnungen mit einem Zimmer betragen:

im Keller	79,9 %
im Parterre	55,8 "
in der 1. Etage	34,1 "
" " 2. "	23,6 "
" " 3. "	33,6 "
im Dach oder in der 4. Etage	64,4 "

Daß sie im Keller und im Dach so viel Procente ausmachen, wird mit anderen Städten auch stimmen, ebenso vielleicht im Parterre; ebensowenig ist auffallend, daß mehr einzimmerige Wohnungen im dritten als im zweiten Stock sich befinden, aber ganz specifisch rigaisch ist der viel geringere Betrag dieser Wohnungen in der zweiten als in der ersten Etage, welche sonst überall die der großen Wohnungen ist. Selbst die wirkliche Bel-Etage, d. h. die noch Dachwohnungen über sich hat, kann in der Moskauschen Vorstadt auf den Namen Bel-Etage statt erste Etage wenig Anspruch machen. Wo wirklich von einer Bel-Etage die Rede ist, d. h. in der Stadt und einigen Quartalen der Vorstädte, da sind auch die einzimmerigen Wohnungen eine Treppe hoch und nicht unter dem Dach, nicht so zahlreich als zwei Treppen hoch.

Aus den reichen Gruppirungen der verschiedenen Tabellen wollen wir, um den Gegensatz zu zeigen, nur die Vertheilung der Wohnungen mit einem Zimmer und der mit vier und mehr Zimmern der Binnenstadt und der drei Vorstädte zusammenstellen:

In der	Keller.		Parterre.		1. Etage.		2. Etage.		3. Etage.		4. Etage u. unter Dach.	
	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.	1 Zimmer.	4 u. mehr Zimmer.
	%		%		%		%		%		%	
Stadt. . . .	88,4	—	31,1	19,2	17,7	43,5	23,1	41,4	33,6	29,1	46,0	11,7
St. Pet. Vorst.	85,6	1	47,8	17,0	21,7	38,9	—	83,3	—	—	68,8	5,2
Moskauer Vorst.	79,0	0,4	62,2	6,5	57,5	10,4	43,7	18,7	—	—	78,8	1,6
Mitauer Vorst. .	56,0	3,0	61,3	10,2	25,2	34	29,1	33,4	—	—	54	7,4
Ganz Riga	79,9	0,7	55,8	11,0	34,1	29,8	23,6	41,0	33,6	29,1	64,4	5,5

Noch viel reicher, mannigfaltiger und interessanter werden die Gruppirungen auf den Tabellen des Anhanges, welche eine Combination von Höhenlage, Zimmerzahl und Miethpreis enthalten, doch können wir hieraus nicht einmal das Interessanteste herausziehen, das Interessanteste besteht eben in dem Vergleiche der 16 Quartale und der 4 Stadtgruppen, denen je eine Tabelle gewidmet ist. Wir wollen aber das Studium dieser Tafeln sehr anempfehlen, zumal diese Tabellen so gemacht sind, daß sie für das Auge eine Uebersichtlichkeit haben, welche der graphischen Darstellung ähnlich ist. Als Probe diene folgende Gruppirung:

St. Petersburger Vorstadt, 3. Quartal.

Im Preise Rubel.	Zahl der Wohnungen													
	im Keller von				im Parterre von									
	1	2	3	4 u. Z.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10 u. Z.
Unter 10 . . .	1				13									
11 bis 25 . . .	35	2			192	5								
26 „ 150 . . .	12	5		1	176	108	8							
51 „ 750 . . .	1				31	67	20	2						
56 „ 100 . . .		1			11	51	30	6						
101 „ 150 . . .					1	21	38	22	3					
151 „ 200 . . .					1	4	26	28	21	3				
201 „ 250 . . .						4	10	12	10	4	2			
251 „ 400 . . .							2	8	12	3	1			
301 „ 400 . . .							2	3	8	5	9	3		1
401 „ 500 . . .							1	2		4	3	3	3	3
501 „ 600 . . .									2		2		2	1
607 „ 800 . . .					1*)				1					2
801 „ 1000 . . .												1	1	
001 „ 2000 . . .														
Ueber 2000 . . .														
Total	58	8		1	426	260	137	83	57	19	17	7	6	7

Rechts davon befindet sich dann in derselben Gruppirung die erste, zweite, dritte und vierte Etage, in welchen Etagen natürlich nach dem Vorhergehenden die Wohnungen sehr dünn gesät sind, ausgenommen die vierte oder Dachetage und auch noch die erste Etage. Die zweite Etage hat in diesem St. Petersburger Quartal nur 2 Wohnungen von 4 und eine von 6 Zimmern, aber nicht eine einzige in der dritten Etage. In den ländlichen Quartalen ist das Bild natürlich ein ganz anderes, in der Stadt wieder ein anderes, überall aber sieht man wie mit der Zimmerzahl der Preis steigt und die Zahl der Wohnungen abnimmt. Klebt man sich alle diese Tabellen zusammen, so hat man damit ein sociales Bild der Stadt

*) Daß eine Wohnung von nur einem Zimmer in dem Parterre eines Hauses der Petersburger Vorstadt sich finden soll, dessen Miethpreis 600 bis 800 Rbl. beträgt, muß entweder auf ganz abnormem Grunde beruhen; es muß ein großes Geschäftslocal von nur einem Raum sein, ebenso wie die auf Tabelle XIII. des Anhangs aufgeführten Wohnungen von einem Zimmer im 2. Quartal des 2 Moskauschen Stadtth. im Preis von 1000 bis 2000 Rbl., und das eine Zimmer von 500 bis 600 Rbl. im 2. Petersburger Quartal. Oder liegen hier Versehen vor?

Riga wie man es kaum besser sich wünschen kann, uns wenigstens sind Tabellen mit ähnlicher Uebersichtlichkeit wenig vorgekommen. Leider fehlt diese Uebersichtlichkeit der Tabelle 18 über die Gesammtsumme der Wohnungsmiethen dadurch, daß die verschiedene Höhelage der Gebäude in der Anordnung gar nicht zu erkennen ist. Eine statistische Tabelle richtig zu construiren ist enorm schwierig.

Die Miethpreise der Wohnungen bilden noch einen sehr interessanten Abschnitt dieses letzten Capitels.

Von sämmtlichen Wohnungen kosten:

5,71 %		bis	10 Rbl.	62,71 % bis 50 Rbl.
31,32 „	11	„	25 „	
27,74 „	26	„	50 „	
9,24 „	51	„	75 „	27,00 % 51—200 Rbl.
7,01 „	76	„	100 „	
6,64 „	101	„	150 „	
4,11 „	151	„	200 „	
2,40 „	201	„	250 „	10,22 % 201—500 Rbl.
2,06 „	251	„	300 „	
2,44 „	301	„	400 „	
1,42 „	401	„	500 „	
0,84 „	501	„	600 „	1,83 % 501—2000 u. mehr Rbl.
0,65 „	601	„	800 „	
0,22 „	801	„	1000 „	
0,12 „	1001	„	2000 „	
0,00 „	über 2000 Rbl.			

Die durchschnittliche Miethe per Wohnung ist 84 Rbl. aber mit gewaltigem Unterschiede von Stadt und Vorstadt:

Stadt	209 Rbl.
St. Petersburger Vorstadt	78 „
Moskauer Vorstadt . . .	49 „
Mitauer Vorstadt . . .	52 „

Das Genauere für die Quartale geben wir sogleich nach der Reihenfolge vom Quartal mit der höchsten Durchschnittsmiethe bis zu dem mit der niedrigsten. Dazu ist gesetzt der Wohnungscapitalwerth, der auf jeden Einwohner in dem Quartal kommt, mit Beifügung der Ordnungszahlen. So weit wir oben den Wohnungscapitalwerth per Einwohner als Wohlhabenheitsmesser zugeben konnten, d. h. daß ein Wohlhabender mehr für Wohnung ausgiebt als ein Unbemittelter, nur nicht im gleichen Verhältniß

mehr, findet sich auch hier ein Zusammenhang zwischen Wohlhabenheit und Höhe der Miethpreise per Wohnung.

Endlich ist noch in der Tabelle enthalten die Größe der Miethe per Kopf. Wir setzen in der folgenden Tabelle erst die absoluten Zahlen mit den Ordnungsnummern, und darunter die Verhältnißzahl jedes Quartals gegen den Durchschnitt von ganz Riga.

In der	Miethpreis per Wohnung.		Miethpreis per Kopf.		Capitalwerth per Kopf.		Einwohner per Wohnung.	
	Rbl.	Ordnungszahl.	Rbl.	Ordnungszahl.	Rbl.	Ordnungszahl.	Zahl.	Ordnungszahl.
Stadt 2. Stadtth. 2. Q.	235	1	47	2	695	3	5	4
" 1. " 2. "	215	2	43	3	740	1	5	5
" 2. " 1. "	201	3	50,25	1	725	2	4	1
" 1. " 1. "	188	4	31,33	4	461	4	6	11
Mosk. Vorst. 1. S. 1. "	107	5	17,83	6	175	6	6	12
Petersb. " 2. "	96	6	16	7	171	7	6	13
" " 3. "	91	7	18,20	5	191	5	5	6
Mitauer " 1. "	88	8	14,66	8	164	8	6	14
Mosk. " 1. " 2. "	69	9	13,80	9	135	9	5	7
" " 1. " 3. "	42	10	8,40	11	79	11	5	8
Mitauer " 2. "	41	11	10,25	10	114	10	4	2
" " 3. "	37	12	7,40	12	71	13	5	9
Mosk. " 2. " 1. "	36	13	7,20	13	75	12	5	10
Petersb. " 4. "	35	14	3,50	16	41	16	10	16
Mosk. " 2. " 2. "	32	15	4,57	15	43	15	7	15
Petersb. " 1. "	26	16	5,20	14	57	14	4	3
Ganz Riga	86		17,20		202		5	
Verhältnißzahlen der obigen Angaben gegen den Durchschnitt von ganz Riga = 100.	275		273		344		100	
	250		250		366		100	
	234		292		358		80	
	218		182		228		120	
	124		104		87		120	
	112		93		85		120	
	106		106		95		100	
	103		85		81		120	
	80		80		67		100	
	49		49		39		100	
	48		60		56		80	
	43		43		36		100	
	42		42		37		100	
	41		20		20		200	
	37		27		21		140	
	30		30		28		100	
	100		100		100		100	

Sieht man nur auf die Ordnungszahlen, so scheint der Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen sehr groß zu sein, allein die Abweichungen vom Mittel der ganzen Stadt nach unten und nach oben sind bedeutend größer für den Wohnungscapitalwerth per Einwohner als für den Miethpreis per Wohnung und auch als den Miethpreis per Einwohner. Vor Allem sind die Abweichungen des Capitalwerths in den vier binnenstädtischen Quartalen bedeutend größer als die der binnenstädtischen Miethpreise aus dem einfachen Grunde, weil hier von dem ermittelten Miethpreis geringere Auslagen für Reparatur bei den Steingebäuden als in den hölzernen Vorstädten abzuziehen sind, folglich ein größerer Theil des Miethpeises mit 15 zu multipliciren bleibt um den Nettorevenüenwerth zu finden. Wieder aus dem entgegengesetzten Grunde der großen Abzüge vom Miethpreis in den drei vornehmeren Quartalen der Vorstädte (II. und III. Petersburger und Moskauer I., I.) sind die Miethpreise über dem Mittel, der daraus nach starkem Abzug berechnete Revenüencapitalwerth unter dem Mittel der ganzen Stadt.

Vergleicht man die Jung'schen Ordnungszahlen unserer letzten Tabelle, so gehen die 3 letzten Stadttheile nicht in gleicher Richtung sondern entgegengesetzt.

	Nach Höhe der Miethpreise.	Nach Capitalwerth per Einwohner oder nach Wohlhabenheit.
St. Petersb. Vorstadt IV. . . .	14	16
Moskauer Vorstadt II., II. . . .	15	15
St. Petersb. Vorstadt I. . . .	16	14

Dazu bemerkt v. Jung S. 29: „Interessant ist, wie gerade in den drei ärmsten Quartalen unserer Stadt mit der Armuth die Miethpreise steigen, eine Erscheinung, die bekannt genug ist, um nicht erst der Erklärung zu bedürfen, und die in ihrer Abweichung vom allgemeinen Verhältniß dieses besonders scharf hervortreten läßt."

Hiergegen wäre zu erinnern:

Allerdings ist in diesen drei Quartalen bei einem Capitalwerth von

20 Rbl.
21 „ } Wohnungscapitalwerth per Kopf,
28 „

der Miethpreis per Wohnung { 41 Rbl.
37 „
30 „

allein damit ist gar nicht gesagt, daß in dem Quartal, wo der Miethpreis per Wohnung 41 Rbl. beträgt, die Miethen theurer sind, denn die theurere Wohnung kann bedeutend größer sein. Daß dieses nicht nur eine Möglichkeit ist, sondern daß eine große Wahrscheinlichkeit dafür spricht, sieht man in unserer letzten Tabelle, wenn man neben dem Miethzins per Wohnung die Zahl der Einwohner per Wohnung setzt. Diese ist in dem 4. Petersburger Quartal mit 41 Rbl. Miethzins per Wohnung nicht weniger als 10, in dem 1. Petersburger nur 5 und in dem Moskauer II., 2. nur 7, so daß der Miethpreis per Kopf mit dem Wohnungscapitalwerth per Kopf auch in den drei ärmsten Quartalen gut stimmt.

	Miethe per Kopf.	Wohnungscapitalwerth per Kopf. Rubel.
St. Petersb. Vorstadt IV. . . .	3,30	20
Moskauer Vorstadt II., 2. . . .	4,57	21
St. Petersb. Vorstadt I. . . .	5,20	28

Jedenfalls ist es richtiger die Miethe per Einwohner mit anderen Erscheinungen zu vergleichen als die Miethe per Wohnung.

Endlich müssen wir auch einem anderen Satze auf S. 29 entgegentreten, in welchem es heißt: „Vergleichen wir diese Zusammenstellung (d. h. die durchschnittliche Miethe per Wohnung) mit der Gruppirung der Quartale nach ihrer Wohlhabenheit (vergl. S. 20) so finden wir, wie zwischen der Wohlhabenheit der Quartale und den durchschnittlichen Miethpreisen für Wohnungen ein directes Verhältniß, wie das auch nicht anders sein kann, sich herausstellt.“ Ja, wenn, wie in der ganzen Arbeit geschehen ist, die Wohlhabenheit an der Menge von Menschen, welche auf einen bestimmten Capitalwerth fallen, oder mit andern Worten, an dem Wohnungscapitalwerth, der auf jeden Kopf fällt, bemessen wird, und dieser Capitalwerth selbst aus den Miethpreisen (durch Multiplicirung mit 15 nach Abzug gewisser Auslagen) berechnet ist, dann kann es freilich nicht anders sein, als daß ein directes Verhältniß zwischen Wohlhabenheit und Höhe der Wohnungsmiethen existirt, allein der auf diese Weise nachgewiesene Zusammenhang ist ziemlich nichtssagend.

Endlich hat am Schluß der Verfasser auch noch eine Zusammenstellung gemacht, wie viel % des Nettorevenüenwerthes die Wohnungsmiethen der Wohnhäuser betragen.

	Die Wohnungsmiethen betragen % des Nettorevenüenwerths der Wohnhäuser.
Stadt 1. Stadttheil 2. Quartal	5,63 %
„ 2. „ 1. „	6,09 „
„ 1. „ 1. „	6,96 „
„ 2. „ 2. „	7,11 „
Mitauer Vorstadt 1. „	8,73 „
St. Petersb. Vorst. 2. „	9,22 „
„ „ „ 1. „	9,24 „
Moskauer Vorstadt 2. Stadttheil 1. Quartal .	9,29 „
St. Petersburger Vorstadt 3. Quartal	9,37 „
Moskauer Vorstadt 1. Stadttheil 3. Quartal .	9,38 „
Mitauer Vorstadt 2. Quartal	9,42 „
St. Petersburger Vorstadt 4. Quartal . . .	9,51 „
Moskauer Vorstadt 1. Stadttheil 2. Quartal .	9,81 „
Mitauer Vorstadt 3. Quartal	9,90 „
Moskauer Vorstadt 2. Stadttheil 2. Quartal .	10,40 „
„ „ 1. „ 1. „ .	11,39 „
Ganz Riga	7,80 %

Wäre nun dieser Nettorevenüenwerth auf andere Weise als grade aus den Wohnungsmiethen nach Abzug großer Ausgaben ermittelt, dann wäre diese Berechnung, wie viel % der Nettorevenüencapitalwerth trägt, eine sehr bedeutungsvolle für die wirthschaftliche Kunde Rigas nicht nur, sondern auch für die Theorie der Nationalökonomie, welche, außer in der Statistik der Actiengesellschaften, sehr wenig statistische Beweismittel für die durchschnittliche Rentabilität gewisser Capitalanlagen hat. Allein in Wahrheit ist diese Berechnung der %, welche die Miethe vom Revenüenwerth ausmacht, nur eine Berechnung, nach welchem Zinsfuß zur Auffindung des Capitalwerths der Gebäude die Wohnungsmiethen ohne Abzüge capitalisirt sind, statt sie nach den gemachten Abzügen zu einem Zinsfuß von $6^2/_3$ % zu capitalisiren. Wenn man so weiß, auf welche Art diese Procente, welche der Nettorevenüenwerth in den Miethen trägt, gefunden wurde, ist es auch sehr erklärlich, daß die sämmtlichen Häuser in der Binnenstadt so viel schlechter zu rentiren scheinen, mit nur 6,37 % gegen 9,20 %, 9,92 %, 9,18 % in den drei Vorstädten. Dieser Unterschied heißt unserer Meinung nach weiter Nichts, als daß für Berechnung des Nettorevenüenwerths in der Stadt mit steinernen Häusern viel geringere Abzüge

gemacht werden als für die schnellverderbenden hölzernen Wohnhäuser der Vorstädte.

Z. B. von 100 Miethwerth eines Steinhauses geben an Ausgaben ab 10, bleiben 90, diese nach einem Zinsfuß von $6^2/_3$ capitalisirt giebt 90×15=1350 oder die 100 Miethe betragen $7_{,41}$ % des Capitalwerths von 1350.

Von 100 Miethwerth eines Holzhauses geben an Ausgaben ab 20, bleiben 80, diese nach ein Zinsfuß von $6^2/_3$ capitalisirt giebt 80×15=1100 oder die 100 Miethe betragen $9_{,09}$ % des Capitalwerths von 1100.

Eine höhere oder geringere Rentabilität der Wohnhäuser in gewisser Stadtlage ist leider hieraus nicht abzuleiten.

Unsere Auseinandersetzungen, welche etwas aphoristisch gehalten sein mußten, da wir local nicht genug bewandert sind, wollen wir mit der Erscheinung schließen, welche Riga ganz besonders eigenthümlich ist, nämlich, daß eine Wohnung der 2. Etage durchschnittlich um 38 Rbl. oder um 12% theurer ist als eine Wohnung in der Bel-Etage. Das ist doch bei dem Naturel der Rigenser, denen zwei Treppen hoch zu steigen schon als eine Ungeheuerlichkeit erscheint, ein verwunderbares Factum, daß sie eine Wohnung mit solcher daran haftender Unannehmlichkeit theurer bezahlen als eine Wohnung, in der diese Unannehmlichkeit nur halb so groß ist. Der Grund ist leicht zu finden. v. Jung sagt S. 29: „Durchschnittlich kostet in Riga eine Wohnung:

im Keller 32 Rbl.
im Parterre 69 Rbl.
in der 1. Etage 177 Rbl.
" " 2. " 215 "
" " 3. " 150 "
" " 4. " u. unterm Dach 46 Rbl.

„Vor Allem fällt hier auf, daß die Wohnungen in der 2. Etage durchschnittlich theurer sind, als die in der 1. Etage, was thatsächlich nicht der Fall ist und nur im allgemeinen Durchschnitt für die ganze Stadt dadurch erscheint, daß in der 2. Etage in der Moskauer und St. Petersburger Vorstadt, überhaupt nur 19 Wohnungen sind, welche 690 in der Stadt belegenen und dadurch an sich theureren Wohnungen gegenüber stehen, mithin der Stadtpreis den maßgebenden Einfluß auf den allgemeinen Durchschnittspreis für die 2. Etage ausübt, während in der 1. Etage die 916 theuren Wohnungspreise der Stadt durch die

1050 in der St. Petersburger und Moskauer Vorstadt belegenen billigen Wohnungen selbst unter das Niveau der städtischen Durchschnittspreise für Wohnungen in der 2. Etage herabgezogen werden."

Welch ein deutliches Beispiel, daß eine einzelne statistische Notiz ganz unsinnig zu sein scheint, und welche Mahnung für den Statistiker alle Umstände, welche mit den beobachteten Erscheinungen einen Zusammenhang haben, mit in den Bereich der Untersuchung zu ziehen, und wenigstens, wie in der Gebäudestatistik Rigas durch v. Jung geschehen ist, das Material, das direct ermittelt ist, ganz zu publiciren. Mit dem bloßen Material freilich ist es nicht gethan bei einer statistischen Arbeit, weil nur derjenige, der das ganze Material verarbeitet hat, dasselbe vollständig beherrscht.

Wenn wir in dem Vorstehenden den Schlüssen, welche der Herausgeber andeuten zu können glaubte, mehrfach entgegentreten mußten, so wäre das in manchen Fällen gewiß nicht nöthig geworden, wenn derselbe statt Andeutungen Ausführungen hätte bieten dürfen. Daß der Herausgeber überall von dem Satz ausgeht, daß die Wohlhabenheit des Menschen in den Ausgaben für Wohnung sich spiegle, eine bisher ziemlich allgemein verbreitete Annahme, ist demselben nicht mehr als allen andern Statistikern, welche diese Meinung in Ermangelung von statistischem Material theilten, zu verargen, denn die Publicationen des statistischen Büreaus der Stadt Berlin wurden in dem Gemeindekalender für 1868 erst publicirt, als v. Jung seine Arbeit längst abgeschlossen hatte.

Möchte der sorgfältige Herausgeber des Materials bald in die Lage kommen, das Material, in welchem er so heimisch ist, weiter zu verarbeiten.

Dr. Laspeyres.

Ueber die Anwendung der Elektricität in der praktischen Medicin.

Die Zeiten sind vorüber, wo die praktische Medicin dem Laien-Publikum, zu dessen Besten sie doch nur da ist, durch einen mystischen Schleier verborgen war. Sie ist keine magische Kunst mehr, sondern eine Wissenschaft, und die Wissenschaft ist kein Geheimniß, wenn sie auch nicht ohne das nothwendige Studium einem Jeden offen vor den Augen liegt.

Ist im Allgemeinen unser Zeitalter das der Aufklärung, in dem der Gebildete in Alles, was dem menschlichen Geiste überhaupt zugänglich ist, so weit einen Einblick haben will, daß auch Dinge, die nicht in sein specielles Berufsfeld gehören, ihm nicht mehr wunderbar erscheinen, so gilt dieses Zeichen der Zeit wohl ganz vornehmlich von Allem, was in die Naturwissenschaften hineinschlägt. Und was ist nun natürlicher, als daß auch jeder gebildete Mensch, wenn er oder sein Nächster von irgend einer Störung in seiner Gesundheit befallen wird, darnach fragt, worin denn wohl das Wesen und die Ursache dieser abnorm verlaufenden Lebensfunction bestehe und in welcher Weise mit Hülfe der Wissenschaft dieselbe wieder ausgeglichen werden könne. Heut zu Tage hat ein Arzt bei allen therapeutischen Anordnungen gewiß mehr Zutrauen, wenn er dem Patienten den Sinn und Zweck seines eingeschlagenen Heilverfahrens soviel möglich klar zu machen sucht, als wenn er sein ganzes Handeln in geheimnißvolles Dunkel hüllt.

Diese Betrachtung rechtfertigt den Versuch, den Laien einen flüchtigen Blick zu eröffnen in ein Gebiet der ärztlichen Thätigkeit, das schon jetzt eine große Bedeutung hat und gewiß von Jahr zu Jahr eine noch größere erhalten wird, aber von einem großen Theil des Publicums noch mit

mehr oder weniger Mißtrauen angesehen wird, weil seine naturwissenschaftliche Begründung demselben unbekannt ist.

Vor Allem aber müssen wir sagen, wovon hier nicht die Rede sein wird. Elektricität und Magnetismus sind Begriffe, die in mancher Beziehung zu einander stehen und auch nicht selten mit einander verwechselt werden. Es könnte also, namentlich da, wo die erstere in Verbindung gebracht wird mit der Heilkunde, Mancher an den sogenannten thierischen Magnetismus zu denken veranlaßt werden. Sind die Zeiten doch nicht gar zu ferne, wo dessen Wunderwirkungen im Mesmerismus, Somnambulismus und Allem, was damit zusammenhängt, die ganze Welt mit Staunen erfüllten. Hier spielt das Wunderbare gerade die Hauptrolle; die ganze Lehre stammt aus einer Zeit, in der das Unerklärliche noch eine größere Anziehungskraft hatte als heutzutage. Seitdem sind die Erscheinungen dieses thierischen Magnetismus theils wissenschaftlich, theils, wenn ich so sagen darf, polizeilich aufgeklärt: sie haben weder mit Magnetismus noch mit Elektricität was zu schaffen, und von ihnen reden wir nicht.

Wir haben auch nichts zu thun, mit dem was man im engeren Sinne thierische Elektricität nennt, d. h. mit den elektrischen Strömen, die in den verschiedenen thierischen Geweben und Organen vorhanden sind. Unsere Aufgabe soll nur sein den außerhalb des Körpers erzeugten und dann durch einzelne Theile desselben geleiteten elektrischen Strom als ein durchaus nicht wunderbares, sondern auf ganz rationeller Basis beruhendes Mittel der wissenschaftlichen Medicin zu erläutern.

Bevor wir uns aber der eigentlichen Besprechung dieses Themas zuwenden, ist noch eine kleine Abschweifung in das Gebiet der reinen Physik nöthig, um die Begriffe aus der Elektricitätslehre, welche im Nachfolgenden geläufig sein müssen, in möglichster Kürze vorzuführen.

Unter Elektricität versteht man eine Naturkraft, die man sich nach einer allgemein adoptirten Hypothese unter dem Bilde zweier Flüssigkeiten, der sogenannten positiven und negativen Elektricität, vorstellt. Diese Flüssigkeiten sind nun freilich für unsere Sinne nicht darstellbar, sondern werden nur als Ursache der bekannten Erscheinungen angenommen, weil dieselben sich so am leichtesten erklären lassen. Die hauptsächlichste Eigenschaft derselben ist, daß sich die gleichnamigen, d. h. positive und positive oder negative und negative Elektricität, gegenseitig abstoßen, die ungleichnamigen aber, d. h. positive und negative, gegenseitig anziehen. In jedem Körper sind diese beiden Flüssigkeiten vorhanden, und zwar für

gewöhnlich beide in einem solchen Verhältniß, daß sie sich im Gleichgewicht halten — keine von ihnen zur Wirkungsäußerung kommt. Man nennt den Körper dann unelektrisch. Damit die Elektricität zur Aeußerung komme, muß das Gleichgewicht der beiden elektrischen Fluida gestört werden. Das kann auf verschiedene Weise geschehen:

Reibt man z. B. einen Glasstab mit einem seidenen Lappen, so gewahrt man, daß derselbe einen freihängenden leichten Körper, etwa ein Stückchen Kork, wenn man ihn demselben nähert, anzieht, bis sich beide berührt haben, dann aber ihn wieder von sich abstößt. Das ist die erste und ursprünglichste Aeußerung der Elektricität. Ihre Erklärung aber nach der angeführten Hypothese ist folgende: Durch die Reibung werden an der Stelle des Glases, die gerieben wird, die beiden sich einander im Gleichgewicht haltenden elektrischen Fluida getrennt, die negative Elektriciät geht ins Reibzeug über, die positive bleibt im Glase, das Glas, das vorher unelektrisch war, ist somit positiv elektrisch geworden. Nähern wir dasselbe nun einem unelektrischen Körper, also dem Korkstückchen, so wird in diesem auch eine Vertheilung der Elektricitäten hervorgerufen in der Weise, daß die negative Elektricität im Korkstückchen sich nach der Seite zum Glase hinlagert, sie wird je von der entgegensetzten positiven Elektricität angezogen, während die positive Elektricität sich nach der vom Glase abgewandten Seite verzieht. Da nun das Korkstückchen leicht beweglich ist, so bewegt es sich zum Glasstabe hin. In dem Augenblick aber, wo er denselben berührt, giebt der Glasstab ihm einen Theil seiner überschüssigen positiven Elektricität ab, das Korkstückchen erhält dadurch wieder einen Ueberschuß an positiver Elektricität. Es stehen sich nun also zwei mit positiver Elektricität, wie man zu sagen pflegt, geladene Körper gegenüber, die Elektricitäten stoßen sich aber ab, folglich entfernt sich das Korkstückchen in dem Moment der Berührung wieder vom Glase.

Ganz dasselbe Phänomen stellt sich heraus, wenn wir eine Harz- oder Siegellackstange mit einem wollenen Lappen reiben, nur mit dem Unterschiede, daß im Harz negative Elektricität erzeugt wird. Den Beweis davon, daß die Harz-Elektricität die entgegengesetzte von der Glas-Elektricität ist, haben wir darin, daß zwei Korkstückchen, von denen das eine nach der angeführten Weise vom Glase, das andere vom Harz geladen, sich gegenseitig anziehen, bis sie sich berühren, mit dem Moment aber beide wieder unelektrisch werden. — Diese Art der Elektricität nennt man ihrer Entstehung gemäß Reibungs-Elektricität und zwar ist die bekannte

Elektrisirmaschine derjenige Apparat, mit dem sie gewöhnlich erzeugt wird. In der Medicin wird sie jetzt gar nicht mehr verwandt, wir brauchen uns also auch nicht eingehender mit ihr zu beschäftigen.

Aber auch bloße Berührung verschiedener Körper, namentlich verschiedener Metalle in einer Flüssigkeit ist eine Quelle von Elektricität. Denken wir uns ein Gefäß mit verdünnter Schwefelsäure, in welche ein Kupferblech und ein Zinkblech hineingetaucht sind, so findet durch die Berührung der Metalle in der Flüssigkeit folgende Zerlegung der elektrischen Fluida statt. Alle negative Elektricität sammelt sich im Zink, alle positive im Kupfer an, d. h. das Zink ist negativ, das Kupfer positiv geladen. Verbinden wir jetzt die beiden hervorragenden Enden der Metalle, die so genannten Pole, mit einem Draht d. h. schließen wir die Kette, so gleichen sich durch den Draht die getrennten elektrischen Fluida wieder aus — positive Elekericität strömt vom Kupfer durch den Draht zum Zink und umgekehrt negative vom Zink durch den Draht zum Kupfer, so lange bis in den beiden Metallen das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Diese Ausgleichung kommt aber nie zu Stande, weil die Ursache d. h. die Berührung der beiden Metalle immer fortdauert. Der Schließungsdraht wird somit von einem constanten Strom durchflossen. Eine solche Vorrichtung nennt man nun ein galvanisches oder ein constant elektrisches Element und eine Verbindung von mehreren Elementen eine Batterie. Selbstverständlich braucht man in den angeführten Verbindungsdraht nur einen beliebigen Körper einzuschalten, um ihn gleichfalls vom Strome durchziehen zu lassen. Die beiden Enden des Leitungsdrahtes, von denen der eingeschaltete Körper berührt wied, nennt man die Elektroden, ein Ausdruck, den man sich für das Spätere merken muß.

Es giebt aber noch eine dritte Art einen elektrischen Strom zu erzeugen. Läßt man nämlich den Strom eines galvanischen Elementes durch einen langen spiralförmig gewundenen Kupferdraht gehen und setzt in unmittelbare Nähe neben diese vom Strom durchflossene Spirale eine zweite eben solche, die aber mit dem galvanischen Element nicht in Verbindung gebracht wird, so gewahrt man auffallender Weise, daß auch diese zweite Spirale von einem elektrischen Strom durchkreist wird, aber nur in dem Augenblick, wo die Verbindung der ersten Spirale mit dem galvanischen Elemente hergestellt wird, und dann in dem Augenblick, wo diese Verbindung wieder aufgehoben wird. Es ist also kein constanter, sondern ein intermittirender Strom, der auf diese Weise erzeugt wird.

Man nennt ihn den Inductionsstrom, weil in der zweiten Spirale durch den in der ersten kreisenden Strom auch ein Strom inducirt wird.

Eine regelmäßige Schließung und Oeffnung des ursprüglichen galvanischen Stromes bewirkt man aber bei den gewöhnlich gebrauchten Apparaten durch eine künstliche Vorrichtung mit Hülfe eines Magnets. Dadurch wird begreiflicher Weise eine regelmäßige Intermission in dem Inductionsstrom bewirkt, und eine solche gerade hat sich, wie wir später noch sehen werden, bei der Anwendung zu Heilzwecken, als besonders wirksam erwiesen.

Eine andere, früher namentlich häufig angewandte Methode um ebenfalls intermittirende inductive Ströme zu erzeugen, beruht auf dem Princip, daß ein Magnet gleichfalls die Eigenschaft hat, in einer ihn umgebenden Drahtspirale einen momentanen elektrischen Strom zu erzeugen. Man construirte also einen Apparat, wo durch Umdrehung einer Kurbel zwei Drahtspiralen in regelmäßiger Aufeinanderfolge mit einem Magnet in Berührung gebracht und wieder von ihm getrennt wurden. Es sind das die sogenannten magneto-elektrischen Rotations-Apparate, die jedoch jetzt nur noch wenig gebraucht werden.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Besprechung, der Verwerthung der Elektricität für die praktische Medicin. — Jede rationelle Anwendung eines Medicamentes oder sonstigen Heilverfahrens beruht darauf, daß zuvor durch Experimente an Thieren oder an gesunden Menschen die Wirkung des anzuwendenden Arzneistoffes oder sonstigen Heil-Agens untersucht worden ist. Diese sogenannte physiologische Wirkung ist das Maßgebende in der Heilverordnung bei einem Arzte, der sich möglichst loszumachen sucht von der Grundlage der reinen Empirie, d. h. der bloßen Erfahrung am Krankenbett. Das in neuester Zeit sehr vervollkommnete Studium der physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes auf den thierischen Organismus ist es also, was auch dem elektrischen Heilverfahren, der sogenannten Elektrotherapie, eine rationelle Basis giebt.

Noch ein anderer Gesichtspunkt aber hat die Aufmerksamkeit der heutigen Aerzte besonders auf die Elektricität hingezogen. Nachdem man nämlich früher den Strom nur in die äußeren Bedeckungen eintreten ließ und weiter von ihm hoffte, daß er selbst den Grund der Krankheit aufsuchen und an demselben seine heilkräftige Wirkung entfalten würde, ist es vor etwa 1½ Jahrzehnten Duchenne gelungen einen Weg ausfindig zu

machen, wie man den elektrischen Strom auch zu einer rein localen Anwendung bringen kann. Von welcher Tragweite eine solche Entdeckung sein mußte, wird jedem einleuchten, der die offenbar hervortretende Richtung der neueren Medicin, locale Krankheitsprocesse auch rein örtlich zu behandeln, berücksichtigt. Für die Elektricität hat nun Duchenne dieser Richtung dadurch einen Weg gebahnt, daß er folgende Gesetze experimentell feststellte:

1) Wird eine trockene, metallische Elektrode (d. h. dasjenige Instrument, mit dem man den Strom aus dem Apparat in den Körper überführt, also das Ende der Leitungsdrähte) auf die gleichfalls trockene Haut applicirt, so verbreitet sich der Strom nur in der Haut und reizt die Gefühlsnerven derselben.

2) Bekleidet man aber die Elektrode mit einem feuchten Leiter, z. B. einem Schwamm, und drückt sie auf die ebenfalls vorher befeuchtete Haut fest an, so ist dadurch der Strom im Stande den Widerstand der Haut zu überwinden und in tiefer gelegene Theile einzudringen. Auf diese Weise kann man also das Heil-Agens direct auf einen beliebigen Nerven oder Muskel einwirken lassen, indem man sich die am oberflächlichsten unter der Haut gelegene Stelle desselben aussucht.

Entsprechend dem Zweck dieser Darstellung haben wir zuerst uns kurz zu vergegenwärtigen die physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes, d. h. den Einfluß, den er unter normalen Lebensbedingungen auf die einzelnen Körperorgane ausübt, um daraus schließen zu können, wie weit wir ihm auch als Heilmittel trauen dürfen. Die allgemeinste physiologische Wirkung der in den thierischen Körper geleiteten Elektricität ist die Reizwirkung auf Muskeln und Nerven. Reize nämlich nennt man alle Agentien, die, auf Muskeln und Nerven wirkend, diese zur Thätigkeit veranlassen. Gereizte Muskelfasern also ziehen sich direct zusammen, gereizte Bewegungsnerven bringen den ihnen zugehörigen Muskel auf indirectem Wege zur Zusammenziehung, gereizte Gefühlsnerven erregen Schmerz und gereizte Sinnesnerven bringen den ihrem Sinnesorgane, wie man sagt, specifischen Reiz hervor, ein gereizter Sehnerv eine Lichtempfindung, ein gereizter Hörnerv eine Gehörsempfindung u. s. w.

Diese physiologische Wirkung haben alle Arten der Elektricität gemein. Zu bemerken ist aber, daß der constant galvanische Strom nur in dem Moment des Schlusses und der Oeffnung der Kette einen Reiz ausübt; so lange der Strom den Körper durchkreist, äußert er nur eine sehr schwache oder gar keine Erregung. Der Inductionsstrom, der als solcher

immer nur ein momentan auftretender ist, bewirkt einen um so stärkeren Reiz, je rascher auf einander folgend seine einzelnen Entstehungen sind, d. h. in je schnellerer Aufeinanderfolge der ihn erzeugende galvanische Strom geschlossen und geöffnet wird. Er wird daher in der praktischen Medicin, wo es sich um Erregung von Reizwirkungen handelt, am meisten verwandt. Nach dem Entdecker der Inductions-Elektricität, Faraday, wird die Anwendung derselben auch schlechtweg Faradisation genannt.

Jeder physiologische Reiz, wenn er einen gewissen Grad übersteigt, hat immer eine Ueberreizung oder Lähmung zur Folge. Reizen wir z. B. einen Nerven, sei er ein Bewegungs- oder Empfindungsnerv, durch Druck, so wird er, so lange der Druck nur schwach ist, eine erhöhte Thätigkeit zeigen, wird er aber zu stark, so wird der Nerv gelähmt. So ist es nun auch mit dem elektrischen Reiz und wir haben damit als nothwendige Folge der ersten allgemeinsten Wirkung des elektrischen Stromes, der Reizwirkung, zugleich auch die entgegengesetzte, die lähmende Wirkung.

Als specielle Eigenthümlichkeiten des constanten galvanischen Stromes wären noch besondere physiologische Wirkungen anzuführen. Wir können aber darauf nicht näher eingehen, weil die Acten über die hier einschlägigen Experimente noch keineswegs geschlossen sind. Die betreffenden Studien werden grade in der neuesten Zeit mit großem Eifer fortgeführt und versprechen sichere Resultate. Wenn also auch der constante Strom noch nicht mit der Sicherheit therapeutisch verwerthet wird wie der inducirte, so steht doch jedenfalls fest, daß er eine die Erregbarkeit von Muskeln und Nerven eigenthümlich modificirende Wirkung hat. Je nach der Richtung des Stromes, ob er vom Centrum zur Peripherie oder umgekehrt geht, setzt er einmal die Erregungsfähigkeit von Muskeln und Nerven herab, ja lähmt sie sogar ganz, das andere Mal aber giebt er einem überangestrengten Muskel seine Erregbarkeit gegen andere Reize wieder.

Wir haben ferner noch zweier Wirkungsäußerungen des elektrischen Stromes, die ebenfalls der praktischen Heilkunde nutzbar gemacht worden sind, zu erwähnen. Man nennt dieselben im Gegensatz zu den physiologischen die physikalischen Wirkungen, weil sie sich nicht ausschließlich auf die animalischen Gewebe und Organe als solche, sondern ganz ebenso auch auf unorganische Körper beziehen. Es ist das erstens die Elektrolyse oder die elektrochemische und zweitens die elektrothermische d. h. Wärme erzeugende Wirkung der Elektricität.

Die erstere besteht darin, daß der elektrische Strom die Fähigkeit besitzt eine Flüssigkeit, sei es nun eine organische oder eine unorganische, etwa eine Salzlösung, chemisch zu zersetzen. In der Technik wird diese Eigenschaft im großen Maßstabe dazu benutzt Metallgegenstände mit einem feinen Ueberzuge eines edleren Metalles zu überziehen. Man bringt also etwa einen Kupfergegenstand mit dem einen elektrischen Pole in Verbindung und taucht ihn dann in die Lösung etwa eines Silbersalzes, in die der andere Pol der Kette ebenfalls gesenkt wird. Der die Flüssigkeit durchziehende Strom zersetzt nun das Silbersalz in der Weise, daß das reine, metallische Silber sich an dem einen Pole, hier also an dem Kupfergegenstande, niederschlägt.

Die thermoelektrische oder wärmeerzeugende Wirkung besteht darin, daß ein galvanischer Strom von einer gewissen Stärke soviel Wärme erzeugt, daß ein in ihn eingeschalteter Metalldraht glühend gemacht wird, eine Eigenschaft, die technisch zur Erzeugung des sogenannten elektrischen Lichtes ausgenutzt worden ist.

Die erstere dieser beiden physikalischen Wirkungen kann sowohl durch den constanten (galvanischen) als den intermittirenden (Inductions-) Strom erzeugt werden. Zu der zweiten aber verwendet man ausschließlich den galvanischen Strom.

Sind uns so die eigenthümlichen Wirkungen der Elektricität bekannt, so können wir daraus auch leicht weiter die Anzeigen zu ihrer Anwendung in der Behandlung krankhafter Zustände ableiten. Wie häufig vor Allem eine Reizwirkung auf Muskeln und Nerven, d. h. eine Anregung ihrer eigenthümlichen Functionen, dem Arzt ein nothwendiges Mittel sein muß, wird jeder Laie einsehen. Worin besteht eine Lähmung? In der Leistungsunfähigkeit der Muskeln, entweder an sich oder mittelbar der sie versorgenden Bewegungsnerven. Wir müssen also diese kranken Muskeln oder Nerven zu ihrer normalen Thätigkeit reizen und das geschieht auf die vorzüglichste Weise durch die Elektricität und zwar besonders durch die Inductions-Elektricität oder die Faradisation. Nun liegen aber weder Muskeln noch Nerven irgend wo am Körper frei zu Tage, sie sind überall wenigstens von der stellweise sehr dicken Haut, oft aber noch von anderen Muskellagen bedeckt. Diese im Wege stehenden Widerstände erfolgreich zu überwinden und so, nur mit Ausnahme der sehr tief oder in Körperhöhlen gelegenen Nerven und Muskeln, immer direct das kranke Organ reizen zu können hat uns Duchenne gelehrt durch die oben bereits angedeutete

Methode. Er wurde dadurch Schöpfer der sogenannten **faradisation localisée.**

Wir werden also diese Kur mit Erfolg in Anwendung bringen überall, wo es sich darum handelt einen local erkrankten Muskel oder Nerv zu seiner Function anzureizen. Ein Beispiel eines oft geradezu wunderbaren Effectes dieser Kur mag hier angeführt werden. Seitdem durch den Kehlkopfspiegel das Innere des Stimmorganes unserem Auge zugänglich geworden ist, weiß man, daß nicht selten die Ursache vollkommener Stimmlosigkeit in der Lähmung eines oder einiger kleiner Muskeln beruht, deren Aufgabe es ist die Stimmbänder zu spannen und erschlaffen zu lassen. Reizt man in einem solchen Falle den zu diesen Muskeln hinziehenden Nerv, der an der Seite des Halses ziemlich oberflächlich liegt, so kehrt oft im Augenblick die Stimme wieder.

Ein anderes Beispiel ist folgendes. Bei Scheintodten verschiedenster Art, namentlich Neugeborenen und durch Gase, wie Kohlendunst, Vergifteten ist es für den Arzt die erste Aufgabe auf künstliche Weise die in Stockung gerathene Respiration anzuregen. Es sind zu dem Zweck die verschiedensten Methoden erfunden worden, die aber alle nur Unvollkommenes leisten. Da nun der Proceß der Athmung durch Muskelzusammenziehungen und zwar vornehmlich durch Contraction des Zwerchfells, desjenigen großen Muskels, der quer ausgespannt ist zwischen Brust und Bauchhöhle, zu Stande kommt, so lag der Gedanke nahe durch Elektricität diese Muskeln zur Thätigkeit zu reizen. Das Zwerchfell selbst liegt im Inneren des Körpers und ist somit dem elektrischen Strome nicht direct zugänglich. Derjenige Nerv aber, der das Zwergfell mit seinen Fasern versorgt, kommt auf seinem Wege von dem obersten Theile des Rückenmarkes her an einer Stelle des Halses der Oberfläche so nahe, daß er hier nur von Haut und einer ganz dünnen Muskelschichte bedeckt wird. Ueberwindet man nun noch den Widerstand dieser Bedeckung durch feuchte Elektroden und starkes Andrücken, so kann man durch directe Reizung des Nerven augenblicklich eine sehr energische Zusammenziehung des Zwerchfells hervorrufen und auf diese Weise am sichersten und bequemsten eine künstliche Respiration zu Stande bringen. Durch diese Methode, die namentlich durch Ziemssen in Aufnahme gebracht wurde, ist seitdem schon manches Menschenleben, das sonst wohl unfehlbar verloren gewesen wäre, gerettet worden.

Eine große Anzahl von Lähmungen, namentlich auch der Extremitäten, beruht aber nicht auf einer örtlichen Krankheit derselben, sondern hat ihren Sitz in den Centralorganen des gesammten Nervensystems, in dem Gehirn oder Rückenmark. Was kann da nun der elektrische Reiz helfen? Freilich sind weder Gehirn noch Rückenmark direct dem elektrischen Strome zugänglich, noch auch könnte man bei einer Entartung in ihnen einen Erfolg von demselben erwarten. Und doch ist auch in unendlich vielen Fällen der Art unser Verfahren von dem entschiedensten Erfolge. Es ist nämlich bekannt, daß jedes Organ, wenn es eine gewisse Zeit hindurch durch irgend welche Umstände an der Ausübung seiner Functionen verhindert ist, allmählich verkommt, wie man sagt, atrophirt, so daß es später, wenn auch die ursprüngliche Ursache seiner Unthätigkeit wegfällt, nicht mehr functioniren kann. So wird ein heilbarer Krankheitsproceß im Gehirn oder Rückenmark, der nur während seiner Dauer eine Lähmung zur Folge hat, doch nach seiner Heilung eine bleibende Functionsunfähigkeit einzelner Nerven zurücklassen können. In so einem Falle ist es die Aufgabe des Arztes die zeitweise gelähmten Muskeln auf passivem Wege in Contraction zu bringen, damit sie nicht ihre Erregungsfähigkeit für immer einbüßen. Diesen Zweck sucht die sogenannte schwedische Heilgymnastik zu erreichen. Die Anwendung der Elektricität ist aber dazu entschieden nicht nur bequemer, sondern sie hat auch noch den Vorzug, daß man nach Duchenne's Entdeckung jeden einzelnen Muskel beliebig zur Thätigkeit bringen kann. Was Anderes freilich ist es, wenn der krankhafte Zustand in den Nerven-Centren ein bleibendee ist, da kann selbstverständlich auch die Elektricität nichts helfen.

Wo aber auch in irgend einem Falle eine Lähmung der elektrischen Behandlung zugänglich ist, darf man nicht erwarten, daß der einmalige elektrische Reiz, der allerdings seine Wirkung in der Zusammenziehung des Muskels äußert, unter allen Umständen genüge auch dem Willen seine Macht über den Muskel wiederzugeben. Oft ist noch viel Geduld von Seiten des Arztes und des Patienten nöthig, bis der erwünschte Erfolg eintritt.

Wie bei gelähmten Bewegungsnerven ist der elektrische Reiz auch bei functionsunfähigen Gefühlsnerven, ja sogar Sinnesnerven in Anwendung gebracht worden. Ist ein Gefühlsnerv gelähmt, so wird die Körperpartie, in der sich die letzten Endverzweigungen desselben ausbreiten, vornehmlich also die Haut, gefühllos. Um nun hier den Reiz direct die betreffenden

Nervenendausbreitungen treffen zu lassen, werden wir, nach dem Duchenne-schen Gesetz, trockene metallische Elektroden auf die gleichfalls trockene Haut appliciren. Auch hier hat die Elektricität die schönsten Erfolge aufzuweisen.

Wir sagten oben, daß mit jedem physiologischen Reiz, wenn er einen gewissen Grad übersteigt oder eine gewisse Zeit hindurch andauert, immer der entgegengesetzte Effect eintritt, das Organ überreizt, gewissermaßen gelähmt wird. Da nun jeder Schmerz ein Reizzustand in einem Gefühls-nerven, jeder Krampf ein solcher in einem Bewegungsnerven ist, so hat man in beiden Fällen diesen gereizten Nerven durch einen noch erhöhten elektrischen Reiz gleichsam zum Ertödten bringen wollen. In diesem Sinne hat man bei den sogenannten Neuralgien (d. h. Schmerzen, die in einem selbständigen Reizzustande des Nerven ihren Grund haben) und bei Krämpfen in einzelnen Muskeln die betreffenden Nerven der Wirkung des Inductionsstromes ausgesetzt. Der Erfolg ist hier aber durchaus nicht sicher. Man kann im Gegentheil, wenn es nicht gelingt bis zur Lähmung zu überreizen, die ohnehin schon gesteigerte Reizbarkeit noch erhöhen. In diesen Fällen bewährt sich viel besser der constante Strom, von dem wir bereits oben sagten, daß er weit weniger eine reizende als vielmehr eine die Reizbarkeit eigenthümlich herabstimmende physiologische Wirkung hat.

In einer anderen Richtung dagegen wird die auf den Reiz folgende Erschlaffung vielfach und mit entschiedenem Nutzen in Anwendung gebracht. Läßt man nämlich die trockene Elektrode eines Faradisationsstromes auf die trockene Haut einwirken, so entsteht nicht nur Schmerz durch Reizung der in der Haut verbreiteten Gefühlsnerven, sondern die Stelle wird anfangs ganz weiß, weil sich nämlich die Muskeln der kleinen Blutgefäße der Haut stark zusammenziehen und ihren Inhalt somit verdrängen. Das währt aber nicht lange, sehr bald röthet sich im Gegentheil die Hautpartie intensiv und wird heiß, ja es entstehen sogar bei noch längerer Einwirkung kleine Bläschen auf derselben. Worauf beruht nun das? Offenbar erlahmen nach dem in Anwendung gebrachten Reize die Wandungen der kleinen Gefäße und werden durch das andrängende Blut immer mehr ausgedehnt. Dieses Phänomen macht der Arzt sich nun auf zweierlei Weise nutzbar. Ein Mal, wenn er bei starkem Blutandrang zu inneren Organen, wie man zu sagen pflegt, **ableiten** will auf die Haut, also unter denselben Bedingungen, wo man etwa auch Senf-, Blasen- und Pocken-pflaster applicirt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser elektrische Reiz intensiver wirkt und doch dem Kranken viel weniger schmerzhaft ist, weil

in dem Moment, wo man die Elektrode von der Haut entfernt, auch jede unangenehme Empfindung aufhört. Das andere Mal aber ist dem Arzt an einem lebhaften Zuströmen von Blut zu einem Körpertheil darum gelegen, weil dadurch der Stoffwechsel in dem betreffenden Theil auch lebhaft angeregt wird und manche krankhafte Ausschwitzungen aus den Geweben (Exsudate) dadurch leichter zur Aufsaugung gebracht werden. Als hierher gehörige Beispiele führe ich nur die oft glänzenden Erfolge, die die Faradisation bei rheumatischen Beschwerden und bei sogenannten Verstauchungen zeigt, an. In beiden diesen Fällen kann es sich um solche Exsudate handeln, die durch kein anderes Mittel besser zur Aufsaugung gebracht werden.

Es bleibt uns schließlich noch die Verwerthung der physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes kurz zu beleuchten übrig. Es giebt eine Krankheit der Arterien, die darin besteht, daß das Gefäß sich an einer Stelle sackförmig ausdehnt, eine Entartung, die durch das immer neu zuströmende Blut immer mehr zunimmt, bis die Wandung an der Stelle nicht mehr Widerstand leisten kann und birst. Man nennt diesen Zustand ein Aneurisma. Wird in den ausgedehnten Sack die eine Elektrode eines elektrischen Apparates in Form einer feinen Nadel eingestochen und mit der anderen Elektrode die Kette auf der Körperoberfläche geschlossen, so durchzieht der Strom das Blut in dem Sack. Dieses wird dadurch einer chemischen Zersetzung unterworfen, und zwar bildet sich an dem angeführten Pole Faserstoffgerinnsel. Wird nun während der Operation die zuführende Arterie comprimirt, damit das Gerinnsel nicht vom Blutstrom fortgerissen werde, so setzen sich immer neue Faserstofftheilchen an, bis der ganze Sack durch ein großes Gerinnsel geschlossen und damit das Aneurisma geheilt ist. Die Arterie bleibt dann freilich Zeitlebens unwegsam.

Ebenso kann man auf elektrochemischem Wege auch gewisse krankhafte Flüssigkeitsansammlungen in Hohlräumen, indem man sie chemisch zersetzt, zur Aufsaugung bringen.

In der Galvanokaustik endlich, d. h. der heilkünstlerischen Verwerthung der intensiven Wärmeentwickelung durch den elektrischen Strom, verdankt die Chirurgie Middeldorpff eine sehr schätzenswerthe Entdeckung. Das Glüheisen ist ja noch nicht aus der Chirurgie verbannt, warum soll man da nicht auch die viel bequemere Methode, das Eisen durch Elektricität zum Glühen zu bringen, benutzen? Die Galvanokaustik ist aber

nicht nur ein Ersatz für das gewöhnliche Glüheisen, sondern, was noch viel wichtiger ist, sie tritt auch oft an die Stelle schneidender Instrumente. Nach Middeldorpff's Angabe braucht man nämlich, um Geschwülste zu entfernen, diese nur an ihrer Basis mit einer Schlinge von Platindraht zu umgeben. Verbindet man dessen Enden mit dem galvanokaustischen Apparat, d. h. der eigens zu diesem Zwecke eingerichteten constanten galvanischen Kette, so wird augenblicklich der ganze Draht glühend und man schneidet mit ihm, wie mit einem Messer, die Geschwulst ab. Die Vortheile der Methode aber liegen darin, daß eines Theils keine Blutung zu fürchten ist, weil sich sofort ein dicker Brandschorf bildet, und daß es anderen Theils an manchen Stellen, wie namentlich in Körperhöhlen, wo es unmöglich ist sich mit Messer oder Scheere einen Zugang zu bahnen, verhältnißmäßig leicht sein wird, die einfache Drahtschlinge herumzulegen.

Muß es nun nach dem Obigen nicht Jedem einleuchten, daß die ausgebreitete Anwendung der Elektricität in der praktischen Medicin nichts weniger als ein Schwindel ist, sondern im Allgemeinen auf reichlich ebenso rationeller Basis beruht als alle unsere pharmaceutischen Hülfsmittel? Freilich kann nicht geleugnet werden, daß auf diesem Gebiete leider auch der Uebertreibung oft Thür und Thor geöffnet und die Elektricität als Universalmittel gegen alle Leiden der Menschheit angepriesen worden ist. Wo kommen aber solche Ausschreitungen, namentlich bei einem Verfahren, das noch so neu ist, nicht vor? Man soll nur sichten das Wahre vom Schwindel und namentlich nichts Wunderbares, Unerklärliches in der Heilwirkung der Elektricität suchen wollen. Mehr Zutrauen zu der Sache zu erwecken, als bis jetzt noch in der Laienwelt vorhanden ist, war der Zweck dieser Mittheilung.

Dr. V. Holst.

Amerikanische Briefe eines Livländers.

V.

New-York, Juni 1868.

Ich schrieb Ihnen das letzte Mal: „Amerika ist im eminenten Sinne des Wortes das Land der Courtoisie gegen die Frauen". Wie in so vielen, ich glaube, ich darf sagen, wie in den **meisten** Sachen, so bewegen sich die Amerikaner auch hier in den Extremen. Schwerlich lassen sich sehr viele Amerikaner finden, die die „Würde der Frauen" gelesen haben; aber sicher lassen sich sehr wenige finden, die den Inhalt des Gedichtes nicht besser kennen als die Angehörigen irgend eines anderen Volkes. Und freilich, wer hier sagt:

Sie flechten und weben
Himmlische Rosen
In's irdische Leben —

hat Recht, nicht nur im Allgemeinen, wie Schiller im Allgemeinen Recht hatte, sondern ganz im Speciellen: wer in Amerika himmlische Rosen finden will, und sei es die kleinste Knospe, der suche sie nie wo anders als bei den Frauen, sonst mag er lange, lange vergeblich umherspähen.

Die unwiderstehliche Gewalt der natürlichen Verhältnisse zwingt hier noch immer die gesammte Männerwelt ihre ganze Thatkraft den realistischen und materiellen Aufgaben zuzuwenden. Der realistische Zug prävalirt daher ungemein in ihrem Charakter. Der idealistische Deutsche staunt ihre ungeheueren Leistungen auf allen praktischen Gebieten an, er zollt ihnen die gebührende Anerkennung, er wird zum Theil mitfortgerissen von dem großen Strom, aber — wenn der Tag mit lauter Speculiren und Erwerben zu Ende gehetzt und der stille Abend hereingebrochen ist, dann ist er dieses Treibens bis in das Mark der Knochen müde und es ergreift

ihn die nie ersterbende Sehnsucht nach dem Lande seiner Kindheit, dessen verklärtes Bild vor seiner Seele aufsteigt. Will er Kraft zu neuem Realismus gewinnen und der Schwäche Herr werden und er vermag es nicht von Innen heraus, so bleibt ihm nur eine Wahl: er gehe zu den deutschen Flüchtlingen von 1848 und 1849 oder — zu den amerikanischen Frauen.

Ich leugne es nicht, die amerikanischen Frauen, soweit ich sie bisher kennen gelernt, sind zum größeren Theil so putz- und vergnügungssüchtig, als es sich meine Freundinnen am Ostseestrande nur in ihren kühnsten Phantasien vorstellen können. Und dennoch — den Hut so tief vor den amerikanischen Frauen gezogen, als der Arm nur immer lang ist. Ich fordere Jeden heraus mir an einer echten Amerikanerin ein zollgroßes Stück zu weisen (von ihrer grausenhaften Frisur, ja von ihrem unsichtbaren Hut an bis herab zu ihrem allzu sichtbarem Absatz) auf dem nicht deutlich zu lesen stünde, daß sie eine Tochter des realistischen Landes ist. Aber wer daran zweifelt, daß dieses Volk — auch abgesehen von seiner verknöcherten Religiosität — noch eine sehr lebhafte Ahnung davon hat, daß der Geist über dem Körper, Wissen über dem Dollar steht, und wer höhnisch über die Prophezeiung lacht, daß der Tag kommen wird, da Amerika auch in dem Geistesleben eine ebenbürtige Schwester Europas sein wird, der ist entweder einer jener unzähligen dummstolzen Thoren, die über Alles und Jedes verächtlich den Stab brechen, sobald sie nur amerikanische Luft wittern, oder — er kennt die amerikanischen Frauen nicht.

Die amerikanische Frau der besseren Klassen steht dem Geschäftsleben ferner als die europäische. Frau und Tochter wissen in der Regel nicht mehr von dem Geschäft des Mannes und Vaters als die Art desselben. Geschäft ist Geschäft, und Familie ist Familie, und sie haben so wenig mit einander zu thun, als das Geschäftslocal mit der in allen etwas größeren Orten meist weit davon liegenden Familienwohnung; das ist amerikanischer Grundsatz.

Junge Mädchen genießen in Amerika eine Freiheit, wie sie in Europa selbst verheirateten Frauen, die auf ihren Ruf halten, nicht zusteht. Es ist etwas durchaus Alltägliches und Schickliches, daß junge Damen genaue Bekanntschaft mit jungen Herren haben, deren Namen selbst den Eltern unbekannt sind. Und sie treffen einander nicht etwa nur am dritten Ort bei gemeinschaftlichen Freunden, sondern die Herren besuchen die Damen Abends in ihrer Wohnung. Da der Besuch nicht den Eltern gilt, so erscheinen diese auch nicht, damit sie die Töchter nicht etwa dem Verdacht

preisgeben, als stünden sie unter einer lächerlichen Ueberwachung. So geschieht es oft, daß die erwachsenen Töchter des Hauses eine ganze Gesellschaft junger Herren bei sich haben und sich den ganzen Abend über vortrefflich mit Gesellschaftsspielen, ernsten und scherzhaften Gesprächen und wohl auch einem improvisirten Tänzchen amüsiren, während die Eltern allein in den oberen Gemächern sitzen und sich zu Bette legen, wenn der Schlaf sie überkommt.

So widmen die jungen Damen den größeren Theil der Abende, mindestens während der Saison, dem heiteren Gesellschaftsleben, sei es im Hause, sei es außerhalb desselben in Theatern, Concerten, Bällen und sogenannten „Parties", was in's Livländische übersetzt etwa „Piddo's" heißen würde. — Die Promenaden- und Corsostunde gehört natürlich auch noch „dem eitelen Treiben der Welt". Das ist die Zeit, da die Producte der Modemagazine spazieren getragen oder gefahren werden. Und die Amerikanerin giebt sich dieser erhebenden Beschäftigung mit so begeisterter Lust hin, daß der Geldbeutel des Gemahls oder Vaters oft die aller beängstigendsten Erstickungsanfälle hat, und die Advocaten das ganze Jahr hindurch mit den vergnügtesten Gesichtern herumgehen, weil ihnen die eingeklagten Rechnungen der Putzmacherinnen und Schneiderinnen ein so hübsches Sümmchen abwerfen.

Der übrige Theil des Tages aber gehört vorzüglich — den Studien. Die Amerikanerin meint nicht, wie die Europäerin fast immer, daß ihre Bildung mit dem Austritt aus der Schule vollendet sei. Im Gegentheil! Bis zu diesem Zeitpunkt hat sie meist nur dieses und jenes gelernt; von ihm ab beginnt sie ihre eigentliche Bildung. Freilich ist das auch in Amerika viel nöthiger als in Europa; denn in bei weitem den meisten amerikanischen Schulen ist der Unterricht in einem Grade geist- und gedankentödtend, von dem es schwer ist sich einen Begriff zu machen. Mit peinlicher Sorgfalt muß man sich hüten selbst von Natur gut begabte junge Damen, die eben die Schule mit einem vortrefflichen Diplom verlassen haben, auch nur das Einfachste „außer der Reihe" zu fragen. Nie sah ich etwas, das mehr einer Drehorgel glich, als amerikanische Schulweisheit. Und außerdem ist eine gute Hälfte dessen was gelehrt wird, entweder Frauen durchaus nutzlos, oder es liegt gänzlich über die Begriffsfähigkeit der Kinder hinaus. — Sind das nun aber etwa Momente, die es weniger verdienstlich machen, daß die Amerikanerinnen später nachzuholen suchen, was ihnen die Schule nicht geboten? Ich denke, im Gegentheil.

Außer der Musik werden vorzüglich Literatur und fremde Sprachen getrieben; letztere weniger um in ihnen „parliren" zu können, als um sich die Literatur anderer Nationen zu erschließen. Und ich rede nicht etwa von einer seichten Romanliteratur. Selbst in New-York, wo diese gute Klasse von Amerikanerinnen verhältnißmäßig wenig vertreten ist — weil es in New-York eben sehr wenig genuine Amerikanerinnen giebt — selbst da sind mir Kreise von jungen Damen bekannt, die drei Abende in der Woche ganz dem widmen sich mit den schönsten Geistesfrüchten fremder Länder bekannt machen zu lassen. Sie nehmen stets zwei Stunden nach der Reihe. Die erste Stunde wird gelesen — nicht etwa übersetzt, da sie der Sprache ganz Herr sind — und die zweite Stunde bespricht der Professor das Gelesene. In diesem Winter lasen sie im Deutschen den zweiten Theil des „Faust", im Italienischen „Das befreite Jerusalem", und ich weiß nicht was im Französischen. Es ist schon vorgekommen, daß sie die Stunde im vollen Ballstaat nahmen, weil sie unmittelbar nach ihr auf eine „Party" wollten. Einst fand ich ein zwanzigjähriges Mädchen eifrig über dem „Kosmos" in der Originalsprache. Eine Andere bat sich Erklärungen über die Keilschrift aus, erröthend gestehend, daß sie Einiges darüber in der Hand gehabt aber nicht recht verstanden habe. An Ihren Correspondenten erging die Aufforderung einem Damenkreise ein Colleg über die Philosophie der Geschichte zu lesen; natürlich englisch, denn unter den Deutschen New-Yorks findet man so wenig geistiges Interesse, daß einem oft ganz weh dabei zu Muthe wird.

Das Merkwürdigste hierbei aber ist, daß die Amerikanerinnen sehr selten ein blaustrümpfiges Wesen annehmen. Unter den halb- und viertelgebildeten Damen findet man zwar häufig eine Ueberschätzung des eigenen Wissens, die lächerlich genug ist. Die Klasse von Amerikanerinnen jedoch, von denen ich vorhin gesprochen, ist in der Regel bescheiden und paradirt mit ihren Kenntnissen weniger, als die Mehrzahl der europäischen Damen thun würde, wenn sie nur halb so viel wüßten. Ja, man muß oft sehr genau mit ihnen bekannt sein, um nur einigermaßen aus ihnen herausziehen zu können, was wirklich in ihnen steckt. Auf den ersten Augenblick kann man sie kaum von der übrigen Menge unterscheiden, denn sie freuen sich an einem hübschen Kleide gerade so sehr und disputiren über einen neuen Hut gerade mit demselben Eifer, wie die oberflächlich gebildete Tochter dieses patzigen Geldprotzen, die trotz der Eimer von fleur de rose

und héliotrope, die sie schon über ihr schweres Atlaskleid und das feine Spitzentaschentuch gegossen, noch immer nach dem Petroleum oder der Stiefelwichse duftet, mit der ihr Vater sein Geld gemacht hat.

Dies die Lichtseite der amerikanischen Frauenwelt. Allein das ewige Naturgesetz, daß viel Licht auch viel Schatten bedinge, findet auch hier seine Bestätigung. Um mich vor dem Vorwurf der Einseitigkeit zu bewahren, sehe ich mich daher gezwungen auch der wesentlichsten Schattenseiten des Bildes mit einigen Worten Erwähnung zu thun.

Die Wechselwirkung des anglikanischen Nationalcharakters und der zwingenden Kraft der natürlichen Verhältnisse Amerikas (zum Ueberfluß noch gespornt von dem principientollen Idealismus der Deutschen) hat in Amerika der Frau eine sociale Stellung angewiesen, die reich ist an den sonderbarsten Widersprüchen. Die Verhältnisse, wie wir sehen, die mit wenigen Ausnahmen die Männerwelt zwingen sich zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahr schon vollständig dem Geschäftsleben hinzugeben, haben es hervorgerufen, daß ein großer Theil der Frauen in allen Beziehungen, mit alleiniger Ausnahme des Geschäftslebens, den Männern überlegen ist. Diesem Umstande, verbunden mit der allen germanischen Stämmen angeborenen Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht, ist es zum großen Theil zuzuschreiben, daß man versucht den Grundsatz von der vollkommenenen Gleichberechtigung aller Menschen, auf dem die amerikanische Republik aufgebaut zu sein vorgiebt, auch auf die Frauen anzuwenden. In der Unbedingtheit, mit der Thad Stevens, der verehrteste Führer der Republikaner, sowie einige begeisterte Apostel in Schürze und Unterröcken und fast alle Radicalen unter den deutschen Republikanern die sofortige praktische Durchführung ihres neuen Evangeliums von der Emancipation der Frauen verfechten, in dieser Unbedingtheit ist die Frage der ungeheueren Mehrheit des Volkes vollkommen fremd und nur von den Schwarmgeistern ihm aufgezwungen. Im Allgemeinen hat das Volk ein viel zu lebendiges Bewußtsein davon, daß die Politik eine praktische Kunst sei und nicht die Aufgabe habe philosophischen Ideengebäuden möglichst gerecht zu werden, sondern diejenigen Wege zu gehen, auf denen unter den thatsächlich gegebenen Verhältnissen mit größter Sicherheit die höchstmögliche Wohlfahrt der Staatsangehörigen erzielt werden mag. Wie wenig das Volk aber meint, daß, wenigstens zunächst noch die Stimmberechtigung der

Frauen ein zu diesem Zweck sehr empfehlenswerthes Mittel sei, geht wohl am besten daraus hervor, daß sehr viele Frauen, die mit Leib und Seele für die Durchführung des Principes einstehen, mit größter Naivetät bekennen, daß sie nie von dem Rechte Gebrauch machen würden, weil sie durchaus kein Verlangen trügen sich auch noch in den politischen Strudel zu stürzen, in dem die Männer so wild umgetrieben werden. Allein trotzdem ist das Verlangen, das Weib von der viel zu weit gehenden Bevormundung des Mannes zu befreien, sehr groß und setzt sich allgemein viel weitere Ziele, als die gleichartigen Bestrebungen in Europa. Schon jetzt, wie ich früher bemerkt habe, ist die Stellung der Frau hier weit freier und unabhängiger. Die Folge davon ist unstreitig einerseits, daß die Amerikanerin in ihrem ganzen Thun und Lassen weit sicherer ist als die Europäerin, meist einen viel bestimmter durchgebildeten Charakter hat und im Allgemeinen sich verhältnißmäßg weit mehr der Führung des nüchtern prüfenden Verstandes als der des kritiklosen Instinctes oder — um ein schöner klingendes Wort zu gebrauchen — Gefühles anvertraut. Allein andererseits leidet auch nicht selten das Gemüth darunter, und noch viel häufiger nehmen mindestens die Formen des Redens und Gehabens eine gewisse Eckigkeit und Härte an, die denjenigen verletzt, der von der Kinderstube ab an den feinen Schliff des europäischen Gesellschaftslebens gewöhnt war. Es wäre geradezu lächerlich behaupten zu wollen, daß sich hier nicht gar manche Cirkel finden lassen, in denen die Frauen weder an Tiefe des Gemüthes noch an Politur in den Umgangsformen irgend den Europäerinnen nachstehen. Allein wenn man die ganze Masse der sogenannten Gesellschaft in's Auge faßt, so muß man doch unstreitig in beiden Beziehungen, namentlich aber in der letzteren, Europa den Vorzug zuerkennen. Wenn ich bei jeder Gelegenheit aus dem Munde junger Damen solche Worte, wie „das ist nicht war", „albern", „dumm", „gemein", „unverschämt" u. s. w. gehen höre, so muß ich stets an die „junge Hexe" in der Walpurgisnacht denken, wie ihr das Mäuslein aus dem Munde springt. Da die meisten Amerikanerinnen hübsch und graziös sind, so verletzt einen ein solches grobes Wort oder gar eine unästhetische Pantomime, die man sich gerne selbst aus dem Leben hinter den Coulissen fortdenkt, durch den schneidenden Contrast ganz besonders. Den Amerikaner choquiren dergleichen Dinge selten, da er selbst in der Kunst leicht und sicher auf Parquet zu gehen nicht gerade sehr erfahren ist. Aber auch diejenigen, die selbst zu feineren Manieren erzogen worden sind, beurtheilen solche Verstöße

allzu gelinde, weil ihnen die Form von sehr wenig Belang zu sein scheint. Sie vergessen leider, daß Wesen und Form keineswegs von einander unabhängige Dinge sind: wer sich gänzlich in harte und rauhe Formen hineingewöhnt, dessen Wesen wird sich immer auch mehr oder weniger diesen Formen gemäß gestalten, und wer an verletzenden Formen durchaus keinen Anstoß zu nehmen weiß, dessen Wesen wird schwerlich unter einer scharfen Probe ganz vollkommen bestehen. Wahre Tiefe des Gemüthes habe ich bis jetzt in Amerika ungleich seltener bei den Frauen gefunden als in Europa, aber ich will es vollständig dahingestellt sein lassen, ob das nicht reiner Zufall gewesen und weitere Beobachtungen mich nicht vielleicht zu einem anderen Resultat kommen lassen werden. Eines aber glaube ich mit Gewißheit sagen zu können: die Zartheit des Gemüthes, jener unbeschreibliche duftige Hauch vollendeter Weiblichkeit, der der bezauberndste Schmuck der Frau ist, der findet sich weit seltener in der neuen als in der alten Welt. Sicher giebt es hier sehr viele Frauen, an die sich das ernsteste und wärmste Herz mit tiefer und dauernder Liebe schließen mag, aber ich zweifele sehr, ob sich viele Frauen finden lassen werden, die die erregte Phantasie zur Schwärmerei entflammen können. Schwärmerei, diese leichtere aber mit unendlich verführerischen Reizen geschmückte Schwester der Liebe, vermag ohne Illusionen nie zum Leben zu kommen; die Amerikanerin aber ist zu nichts weniger geschickt als Illusionen zu erwecken, und sollte sie dennoch welche erwecken, so ist ihr Leben ein ephemeres. Und das gilt, wenn auch vorzüglich, so doch keineswegs allein von denen, deren Mangel an savoir faire stets zu rechter Zeit — sehr oft aber auch schon eine gute Stunde früher — eisige Tropfen in die aufglühenden Flämmchen fallen läßt. Die ich noch bis jetzt gesehen, waren durchgängig mit einer krystallinischen Kruste des realistischen Salzes überzogen, mit dem die ganze amerikanische Luft übersättigt ist. Die leichten Lichtgeschosse der Phantasie, die Illusionen, vermögen diesen Panzer nicht zu durchdringen; machtlos gleiten sie an ihm zu Boden, oder — so lange noch der Reiz der Neuheit da ist — sie brechen sich an ihm und werden in buntem, bizarrem Farbenspiele zurückgeworfen: die unerquickliche Frage drängt sich auf, ob man sich selbst bemitleiden und verspotten soll, daß man nicht von dem fruchtlosen idealistischen Sehnen lassen kann, oder ob man die schönen Gestalten bedauern soll, die nie das Glück der Tagesträume gekannt, sondern fort und fort in ewigem Kreisgang in der Tretmühle der duftlosen Wirklichkeit dahinschreiten.

Es dürfte schwer sein einen Amerikaner zu finden, der die Wahrheit meiner Behauptungen nicht rundweg ableugnete, und zwar nicht nur durch nationale Eitelkeit und Selbstzufriedenheit — die allerdings kaum zu übertreffen sind — dazu verführt, sondern aus aufrichtigster Ueberzeugung. Der Grund hiervon liegt auf der Hand. In dem ganzen Denken und Thun der Amerikaner herrscht das realistische Moment in solchem Grade vor, daß sie mit vollem Rechte noch viel mehr zu den Amerikanerinnen als idealistischen Lichtgestalten aufblicken könnten, als sie es in der That thun. Nichtsdestoweniger aber ist doch schon jetzt die Affectation des Frauencultus in manchen Hinsichten geradezu lächerlich und verliert sich oft in die überraschendsten Widersprüche und ergötzlichsten Absurditäten. General Butler verdankt das Grausen, das sein Name bei einer guten Hälfte aller Amerikaner hervorruft, vorzüglich einer äußerst vernünftigen Ordre, die er gegen die Damen von New-Orleans erließ. Diese nämlich befleißigten sich mit großem Eifer den Unionssoldaten schmutziges Wasser und noch viel übelere Flüssigkeiten auf die Köpfe zu gießen und ihnen auf der Straße in's Gesicht zu spucken. Da erließ der General eine Proclamation, daß jede Dame, die dergleichen thäte, als gemeines Weibsbild angesehen und eingesteckt werden solle, da sie nach solchen Brutalitäten nicht mehr beanspruchen dürfe als Dame angesehen zu werden. Von Stund an ward keine Klage mehr gehört, aber der General ward für ewige Zeiten zu einem „Monster" gestempelt, weil er es gewagt „ladies" gegenüber solche Sprache zu führen. — Ein Amerikaner fragte mich einst mit großem Ernst, was ich wohl thun würde, wenn eine Dame mich auf offener Straße mit einer „Cowhide"*) tractiren würde, wie es jüngst Mr. N. N. ergangen. Ich erwiderte ihm, daß ich sie einfach überwältigen und direct in's Gefängniß abführen lassen würde, wie solch eine schamlose Megäre es reichlich verdiene, wie sehr sie auch immer mit Seide und Diamanten behängt sein. „Sie würden es wagen einer Dame Widerstand zu leisten und sie so zu behandeln!" rief er entsetzt, und kehrte dem plebejen Europäer mit tiefer Entrüstung den Rücken zu. — Hier in New-York wurden jüngst ein Mann und seine Frau des Diebstahls angeklagt, und zwar schien es, daß die Frau die Hauptschuld trüge. Der Richter entließ die Frau vor dem Beginn des Examens, weil sie in keinem Fall verantwortlich gemacht werden dürfe, da niemals angenommen werden könne, daß sie ein solches

*) Cowhide ist eine schwere, geflochtene Reitgerte.

Vergehen hätte begehen können, wenn der Mann den rechten Einfluß auf sie ausgeübt hätte. — So will man also den Frauen erlauben den Männern ins Gesicht zu speien, sie öffentlich abzupeitschen und, falls sie (die Frauen) verheiratet sind, selbst zu stehlen, bloß weil sie dem weiblichen Geschlecht angehören, d. h. theils weil es ein entsetzlicher Verstoß gegen die Ritterlichkeit wäre eine Frau irgend einer Brutalität wegen zu züchtigen, theils weil die Frau als Frau so unselbständig und unzurechnungsfähig sei, daß der Mann selbst für ihre Verbrechen, mindestens die geringeren, einzustehen habe. Und dabei schleudert man die stärksten Theaterdonner — ich kenne persönlich Einige, die aus vollster Ueberzeugung für die Sache streiten, aber ich glaube nicht, daß ihrer sehr Viele sind — gegen die Gottlosen, die den Frauen nicht in jeder Beziehung volle Gleichberechtigung mit den Männern geben wollen. Der Kopf beginnt einem in der That oft zu wirbeln, weil man absolut nicht mehr weiß, wofür man die Frau halten und wie man sie behandeln soll: bald scheint es, als hätten die Weiber nichts mit den Staubgeborenen gemein und jedes barttragende Individuum müsse mit verschränkten Armen anbetend vor ihnen in die Knie sinken, bald kann man sich nicht genug wundern, wie die Menschen 6000 Jahre, oder wie lange die Welt immer stehen mag, der tollen Einbildung gelebt haben, daß der liebe Gott zwei Geschlechter geschaffen habe, während doch in Wahrheit gar kein wesentlicher Unterschied besteht. Die Frauen selbst sind denn auch häufig in nicht geringer Verlegenheit, wofür sie sich halten sollen; je nach dem Bedürfniß des Augenblicks affichiren sie sich als Engel oder als Männer oder, und zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß dieses wohl am häufigsten geschieht, als wirkliche Frauen. — In fast allen Fragen ist Amerika noch vollständig im Gährungsproceß; aber es will mir scheinen, als sei die der socialen Stellung der Frau — mindestens was die großen Städte anlangt — mit diejenige, in der noch am wenigsten von einer Klärung zu bemerken ist. Einem sonderbaren, unsicheren Schwanken zwischen den Consequenzen outrirter Principien und einer wahrhaft freisinnigen und weiten Anschauung, zwischen einer affectirten (und nicht selten linkischen) Politesse und einer aufrichtigen, schlichtbiederen Verehrung der Frau begegnet man so häufig, daß man von einer angenehmen Verwunderung ergriffen wird, wenn man einmal auf ein ganz natürliches Verhältniß stößt. Wie lange es dauern wird, bis alle diese verschiedenen Elemente sich vollkommen vermischt und dann der Setzungsproceß vollendet ist, das ist unmöglich zu sagen; aber wenn er vollendet ist, dann, glaube ich, wird

man in vielen wesentlichen Beziehungen hier das genaue Gegenspiel der europäischen Verhältnisse finden. Und endlich wird in dieser, wie in allen anderen socialen und politischen Fragen, eine Ausgleichung und Amalgamirung der europäischen und amerikanischen Entwickelungsformen stattfinden müssen. Dann aber wird der ganze gegenwärtige Act des großen Weltdrama's seinen Abschluß erreicht haben, und die neue Periode der Weltgeschichte wird damit beginnen, daß es nicht mehr eine alte und neue, sondern nur noch eine Culturwelt und eine uncultivirte Welt geben wird.

Schwedische Intoleranz in Livland.

Schweden ist das „lutherische Spanien" genannt worden, weil hier die Ausschließlichkeit des lutherischen Bekenntnisses von Staats wegen vollständiger durchgeführt und länger erhalten wurde als sonst wo. Die Reformirten erhielten in diesem Lande freie Religionsübung erst im Jahre 1741, die Katholiken sogar erst im Anfange des 19. Jahrhunderts. Noch 1858 und 1859 wurde von den schwedischen Consistorien sowohl gegen Katholiken als auch gegen Baptisten und andere Sectirer eine religiöse Verfolgung in Scene gesetzt, für welche man, um Aehnliches in der Geschichte der mitteleuropäischen Völker nachzuweisen, mindestens in das 16. und 17. Jahrhundert zurückgreifen muß. Nicht eben verwunderlich ist es daher, wenn man in unseren Archiven aus der Zeit der schwedischen Herrschaft Zeugnisse eines Zustandes findet, der in gewissem Sinne als das würdige Gegenbild jener bekannteren und noch unlängst auch in dieser Zeitschrift geschilderten „Polnischen Gegenreformation in Livland" bezeichnet zu werden verdient.

Nachdem mit der Eroberung Riga's durch Gustav Adolph die schwere Gewissensnoth der hiesigen Lutheraner unter dem wortbrüchigen polnischen Regiment ein glückliches Ende erreicht hatte, da verging unter der neuen schwedischen Herrschaft zwar noch manches Jahrzehnt, ohne daß ihren nicht-lutherischen Unterthanen in Livland (Reformirten, Katholiken, Griechen) Veranlassung zu Beschwerden über eigentliche Glaubensverfolgung geboten wäre; doch fehlte schon damals ihnen allen die Freiheit öffentlicher Religionsübung, indem keiner der drei erwähnten Confessionen der Bau einer eigenen

Kirche gestattet wurde.*) Schlimmeres aber kam unter der Regierung des vorletzten schwedischen Herrschers über Livland, Karls IX. Am 29. Juli 1670 ertheilte derselbe dem Rigaschen Rath den Befehl darüber zu wachen, daß niemand von den „Calvinischen Religionsverwandten" in Riga die Bürgerschaft gewinne, und ferner, am 21. Februar 1671: „daß diejenigen (Reformirten und Katholiken), welche hier wohnen und zu einigem jure civitatis admittirt und angenommen werden, ihre Kinder in der lutherischen Religion nach der unveränderten Augsburgischen Confession ohnfehlbar erziehen lassen sollen, wozu sie sich dann voraus reversiren und verbinden müßten."

Das Bürgerrecht also und die davon mehr oder minder abhängige Nahrungsberechtigung sollten die Lockspeise oder das Zwangsmittel zum Uebertritt abgeben. Welches aber sind nun damals die Früchte dieser staatspolizeilichen Religionspropaganda gewesen? Ohne diese Frage für die ganze noch übrige schwedische Regierungszeit, d. h. bis zum Jahre 1710, beantworten zu können, vermögen wir wenigstens für den kurzen Zeitraum der Jahre 1680—84 die Wirkungsweise jener königlichen Edicte vermittelst einiger den Protokollen des Rigaschen Raths und des Rigaschen Consistoriums entnommener Beispiele zu erläutern. Weiter ausgedehnte Archivstudien sowohl in Riga als auch in Reval würden ohne Zweifel verhältnißmäßig reichere Ausbeute liefern. Wir geben auf den nächstfolgenden Seiten gleichsam nur eine Probe von dem, was überhaupt zur Sache zu finden sein dürfte.

Der wahrscheinlich aus Holland gebürtige Kaufmann Ernst Metsue hatte, nach erfolgtem Tode seiner Frau, seine Kinder zur Erziehung nach Amsterdam gesandt und das Rigasche Consistorium ihn hierauf zwar „eventuell" — d. h. wie es scheint, für den Fall, daß er die Kinder nicht sofort nach Livland, wo sie Unterricht in der lutherischen Lehre zu erhalten hätten, zurückkommen ließe — zu einer Geldstrafe von nicht weniger als 500 Thalern verurtheilt, Metsue sich aber in keiner Hinsicht willfährig gezeigt, sondern beim Rathe um seine sofortige Entlassung aus der

*) Ueber das Nichtvorhandensein einer griechischen Kirche in Riga zur schwedischen Zeit s. W. v. Gutzeit, die griechisch-katholischen Kirchen Riga's. Riga 1868. (Sonderabdruck aus den Mitth. der Gesellsch. f. Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Bd. XI.) S. 15 und Anm. 18 auf S. 42.

Rigaschen Bürgerschaft nachgesucht. Da nun dem Rathe wohl bewußt war, daß Metsue „der Stadt und den Licenten ein Ziemliches beiträget, weil er viele Negotien treibet", so daß es „sich nicht wohl würde thun lassen, die Aufkündigung seiner Bürgerschaft anzunehmen, indem solches Ihre Majestät leichtlich im Uebeln vermerken könnte, daß man einen solchen Bürger weggeben ließe", — so hatte der Rath, dem in dieser Sache das Interesse des Stadt- und Staatsschatzes dem der Staatskirche vorzugehen schien, dem Consistorium empfohlen, an dem frühern Erbieten des Metsue, „jährlich ein glaubwürdiges Attestatum von dem Amsterdamschen Ministerio, daß seine Kinder zur lutherischen Kirchen und Schulen gehalten werden, einzuschaffen" — sich genügen zu lassen. Dem Consistorium wurde es nicht schwer, die Sache am 19. October 1680 in austragsmäßiger Weise zu erledigen.

Ein anderer Kaufmann aus Holland, Namens Alexander Davidsohn, hatte beim Oberkämmerherrn angezeigt, daß er „die Bürgerschaft zu gewinnen Sinnes wäre", war aber in dieser, weltlich-geistlich zu behandelnden, Angelegenheit zuvörderst an das Consistorium verwiesen worden, welches demgemäß am 2. November 1680 den Bittsteller verpflichtet hatte, sich zuvor, „laut Ihrer Majestät Religionsplakat und Willen" in folgender Weise zu reversiren: „Ich N. N. gelobe, daß die Kinder, so mir der Höchste aus künftiger Ehe geben mögte, zur hiesigen Schulen und Kirchen halten, und sie nach Inhalt Ihrer Königlichen Majestät Allergnädigsten Religionsplakat darin erziehen lassen will, wozu ich mich eigenhändig reversire." Davidsohn's Entgegnung war, daß, wenn er von diesem Plakat etwas gewußt, er in Holland geblieben wäre; jedenfalls werde er das Reversal — „weil es keiner noch bisher gethan" — so nicht unterschreiben. Statt dessen reichte er einige Tage später ein von ihm selbst aufgesetztes Reversal beim Consistorium ein, das also lautete: „Auf die von Einem Edlen Consistorio geschehene Proposition zur Antwort dient: Weil es Dinge sind, die noch unter göttlicher Hand liegen, und in keiner menschlichen Macht lieget, den Glauben zu geben, als Gott im Himmel, von welchem alle gute Gaben kommen müssen, als gelobe ich, Unterschriebener, kraft dieses, im Falle mir der Höchste im künftigen Ehestand Erben bescheren sollte, dieselbigen zu hiesiger Kirchen und Schulen zu halten, und wenn sie zu erwachsenen Jahren kommen, und mögten gesinnet sein, die lutherische Religion zu erwählen, den wirkenden Geist Gottes nicht resistiren, und ihnen keine andere Religion

anzunehmen zwingen, sondern den Willen lassen will." Diese das Gewissen des Anfertigers wahrende Fassung des Reversals konnte vom Consistorium nicht genehmigt werden. Endlich erklärte Davidsohn geradezu, „daß er einen Eid gethan habe, den ihm von Einem Edlen Consistorio vorgeschriebenen Revers nicht zu unterzeichnen", 2c. deßhalb möge das Consistorium seinem Gewissen consuliren und den von ihm projectirten Revers acceptiren." Da entwarf das Consistorium seinerseits einen neuen, im Wesentlichen aber gleichen und sogar noch bestimmter gehaltenen Revers, desmittelst Davidsohn gelobt „die Erben, so ihm der Allerhöchste im künftigen Eheleben bescheren möchte, zu den hiesigen, der unveränderten Augsburgischen Confession zugethanen, Kirchen und Schulen zu halten und sie darin unfehlbar auferziehen zu lassen, auch sich dawider auf keine Weise zu setzen". Zwei Mal las der von der geistlichen Behörde in Gewissensunruhe versetzte Mann den Revers, dann unterschrieb er ihn.

Im October des Jahres 1861 ward der in Riga angereiste Perükenmacher Jacque Lille, der sich gleich beim Rathe darüber beschwerte, daß die hiesigen Perükenmacher ihm seine Waare weggenommen hätten, vor Allem darüber gefragt, welcher Religion er „zugethan" sei, und, da er sich zur reformirten bekannte, veranlaßt, um die Gewinnung der Bürgerschaft hieselbst nachzusuchen. Als er aber, dem nachkommend, zugleich erklärt hatte, daß er innerhalb Jahresfrist sich verheiraten und häuslich niederlassen wolle, so wurde ihm der Bescheid ertheilt, daß der Gewinnung des Bürgerrechtes die Verheiratung und Niederlassung vorausgehen müsse, — offenbar aus Rücksicht auf den alsdann von ihm zu fordernden Revers über die Erziehung seiner Kinder im lutherischen Glauben.

Im August 1682 sollte Friedrich Opdenöhl denselben Revers zum Behufe der Gewinnung des Rigaschen Bürgerrechts, unterzeichnen. Da aber sein Vater Johann Opdenöhl erklärte, daß man ihn im Jahr 1657, als die Pest in Riga ausgewüthet und er hier Bürger geworden, nicht einmal gefraget habe, welcher Religion er zugethan wäre, daß ferner sein Sohn in Mitau geboren und sich niemals „reversirt" habe — so bezeichnete man nämlich damals diesen Act in aller Kürze — so war Friedrich Opdenöhl ohne jedes weitere Bedenken in die Rigasche Bürgerschaft aufgenommen. Der eigentliche Grund dieser milden Entscheidung ist vielleicht in dem Umstande zu suchen, daß auch Opdenöhl, der Vater, gleich Metsue zu denen gehört haben mag, die der Stadt und den Licenten „ein Ziemliches" beitrugen.

Aus Wenden war der Reformirte Kaller mit seinen Kindern nach Riga übergesiedelt, hatte später wieder mit ihnen abreisen wollen, war aber durch seinen Tod daran verhindert worden. In seinem Testamente hatte er Joh. Gilbert und Heinrich Watson zu Vormündern der Kinder bestellt und sie beschworen dieselben in ihrer, der reformirten Religion erziehen zu lassen; aber wie konnte hier ein Testament helfen? Sie wurden dem Lehrer an der Jakobsschule Peter Ravensberg zur Beköstigung und Erziehung übergeben, und als später die Vormünder sie zu ihren auswärtigen Verwandten senden wollten, wurde diesen zu bedenken gegeben, daß es Kinder eines hiesigen Bürgers seien und der Rath ihr Obervormund sei; die Bestimmung des Testaments sei contra legem publicam und Sr. Königl. Majestät Religionsplakat de anno 1671, weßhalb die Kinder allhier bei uns verbleiben müßten bis sie ihre annos discretionis erreicht hätten. Wenige Monate später macht der Vormund Watson die Anzeige, daß die Kinder bei dem Ravensberg so übel gehalten worden seien, daß sie viel Ungeziefer bekommen hätten, auch habe das Mädchen oft eine Bratenwenderin abgeben müssen; er, Watson, habe deßhalb die Knaben in die schwedische Schule und das Mädchen bei dem Johann Teur abgegeben. Nun wird vom Consistorium eine Untersuchung angeordnet, aber nicht hinsichtlich der schlechten Behandlung der Kinder bei dem Schullehrer Ravensberg, sondern zur Feststellung dessen, ob nicht etwa die Frau des Teur, zu der das Mädchen gekommen, eine Reformirte sei.

Am 5. Juli 1681 erklärte der, der katholischen Kirche angehörige Bürger Fontaine, vom lutherischen Pastor Hermeling deßhalb bestürmt, sich bereit, in der lutherischen Kirche das Abendmahl zu empfangen, stellte aber dabei die Bedingung, daß man es ihn nicht öffentlich vor dem Altar, sondern in der „Dresdkammer" genießen lassen möge, weil er — wie er in naiver Offenherzigkeit hinzufügte — fürchte, daß sonst „seine Frau Mutter, wenn sie es erfahren würde, ihn erblos machen möchte." Das Consistorium war nicht so gefälliger Natur hierauf einzugehen, sondern erklärte, „wenn er nicht publice communiciren wollte, würde Ein Edler Rath ihm den Betrieb der bürgerlichen Nahrung verbieten lassen". Ob nun in Folge dieser so ungeistlichen Drohung Fontaine ein schlechter Lutheraner wurde oder ein schlechter Katholik blieb, darüber finden sich keine Verhandlungen weiter vor.

Ein anderer Katholik, Namens Dietrich Flamm, Inhaber eines Weinkellers, tritt gleichfalls wegen seines Uebertritts zur lutherischen Kirche

in Unterhandlung. Nach längerem Zögern entschließt er sich den Pastor Caspari als den zu erwählen, der ihm den nöthigen Unterricht ertheilen soll. Niemanden ohne förmliche Unterweisung, ohne Ueberzeugung und Kenntniß der unterscheidenden Glaubenslehre aufzunehmen ist eben unter allen Umständen protestantischer Grundsatz gewesen. Schon glaubt der genannte Pastor gute Früchte zu sehen; lange Zeit schon hat der Proselyt den katholischen Gottesdienst nicht mehr besucht, schon ist er in der Erkenntniß des Glaubens der lutherischen Kirche „wohl fundiret", schon will Caspari ihn zum Genusse des heiligen Abendmahls zulassen — da treten noch gewisse durch den übermäßigen Eifer Caspari's selbst hervorgerufene Weiterungen in den Weg. Endlich, am 16. Mai 1684, giebt der Rigasche Rath durch den dazu beauftragten Rathsherrn Joh. Oetting (der später als v. Oettingen geadelt wurde) dem Schwankenden zu erkennen, daß er entweder den Glauben zu „mutiren" und sich zur Augsburgschen Confession zu bekennen oder aber die bürgerliche Nahrung einzustellen habe. Letzteren Falles würde man ihm den Keller versiegeln. Da fährt der Bedrohte „gar trotziglich" aus: man solle nicht ihm, sondern Schelmen und Dieben die Keller versiegeln. Es erging nun das Gebot der sofortigen Versiegelung, doch ward alsbald wieder eine Frist von einigen Monaten nachgegeben. Im Hinblick auf den versiegelten Keller scheint Flamm sich allendlich zum Uebertritt entschlossen zu haben.

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, war also damals die Praxis in Riga, daß man den Katholiken das Bürgerrecht wirklich nur unter der Bedingung des Religionswechsels gewährte, bei den Reformirten aber sich in dieser Hinsicht mit dem Versprechen der lutherischen Kindererziehung begnügte. Demnach scheint der Rigasche Rath gegen die Reformirten immerhin weniger unduldsam als die schwedische Regierung gewesen zu sein, welche, wie oben angegeben, seit 1670 auch die „Calvinischen Religions-Verwandten" von dem Bürgerrecht auszuschließen befohlen hatte. Leider wissen wir nicht, ob diese tolerantere Gesinnung soweit ging, den Reformirten auch öffentlichen Gottesdienst in einer eigenen Kirche zu gönnen. Ein Protokoll des Raths vom 19. März 1684 belehrt uns, daß die Reformirten um ein freies exercitium religionis beim Könige eingekommen waren und daß der Rath beschloß: „morgen diesfalls an die Herren Deputirten des Rathes nach Stockholm zu schreiben" — ob aber, um für oder gegen das Gesuch der Reformirten einzutreten, erfahren wir aus diesem Actenstücke nicht. Jedenfalls bleibt die Thatsache merkwürdig,

daß der lutherische Glaubensdruck in Livland erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, unter demselben König, dessen absolutistisches Regiment auch in politischer Beziehung so schwer lastete, seine höchste Steigerung erfahren hat.

Anders und besser wurde es in diesen Dingen sofort bei dem Eintritt unter die russische Herrschaft. Vermöge der livländisch-estländischen Subjectionsverträge und des Nystädter Friedens wurde zunächst auch für die griechisch-orthodoxe Kirche die freie Religionsübung in diesen Provinzen statuirt. Ferner ließ Peter der Große durch ein Schreiben der livländischen Gouvernements-Regierung vom 2. August 1722 dem Rigaschen Rath und der hiesigen lutherischen Geistlichkeit erklären, daß er „den allhie subsistirenden reformirten Religions-Verwandten, ihrem Wunsche gemäß, ein freies exercitium religionis gewähre". Und überhaupt läßt sich sagen, daß während der ersten russischen Zeiten in Liv- und Estland ein Zustand der Glaubensfreiheit verwirklicht war, wie er kaum vollständiger gedacht werden kann. War es doch bis 1747 sogar beiderseits griechisch-orthodoxen Eltern unverwehrt, ihre Kinder, wenn sie wollten, in einer andern Kirche zu taufen und zu erziehen.

Es giebt zeitweilige Rückschläge in dem Entwickelungsgange der Menschheit; blickt man aber auf Zustände, wie die hier erwähnten zurück, so fühlt man sich doch genöthigt an ihren Fortschritt im Großen und Ganzen zu glauben. Die Betrachtung des in der Geschichte vergangenen Bösen gewährt überhaupt den Trost, daß ebenso auch das in der Welt noch vorhandene vergehen könne. Insbesondere aber gehört der Glaubens- und Bekenntnißzwang zu denjenigen Zeiterscheinungen, die unzweifelhaft vergehen müssen.

Der neue Tarif.

Die russische Tariffrage hat bekanntlich in der letzten Zeit sehr viele und unter sich sehr uneinige Wünsche und Meinungen, ja Leidenschaften und Agitationen in Bewegung gesetzt, und zwar sowohl diesseit als auch jenseit der Reichsgrenze. Dem Auslande ist es natürlich um einen möglichst unbelasteten und unbehinderten Absatz seiner Industrieerzeugnisse zu thun, und man hat daher von dort aus eine Pression zu Gunsten freihändlerischer Principien auszuüben gesucht. In Rußland selbst standen sich zwei Parteien feindlich gegenüber: auf der Seite des Schutzzolls begreiflicher Weise die Fabrikanten und — weniger begreiflicher Weise — auch der größte oder wenigstens der gewichtigste Theil der Kaufmannschaft; auf der des Freihandels fast nur die mit keinem persönlichen Interesse engagirten Jünger der nationalökonomischen Theorie. Ihre leidenschaftlichste Vertretung fand die erstere Richtung in Moskau; gewisse russische Zeitungen setzten den Protectionismus in directeste Beziehung zum Nationalitätsprincip und es fehlte nicht viel, daß ihnen die entgegengesetzte Ansicht geradezu als Landesverrath gegolten hätte. Maßvoller, doch im Ganzen auch protectionistisch ist Gesinnung und Votum unseres einflußreichen Rigaschen Börsen-Comité's gewesen. Jetzt ist der Kampf ausgekämpft, der Tarif veröffentlicht und die Frage voraussichtlich für eine längere Reihe von Jahren entschieden. Die siegreiche Partei braucht sich nicht mehr um Gründe zu bemühen, die unterlegene aber sucht eine letzte Genugthuung in der rückschauenden Beurtheilung des Geschehenen. Ein solches letztes Wort aus einer der achtbarsten unter den freihändlerisch gesinnten russischen Zeitschriften*) soll

*) Westnik Jewropy, Juliheft, S. 408 ff. Diese Zeitschrift steht in ihrem dritten Jahrgange. Während des ersten und zweiten war sie eine Vierteljahresschrift bloß für

hier — mit einigen durch die Umstände gebotenen oder sonst zweckdienlichen Verkürzungen — wiedergegeben werden. Wir denken, daß dieser nicht etwa den Principienstreit zwischen Freihandel und Schutzzoll wiederholende, sondern vorzugsweise nur das bei der Feststellung des neuen Tarifs eingehaltene Verfahren erörternde Aufsatz jeden Betheiligten interessiren muß; betheiligt aber ist ausnahmslos jeder auf dem Boden des russischen Reichs Lebende.

In der vor einem Jahre von Seiten des Herrn Finanzministers Sr. Maj. dem Kaiser gemachten Unterlegung wurde als Zweck der Revision des Tarifs angegeben: erstens Vermehrung der Zolleinnahmen und zweitens Erleichterung des rechtmäßigen Handels. Es war also sowohl ein fiskalischer als auch ein volkswirthschaftlicher Zweck, den der Minister im Auge hatte. Mit großem Fleiß auch hatte man an der Sammlung von Auskünften über die Leistungsfähigkeit der inländischen Industrie, über die ausländischen Zollsysteme u. s. w. gearbeitet, wie das durch die von dem Vicedirector des Zolldepartements, Herrn Kolessow, zum Behufe der Tarifrevision redigirten „Materialien" bezeugt wird. Aber schon in den Vorschlägen Kolessows gewann der fiskalische Zweck das Uebergewicht und sollte der wirthschaftliche vorzüglich nur durch Vereinfachung des Tarifs, durch Beseitigung der Differentialzölle für die Einfuhr auf dem Land- oder Seewege, durch Vereinigung etlicher getrennter Artikel zu einer Verzollungsgruppe, durch Freigebung einiger unbedeutender Artikel u. s. w. erreicht werden. Das allgemeine Ergebniß wäre hiernach im Vergleich zu dem Tarif von 1857 gewesen: Aufhebung des Zolles für 24 Artikel, Ermäßigung desselben für 136 Artikel, Belassung bei dem bisherigen Zollsatz für 84 Artikel, Erhöhung des Zolles für 48 Artikel. Obgleich Herr Kolessow von dem allgemeinen Grundsatz ausging, daß die Zollabgaben auf höchstens 30 bis 35 pCt., im Durchschnitt sogar auf nur 25 bis 30 pCt. des Werthes zu reduciren seien, so betrug doch die von ihm schließlich vorgeschlage Herabsetzung bei der Mehrzahl der davon betroffenen 136 Artikel nur 9 oder 10 pCt. der bisherigen Tarifsätze, so daß hierin wahrlich kein radicaler Bruch mit dem protectionistischen System von 1857 gefunden werden konnte.

Geschichte; jetzt ist sie eine Monatsschrift für „Geschichte, Politik und Literatur". Herausgeber und verantwortlicher Redacteur ist M. Stassjulewitsch, vormals Professor der Geschichte an der St. Petersburger Universität.

Diese Vorschläge des Finanzministeriums wurden demnächst einer besonderen Commission, zur Hälfte aus Beamten, zur Hälfte aus Industriellen bestehend, zur Begutachtung übergeben. Außerdem bildete man auch verschiedene Experten-Comité's zu denen über 200 Personen berufen wurden. Diese den Vertretern nichtamtlicher Gesellschaftskreise gewährte Betheiligung an einem wichtigen legislatorischen Acte fand in der Presse unbedingte Anerkennung; jedoch hat sich die in eine solche Betheiligung gesetzte Hoffnung in diesem Falle nicht bewährt, und zwar deßhalb nicht, weil jene Vertreter eben nicht die Vertreter der Gesellschaft überhaupt waren und, wie jede Vertretung einer besondern, bevorzugten Klasse, mehr das Interesse ihrer Klasse als das der ganzen Gesellschaft im Auge hatten. Wieder einmal hat es sich hier glänzend bewährt, daß eine privilegirte Vertretung zur Benachtheiligung der nichtprivilegirten Mehrheit auszuschlagen pflegt, und wieder einmal war man zu der Frage veranlaßt, ob nicht eine solche Vertretung der Gesellschaft schlimmer ist als gar keine. Zwar verhilft sie der Administration zu einer gründlicheren Sachkenntniß; dafür aber beeinflußt sie dieselbe zugleich zu Gunsten ihres Interesses, das dem der Allgemeinheit meistens geradezu entgegengesetzt ist, während die Administration an sich, welches auch sonst die Schattenseiten ihres uneingeschränkten Thuns sein mögen, doch in der Regel nur auf das allgemeine Staatsinteresse zu sehen pflegt. Wenigstens auf dem Gebiet der wirthschaftlichen Reformen sind wir um diesen Erfahrungsbeweis für die bedenkliche Wirkungsweise einer einseitigen Vertretung reicher geworden.

Und noch eine andere werthvolle Erfahrung haben wir bei derselben Gelegenheit gemacht. Die Debatten und Resolutionen der erwähnten Tarif-Commission haben uns gezeigt, welche Macht auch bei uns eine systematische und disciplinirte, innerhalb der Grenzen des Gesetzes sich bewegende Agitation auszuüben vermag. Inmitten dieser Menge von Experten und von einmüthig arbeitenden Commissionsgliedern aus der Klasse der Industriellen wurden die ursprünglichen Vorschläge des Finanzministeriums gleichsam über den Haufen geworfen — overruled, um einen technischen englischen Ausdruck zu gebrauchen. An sich freilich hätte die Einberufung von Experten nicht nothwendig zu einem protectionistischen Resultat zu führen gebraucht, selbst wenn sich dieselben vorzugsweise als Experten im Fache ihres Privatvortheils ausgewiesen hätten; aber man bemerke, daß eben eine gewisse Anzahl Industrieller in die Commission selbst aufgenommen war, nicht als bloße Experten, wie es richtig gewesen

wäre, sondern als stimmberechtigte Glieder, denen in Gemeinschaft mit den übrigen, der Administration angehörigen Gliedern gleichsam eine gesetzgeberische Gewalt eingeräumt wurde. Die Commission faßte ihre Beschlüsse vermittelst einfacher Stimmenmehrheit. So wurde die eine der betheiligten Parteien zum Richter in eigener Sache gemacht. Man ist in der falschen Vorstellung befangen gewesen, daß die Tarif- und Handelsfrage nur das Finanzministerium und die Manufactur-Conseils und allenfalls noch die notable russische Kaufmannschaft angehe. Von diesem Gesichtspunkt aus erschien das, was man im Gegensatz zur Administration die Gesellschaft nennt, bloß in der Gestalt von Manufactur- und Commerzienräthen. Gäbe es bei uns auch Consumräthe, die etwa ebenso wie jene mit einer besondern Uniform sammt Degen begabt wären, dann hätten in der Commission vielleicht auch Freetreaders, d. h. Vertreter des Interesses des 70 Millionen Consumten, nicht gefehlt.

Es verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß die Administration noch unlängst, bei den Vorarbeiten zur Bauern-Emancipation, anders und zweckmäßiger verfahren ist als in dem vorliegenden Falle. Damals wurde den Deputirten aus dem Stande der Gutsbesitzer keine gesetzgeberische Befugniß eingeräumt, vielmehr ließ man es sich sehr angelegen sein, ihre Betheiligung auf die bloße Expertise zu beschränken und das Schicksal des Bauerstandes nicht durch das Votum der Gutsbesitzer bestimmen zu lassen. Und doch waren diese gewiß ebenso wohlunterrichtete Experten in ihrem Fache als die Deputirten zur Tarifcommission in dem ihrigen! Was aber wäre wohl aus der Bauern-Emancipation geworden, wenn schon hier die Stimme der Experten entscheidend gewesen wäre?

Man wird uns entgegnen, auch die Tarifcommission habe nichts zu entscheiden gehabt: vielmehr nur einen Gesetzentwurf auszuarbeiten, der noch einer weiteren Revision unterzogen worden ist. Allerdings! aber es ist eben ein Großes um den Entwurf zu einem Gesetze Wird man doch zuversichtlich genug behaupten dürfen, daß der im Finanzministerium selbst ausgearbeitete Entwurf, wenn er nicht der Umarbeitung durch die Tarifcommission unterlegen hätte, — daß, sagen wir, dieser erste Entwurf dann Gesetz geworden wäre. Diejenigen höheren Staatsbeamten, welchen die nochmalige Revision des schon von Sachkennern revidirten Entwurfes oblag, haben gewissenhaft das Amt unparteiischer Richter geübt; aber sie hatten zu richten nicht etwa auf Grund neuer Informationen, nicht

zwischen den ungehört gebliebenen Consumenten und den in der Tarifcommission vertretenen Fabrikanten, sondern nur zwischen der Mehrheit und der Minderheit dieser Commission selbst. Und in der That zeigen die Beschlüsse der zweiten (aus dem Reichsrath bestellten) Commission, soweit sie bekannt geworden sind, den Charakter der Vermittlung, aber der Vermittlung nicht zwischen den Principien des Freihandels und des Schutzzolls, sondern nur zwischen den Vorschlägen der extremen und der gemäßigten Schutzzöllner. So ist das Ergebniß ein gemäßigterer Protectionismus, als den die Extremen, aber ein extremerer, als den die Gemäßigten erstrebten

In der zweiten Commission war keine der direct interessirten Parteien vertreten; um so begreiflicher ist es, daß dieselbe, von einem anerkennenswerthen Geiste der Unparteilichkeit beseelt, nur die ihr fertig vorliegende Meinungsdifferenzen auszugleichen suchte und daß der Entwurf der vorhergehenden Commission einen so entscheidenden Einfluß auf ihre Beschlüsse hatte. Anders freilich ging es in dieser zum Theil aus Vertretern einer direct interessirten Partei zusammengesetzten ersten Commission. Hier hat man sich durch die Vorlagen des Finanzministeriums nicht im mindesten beengt gefühlt, — so wenig, daß die Commission sogar solche Artikel in den Tarif aufnahm, welche das Ministerium gar nicht in Vorschlag gebracht hatte, wie namentlich den Artikel Maschinen. Ebenso nahm jene Commission keinen Anstand, verschiedene subtile Subdivisionen und andere allzu verwickelte Bestimmungen des alten Tarifs beizubehalten, obgleich gerade die Beseitigung derselben als eine der Aufgaben der gegenwärtigen Tarifrevision bezeichnet worden war.

Was insbesondere die von der ersten Commission verlangte Besteurung der Maschinen betrifft (1 Rbl. 25 Kop. per Pud von importirten Locomotiven und Locomobilen, 25 Kop. per Pud von landwirthschaftlichen Maschinen, 50 Kop. per Pud von allen übrigen) — so hat die zweite Commission dieselbe nur für die landwirthschaftlichen Maschinen ganz zurückgewiesen, im Uebrigen bloß ermäßigt (von Locomotiven und Locomobilen 75 Kop., von anderen Maschinen 35 Kop. per Pud). Und dazu noch compensirte sie diese Ermäßigung durch die Erhöhung gewisser anderer von der ersten Commission vorgeschlagener Zollsätze; so z. B. für Draht (3 Rbl. per Pud statt 2 Rbl. 50 Kop.), für Schlosserarbeit, für Instrumente zur Verwendung in Fabriken, für die niedrigsten Sorten von Filzstoffen u. s. w.

Und so hat diese Tarifrevision — unternommen zum Behufe einer energischen Bekämpfung des Schmuggels, der unsere Staatskasse vielleicht um die Hälfte der ihr gebührenden Zolleinkünfte verkürzt — zu einem ganz unerwarteten Ergebniß, zu der Besteuerung des Maschinen-Imports geführt *), während die Nothwendigkeit einer bedeutenderen Erniedrigung der Tarifsätze von 1857 — zum Zweck eines verstärkten Absatzes unserer landwirthschaftlichen Producte, einer gedeihlichen Entwickelung unserer wirthschaftlichen Leistungen überhaupt und einer zeitgemäßen Reform unseres Finanzwesens — nur allzu wenig beherzigt worden ist.

In einer von dem hiesigen englischen Consul Mitchel seiner Regierung übergebenen und vor Kurzem im Druck erschienenen Denkschrift werden selbst die verhältnißmäßig liberalen Vorschläge Kolessows mit sehr guten Gründen als unzulänglich nachgewiesen. In einer eingehenden Kritik des Tarifs von 1857 beweist Herr Mitchel, daß durch denselben auch eine Menge solcher Artikel, in welchen die Concurrenz des Auslandes gar nicht zu fürchten ist, mit einem Schutzzoll belegt war, der oft mehr, manchmal sogar doppelt soviel betrug als der ganze Werth der Waare, mit einem Schutzzoll also, der einer vollständigen Prohibition gleich kam. Und doch haben wir jetzt diesen nämlichen Tarif in der Hauptsache unverändert beibehalten: den ermäßigten Zollsätzen im neuen Tarif stehen andere, erhöhte, gegenüber. Mit einem Worte, weder eine bedeutende Verminderung des Schmuggels, noch eine wesentliche Hebung unserer wirthschaftlichen Kräfte sind zu erwarten. Die ganze Errungenschaft besteht in fast nichts Anderem als in der Vereinfachung der Subdivisionen und in der Beseitigung der Differenzialzölle.

Hoffen wir, daß wenigstens das nächste Mal, wenn wieder einmal eine Revision des Tarifs unternommen wird, — daß dann auch aus der

*) Ueber den Vorschlag zu dieser Besteuerung hatte der „Westnik Jewropy“ schon in einem früheren Hefte gesagt, daß es der am wenigsten rationelle von allen Vorschlägen der ersten Tarifcommission sei, weil durch eine solche Auflage die fabrikmäßige Production vertheuert und namentlich die Errichtung neuer Fabriken erschwert werde. Es hätte, wird gesagt, im Interesse der Industriellen überhaupt gelegen, dieser nur von den Maschinenfabrikanten gewünschte Besteuerung sich zu widersetzen, aber „eine Hand wäscht die andere“; es sei eben dieses Mal eine Art Compromiß zwischen allen zur Tarifrevision zugezogenen Industriellen zu Stande gekommen. — Das übrigens die inländische Maschinenfabrikation des Schutzzolls nicht bedürfe, wird durch die Thatsache ihres Aufblühens ohne einen solchen bewiesen; denn nach den von der Tarifcommission selbst gesammelten Auskünften habe es 1851 19, 1857 38, 1865 126 mechanische Werkstätten in Rußland gegeben.

Siebenzigmillionenmasse der Consumenten „Experten" berufen werden dürften. Als solche könnten z. B. Delegirte der Provinzialversammlungen oder Provinzialräthe ganz zuläßig scheinen; sind doch diese politischen Körperschaften ebenso anerkannte Organe der für ihr eigenes Interesse sorgenden Gesellschaft als die Manufactur-Conseils und Börsen-Comité's. Warum sollten aus ihnen nicht jene Consumräthe der Zukunft hervorgehen, welche den schon vorhandenen Commerz- und Manufacturräthen das Gleichgewicht halten würden?

Der Uebersetzer des vorstehenden Artikels hat schließlich zu bemerken, daß derselbe geschrieben ist, noch bevor der neue Tarif die Plenarversammlung des Reichsraths passirt hatte, und daß in dieser letzten Instanz die Arbeit der sogenannten zweiten Commission noch manche nicht ganz unwesentliche Abänderungen erlitten zu haben scheint. Wenigstens findet man in dem jetzt gedruckten und mit dem 1. Januar 1869 in Wirkung tretenden Tarif nicht nur die landwirthschaftlichen Maschinen und Instrumente (erstere nur insofern sie nicht durch Dampf bewegt werden), sondern die auch zum Spinnen und Weben und überhaupt zur Verarbeitung von Faserstoffen verwendeten Apparate unter die zollfreien Artikel rangirt. Ebenso Buchdruckerpressen. Ferner sind Locomotiven und alle Apparate aus Kupfer allerdings mit 75 Kop. per Pud besteuert, aber Locomobilen und sonstige vermittelst Dampf Bewegung erzeugende Apparate nur mit 30 Kop. per Pud. Der Zoll auf Draht beträgt nur 1 Rbl. 50 Kop. u. s. w. Falls alle oder einige dieser Bestimmungen schon dem Entwurf der zweiten Commission angehört haben sollten, so daß der Verfasser des hier übersetzten Artikels über den Inhalt desselben nicht ganz genau unterrichtet gewesen wäre, so ist von der Ungunst seines Urtheils über diese zweite Commission natürlich ein entsprechender Theil in Abzug zu bringen.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. August 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Die Renaissance in Italien
in ihrer eigenthümlichen Bedeutung der classischen Antike und dem Mittelalter gegenüber.

Zur Zeit der deutschen Romantik pflegte man die Epoche der italienischen Kunst, die wir mit dem Namen Renaissance bezeichnen, noch auf das strengste in den Begriff des Mittelalters einzuschließen. Für das eigentliche Princip und die innere treibende Kraft ihrer hohen Kunstblüthe galt der Katholicismus des Mittelalters. Seitdem hat sich das geschichtliche Urtheil über diese Epoche sehr anders gestaltet. Man hat erkennen gelernt, daß gerade das Eigenthümlichste derselben einem Geiste entsprungen ist, der sich von demjenigen des Mittelalters wesentlich unterscheidet. Man nimmt die ganze Periode nicht mehr für den Abschluß des Mittelalters, sondern für den Anfang der neuen Zeit. Der Name Renaissance, der für dieselbe allgemeine Geltung erlangt hat, kann keineswegs als vollkommen charakteristisch angesehen werden; und die moderne Kunstforschung ist sich des Unzulänglichen in dieser Bezeichnung sehr deutlich bewußt. Das classische Alterthum, dessen Wiedergeburt gemeint ist, wenn man das Wort Renaissance in seinem kunstgeschichtlichen Sinne braucht, erneuerte sich in der Kunst und Cultur jener Periode nicht ohne das Hinzutreten mächtiger, ihm selbst fremder Elemente, deren Eigenthümlichkeit den Charakter der Periode auf das Wesentlichste mitbestimmt, so daß derselbe auch dem Alterthum gegenüber selbständig und originell erscheint.

Es ist der Anfang des 15. Jahrhunderts, wo uns der eigenthümliche Geist der Renaissance zuerst mit wirklicher Entschiedenheit fühlbar wird, wo er uns in den Werken eines Masaccio und Donatello, eines Ghiberti

und Brunellesco zuerst als das unzweideutige Princip eines neuen, von den Fesseln mittelalterlicher Tradition entbundenen Lebens, zum Theil mit einem gewissen jugendlich herben Rigorismus, zum Theil schon mit überraschender Schönheit, entgegentritt. Aber die großen Umwandlungen der Geschichte, als deren eine wir die Renaissance betrachten müssen, vollziehen sich nicht rasch und plötzlich. Meist gewahren wir in dem Moment einer Entwicklung, wo diese nur eben ihren Höhepunkt erreicht hat, schon die Anzeichen einer neuen Bewegung, die jene zu verdrängen bestimmt ist; gewöhnlich schon in der Blüthezeit einer Epoche zeigen sich die Symptome ihres Verfalls. So lassen sich die Strömungen des Geistes, der die Renaissance und mit derselben auf dem Gebiete der Kunst und weltlichen Cultur die moderne Zeit herbeiführen sollte, bis weit in das Mittelalter zurückverfolgen. Innerhalb Italiens finden wir den Charakter des letzteren in Kunst und Literatur gegen Ende des 13. und während des 14. Jahrhunderts am deutlichsten ausgesprochen; aber schon in dieser Epoche, der sogenannten gothischen Periode, macht sich uns die Prophetie jenes neuen Geistes vernehmbar. Dante und Giotto, diese beiden Namen bedeuten in der That ebenso sehr den Gipfelpunkt des italienischen Mittelalters als den ersten Beginn der neuen Zeit, den ersten, freilich nur in vereinzelten Andeutungen wahrnehmbaren Beginn der Renaissance.

Ein absolutes Mittelalter hat Italien eigentlich nicht gehabt. Es hat die mittelalterliche Sinnesweise, obwohl es die Heimat der katholischen Kirche war, in seine nationale Kunst und Cultur niemals so völlig aufgenommen, wie die Länder diesseits der Alpen. In der Eigenthümlichkeit des italienischen Volkscharakters ist etwas gelegen, was von vornherein der phantastischen und abstracten Richtung jener Sinnesweise Widerstand leistete, was gegen sie nothwendig reagiren mußte, sobald sich dieser Charakter seiner selbst bewußt wurde und sich selbständig zu regen anfing. Bis dahin verhielt sich Italien zu den Culturbestrebungen des Mittelalters im Ganzen ziemlich passiv, wenigstens nahm es an derselben keinen hervorragenden productiven Antheil. Mit der erhöhten Theilnahme aber, im Anfang der gothischen Zeit, begann gleichzeitig auch eine gewisse geheime Reaction. Man kann in Wahrheit behaupten, daß es eine ganz reine Exemplification des mittelalterlichen Geistes, eine solche, der man eine weltgeschichtliche Bedeutung zuschreiben müßte, auf italienischem Boden, in specifisch italienischer Gestalt nicht gegeben hat. Die Scholastik gedieh in Italien ebenso wenig als das Ritterthum. Petrus Lombardus und

Thomas von Aquino waren zwar Italiener, aber eine ersprießliche Wirksamkeit fanden sie nur diesseits der Alpen, in Paris. Die nordische Gothik, die wir im Bereiche der Kunst als den vollkommensten und eigenthümlichsten Ausdruck der mittelalterlichen Sinnesweise ansehen dürfen, ist in Italien nur in sehr modificirter Gestalt heimisch geworden. Dichtungen wie der Parcival sind der italienischen Literatur etwas Fremdes. Nirgends in der That offenbart sich in Italien die Phantasie des Mittelalters in so charakteristischen Formen, wie in der Kunst und Dichtung des europäischen Nordens. Jener merkwürdigen Bewegung, von der am Anfang des 13. Jahrhunderts Frankreich Deutschland und England ergriffen wurden, jener eigenthümlich romantischen Begeisterung konnte sich Italien zwar nicht völlig entziehen, an einer unbedingten Hingabe an dieselbe war es aber durch die Beschaffenheit seiner Natur verhindert. Jene Gefühlsrichtung, von welcher die Gothik und das romantische Epos ins Leben gerufen wurden, war ein Erzeugniß des Nordens und dieser blieb der eigentliche Träger derselben. Er war der eigentliche Repräsentant mittelalterlicher Kunst und Poesie. Mit der Eigenthümlichkeit des Südens trat, in der Gestalt des italienischen Nationalcharakters, ein Princip in die Geschichte des Mittelalters ein, das demselben in ähnlicher und doch wieder sehr verschiedener Weise gegnerisch war wie später das Princip der deutschen Reformation.

Während derjenigen Epoche, welche der gothischen, der eigentlich mittelalterlichen, voranging, während der sogenannten romanischen Periode, hat die christliche Kunst sowohl diesseits als jenseits der Alpen noch keine wirkliche Selbständigkeit erlangt. Hier, wie dort steht sie in dieser Zeit, was die allgemeine Formenbildung betrifft, noch unter dem vorwiegenden Einfluß antiker Traditionen. Und obwohl es ihr, besonders am Ende der genannten Periode gelang, die in der Ueberlieferung von Jahrhunderten während der kunstentfremdeten Zeiten des früheren Mittelalters fast zu völliger Geistlosigkeit erstarrten Formen des classischen Alterthums auf gewisse Weise zu beleben, so vermochte sie dennoch nicht, einen wirklich neuen Stil innerhalb derselben auszubilden. Es fehlte, namentlich in der Sculptur, nicht an vereinzelten Erscheinungen, in denen sich diese traditionellen Formen schon zu wirklicher Schönheit entwickelten*), das Originellste dieser Periode aber,

*) Wir denken hier besonders an die Sculpturen der goldnen Pforte in Freiberg, an die der Kanzel und des Altars in der Kirche zu Wechselburg und an die noch vollendeteren des großen Nicolo Pisano.

wie es in gewissen Formationen ihrer Bauweise hervortritt, kann nur als eine vorläufige Andeutung dessen angesehen werden, was erst in der folgenden Epoche, in der Gothik des Nordens, zu einer vollkommenen Ausbildung gelangen sollte. Es hat die Kunst der romanischen Periode im Norden und im Süden weder einen streng ausgeprägten nationalen Charakter, noch einen solchen, der sich als specifisch mittelalterlich bezeichnen ließe. Die künstlerischen Kräfte übten sich vorzugsweise noch unter der Führung jener alten Ueberlieferungen. Für die Entwicklung der Kunst in Italien ist es nun bedeutsam, daß diese Periode hier um ein ganzes Jahrhundert länger dauerte als im Norden. Während sie diesseits der Alpen schon mit dem Ende des 12. Jahrhunderts abschließt, währt sie in Italien bis zum Ende des 13. Der wichtigste Grund dieser merkwürdigen Erscheinung liegt ohne Zweifel darin, daß der italienische Volkscharakter, der um diese Zeit zu einer selbständigen Entwicklung eben die ersten Anfänge machte, für die traditionellen Formen der Antike noch immer eine gewisse natürliche Sympathie empfand. Jedenfalls war demselben, obwohl er sich in den Bewegungen der Völkerwanderung und späterhin mit fremden Elementen auf das mannigfachste vermischt hatte, von seiner ursprünglichen Herkunft so viel geblieben, daß ihm die antike Tradition als etwas Wahlverwandtes erschien, daß sie seiner Empfindungsweise von vornherein in höherem Grade gemäß war als derjenigen der nordischen Völker. Was jetzt die Anhänglichkeit an die romanischen Bildungen verursachte, eben das bewirkte späterhin, als die Gothik in Italien eindrang, die Reaction gegen diese, die Umgestaltung derselben, eben das führte dann zu einem völligen Bruch mit dem gothischen Wesen und trat zuletzt in der Fülle seiner Entwicklung hervor als der lautere Geist der Renaissance. Es ist daher nicht möglich, die Geschichte der italienischen Kunst von der romanischen Zeit bis hinauf zur Renaissance in scharf von einander gesonderte Epochen zu zerlegen. In der nordischen Kunst besteht zwischen der romanischen Periode und der gothischen ein tiefgehender Unterschied. In der Gothik kommt hier eine Denk- und Anschauungsweise zum Durchbruch, die sich von den Ueberlieferungen des classischen Alterthums, auf denen die romanische Periode beruht, und der in ihnen herrschenden Gefühlsrichtung vollständig lossagt. In Italien ist das nicht der Fall. Hier entwickeln sich die bedeutenden Ereignisse der Kunstgeschichte seit dem Beginn der romanischen Epoche in einem beinahe stetigen Zusammenhang. Das treibende Motiv der ganzen Bewegung, worauf sich dieser Zusammenhang begründet, ist im Grunde

nur eines, nämlich der eigenthümliche, anfangs noch unbestimmt, dann immer entschiedener hervortretende Geist der italienischen Nationalität. Die Geschichte der Renaissance von ihrem ersten Werden bis zu ihrer vollendeten Blüthe ist das eigenste Product, die sprechendste und bedeutendste Manifestation dieses Geistes, sie ist im Wesentlichen die Geschichte dieses Geistes selbst bis zu jener glorreichen Epoche im Anfang des Cinquecento, welche die größte seiner ganzen Entwicklung bis auf diesen Tag geblieben ist.

Für die eigenthümliche Richtung dieses Geistes ist in den Anfängen seiner Entwicklung vornehmlich bezeichnend sein Verhalten zum gothischen Stil, diesem merkwürdigsten Erzeugniß des Mittelalters. Man hat neuerdings auf den Umstand großes Gewicht gelegt, daß dieser Stil sich zuerst in Frankreich entwickelte, und geglaubt, den Charakter desselben hauptsächlich aus der Eigenthümlichkeit der französischen Nationalität erklären zu können. Man will in den Formen der gothischen Architektur etwas von der unruhigen Beweglichkeit des französischen Naturells, in der Complicirtheit des technischen Systems eine Art geistreicher Verwicklung nach französischem Geschmack erblicken. Auf diese Analogien dürfte sehr wenig zu geben sein, schon deßhalb, weil der modern französische Charakter, den man dabei vorzüglich im Auge hat, vielleicht erst in der Zeit Franz I. merkbar hervortritt, jene Zeit aber, wo die Gothik in Frankreich entstand und blühte, die Zeit Philipp Augusts und Ludwigs des Heiligen, jener königlichen Kreuzfahrer, die Blüthezeit der französischen Scholastik, ohne Zweifel von diesem modernen Wesen noch nicht viel aufzuweisen hat. Die Charaktere der nördlichen Völker hatten sich um diese Zeit noch wenig geschieden. Der Geist des Mittelalters stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und fand an diesen jugendlichen Nationen seine willigsten Diener; das Gesetz der Kirche beherrschte sie gleichmäßig, die Völker wie die Individuen, es gab ihrem Gemüthe dieselbe Richtung, ihrer geistigen Bildung dieselbe Physiognomie. Nicht wie die Italiener durch die Erinnerungen einer früheren Cultur gebunden, in der Jugend ihrer Entwicklung und durch eine gewisse gemeinsame Naturanlage zu Extremen geneigt, vermochten sie sich, neben aller noch herrschenden moralischen Rohheit, mit der naivsten Begeisterung dem übersinnlichen Zuge des katholischen Christenthums hinzugeben. Die einseitige Aufregung des idealistischen Sinnes, welche durch die Lehren des katholischen Dogma bewirkt wurde, dieselbe Richtung der Phantasie auf das Ideal eines überirdischen Jenseits, die sich in der Askese bis zum welt- und naturfeindlichsten Fanatismus steigerte, diese war recht eigentlich die Urheberin und die

Seele des gothischen Stils. Wie die gesammte Cultur, so trug auch dieser Stil bei den nordischen Völkern der damaligen Zeit im Wesentlichen ganz die nämlichen Züge. Die Verschiedenheiten, die er bei ihnen zeigte, betreffen nicht sein inneres Wesen; jedenfalls sind sie an Bedeutung nicht zu vergleichen mit den abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung der italienischen Gothik. Der Stil der nordischen ist weder streng französisch, noch streng deutsch oder englisch — diese nationalen Unterschiede hatten sich überhaupt noch nicht scharf ausgeprägt — das Mittelalter, der Katholicismus ist sein Charakter.

Rein und vollkommen erscheint dieser Stil nur in den Formen der Architektur ausgesprochen. Jene gewaltigen Dome, welche das Mittelalter dem Cultus seines transscendentalen Idealismus errichtete, sind ohne Zweifel die höchsten Hervorbringungen desselben im Gebiete der Kunst, das vollständigste Symbol seiner Sinnesweise. Sculptur und Malerei, die sich während der romanischen Periode ziemlich selbständig entwickelt hatten, treten zu der Architektur des gothischen Stils in das Verhältniß der völligsten Dienstbarkeit. Als ornamentales Beiwerk derselben schon räumlich an einer freien Entfaltung verhindert, die Malerei ungleich mehr als die Sculptur, sind sie in ihrer Formenbildung durch die eigenthümlichen Gesetze dieser Architektur auf das wesentlichste bedingt. Auch wo sie von derselben äußerlich unabhängig auftreten, macht sich der Einfluß dieser Gesetze noch geltend. In dem stereotypen Charakter ihrer eigenthümlich geschwungenen Linien, die gegen die ruhigeren Formen der romanischen Bildwerke merkwürdig contrastiren, in der schlankeren Bildung ihrer Gestalten giebt sich ein ähnliches Formengefühl kund, wie in dem Charakter der gothischen Bauweise. Unter der übermächtigen Herrschaft dieses architektonischen Princips waren sie einem gewissen Manierismus von vorneherein verfallen. Am meisten wurde die Malerei ihren eigenthümlichen Lebensbedingungen entrückt; zur Zeit der höchsten Blüthe des gothischen Stils entbehrte sie in der That jedes Strebens nach Individualisirung und naturwahrem Ausdruck. Auch äußerlich am ungünstigsten gestellt, da ihr in den gothischen Kirchen nirgends eine ausgedehntere Fläche für monumentale Arbeiten geblieben war, erhob sie sich bekanntlich erst spät, erst am Ende des 14. Jahrhunderts, besonders in der Kölner Schule zu einer selbständigen, ihrer Natur gemäßen Bedeutung.

Die Architektur ist außer der Musik die einzige Kunst, deren ästhetische Formen in keiner Weise auf Naturnachahmung beruhen. Sie ist, bedingt

zwar durch die Forderungen ganz realer Bedürfnisse, dennoch neben jener in ihrer ästhetischen Erscheinung die freieste, von der Wirklichkeit unabhängigste Hervorbringung der künstlerischen Phantasie. Gewissermaßen kann daher schon der Umstand allein, daß die eigenthümliche Geistesrichtung des Mittelalters sich vollständig nur in der Architektur auszudrücken vermochte, dazu dienen, den idealistischen Charakter derselben zu bezeichnen. In dem abstracten Element architektonischer Formen fand sie das geeignetste Mittel zur Symbolisirung ihres Strebens nach jenem phantastischen Ideal eines mysteriösen Jenseits. Dieses Ideal selbst entzog sich natürlich jeder wirklich künstlerischen Darstellung.

Auch von der individuellen Persönlichkeit des Künstlers ist keine Kunst so wenig abhängig als die Architektur. Wir pflegen in so prägnantem Sinne, wie wir von dem Stile eines bestimmten Bildhauers oder Malers reden, nicht auch, oder nur in seltenen Fällen, von dem Stile dieses oder jenes Architekten zu sprechen. Immer sind es gewisse allgemeine Ideen, Gedankenrichtungen, von denen ganze Völker und Epochen beherrscht werden, wodurch sich der Charakter großer Bauwerke vorzugsweise bestimmt. Im höchsten Grade besitzt die gothische Architektur den Charakter einer solchen monumentalen Allgemeinheit. Nirgends tritt in ihr, in keinem nur einigermaßen bedeutsamen Zuge die Regung einer bestimmten künstlerischen Persönlichkeit hervor. Man hat auf die Bedeutung der handwerksmäßigen Technik in der gothischen Bauweise aufmerksam gemacht, wie diese nicht selten mit einer gewissen Prätension hervortrat, wie es bei der Ausführung gothischer Bauten weniger auf den Gedanken des einzelnen Baumeister als auf seine technische Virtuosität und die seiner Arbeiter ankam. Dies ist vollkommen richtig, nur darf man die bloß technischen Leistungen der Gothik, wie das von gewissen Gegnern derselben geschieht, nicht als das Bedeutendste dieser Bauweise ansehen wollen. Die Conception des Architekten und seine künstlerische Persönlichkeit war allerdings nicht das Wichtigste, und es ist gewiß kein bedeutungsloser Zufall, daß uns bei so vielen gothischen Domen der Name des Baumeisters nicht überliefert ist. Ein architektonischer Gedanke von künstlerischem Werthe war darum nicht minder vorhanden; er war aber in viel geringerem Grade, als dies in späteren Zeiten der Fall ist, das specielle Eigenthum des einzelnen Künstlers, er erscheint vielmehr ganz nur als das Product der allgemeinen Lebensrichtung jener Zeit. Der geistige Urheber des Bauwerks war nicht eigentlich der Architekt, der es ausführte, sondern eben jener kirchlich religiöse Enthusiasmus,

von welchem die Zeit beherrscht wurde, jenes, seinem Ursprunge nach streng idealistische Princip der Hierarchie, neben welchem die einzelne Individualität kein Recht und keine Macht besaß.

Wie verhielten sich nun die Italiener dieser Gothik gegenüber? Unmöglich konnten sie sich gegen dieselbe gänzlich verschließen; dafür war sie ein zu gewaltiges Phänomen. Sie nahmen das nordische Wesen bei sich auf, aber nicht ohne dasselbe ihrer Eigenthümlichkeit gemäß zu machen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die denkwürdige Umgestaltung, die der gothische Stil bei ihnen erfuhr, in einer Ermäßigung seines strengen und ernsten Spiritualismus bestand. Dem Geschmack des Italieners widersprach die rigoristisch gewaltsam der Höhe zustrebende Richtung, die den gothischen Bau in allen seinen Gliedern beherrscht; man fühlte sich beengt zwischen den dicht beisammen stehenden Pfeilern, die dem Blick und der Empfindung sich auszudehnen verwehrten. Das Gesetz der aufsteigenden Verticale wurde moderirt, der Körper des Gebäudes mehr in die Horizontale gestreckt, die Pfeiler wurden weiter aus einander gerückt, die Bogen weiter gespannt, der ganze Bau weiträumiger gestaltet. Die Mauermasse, deren materielle Schwere die Gothik als einen Widerspruch gegen ihr Princip empfunden, welche sie deßhalb möglichst beschränkt und auf das mannigfaltigste durchbrochen, gegliedert und in leichtes Maßwerk aufgelöst hatte, — dies feste Element des Baues ließ man wieder in breiteren Flächen hervortreten und gab so dem Ganzen eine ruhigere Wirkung. Die schlanken reich gegliederten Pfeiler werden mit einfacher, fester gebildeten oder auch mit Säulen vertauscht, und jene in der Regel wie diese mit Capitälen versehen, um ihren jähen Wuchs in die Höhe des Gewölbes zu hemmen. Die Thürme, der bedeutendste Ausdruck der nordischen Gothik, in dem sich gleichsam die Summe aller nach oben strebenden architektonischen Kräfte zusammenfaßt, verlieren natürlich in der italienischen Gothik bei der Bevorzugung der Horizontale den Charakter eines wichtigen und wesentlichen Baugliedes. Sie wurden, wie in der romanischen Architektur, mit dem Bau entweder nur auf äußerliche Weise verbunden oder, was das Häufigere war, von demselben ganz abgetrennt. Sie büßten ihren symbolischen Charakter ein und behielten als Campanili, als Träger und Behälter der Glocken nur ihre ursprüngliche, praktische Bedeutung. An die Stelle der asketischen Erhabenheit und Majestät, welche dem Baue nordischer Kathedralen eigen ist, trat in den italienischen ein gemilderter Ernst, der die Heiterkeit irdischen Behagens nicht völlig unterdrückt.

Sinn und Gefühl werden nicht so gewaltsam nach oben gerissen, sie können sich in den weiten Räumen mit einer gewissen feierlichen Ruhe verbreiten. Es waren eben nicht einzelne Aeußerlichkeiten, sondern die wesentlichen Grundzüge des gothischen Stiles, welche verändert wurden. Man wird nicht behaupten können, daß die Werke, die aus dieser Umgestaltung hervorgingen, den Charakter einer vollkommenen innern Einheit tragen, eine wirkliche Aussöhnung des vertikalen und horizontalen Princips wurde nicht erreicht; aber es wäre blinde Parteilichkeit für die nordische Bauweise und ästhetischer Rigorismus, wollte man der italienischen Gothik deßhalb jede Berechtigung absprechen. Wurde der gothische Stil im Süden einmal aufgenommen, so konnte er dem Schicksal jener Metamorphose unmöglich entgehen.

Die Gefühlsrichtung, welche diese Umwandlung hervorbrachte, befindet sich zu der streng mittelalterlichen in einem sehr offenbaren Gegensatz. Wer möchte ihre Aehnlichkeit mit derjenigen verkennen, auf welcher früher die Vorliebe für die Formen der romanischen Bauweise, für die Traditionen des Alterthums beruhte? Wer möchte verkennen, daß es dieselbe ist die sich später, vollständig entwickelt, auf eigenthümliche und freie Weise in den heiteren, luftigen Räumen der Renaissancebauwerke kundgiebt?

Diese Sinnesweise mit ihrer deutlich ausgesprochenen Empfänglichkeit für den Reiz der sichtbaren Welt, offenbart sich gleichzeitig in dem Streben nach einer selbständigen Ausbildung der Malerei und Sculptur, namentlich bei Giotto und der Pisaner Bildhauerschule. Das selbständige Interesse für diese Künste, welches nothwendig eine gewisse Freude an der sinnlichen Erscheinung voraussetzt, ist für die allgemeine künstlerische Stimmung ebenso charakteristisch, wie jenes ausschließliche Interesse, welches man zu derselben Zeit im Norden der Architektur zuwandte. Malerei und Sculptur wurden in Italien allmählig souverän und gewannen zuletzt auf den Charakter der Architektur im Zeitalter der Renaissance sogar einen sehr entscheidenden Einfluß, der sich vorzüglich in der schönen und reichen Entwicklung des decorativen Details, aber auch in der ganzen Compositionsweise zu erkennen giebt.

In der Zeit, wo die Gothik in Italien Eingang fand, um sogleich jene eigenthümlich nationale Umbildung zu erfahren, hatte sich die italienische Nation eben erst als solche fühlen gelernt. Das Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeit hatte aber erst angefangen sich bedeutsam zu documentiren, namentlich in der Ausbildung der sogenannten lingua volgare zu einer

neuen und selbständigen Literatursprache. Nachdem bereits jene Poeten, die Kaiser Friedrich II. in Palermo um sich versammelte, das Italienisch zu dem Organ einer neuen Dichtungsweise erhoben und diesem Beispiel im Verlauf des 13. Jahrhunderts manche Andere wie Guicinelli und Cavalcanti sich angeschlossen hatten, war es bekanntlich Dante vor Allem, welcher der italienischen Sprache und damit dem Wesen des italienischen Volksthums zu einem bedeutenden Siege verhalf. Sein Entschluß, die lateinischen Hexameter, in denen er das Inferno begonnen hatte, gegen italienische Terzinen zu vertauschen, wirkte entscheidend nicht bloß auf die weitere Entwicklung der italienischen Poesie, sondern auf die Gestaltung der gesammten Cultur Italiens. Auf alle Gebiete des geistigen Lebens war Dante gerade durch die Energie seines eigenthümlich nationalen Charakters von weitgreifender Wirkung.

Wir deuteten schon oben darauf hin, wie Dante, auf der Grenzscheide der beiden großen Culturperioden des Mittelalters und der neueren Zeit, die Elemente beider auf merkwürdige Weise in sich verbindet. Der Inhalt seiner divina comedia ist ein ganz phantastischer, aber in der Behandlungsweise herrscht der entschiedenste Realismus. Die Schärfe seiner Charakteristik, die sinnliche, greifbare Deutlichkeit in der Darstellung seiner Visionen, das Drastische seiner Gleichnisse, der Reichthum an Beobachtungen der Natur und der ganzen äußeren Welt, das Vergnügen der Empirie, die Wahrheit der Seelenschilderung, die individuelle Ursprünglichkeit der Auffassungsweise — dies alles sind Dinge, welche dem Geist des Mittelalters fremd waren. Das Entschiedene, Klare und Bestimmte, das sinnlich Anschauliche auch bei idealen Vorstellungen, das malerisch Plastische, was dem poetischen Stil Dante's als ein recht italienischer Charakterzug eigenthümlich ist, wie seltsam contrastirt es gegen jene Poesie des Ahndungsvollen, dunkel Gestaltenlosen, die auf die Phantasie des mittelalterlichen Nordens einen so großen Reiz ausübte! Gewiß war es zum nicht geringsten Theil diese malerische Bestimmtheit in dem Stil der divina comedia, welche neuere Künstler so vielfach zu bildlichen Darstellungen ihres Inhalts aufgefordert hat. Zu Dante's Zeit und während der ganzen Periode der Renaissance hat die bildende Kunst ihre Gegenstände zwar nur sehr selten dem Dichter unmittelbar entlehnt; aber die Einwirkungen seines Geistes, seiner eigenthümlichen Anschauungsweise lassen sich bis zu den Werken Rafaels und Michelangelo's verfolgen. Bei Giotto, dessen Ruhm der Dichter selbst verkündigte und der zu einer Stelle des Paradieses in

einem Bilde der Kirche S. Francesco zu Assisi eine directe Illustration gegeben hat, zeigt sich der Einfluß Dante's in mannigfacher Weise nicht bloß in den epischen Anlagen seiner gedankenreichen cyclischen Compositionen, sondern ganz entschieden auch in der Bestimmtheit der Darstellung, in der Deutlichkeit, womit er selbst ganz allegorische Vorgänge anschaulich zu machen weiß. Naturwahrheit in dem üblichen Sinn erstrebte Giotto noch nicht, zu einer realistischen Durchbildung der Körperformen machte er noch keinen Versuch; aber in der lebendigen Art der Schilderung des Geschehenden, der Begebenheit, in der charakteristischen Haltung und Bewegung der Gestalten, in dem sprechenden Ausdruck der Geberden zeigen seine Werke im Vergleich mit denen der früheren Periode unzweifelhaft einen höchst bedeutenden Fortschritt. Während die Malerei bis zu ihm, auch in ihren besten Werken, von den traditionellen Typen und Geberden kaum merklich abweicht, das objective Gesetz der Tradition im Allgemeinen nicht antastet und sich darauf beschränkt die Formen der Ueberlieferung im Sinne der Ueberlieferung zu beleben, macht sich bei Giotto zuerst eine entschiedene Eigenthümlichkeit der Auffassung geltend. Er fängt an, mit eignen Augen zu sehen; er stellt Figuren und Situationen dar, nicht wie die Tradition von Jahrhunderten sie vorschrieb, sondern wie er selbst sie dachte und schaute, wie sie ihm die Beobachtung der Wirklichkeit und des gegenwärtigen Lebens an die Hand gab. Er übersetzte die traditionelle Sprache der Malerei in das volksthümliche Italienisch und ist auch in diesem Punkte Dante vergleichbar; rimutò l'arte del dipingere di greco in latino e ridusse al moderno *) Aehnlich verhält es sich in der Sculptur mit Giovanni Pisano.

Das Hervortreten des Persönlichen, wie wir es namentlich in den Werken Dante's und Giotto's gewahren, hat die Bedeutung eines geschichtlichen Ereignisses. Man ist erstaunt, wenn man die vorangehenden Zeiten des Mittelalters überblickt, wie innerhalb des geistigen Lebens jedwede individuelle Regung von der Gewalt eines ideellen Despotismus so völlig hatte unterdrückt werden können. Nur sehr allmählig lösten sich aus der großen, von einem gemeinsamen Culturgesetz fast gleichmäßig beherrschten europäischen Völkermasse die einzelnen Nationalitäten los. In Italien

*) Cennino in seinem Trattato, Cap. I., nach Schnaase. Das „Latino" bedeutet „Italienisch"; unter dem „Greco" ist der Stil vor Giotto zu verstehen, der wegen seiner Verwandtschaft mit dem byzantinischen so bezeichnet wurde. S. Schnaase, Geschichte der bild. Kste. 7. 272.

sahen wir nun mit dem volksthümlichen zugleich auch das ganz persönliche Element in einzelnen großen Erscheinungen zur Geltung gelangen. Welchen Reichthum bedeutender Namen, eminenter Charaktere bringt die nächste Folgezeit in dem gesegneten Lande hervor! Der Name Dante's steht an der Spitze derselben gleichsam wie ein vorbildlicher Typus der persönlichen Größe. Sein Portrait mit dem Ausdruck einer mächtigen Natur und eines ebenso mächtigen Willens bildet den Anfang jener großen Reihe bedeutender Charakterköpfe der Renaissance. Wie das Gefühl der Persönlichkeit in ganz modernem Sinne in ihm lebendig war, bezeugen am deutlichsten seine Selbstbekenntnisse in der vita nuova; schon das Bedürfniß, solche zu machen ist ein Beweis dafür. Späterhin sind vollständige Selbstbiographien nichts Seltenes.

Unter den mannigfachen Erscheinungen, in denen sich uns die Reaction dieser Zeit gegen das Ideal des Mittelalters kundgab, werden wir das Auftreten des persönlichen Elementes als das eigentliche Grundphänomen betrachten müssen, sowohl in der Kunst dieser Zeit, als in der gesammten Cultur derselben. Man hat der letzteren sehr bezeichnend den Namen Humanismus gegeben. Die menschliche Natur, die während des ganzen Mittelalters zu keinem wirklichen Selbstgefühle gelangt war, gewahrte und entdeckte gleichsam sich selbst, und damit zugleich die umgebende Welt; das Verdammungsurtheil, welches das Mittelalter über jene wie diese ausgesprochen, wurde vernichtet, die menschliche Persönlichkeit, die Subjectivität in ihre Rechte eingesetzt. So exclusiv die gesellschaftliche Stellung der eigentlichen „Humanisten" war, das Princip des Humanismus durchdrang die ganze Existenz der damaligen Zeit; wir sehen ein Geschlecht vor uns, welches, des Phantastischen entwöhnt, bewegt wird von recht menschlichen Interessen, das nicht mehr entsagen, sondern genießen will, was „der Menschheit zugetheilt ist". Eine gewisse Ungebundenheit der Sitte ist charakteristisch für die ganze Zeit, ein gewisser Uebermuth des Lebens, ein Ungestüm der Kräfte, der sich nicht selten bis zur Vermessenheit steigert. Das leidenschaftliche Verlangen nach Anerkennung des persönlichen Werthes spricht sich nirgends stärker aus als in den Kreisen der Humanisten selbst. Die Idee des Ruhmes, der Sinnesweise des Mittelalters fremd, der Begriff jener famae immortalis gloria, wie sie der Sehnsucht Petrarca's vorschwebte, war wesentlich ein Product der humanistischen Lebensrichtung. Es war der dem Mittelalter fremde Glaube an die Macht und Würde der menschlichen Natur, worauf das Pathos dieses

humanistischen Selbstgefühles, welches sich freilich häufig genug in verwerfliche Eitelkeit verirrte, als auf seinem idealen Grunde beruhte, jener Glaube, aus welchem das für den ganzen Humanismus charakteristische Streben nach einer freien, ebenmäßigen und universellen Entwicklung des menschlichen Vermögens hervorging. Eines der schönsten Zeugnisse für diese ideale Tendenz des Humanismus ist die Rede des edeln Picus von Mirandula über die Würde des Menschen, und mit Recht wird die folgende Stelle derselben als besonders bedeutsam ausgezeichnet:*) „Ich schuf dich, spricht der Schöpfer zum Menschen, als ein Wesen weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich, allein, damit du dein eigener freier Bildner seiest. Du kannst zum Thiere entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wieder gebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe ihr fertiges Wesen mit, die Engel sind von Anfang an, was sie in Ewigkeit bleiben werden — du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast die Keime eines allartigen Lebens in dir."

Die Selbstbefreiung des menschlichen Geistes von den Anschauungen des Mittelalters vollzog sich hier in Italien nicht, wie später in Deutschland, in einem directen Widerspruch gegen das kirchliche Princip; jedenfalls deßhalb, weil man die Macht desselben hier niemals in ihrer ganzen Stärke empfunden hatte. Man entzog sich den Banden der kirchlichen Autorität ohne sie ernstlich zu bekämpfen. Späterhin wurde die Kirche selbst von der humanistischen Bewegung ergriffen und gerieth so, da sie ihr Princip äußerlich aufrecht zu erhalten strebte, mit sich selbst in einen unheilvollen Zwiespalt. Die geistlichen Interessen waren ermattet schon seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, das Ansehn der Kirche, schon damals erschüttert, sank völlig dahin während jenes verhängnißvollen Exiles der Päpste in Avignon. Man wendete sich entweder gleichgültig von der Kirche ab oder bekämpfte sie, wie Poggio in der Facezien, mit der Waffe des Witzes. An eine ideelle Versöhnung mit derselben, wie sie der Humanismus gegen Ende des 15. Jahrhunderts erstrebte, dachte man zunächst nicht. Die Kunst behandelt zwar fortwährend kirchliche Gegenstände, aber das specifisch katholische Gefühl verflüchtigt sich zusehends. Schon die Bilder Giotto's haben nach dem oben Gesagten keinen eigentlich hieratischen Charakter mehr; sie sind nicht mehr bloße

*) S. Burckhardt, Cultur der Renaissance. S. 132.

Symbole eines übersinnlichen Dogma, die künstlerische Erscheinung hat bereits eine selbständige Geltung gewonnen, menschliches Gefühl, menschliches Pathos beseelt die Gestalten. Es humanisiren sich die kirchlichen Vorstellungen gleichzeitig mit dem Erwachen des eigentlich künstlerischen Triebes in Sculptur und Malerei, sie werden vielmehr humanisirt wesentlich durch diesen Trieb, der nicht mehr bloß andeuten und symbolisiren, sondern darstellen will. Die Erscheinung wird zur Hauptsache, sie soll nicht mehr wie früher, ein bloßes Erinnerungsmittel sein für etwas Unausgesprochenes, Transscendentes, sie selbst soll interessiren mit dem, was an und in ihr ist. Das Element der Körperlichkeit gelangt zu selbständiger Würde, die menschliche Gestalt, als das vornehmste Object der bildenden Kunst, diese selbst mit all der Armuth, Größe und Schönheit, die sich in ihr offenbaren kann, nichts derselben Jenseitiges, ist Zweck und Gegenstand der Darstellung. So befreit sich die Kunst, indem sie nur das will, was ihres Wesens ist, innerlich aus dem Dienste der Kirche, und ihre Werke, auch diejenigen, deren Stoff durch kirchliche Vorstellungen gebildet wird, nehmen nur ein künstlerisches, kein dogmatisches Interesse mehr in Anspruch. Die Gebilde der religiösen Phantasie, hören in der That auf, im eigentlichen Sinne Gegenstände des Glaubens zu sein, sobald die Kunst sie mit dem vollen Glanz der sinnlichen Erscheinung umgiebt, sie verlieren den Schein einer transscendenten Realität in dem Augenblick, wo sie eine wirklich künstlerische erlangen. Sie werden dadurch zu etwas ganz Anderem, aus übernatürlichen Idolen, die keine wirkliche Sympathie in der Brust ihrer Verehrer erwecken, zu menschlichen Idealen, zu Gegenständen unsrer Liebe, unsrer Sehnsucht und Begeistrung. Sie steigen herab aus dem abstracten Himmel ihrer geisterhaften Existenz, von ihren Bildern verschwindet der Goldgrund, auf welchem sie in ihrer Beziehungslosigkeit zu allem Irdischen dem Auge des Gläubigen erschienen waren, sie nehmen Körper und sinnliche Gestalt an und betreten den Schauplatz dieser Welt. Der Geist des Mittelalters erlosch in der ersten echt künstlerischen Verkörperung seiner Phantasien, er entwich vor dem ersten Strahle wirklicher Kunst.

Zunächst äußerte sich, wie wir bei Giotto sahen, der neu erwachte künstlerische Trieb in dem Streben nach charakteristischer Lebendigkeit der Darstellung. Noch weit energischer trat dieses Streben hervor am Beginn des Quattrocento, eine erhöhte Empfindlichkeit für den Reiz der sinnlichen Erscheinungswelt gesellte sich demselben, das lebhafteste Gefühl für die Bedeutung des körperlichen Momentes in der bildenden Kunst. Mit einem

fast leidenschaftlichen Eifer warf man sich nun auf das Studium der Natur und suchte die Gesetze der Erscheinung, die Regeln der Perspective, das Geheimniß der Anatomie zu ergründen. In dem Ausdruck aller Erscheinungsformen, namentlich aber in der Durchbildung der menschlichen Körperformen trachtete man jenen Schein der Wahrheit zu erreichen, durch den es allein möglich ist, ergreifend auf die Phantasie des Beschauers einzuwirken. Bekanntlich richtete vorzüglich die Florentiner Plastik und Malerei jener Epoche ihre Kraft auf die Erreichung dieses Zieles. In den Sculpturen Donatello's und seiner Schüler tritt uns das Streben nach realistischer Bestimmtheit mit einer fast schroffen Härte und Einseitigkeit entgegen, während sich in den Werken Ghiberti's mit der lebensvollen Wahrheit des Vortrags schon ein bewunderungswürdiger Schönheitssinn verbunden zeigt. Die Fresken Masaccio's und Benozzo Gozzoli's schildern uns Gegenstände der heiligen Geschichte ganz in dem Costüm und Geist ihrer Zeit. Den Schauplatz bilden die Hallen florentinischer Kirchen, die Gemächer florentinischer Paläste, die Gärten bei florentinischen Villen. Wie sehr aber unterscheidet sich dieser, die ganze Kunst des Quattrocento beherschende Realismus von dem verwerflichen einer sinkenden Kunstperiode! Gerade das Gegentheil bemerken wir hier von jener öden Empfindung, die uns aus den Naturnachahmungen einer solchen Periode oft mit so frostiger Nüchternheit anspricht. Die frischeste Lust an der Natur und menschlichen Existenz, eine erquickende Freudigkeit und Kraft des Gefühles erfüllt dieses realistische Streben und erhebt sich in vielen glücklich gelungenen Werken zu einer eigenthümlich festlichen Stimmung, in der bald das Würdevolle bald das Heiter-Anmuthige stärker hervortritt. Den anziehendsten Ausdruck hat diese poetische Stimmung vielleicht in jenen berühmten Fresken Benozzo's im Campo Santo zu Pisa gefunden. Auch das eigentlich Aesthetische, das Gefühl für die Schönheit der Formen zeigt sich bei diesem liebenswürdigen Meister, ähnlich wie bei Ghiberti, in hohem Grade entwickelt.

Ohne Zweifel macht sich der Einfluß der Antike auf das bildnerische Gefühl der Renaissance schon jetzt in vereinzelten Fällen bemerkbar, doch aber nicht in einem solchen Grade, daß man sagen könnte, er sei von vornherein für die Entwicklung desselben von entscheidender Bedeutung gewesen. Wir sehen, Malerei und Plastik entwickeln sich vollkommen selbständig und originell. Abhängiger von den Vorbildern der Antike erscheint, wie wir sehen werden, die Architektur der Renaissance.

Lange vor dem künstlerischen Studium des classischen Alterthums war das literäirische desselben erwacht. Die Humanisten waren zu ihm durch eben das zurückgeführt worden, was in ihrer Sinnesweise gegen das Mittelalter protestirte. Bei den Classikern des Alterthums fanden sie das, was sie suchten, eine edle, in schönen Formen ausgeprägte Geistescultur, im Gegensatz zu der dunkeln Scholastik des Mittelalters eine helle, aus freier voraussetzungsloser Vernunft entsprungene Wissenschaft, eine Poesie, in der sich ein bedeutendes weltliches Dasein spiegelte, die erfüllt war von echt menschlichen Empfindungen. Zu diesem geistigen Interesse kam noch das nationale hinzu. In der römischen Cultur, die man von der griechischen noch wenig zu unterscheiden wußte, erblickte man den Ursprung der eigenen nationalen Entwicklung, die Erinnerung an das Alterthum war die Erinnerung an die alte Größe des eigenen Volkes.

Schon Dante hatte das Alterthum dem Bewußtsein der Zeit wieder nahe gerückt. Den Virgil, dessen Name niemals aus dem Gedächtniß des Mittelalters verschwunden war, erwählte er sich zum Führer durch das Inferno und Purgatorio und nannte ihn seinen Meister im Gesang. Nach ihm verkündigte mit dem Enthusiasmus der völligen Ueberzeugung Petrarca seiner Zeit das Evangelium der classischen Welt. Er war der erste eigentliche Humanist. Seine lateinischen Poesien, seine Briefe über das Altherthum waren bei den Zeitgenossen nicht minder bewundert als seine italienischen Dichtungen, an die jetzt bei der Nennung seines Namens meist ausschließlich gedacht wird. Seine Verehrung des classischen Alterthums galt auch den Denkmälern der Kunst. Ihm gehört das Verdienst für die mit barbarischer Gleichgültigkeit behandelten Ueberreste derselben das Interesse zuerst wieder lebhaft angeregt und zur Pietät gegen sie ermahnt zu haben. „Schämt ihr euch nicht, sagt er zu den Römern, einen schändlichen Handel mit den Ueberbleibseln zu treiben, die den Händen eurer barbarischen Vorfahren noch entgangen sind, und zu sehen, daß sogar die trägen Bewohner von Neapel ihre Stadt mit euren Säulen, mit den Standbildern und Grabmalen zieren, welche die Asche eurer Vorfahren decken?“*)

Auf das eifrigste wurde nach dem Vorgange Petrarca's die sogenannte neulateinische Dichtung von den Humanisten gepflegt, und sie selbst rechneten

*) Hortat. ad. Nicol. Laurent bei Tiraboschi. Storia della lit. Ital, nach Roscoe, das Leben Leo X.

sich dieselbe zum höchsten Ruhme an. Für uns ist diese Poesie eigentlich nur insofern von Interesse, als sie in dem ganzen Zeitalter der Renaissance das einzige Beispiel einer wirklichen Imitation des classischen Alterthums bietet. In der Kunst jener Zeit ist die Absicht einer solchen Imitation in keinem einzigen Falle zu bemerken, sie hat die Antike niemals bloß nachgeahmt. Allerdings war für die Kunst von vornherein kein so bedeutender Reichthum classischer Muster vorhanden als für die Dichtung; die wichtigsten Auffindungen antiker Sculpturen erfolgten erst unter Alexander VI. und Julius II. Man könnte daher in gewissem Sinne sagen, der Mangel an bedeutenden classischen Vorbildern im Anfange der neuen Kunstentwicklung sei für sie von Vortheil gewesen, er habe die Selbständigkeit derselben begünstigt. Aber in der That hätte die bildende Kunst den Apoll von Belvedere und den Laokoon auch früher gekannt, die Bewunderung dieser Werke würde sie dennoch nicht zu dem Versuche einer wirklichen Imitation der Antike verleitet haben, es war in ihr von Anbeginn eine zu originelle Kraft. Der energisch productive Geist, der sie von Anfang belebte, suchte nach einem selbständigen Ausdruck und hätte sich der bloßen Nachahmung niemals bequemt. In den Dichtungen der Humanisten kam so wenig, wie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten eine wirklich schöpferische Kraft der Nation zu Tage; es giebt manches geistvoll Gelungene unter den Nachahmungen der classischen Poesie, aber von sehr vielen derselben läßt sich mit Recht behaupten, was Papadopoli von Vida's Dichtungen sagt: elegantissime et latinissime frigent. Während die bildende Kunst einen durchaus volksthümlichen Ursprung hatte, war die gesammte humanistische Literatur von vornherein das Product einer exclusiven Bildung. Lange blieben die Künstler als Genossen des Handwerks den Humanisten in gesellschaftlicher Beziehung entschieden untergeordnet; sie behalten in ihren äußerlichen Verhältnissen die frühere Einfachheit des zünftigen Wesens bis zu einem gewissen Grade auch dann noch bei, als ihre Kunst bereits die Bahn einer höheren, über das Volksthümliche hinaus zu idealeren Zielen aufsteigende Entwicklung betreten hatte. Für die bildende Kunst, mehr noch als für die Architektur liegen die befähigenden Eigenschaften in Wahrheit sehr wesentlich in der Eigenthümlichkeit der italienischen Volksnatur; nirgends erscheint der Genius dieses Volkes bedeutender als hier, in den Hervorbringungen seiner bildnerischen Phantasie. Die dichterische steht an intensiver Kraft gegen diese ohne Zweifel zurück; denn weder von der Poesie der Renaissancezeit, noch von irgend einer späteren italienischen

Dichtung läßt sich sagen, daß sie eine gleiche Höhe der Classicität erreicht habe, wie die Malerei und Sculptur des Cinquecento.

Einen sehr speciellen Einfluß hat die humanistische Literatur, wie sich erwarten läßt, auf die bildende Kunst Italiens nicht ausgeübt. Im Allgemeinen mußte der Hauch eines freieren Geisteslebens, der von ihr ausging, allerdings auch der freieren Entfaltung der Kunst zu gute kommen, und durch ihren formellen Charakter, durch die classische Eleganz ihres Stils hat sie gewiß dazu beigetragen, das ästhetische Gefühl überhaupt, insbesondere das Interesse für die Schönheit auch künstlerischer Formen zu steigern, wie ohne Zweifel in der Literatur der Reformation die Vernachlässigung des Formellen, der Mangel des ästhetischen Interesses für die Entwicklung der deutschen Kunst nachtheilige Folgen hatte. Mehr innerlicher Art war die Einwirkung des literarischen Humanismus auf die Kunst in Italien erst zu der Zeit, als er sich in der Akademie zu Florenz dem idealen Zuge der platonischen Philosophie mit Vorliebe hingab. Etwa um dieselbe Zeit tritt in den Werken Pulci's und Bojardo's, später in denen Ariosts, nach der ziemlich langen lateinischen Periode wieder eine eigenthümlich italienische Dichtung hervor. Merwürdiger Weise jedoch zeigt diese durchaus keine innere, geistige Beziehung zu der bildenden Kunst der Renaissance. Weder finden wir bei ihr jenen jugendlich frischen Realismus, wie er uns aus den Bildwerken des Quattrocento anspricht, noch jenen großen idealen Sinn, den wir an den Meistern der Blüthezeit bewundern. Diese Dichtungen sind nicht viel mehr als ein heiteres, leichtes, ungebundenes Spiel der Phantasie; sie dienten hauptsächlich nur dem Zweck einer geistreichen Unterhaltung, wie die glänzende Gesellschaft an den Höfen zu Florenz und Ferrara sie liebte. Es spiegelt sich in ihnen die gesellige, ästhetische angeregte Stimmung dieser vornehmen Kreise. Aber schon insofern sind sie von großem Interesse; denn der Charakter dieser erlauchten Gesellschaft ist in vielfacher Rücksicht für die Cultur der Renaissance von typischer Bedeutung. Die kleinen italienischen Dynastien, die sich seit dem 14. Jahrhundert entweder consolidirt oder neugebildet hatten, wurden nach und nach zu ebenso vielen Mittelpunkten jener humanen Bildung und feinen Sitte, von der uns Castiglione in seinem Cortegiano ein so classisches Bild hinterlassen hat. Die freie Entwicklung des individuellen Lebens haben sie von Anfang herein in hohem Grade begünstigt und herausgefordert. Sie waren größtentheils durch Männer begründet, die, nicht auf das Ansehen einer Tradition gestützt, ihre Würde sich lediglich durch persönliche

Energie und Intelligenz erwarben. Das Beispiel solchen Gelingens mußte den Ehrgeiz erwecken auf dem politischen sowohl wie auf andern Gebieten geistiger Thätigkeit, und je weniger es in jenen Staaten dem Einzelnen schwer fiel, sich auszuzeichnen, um so lebhafter entzündete sich der Wetteifer der Kräfte. Diese freie Bewegung des Lebens war es denn auch, in welcher sich die Kunst immer reicher entfaltete. Hochsinnige Fürsten suchten einen Ruhm in der Förderung und Pflege derselben. Ihre Gunst erhob die Künstler in socialer Beziehung zu einer höheren Stufe, zu einem gewissen aristokratischem, der Idealität ihres Berufes angemessenen Rang, und die Ehren, die man denselben erwies, die großen Aufgaben, die ihnen gestellt wurden, verfehlten nicht, das Wachsthum ihrer Kräfte zu steigern. Man darf den Werth einer solchen Auszeichnung nicht zu gering anschlagen. Die gleichzeitige deutsche Kunst entbehrte derselben, und zu den mancherlei Umständen, welche sie damals zu keiner wirklichen Vollendung gelangen ließen, ist gewiß auch der mit zu rechnen, daß sie in dem beschränkten Kreise des Bürgerthums jener Zeit, in dem sie sich fast ausschließlich bewegte, keine bedeutende Aufmunterung, für ein höheres Streben, kein entgegenkommendes Verständniß fand. Die italienische Aristokratie und die Kunstblüthe jener Zeit gehören sehr wesentlich zu einander. Nur in beiden zusammen vollendet sich das glänzende Bild der Renaissance. Die Beziehung zu dem volksthümlichen Boden, aus welchem beide entsprossen waren, wurde nicht völlig gelöst, wie hoch sie sich auch über denselben erhoben. Am nächsten berührte sich, wie es scheint, der aristokratische Geist mit dem volksthümlichen in jenem ästhetischen Elemente, welches die ganze Athmosphäre des damaligen Lebens durchdrang. Keine andere Zeist ist an großen öffentlichen Festen so reich wie diese, und meist waren es jene fürstliche Machthaber selbst, von denen die Veranstaltung derselben ausging. Durch glänzende Maskeraden und Schaugepränge wissen sie die bewegliche Phantasie des Volkes zu vergnügen, und bekannt sind die Lieder Lorenzo Magnifico's, die man bei Gelegenheit solcher Feste zu singen pflegte. Das Wohlgefallen an einer anmuthigen und reichen Ausschmückung des Lebens war allgemein. Auch in der Tracht jener Zeit, wie wir sie aus den Bildern eines Ghirlandajo und Benozzo Gozzoli kennen lernen, verräth sich der allgemein herrschende Schönheitssinn; selbst das gewöhnlichste Geräth zeigt geschmackvolle Formen. Straßen und Märkte schmückten sich, wie im Zeitalter des Perikles, mit prachtvollen Denkmälern der Kunst, die Städte wetteiferten unter einander in glänzenden Bauunternehmungen.

Diese ästhetisch weltliche Richtung der Zeit, die wir als die herrschende betrachten dürfen, sie ist es wesentlich, worauf der Unterschied dieser Zeit vom Mittelalter und ihre Verwandtschaft mit dem griechisch-römischen Alterthume beruht. Der Zug dieser innern Verwandtschaft war es, wie wir sahen, der im Humanismus zuerst zu einem ausdrücklichen Studium, einer eifrigen Nachahmung des letzteren antrieb. Welches ist nun, etwas näher betrachtet, das Verhältniß der Kunst zum classischen Alterthum?

Am frühesten und auffälligsten zeigt sich der Einfluß der Antike im Gebiet der Architektur. In Einzelheiten, aber auch nur in solchen, gewahren wir hier eine sehr directe Nachbildung classischer Muster. Von dem Ganzen der antiken Bauweise gab es noch keine so vollkommene Vorstellung, wie wir sie gegenwärtig auf Grund eingehender kunstgeschichtlicher Studien besitzen; aber auch in dem Umfang, in dem eine solche vorhanden war, wurde sie nicht unmittelbares Vorbild der Architektur; schon das einfach praktische Bedürfniß der modernen Zeit machte dies unmöglich. Indem nun der Geist der Renaissance die Anforderungen dieses Bedürfnisses zu einer künstlerischen Aufgabe erhob, entstand eine Compositionsweise, welche sich der Antike zwar in wesentlichen Einzelheiten anschließt, auch die allgemeine Idee eines gewissen architektonischen Rhythmus von derselben sich aneignet, ihr aber dennoch, was die Erfindung des Ganzen betrifft, unabhängig gegenübersteht. Sehr frei verfuhr man in der baulichen Anordnung der von der Antike entlehnten Formen, ohne jedoch in die Willkür eines bizarren Eklekticismus zu verfallen, und obwohl man nicht nach einem strengen architektonischen Organismus strebte, so wußte man dennoch in den räumlichen Verhältnissen meist die glücklichste Harmonie hervorzubringen. Man war nicht so sehr auf die innere logische Consequenz des baulichen Systems als auf das bedacht, was in den äußern Formen desselben dem Auge wohlgefällt. In der antiken Bauweise trifft das organisch Zweckmäßige mit dem künstlerisch Wohlgefälligen stets auf bewunderungswürdige Weise zusammen, das Nothwendige ist zugleich auch das Schöne, und wesentlich hierin beruht der classische Charakter der griechischen Architektur. In der Gothik dominirt das logische Princip nicht selten auf Kosten des ästhetischen; die architektonische Vernunft sieht sich hier fast immer befriedigt, gewiß nur in den seltensten Fällen findet sie eine bauliche Inconsequenz zu tadeln, wohl aber wird das Gefühl, welches Schönheit verlangt, häufig genug durch die schroffe Härte und Strenge der Formen, namentlich in der Ornamentik, verletzt. Es hängt dieser Mangel wie jener Vorzug mit der

Sinnesweise, aus welcher die Gothik hervorging, auf das engste zusammen. In der Architektur der Renaissance zeigt sich nun gerade umgekehrt das, was in dem gothischen Baustil mangelhaft ist, als sehr vollkommen, was in demselben vollkommen genannt werden muß, als unzureichend ausgebildet. So erfüllt auch die Renaissance ihrerseits die Anforderungen des architektonischen Ideales nicht so unbedingt wie der Stil der Antike. Die künstlerische Phantasie des Architekten überhebt sich, in der Lust ihres freien Schaffens, in ihrem fröhlichen Streben nach Schönheit nicht selten der Mühe des strengen Motivirens; manche der Bauformen, die sie der Antike entlehnt, wird nur ihres ästhetischen Reizes wegen angewendet, der Art, daß sie die bauliche Function, die ursprünglich in ihr ausgedrückt ist, nur noch scheinbar vollzieht. Das Ornament, das auch die Antike bei weitem freier behandelte als die Gothik, entwickelt sich in der Renaissance oft in so ungebundenem Reichthum, daß die constructiven Formen dem Auge fast zu verschwinden drohen. In diesem Uebergewicht des Decorativen äußert sich hauptsächlich, wie wir oben bemerkten, der Einfluß des malerisch-plastischen Princips, welches in der Kunst der Renaissance die Herrschaft führt. Und dieses Princip ist es denn auch vornehmlich, wodurch jenes persönliche Element, das in der gesammten Cultur der Zeit so bedeutsam hervortritt, einen Zugang findet in das Bereich der Architektur, mit dessen Gesetzen es eigentlich nur wenig verträglich ist. Aber noch zeigt es sich maßvoll genug, und bleibt während der ganzen Periode der Renaissance in seinem Streben nach individueller Nüancirung der baulichen Formen weit entfernt von jenen Ausschweifungen in welche sich später der sogenannte Rococostil verirrte. Allerdings aber war die Möglichkeit zu dieser Verirrung, die schließlich eine völlige Auflösung der architektonischen Gesetze zur Folge hatte, von dem Augenblick an vorhanden, wo in der Baukunst der Renaissance das individuelle Moment eine bedeutende Geltung erlangte.

Noch weniger als in der Architektur der Renaissance offenbart sich in ihrer Plastik eine entschiedene Absicht, die antiken Bildungen zu regeneriren. So unverkennbar an der berühmten Thüre Ghiberti's, der kostbaren Zierde des Florentiner Battisteriums, gewisse Formen, namentlich manche Motive der Gewandung an die Antike erinnern, so unzweifelhaft originell ist die gesammte Schönheit der einzelnen Figuren und die ganze Art der Composition. Für die letztere, welche das malerische Princip der Perspective in die Reliefdarstellung aufgenommen, ist in der Plastik des Alterthums kein einziges Vorbild aufzufinden. Nur wenig von antikem Einfluß wird

man in den anmuthigen Reliefs Luca della Robbias entdecken können, deren Vorzüge wesentlich auf naiver Naturbeobachtung beruhen. Völlig außer Bezug aber zur Antike stehen die herb realistischen Sculpturen Donatello's und seiner Schüler.

In der florentinischen Malerei des Quattrocento verhält es sich ähnlich. Auch hier ist, wie wir sahen, der Realismus das Vorherrschende. Am ersten sind vielleicht vereinzelte Nachahmungen der antiken Bildungsweise bei Luca Signorelli zu finden; doch beruht ohne Zweifel gerade das Bedeutendste in seinen Werken, die nahezu vollendete Darstellung des Nackten, in der Hauptsache auf dem unmittelbaren Studium der Natur. Antike Formen zeigen sich auf den Bildern dieser Epoche häufig nur in dem architektonischen Beiwerk. Wo man sich, was im 15. Jahrhundert noch ziemlich selten geschieht, neben dem christlichen Stoffen Gegenstände der antiken Mythe und Allegorie zum Vorwurfe nimmt, überträgt man auch auf diese die realistische Darstellungsweise, und es wird auf das deutlichste fühlbar, wie es weit weniger die noch vorhandene Unzulänglichkeit des künstlerischen Vermögens als vielmehr der Charakter der künstlerischen Absicht ist, worauf der Abstand von der Antike beruht. Sandro Botticelli, einer der Ersten, der Gegenstände der genannten Art in die Malerei der Renaissance einführte, vereinigt in seinem Venusbild in den Uffizien mit einem feinen Realismus der Darstellung den Reiz einer gewissen novellistisch-märchenhaften Poesie; von mythologisch antikem Charakter ist in diesem Bilde ebenso wenig zu finden als in den Darstellungen Pollajuolo's aus dem Leben des Herakles. In dem allegorischen Bilde Botticelli's, welches die Verleumdung nach einem von Plinius beschriebenen Gemälde des Apelles darstellt, erscheint die realistische Manier desselben sogar in das Bizarre gesteigert.

In der Schule von Padua wurde das Studium der alten Sculpturen allerdings mit der größten Sorgfalt gepflegt. Aber auch hier ist es nicht das ideale Princip der Antike, worauf man seine Aufmerksamkeit richtete. Was man hauptsächlich an diesen Sculpturen nachzuahmen strebte, war die plastische Bestimmtheit und Modellirung der Formen. Mit einem gewissen akademischen Eifer, der das Studium der Natur zurückdrängte und in dem gelehrten Padua ganz begreiflich erscheint, trachtete man, der Malerei die formellen Eigenschaften der Plastik mitzutheilen, entfernte sich aber von dem Vorbild der Antike nur um so mehr, je ausschließlicher dieses Streben war, und verfiel nicht selten in eine Härte und fast

karrikirte Schärfe der Zeichnung, wie sie in der Schule der Florentiner, die mit einem frischeren Naturgefühl begabt waren, nirgends gefunden wird. Im Grunde jedoch ist die Richtung beider Schulen die nämliche, der künstlerische Charakter derselben ist bedingt durch dasselbe Streben, ihre Werke mit dem möglichst vollen Scheine körperlicher Wahrheit auszustatten.

Völlig unberührt von dem Einfluß der Antike entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der eigenthümliche Charakter der venezianischen Schule. Nicht beherrscht von dem Streben nach einem streng markirten Ausdruck der Formen, suchte man sich hier vor Allem des Elementes der Farbe zu bemächtigen unb bildete dasselbe zu einem Mittel künstlerischer Darstellung aus, wie es der Kunst des Alterthums nach Allem, was wir von derselben wissen, völlig fremd gewesen ist.

Die umbrische Schule endlich, gegen die Einwirkung der Antike gleich sehr abgeschlossen wie gegen die erwähnten realistischen Richtungen, ist die einzige, in welcher die ideale Stimmung des Mittelalters vernehmlich fortklingt. Gerade sie aber war dazu ausersehen den Genius in ihrem stillen Kreise zu bilden, in welchem sich der Geist antiker Schönheit am herrlichsten und reinsten erneuern sollte.

Die Beziehung der Künstler des Quattrocento zu dem classischen Alterthum war die freieste die sich denken läßt. Ganz erfüllt von dem Interesse des gegenwärtigen Lebens und von der Lust des eigenen Schaffens, wie sollten sie auf einseitige Nachahmung desselben verfallen? Man suchte von ihm zu lernen, aber man wollte es nicht copiren. Die Künstler studirten es und nahmen von ihm, was sie brauchten; waren sie gewissermaßen Eklektiker in ihrem Studium, so waren sie es doch keineswegs in ihrer Kunst. Sie bildeten ihr Formengefühl an den classischen Mustern; die belebende Seele theilten sie ihrem Werk aus eigenem Vermögen mit. Und wie sich so die Kunst der Renaissance dem Alterthum gegenüber von Anfang an wesentlich selbständig entwickelte, so erhob sie sich auch, als am Ende des 15. Jahrhunderts der Geist eines großartigen Idealismus in ihr erwachte, in freiem Aufschwung zu gleicher Höhe mit den formenschönen Werken der Antike.

Dieser Idealismus, in welchem sich die Kunst der Renaissance vollendete, wie neu und unvergleichlich auch die Kräfte sind, die er entfaltet, steht der vorangehenden Entwicklung keineswegs unvermittelt gegenüber. Es ist bekannt, wie jede bedeutende künstlerische Erscheinung, von

welcher die wunderbar empfängliche Natur Raphaels berührt wurde, anregend und bildend auf sie eingewirkt hat. Man kann sagen, daß er die Hauptrichtungen der Malerei, die bis zu ihm getrennt neben einander bestanden, wie sie nach und nach an ihn herantraten, auf harmonische Weise in seiner Kunst vereinigte. Auch Michelangelo, dieser große Einsame, hat als Maler in Signorelli einen Vorgänger gehabt. Der Idealismus, der in den Werken dieser beiden Meister und in denen Leonardo da Vinci's seine höchsten Triumphe feierte, hat nichts zu thun mit dem Idealismus des Mittelalters, er ist im Gegensatz zu diesem humanistisch zu nennen, und künstlerisch im prägnanten Sinne. Die Ideale, welche die Phantasie dieser Künstler begeisterten, sind menschliche, wie wir sie oben geschildert; der menschlichen Natur nicht transscendent, sind sie nur die höchste Steigerung dieser Natur; die Form ist für jene Künstler nicht bloß das symbolische Zeichen eines Gedankens, der keine eigentliche Verwirklichung duldet, sondern der vollkommen genügende und unmittelbare Ausdruck des Geistes. Jeder Gedanke, der sie zum Schaffen anregte, war künstlerischer Natur, d. h. ein solcher, der ihnen von selbst in die Erscheinung überging; und bewunderungswürdig ist es, wie Raphael bei Gegenständen, wo die Abirrung in das Unkünstlerische sehr nahe lag, wie z. B. in der Disputa und Schule von Athen, mit genialem Blicke dasjenige herausfand, was allein auf wirklich künstlerische Weise darstellbar war, wodurch diese Gegenstände einzig eine künstlerische Dignität erhalten konnten. Dasselbe realistische Gefühl, mit dessen Erwachen die neue Kunstentwicklung begonnen, in welchem sich der neue Kreis derselben zuerst geäußert hatte, jenes Gefühl, welches das künstlerisch Mögliche umgränzt und dem wirklich Gewordenen die innere Lebenskraft ertheilt, eben dasselbe liegt auch dem Idealismus der Blüthezeit zu Grunde. Das tiefste Lebensgefühl durchdringt seine erhabenen Gestalten und verleiht ihnen die unwiderstehliche Macht der Wahrheit.

Weil dieser Idealismus so durchaus künstlerisch ist, steht er den mittelalterlich kirchlichen Anschauungen frei gegenüber, wie die gesammte Bildung der Zeit. Von Raphael können wir annehmen, daß er sich, bei der Naivetät seiner Künstlernatur, über dogmatische Fragen der Kirche niemals eine ausdrückliche Rechenschaft gegeben, daß er sich dieselben niemals zu einem ernstlichen Problem gemacht hat. Das Göttliche, das ihm seine Kunst offenbarte, mußte ihm die höchste Befriedigung sein. Aber worin auch der Inhalt seines religiösen Glaubens bestanden, aus jedem Werk

seiner Hand können wir lesen, daß dieser Glaube mit der Welt vollkommen versöhnt war. Wer kann die Wunder der Schönheit enthüllen, der die Welt nicht mit den Sinnen der Liebe betrachtet? Ist nicht im künstlerischen Genius die idealste Geisteskraft mit dem leidenschaftlichen Gefühl der Liebe, die dem Wirklichen gilt, auf das innigste verbunden? Die Schönheit, jenes geheimnißvolle, gottmenschliche Wesen, war die alleinige Macht, der die Phantasie Raphaels gehorchte; ein Glaube, der sich mit der Hingebung an diese Macht nicht vertrug, konnte nicht der seinige sein. Sie war es, die seine Hand leitete, als er die Sixtina erschuf, als er die reizende Bewegung der Galatea entwarf, als er im Leben der Psyche die Gestalten der göttlichen Olympier zu neuem Dasein rief.

Aus den Sonetten Michelangelo's wissen wir, wie er, durch seine Natur und das Schicksal in schwere innere Geisteskämpfe hineingerissen, das Bedürfniß religiöser Versöhnung mit einem tiefen sittlichen Ernst empfunden hat. Aber völlig frei ist diese Empfindung von den Merkmalen katholischer Frömmigkeit. Die Natur dieser Kämpfe bezeugt vielmehr die höchste Selbständigkeit des sittlichen Geistes, sie bekundet ein protestantisches Gewissen; und in der That waren es protestantische, Italien vom Norden her heimsuchende Gedanken, von denen er in seinem späteren Alter lebhaft beschäftigt wurde. Halten wir uns nur an seinen künstlerischen Charakter, so ist jede der Riesengestalten, die er geschaffen, durch ihre bloße Naturkraft, durch die bloße Macht ihres sinnlichen Lebens ein leibhaftiger Protest gegen die spiritualistischen Schemen des Mittelalters.

Auf den Gedankeninhalt und die ganze Anschauungsweise der Kunst in der Blüthezeit der Renaissance war diejenige Richtung des literarischen Humanismus, die sich im Kreise Lorenzo Magnifico's ausbildete, ohne Zweifel von wichtigem Einfluß. An die Stelle der erloschenen, specifisch kirchlichen Interessen waren religiöse in einem freieren Sinne getreten, und hatten sich auf eigenthümliche Weise mit den Anschauungen der platonischen Philosophie verbunden. Die Verschmelzung der letzteren mit den idealen Principien des Christenthums war der Gedanke, welcher das Streben eines Marsilio Ficino und Bessarion beseelte. Niemals streng systematisch durchgeführt, stets in mehr poetischer Weise behandelt, am schwungvollsten vielleicht in den Hymnen Lorenzo's, übte dieser Gedanke über die höhere Bildung der Renaissance eine bedeutende Herrschaft. Dem künstlerischen Idealismus

war er in hohem Grade congenial. Insofern er die Welt im Sinne Plato's als ein Abbild göttlicher Ideen bewundern lehrte, dem katholischen Dogma widersprechend, welches ihre Geringschätzung zur Pflicht machte, war jener Gedanke für die Kunst gewissermaßen eine Rechtfertigung ihrer Bestrebungen und zugleich ein neues Ferment ihrer Begeisterung. Er sanctionirte gleichsam die Vermählung der Schönheit mit dem Geiste der Religion. Die Kirche selbst huldigte in ihren höchsten Vertretern jenem humanistischen Ideal; die Pforten des Vatican öffneten sich dem Geiste Plato's und in der Stanza della Segnatura fand die Schule von Athen der Disputa gegenüber ihren Platz.

Wie mit den Anschauungen der Platonischen Philosophie, in ähnlicher Weise berührte sich die Renaissance in dieser Epoche ihrer höchsten Blüthe mit dem Idealismus der antiken Kunst. Formelles war von ihr nicht mehr zu lernen. Von einer Nachahmung derselben kann jetzt um so weniger die Rede sein, als die italienische Kunst sich nun im absoluten Besitz alles dessen befand, was auf dem Wege der Nachahmung erworben werden kann. Als Erbin der großen technischen Errungenschaften der früheren Zeit verfügte sie über die äußeren Mittel der Darstellung vollkommen souverän. Es war der ideale Geisteshauch der Antike, dem sich die künstlerische Empfindung jetzt eröffnete. Rein geistiger Art war der Einfluß, welchen die Vorbilder des Alterthums auf die Werke eines Raphael und Michelangelo ausübten, ein solcher, den zu empfangen auch die originalste Künstlerkraft fähig ist. Jene Werke sind dem Ideal der Antike in tieferem Sinne verwandt als irgend welche der früheren Renaissancezeit, obwohl die Welt, der sie angehören, von der des Alterthums in wichtigen Punkten verschieden ist. Aus dem Boden der Natur erwachsen, wie der Idealismus der antiken Kunst ist auch derjenige der Renaissance nicht anderes als „eine Bereicherung der Natur innerhalb derselben". Beide tragen deßhalb den Stempel jener künstlerischen, unvergänglichen Wahrheit, welche immer und überall, wo sich die Menschheit aus der Verwirrung und Gebundenheit irdischer Geschicke erhebt, begriffen und empfunden werden kann. Wie anders aber als der antike Idealismus wirkt jener moderne auf die Empfindung. Es ist ihm eine gewisse rührende und enthusiastische Gewalt eigen, wie sie der antike nicht in gleichem Maße besitzt. Während die Idealgestalten der Antike in ihrer ruhigen Größe die Empfindung mit gleichsam gelassener Macht bewegen, ist in denen jener neueren Kunst ein

Etwas, wodurch sie die Phantasie gewaltsam treffen, den Geist intensiver erfassen oder eine tiefere seelische Rührung bewirken. Die Geistesgewalt in den Sibyllen und Propheten Michelangelo's, das imponirende Pathos, die zornige Aufregung des heroischen Willens in der Gestalt seines Moses, der tiefsinnige Ernst in dem Kind der Sixtina Raphaels, die seelenvolle Innigkeit, das zärtlich Hingebende in seinen Madonnen, dies alles findet sich mit gleicher Stärke in den Hervorbringungen der alten Kunst nicht ausgedrückt. Es giebt sich im Vergleich mit dieser in dem Idealismus der Renaissance eine größere Intensität, eine lebhaftere Wallung des Gefühls, eine tiefere Erregung des Geistes kund und, was damit zusammenhängt, ein stärkeres Hervortreten des persönlichen Momentes im künstlerischen Stil. In den einfachen Typen der Antike hat dasselbe eine durchaus untergeordnete Bedeutung; ja, es ist schwer, in ihren Bildungen irgend wichtige Spuren seiner Wirksamkeit aufzuzeigen. Nicht im entferntesten aber giebt sich hier die Persönlichkeit des Künstlers auf ähnlich prägnante Weise zu erkennen, wie etwa in den Schöpfungen Michelangelo's. Das energische Hervortreten des Persönlichen in der Kunst der Renaissance, bei den Meisterwerken derselben mit den objectiven Gesetzen des idealen Stiles überall in bewunderungswürdigem Einklang, ist an derselben recht eigentlich modern.

Fragen wir nach der geschichtlichen Herkunft dessen, wodurch sich der Idealismus der Renaissance von dem der Antike hauptsächlich unterscheidet, nach der geschichtlichen Macht, welche das Bewußtsein des persönlichen Geistes und die Geheimnisse des Seelenlebens tiefer erschloß, so werden wir sie nirgends anders zu suchen haben als in den wesenhaften Principien des Christenthums. Insofern also fehlt es jenem Idealismus auch nicht an einer gewissen vermittelnden Beziehung zu dem Katholicismus des Mittelalters und in diesem Betracht kann man jener im Eingang erwähnten Ansicht der Romantiker von dem Renaissancezeitalter, die man gegenwärtig so leicht ganz übersieht, eine theilweise Berechtigung nicht absprechen. Jene Romantiker fehlten darin, daß sie die Gedanken des Mittelalters und jene christlichen Anschauungen, welche in dem Idealismus der Renaissance enthalten sind, mit einander vermischten. Eine reine Auffassung vom Charakter dieses Zeitalters war deßhalb bei ihnen nicht möglich. Der Umstand jedoch, der ihren seltsamen Irrthum einigermaßen mildert, ist, wie es scheint, darin gelegen, daß der Begriff, den sie von der Beschaffenheit des Mittelalters hatten, nicht ganz der nämliche ist

wie der gegenwärtige, geschichtlich bestimmtere, daß ihre eigenthümlich poetisirte Vorstellung vom Wesen des Mittelalters sich in ästhetischer Rücksicht mit dem Charakter der Renaissance immer noch eher verträgt, als der wirkliche, geschichtliche Charakter jener gothischen Zeit.

Ueberblickt man die Periode der Renaissance, so ist es in ihren Culturverhältnissen zweierlei, was der Entwicklung der Kunst, in der die bedeutendsten Kräfte der Zeit zusammenwirken, als besonders günstig erscheint: die geistige Freiheit, die in diesem Zeitalter herrscht, und seine weltliche Richtung. Es konnte nicht fehlen, daß Beides, der Beschaffenheit der menschlichen Natur gemäß, auch seine verderblichen Consequenzen hatte. Das dämonisch Verlockende der Freiheit und der weltlichen Reizungen hat seine Opfer gefunden. Der künstlerische Geist aber zog Vortheil aus dem, was dem niederen oder ungebändigten Sinn oft zum Verderben gereichte; nicht selten auch sind es eben die Kräfte, deren eigenthümliche Complexion die Kunst und den Charakter des Künstlers bedingt, nicht selten sind es sie selbst, die sich im Leben der Zeit außerhalb des Reiches der Kunst im Zustande wilder Anarchie zu erschreckenden Extremen verirren. Niemand wird den Charakter der Renaissance gerecht zu würdigen verstehn, der die Gefahren nicht kennt, denen eine vorwiegend künstlerische Lebensrichtung ausgesetzt ist, der nicht weiß, daß in dem Schönen eine Macht liegt, die nach Göthe's Worten zu fürchten ist. Weder die edle Größe, noch die Verirrungen jener Zeit, in der die Kunst eine herrschende Lebensmacht war; wird derjenige richtig beurtheilen können, der das Wesen der Kunst nicht zu verstehen vermag, dem jene, zunächst einander widersprechenden Neigungen und Eigenschaften unbekannt sind, die dem künstlerischen Naturell zu Grunde liegen und deren wirkliche Aussöhnung nur der Kunst gelingt, jene Hingebung an die sinnliche Erscheinung, jene Liebe zur Natur, jene lebhafte Empfindlichkeit für den Reiz der körperlichen Gestalt, für alle Eindrücke der äußeren Welt, jenes intensive Gefühl für das, worin das sinnliche Wesen der Schönheit beruht, und andrerseits jener Schwung der Phantasie, jene freie die Sinnenwelt überfliegende Begeisterung, jener Enthusiasmus, welcher der körperlichen Form ein höheres Leben, der irdischen Gestalt eine ideelle Schönheit einhaucht. Diese wunderbare Zusammensetzung der künstlerischen Natur, dieses ihr geheimnißvolles Doppelleben, dies eigenthümliche Oscilliren zwischen den Polen des Sinnlichen und Uebersinnlichen, welches verursacht, daß sie dem nüchternen

Sinn eitel phantastisch, einer ausschließlich ideellen Geistesrichtung nur sinnlich, einseitiger Religiosität profan, daß ihr Treiben dem lediglich auf praktische Zwecke gerichteten Willen wie ein bloßes Spiel erscheint — diese seltsame Beschaffenheit der künstlerischen Natur ist daran Schuld, daß sie selbst und ihre Werke so häufig unverstanden bleiben, daß ganze Zeitalter, in welchen, wie in der Renaissance, die Kunst eine dominirende Stellung einnimmt, so häufig falsch beurtheilt werden. Steht man den künstlerischen Hervorbringungen der Renaissance nicht fremd gegenüber, so wird man auch gegen die Fehler dieses ganzen Zeitalters gerecht sein.

Dr. Herm. Lücke.

Die Genossen Pugatschews in Livland

Herr E. Tscheschichin hat unlängst in einer Moskauer historischen Zeitschrift („Russki Archiv") verschiedene Auszüge aus den älteren Acten der Kanzelei des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen veröffentlicht. Eine dieser Mittheilungen, die zwar kein größeres historisches Interesse berührt aber doch, so zu sagen, curios genug ist, wird hier übersetzt. Wir müssen bemerken, daß einige lange Actentexte in unserer Uebersetzung etwas gekürzt worden sind, obgleich die Vollständigkeit, mit der sie zuerst herausgegeben wurden, gewiß nur zu loben ist, wie denn auch überhaupt die sorgfältigen Archivstudien des Herrn Tscheschichin, nach den bisher erschienenen Proben derselben, alle Anerkennung verdienen. Es sind Beiträge zur Geschichte der baltisch-russischen Wechselbeziehungen im 18. Jahrhundert in rein actenmäßiger Darstellung und ohne die sonst wohl vorgekommene tendenziöse Ausbeutung.

Wie bekannt, war Pugatschew im September des Jahres 1774 in eine Lage gerathen, aus der jeder Versuch, sich zu retten, fruchtlos geblieben wäre. Seine Genossen, die Kosaken von Jaik (dem jetzt Ural genannten Flusse) einerseits nur ihr unvermeidliches Verderben voraussehend, andererseits auf Verzeihung hoffend, traten im Geheimen zusammen und beschlossen, ihren Führer der Regierung auszuliefern.

„Pugatschew" — so erzählt Puschkin in seiner „Geschichte des Pugatschewschen Aufstandes" — „hatte die Absicht, sich zum kaspischen Meere zu wenden und von dort aus, je nach Umständen, die Kirgisen-Steppe zu erreichen. Seine Begleiter, die zum Verrath entschlossenen Kosaken, stellten sich, als wären sie mit diesem Vorhaben einverstanden, und forderten ihn

nur auf, über Usenje zu gehen, den gewöhnlichen Zufluchtsort der dortigen Verbrecher und Flüchtlinge, und zwar darum, weil, wie sie vorgaben, ihre Frauen und Kinder sich in jener Gegend aufhielten und sie dieselben mitzunehmen gedächten. So geschah es. Am 14. September beriethen sie auf dem Wege in einem altgläubigen Dorfe zum letzten Mal und entwarfen den Plan zum Verrathe. Diejenigen Kosaken, welche sich in der letzten Stunde anders besonnen hatten und sich den Händen der Regierung nicht zu übergeben gedachten, zerstreuten sich hierhin und dorthin. Der Rest schritt zur Auslieferung Pugatschews."

„Pugatschew saß, in Nachdenken versunken, einsam in einer Hütte. Seine Waffen hingen in einiger Entfernung abseits. Als er das Geräusch der eintretenden Kosaken vernahm, erhob er müde den Kopf und fragte nach ihrem Begehr. Sie begannen mit der Schilderung ihrer verzweifelten Lage und schritten, mit der Absicht ihn von seinen Waffen abzuschneiden, während des Redens vorsichtig und zögernd immer näher an den Gefürchteten heran. Pugatschew sprach ihnen, so gut es ging, Trost zu. Sie möchten gen Gurjew, einem Städtchen auf ihrem Wege, wandern, so rieth er ihnen. Die Kosaken antworteten, es wäre nun genug des Gehens; sie seien ihm lang genug gefolgt, die Zeit wäre jetzt gekommen, wo er ihnen folgen müsse. „Wie?" sagte Pugatschew, „ihr wollt euren Kaiser verrathen?" -- „Ja, wir können nicht anders," gaben die Kosaken zur Antwort und stürzten sich unversehens auf den Wehrlosen. Pugatschew schleuderte sie zurück. „Ich witterte in euch lang schon die Verräther," sagte er dann und, seinen Liebling, den Kosaken Tworogow herbeirufend, fügte er, diesem seine beiden Arme hinhaltend, hinzu: „Da, binde sie!" Tworogow aber, dem es doch nicht rathsam erscheinen mochte, dem Gebote Stirn gegen Stirn Folge zu leisten, versuchte es, denjenigen, der ihm manche Gunst erwiesen, zu umschleichen und ihm die Hände hinterrücks zusammenzuschnüren. Pugatschew riß sich los. „Bin ich ein Räuber!" rief er wild vor Zorn. Darauf setzten die Kosaken den Gebundenen auf ein Pferd und brachten ihn nach dem Städtchen Jaizk (dem heutigen Uralsk), woselbst sie ihn den Händen des Capitain-Lieutenants von der Garde Mawrin übergaben."

Pugatschew und seine Hauptmitschuldigen, die Kosaken Perfiljew, Schigajew, Padurow, Tornow und Tschika, wurden hingerichtet.

Hinsichtlich derjenigen Kosaken aber, die den Pugatschew der Regierung ausgeliefert hatten, heißt es im 9. Punkte der Sentenz vom 10. Januar 1775

über die Hinrichtung des Verräthers, Ruhestörers und Usurpators und seiner Mitschuldigen:

„Kraft des Manifestes Ihrer Kaiserlichen Majestät werden von jeder Strafe befreit: der Kosak vom Ilek*) Iwan Tworogow, die Kosaken von Jaik Theodor Tschumakow, Wassili Konowalow, Iwan Burnow, Iwan Fedulow, Peter Pustobajew, Kosma Kotschurow, Jakow Potschitalin und Semeon Scheludjakow. Die fünf ersteren namentlich darum, weil sie, tief innerlich zerknirscht und getrieben vom schuldbeladenen Gewissen, sich nicht allein selbst reuevoll auf Gnade und Ungnade der Gerechtigkeit und regierenden Macht übergeben, sondern auch denjenigen, der sie ins Verderben gestürzt, den Räuber Pugatschew, gefesselt ausgeliefert haben; Pustobajew darum, weil er die dem Verräther Pugatschew abtrünnig gewordene Bande überredet und geneigt gemacht hat, die Waffen zu strecken und um Gnade zu bitten; ebenso Kotschurow, der sich schon vor diesen Vorgängen mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit und Reue selbst übergeben hatte; die beiden letzterwähnten aber wegen der treuen Dienste, die sie der Regierung geleistet haben, indem sie, von den aufständischen Banden zum Zweck des Spionirens abgeschickt, statt dessen vielmehr, wenn auch nicht offen zu den Fahnen der gesetzlichen Macht übertretend, doch fortwährend alle Pläne, Absichten und Bewegungen des Usurpators gehörigen Orts hinterbrachten und zuletzt, als die Banden des Räubers vor dem Städtchen Jaizk vernichtet und aufgerieben wurden, sich freiwillig dem Militärchef stellten. Dieses Gnadenmanifest Ihrer Majestät der barmherzigen Kaiserin ist den genannten neun Genossen des hingerichteten Pugatschew am 11. Januar (1775) vor der Granowitaja Palata (in Moskau) öffentlich unter dem Volke vorzulesen, woselbst ihnen auch die Ketten, in die sie geschmiedet worden sind, abgenommen werden sollen."

So hatten diese Kosaken (deren Zahl sich übrigens auf 25 belaufen haben soll) ihr Leben durch Auslieferung ihres Führers davongetragen; indessen des so gewonnenen sollten sie sich in einer Weise erfreuen, die sie vielleicht nicht erwartet haben mögen: die Regierung beschloß, allesammt in einer solchen Gegend anzusiedeln, wo sie, inmitten einer ihnen durch Race, Sprache und Glauben gänzlich verschiedenen Bevölkerung, die wenigste Gelegenheit hätten, von Neuem unruhig oder gar gefährlich

*) Die Kosaken von Ilek waren eine von dem Hauptcorps der Kosaken vom Jaik unabhängige Colonie derselben. Der Uebersetzer.

zu werden. Keine Gegend des weiten Reichs schien der Regierung geeigneter als Livland.

Im Jahre 1775 war der General en chef Graf Georg Browne Generalgouverneur von Livland. Diesem sandte der damalige General-Procureur wirkl. Geheimrath Fürst Alexander Alexejewitsch Wjasemski, folgenden „Moskau den 6. Februar 1775" datirten Brief:

„Ihre Majestät die Kaiserin hat hinsichtlich des in Moskau in der geheimen Expedition gefangen gehaltenen Kosaken vom Jaik Kosma Fofanow zu befehlen geruht: Der Kosak Fofanow hätte wegen seiner Anhänglichkeit an dem ehemaligen Räuber, wegen seiner beständigen Theilnahme an allen von jenem Verräther ausgeübten Verbrechen und auch deßwegen, weil er ihn als seinen Kaiser geachtet und ihm treu geblieben, eigentlich die Todesstrafe erleiden müssen; allein, da es sich in der Folge aus den Untersuchungen der geheimen Expedition ergab, daß besagter Fofanow mit unter denen war, die in Gemeinschaft mit Tschumakow den Usurpator gegriffen, gefesselt und den Händen der Gerechtigkeit überliefert haben, da es sich ferner ergab, daß mehrerwähnter Fofanow in Begleitung seiner übrigen Genossen freiwillig in Jaizk erschienen war — so ist ihm, Fofanow, kraft des Allergnädigsten Manifestes Ihrer Kaiserlichen Majestät die Todesstrafe erlassen und, sowie auch seinen übrigen bei der Pugatschew-schen Affaire betheiligten Kameraden sammt seiner und deren Familien nur die Uebersiedelung ins Rigasche Gouvernement zuerkannt worden." — „Jedoch soll Graf Browne", heißt es am Schlusse des Briefes, „dafür Sorge tragen, daß es dem Fofanow an der nöthigen Beaufsichtigung nicht fehle und ihm dadurch die Ausführung etwaiger Fluchtgedanken unmöglich gemacht werde." — Dieser erste Parteigänger Pugatschews langte unter der militairischen Begleitung des Bataillons-Sergeanten Bachtin, der auch das eben reproducirte Begleitschreiben des General-Procurators Wjasemski zu überreichen hatte, am 17. Februar in Riga an und ward bis auf Weiteres in die Citadelle eingeschlossen. An Zehrungsgeldern hatte Fofanow auf der ganzen Tour 10 Kop. per Tag für die Dauer eines Monats erhalten.

Als Graf Browne dieses Schreiben erhielt, hatte er noch nicht die Gewißheit oder schien sie wenigstens nicht haben zu wollen, daß man es mit der Uebersiedelung auch der übrigen Begnadigten in das seiner Verwaltung anvertraute Gebiet ernstlich meine, denn in seiner Antwort an

den Fürsten Wjasemski, betreffend das wohlbehaltene Eintreffen Fosanows, vom 21. Februar 1775, schreibt er:

„Hier im Rigaschen Gouvernement giebt es keine derartigen unbebauten Ländereien, die zur Ansiedelung des Fosanow geeignet erschienen, ja in Anbetracht hiesiger specieller Gesetzesbestimmungen und Allerhöchst confirmirter Rechte und Privilegien wäre eine solche Ansiedelung weder auf den Gütern der Edelleute noch auf denen der Krone statthaft. Ebenso wenig dürfte die Ansiedelung auf den Gütern Hirschenhof und Helfreichshof erfolgen, denn nicht allein daß man es den daselbst angesiedelten Colonisten schwerlich zumuthen kann, einen so gefährlichen und verdächtigen Menschen in ihrer Mitte zu dulden — wie es denn auch im Widerspruch zu den mit ihnen abgeschlossenen Contracten stände — sondern auch der Adel und die Arrendatore der Kronsgüter würden sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, falls man einen überwiesenen Verbrecher innerhalb der Grenzen ihrer Besitzlichkeiten ansiedeln wollte. Ihn aber am hiesigen Orte selbst unter beständiger Wache oder anderweitiger Aufsicht erhalten zu müssen, ohne gleichzeitig seine Arbeitskraft verwerthen zu können, würde Kosten verursachen, die ich in dem den Fosanow begleitenden Schreiben nirgends angesetzt finde. Und so, allen diesen Umständen zufolge, erlaube ich mir, Ew. Durchlaucht ergebenst zu bitten, den in Rede stehenden Genossen des Räubers und Verräthers, Fosanow, anderweitig zu placiren; denn bliebe er hier, so würde einerseits auch bei noch so sorgfältiger Bewachung und Beaufsichtigung wegen der Nähe der Grenze ein Entweichen kaum auf die Dauer unmöglich gemacht werden können, während andererseits, falls man ihn in der Citadelle bewachen lassen, zur Arbeit jedoch nicht verwenden wollte, der ihm und in der Folge auch seiner hierselbst zu erwartenden Familie auszusetzende Unterhalt der Krone ganz unnöthige und nicht geringe Kosten verursachen würde. Uebrigens stelle ich Alles der besseren Einsicht Ew. Durchlaucht anheim und werde, was Sie auch für gut finden sollten zu beschließen, mit Ungeduld einer dahin bezüglichen Benachrichtigung entgegensehen. Bis dahin verbleibt erwähnter Fosanow in Festungshaft und sollen zu seinem Unterhalt die 3 Rubel verwendet werden, welche der ihn begleitende Sergeant hier deponirt hat."

Am 18. März schrieb Graf Browne auf's Neue an den Fürsten Wjasemski, indem er ihn wiederum daran erinnerte, daß die Grenzen von Kurland und Polen in zu geringer Entfernung von dem derzeitigen Verwahrungsorte des Fosanow gelegen wären und daß es ihm, trotz aller

Wachsamkeit, bei seiner tiefgewurzelten, überall zu Tage tretenden Bösartigkeit leicht gelingen könnte, das Ausland zu erreichen und neues Unheil zu spinnen; denn bis jetzt habe man nichts an dem immer noch auf der Festung Sitzenden wahrgenommen, das für eine innere Umwandlung seines trotzigen Gemüths spräche. Weder den Zorn der Monarchin scheine er zu fürchten, noch deren mütterliche Gnade zu würdigen. Um alles dessen willen und weil Fosanow durch seine überspannten tollen Reden sich und seine unwissende Umgebung in Verwirrung bringe, bitte Graf Browne den Fürsten Wjasemski hierdurch zum anderen Male, über den mehrerwähnten Fosanow doch anderweitig zu verfügen, ihn etwa zur Ansiedelung nach Finnland oder sonst in irgend eine andere, nach der Einsicht des Fürsten zu bestimmende Gegend zu senden.

Man sieht, Graf Browne wandte Alles auf, um zu verhindern, daß sich in seinem Gebiet ein Mensch niederlasse, der um so gerechteren Grund zur Besorgniß gab, als er zu den nächsten und vertrautesten Helfershelfern Pugatschews gehört hatte. Nichtsdestoweniger erfolgte weder auf dieses noch auf das erste Schreiben des Generalgouverneurs von Livland eine Antwort, vielmehr lief bald darauf in Riga ein Schreiben ein, dessen Art und Weise keine Gegenvorstellung mehr zuließ. Das Schriftstück enthielt einen Befehl, war vom Fürsten Wjasemski am 28. Februar 1775 in Moskau geschrieben und lautete:

„Mein gnädiger Herr Graf Juri Jurjewitsch! Aus dem bezüglich des Räubers und Usurpators publicirten Manifest werden Ew. Erlaucht zu ersehen beliebt haben, was unter Anderem im 9. Punkte gesagt ist, daß diejenigen, welche den Verräther Pugatschew ergriffen, gefesselt und in dem Hauptquartier von Jaizk abgeliefert haben, seine Helfershelfer bei allen von ihm verübten Verbrechen gewesen sind und mit Namen heißen: Fedor Tschumakow, Iwan Tworogow, Iwan Fedulow, Wassili Konowalow, Peter Pustobajew, Kosma Kotschurow und Jakow Potschitalin.*) Es ist aber in dem Manifest Ihrer Kaiserlichen Majestät vom 29. November 1773 befohlen: daß wer und wie er auch immer an dem von dem Usurpator angezettelten Aufruhr betheiligt gewesen sei, wenn er nur aufrichtig Reue empfinde und freiwillig zur Unterthanenpflicht zurückkehre, namentlich aber

*) Von Iwan Burnow und Semeon Scheludjakow, derer jener 9. Punkt gedenkt, ebenso von den übrigen Kosaken ist in dem Briefe des Fürsten Wjasemski nicht die Rede. Was aus ihnen geworden, ist aus den Acten der Kanzelei des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen nicht zu ersehen.

wenn er jenen Auswurf des Menschengeschlechts selbst einfange und ihn der Gerechtigkeit ausliefere, — daß ein solcher nicht allein von jeder durch das Gesetz vorgeschriebenen Strafe befreit, sondern ihm auch alle seine Schuld Allergnädigst verziehen werden solle. Solches ist denn auch dem Tschumakow und seinen Genossen mit der Weisung eröffnet worden, sich nebst ihren Familien in dem Neurussischen Gouvernement anzusiedeln. Da aber der Generalgouverneur des eben erwähnten Gouvernements, Herr Potemkin, gegen diese Niederlassung sein Bedenken kund gethan, so hat Ihre Kaiserliche Majestät zu befehlen geruht: den Tschumakow und Genossen nebst deren sämmtlichen Familien in dem Gouvernement Ew. Erlaucht anzusiedeln, und werden Sie daher Sorge zu tragen haben, daß den Begnadigten die geeigneten Grundstücke vom Kronslande zur Ansiedelung zugewiesen werden. Im Uebrigen überläßt Ihre Majestät Alles der Einsicht und Fürsorge Ew. Erlaucht. — Damit diese Verbrecher aber im Innersten fühlen, wie unbegrenzt die Güte der Kaiserin ist, so soll man einem jeden von ihnen wegen der Unkenntniß der neuen Lebensbedingungen für die ersten 6 Monate zum Lebensunterhalt 10 Kop. per Tag und aus den Kronsmagazinen 3 Tschetw. Roggen oder Mehl ausreichen lassen. Ebenso soll man ihnen bei Anschaffung von Baumaterial behülflich sein, da voraussichtlich noch mit dem diesjährigen Transport ihre Familien in Riga eintreffen werden. — Noch muß ich Ew. Erlaucht bemerken, daß den Leuten bis auf weiteren Erlaß in dieser Angelegenheit auf keinen Fall die Erlaubniß zu ertheilen ist, in das Innere Rußlands zu gehen, und ferner, daß sie es sich Zeit ihres Lebens nicht herausnehmen sollen, sich „Kosaken vom Jaik“ zu nennen, sondern einfach „Uebergeführte“. Von der Kopfsteuer und allen Abgaben sollen sie befreit sein. Somit verbleibe ich mit vollkommener Achtung Ew. Erlaucht, meines gnädigen Herrn, unterthäniger Diener Fürst A. Wjasemski.“

Die in vorstehendem Briefe namhaft gemachten sieben Kosaken langten am 18. März 1775 unter militärischer Begleitung in Riga an und reichten dem Grafen Browne ungesäumt folgendes Gesuch ein:

„Wenn zwar der namentliche Ukas Ihrer Kaiserlichen Majestät befiehlt, uns Endesunterzeichnete nebst unserer sämmtlichen Familie in dem hiesigen livländischen Gouvernement anzusiedeln, so können wir doch nicht verschweigen, daß das uns zur Niederlassung angewiesene Gouvernement, in Anbetracht der Bedingungen, unter denen wir zu leben gewohnt sind, sich dazu am allerwenigsten eignet. In unserer Heimat haben wir uns nämlich

nie mit Ackerbau beschäftigt, sondern einzig und allein durch Fischfang unseren Lebensunterhalt gewonnen, und daher bitten wir Ew. Reichsgräfliche Erlaucht unterthänigst, zu erwägen und auch gehörigen Orts zur Erwägung vorzustellen, wie wir lieber in einem der russischen Gouvernements, namentlich aber im Gouvernement Kiew zu wohnen beabsichtigten. Falls jedoch die Genehmigung dazu nicht ertheilt werden sollte, so werden wir unter solchen Umständen Ew. Reichsgräfliche Erlaucht schon bemühen müssen, uns einen derartigen Ort hierselbst zum Wohnen anzuweisen, den wir dazu für geeignet werden erkannt haben, in welcher Angelegenheit wir denn auch Ew Reichsgräflichen Erlaucht gnädige Resolution erwarten. Riga, im März 1775. Diese Bittschrift unterschreibe ich, Tworogow, zuerst im eigenen Namen und, da sie des Schreibens unkundig sind, auch im Namen meiner Gefährten Tschumakow, Pustobajew, Fedulow, Kotscharow, Konowalow und Potschitalin."

Graf Browne, dieses Gesuch empfangend, setzte sich noch an demselben Tage, am 18. März, mit der Generalgouvernements- und Regierungscommission in schriftliche Beziehung, indem er sie aufforderte, ihr Gutachten darüber abzugeben, „ob in seinem Gouvernement zweckentsprechende Grundstücke zur Unterbringung der in Rede stehenden Leute vorhanden wären". Diesem Schreiben war auch das eben mitgetheilte Gesuch der Kosaken beigelegt.

Gleichzeitig hatte Graf Browne befohlen, die in Riga eingetroffenen Kosaken dem Ressort des Rigaschen Platzmajors zu übergeben, der sowohl für ihren Unterhalt als auch dafür zu sorgen haben würde, daß sie nichts unternähmen, was Ruhe und Ordnung zu stören vermöchte. Zu dem Zwecke und um etwaige Fluchtversuche zu verhindern, sollten sie von einem Unterofficier und drei Gemeinen beaufsichtigt und bewacht werden. Am 20. März nahm man über den Bestand der Familien der Kosaken ein Protocoll auf. Es stellte sich heraus, daß sie alle Frauen und Kinder hatten. Tschumakow hatte in der Heimat seine Frau, einen Sohn und 3 Töchter hinterlassen, Tworogow gleichfalls eine Frau, einen Sohn, 2 Töchter und einen 12jährigen Bruder und so die andern alle mehr oder weniger Kinder, deren Aufzählung hier schon darum überflüssig erscheint, weil die Absicht der Regierung, die „Uebergeführten" mit ihren Frauen, Kindern und Brüdern zu vereinigen, niemals verwirklicht worden ist.

Nach Verlauf von 6 Tagen, am 24. März, erfolgte das von dem Generalgouverneur gewünschte Gutachten der Commission. Im Pernauschen

Kreise und auf der Insel Oesel, hieß es in demselben, seien unbenutzte Bauerländereien allerdings vorhanden, doch müßten den Kosaken vorerst Wohnungen eingerichtet, sie müßten mit Lebensmitteln, Vieh, Pferden und Aussaat versehen werden, ehe sie an eine Bebauung des Landes schreiten könnten. Wie aber aus dem Gesuch dieser Leute zu ersehen, fehle ihnen sowohl Neigung zum Ackerbau als auch Kenntniß desselben, und es wäre daher kein besseres Mittel vorhanden, die Schwierigkeiten in dieser Beziehung zu beseitigen, als die Bittsteller in solchen kleineren Städten der Provinz unterzubringen, in denen Magistrate vorhanden sind und in denen sie sich durch Fischfang, Gemüsebau und andere Arbeiten ernähren würden. Für diesen Fall dürften die Städte Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden als die geeignetsten in Vorschlag zu bringen sein. Hier würden sie sich für's Erste behelfen müssen, bis es ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße gelänge, sich eigene Häuser zu erwerben. Diesen Zweck zu befördern, werde man sie mit einiges Geld versehen müssen. — „In den auf den Gütern Hirschenhof und Helfreichshof eingerichteten Niederlassungen", so fährt die Commission in ihrer Meinungsabgabe fort, „stehen zwar 11 Häuser unbewohnt und unbenutzt; wollte man aber darauf hin die in Rede stehenden Leute daselbst ansiedeln, so wäre dadurch 1) der Punkt 1 des mit den Colonisten abgeschlossenen und gewährleisteten Contracts verletzt; 2) wären die Kosaken in die Nothwendigkeit versetzt, einzig und allein vom Ackerbau zu leben, den sie nicht verstehen und von dem befreit zu werden sie von ganzem Herzen bitten, welche Bitte schon wegen des Darlehns an Pferden, Vieh und Aussaat, zu dem sich die Krone würde verstehen müssen, wohl in Erwägung zu ziehen ist, und 3) sind diese Niederlassungen der Grenze zu nahe gelegen."

Dieses Gutachten übersandte Graf Browne am 25. März 1775 dem Fürsten Wjasemski, welcher darauf am 23. April mit folgendem Brief aus Moskau antwortete:

„Das Schreiben Ew. Erlaucht in Betreff der Ansiedelung des ehemaligen Kosaken vom Ural Fedor Tschumakow nebst Genossen in den Städten Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden hatte ich das Glück Ihrer Kaiserlichen Majestät Allerunterthänigst vorzulegen, worauf Ihre Majestät Allerhöchst zu befehlen geruhte: hinsichtlich der Ansiedelung der ehemaligen Kosaken, wie auch ihres Genossen Fosanow, in den Städten des Ew. Erlaucht anvertrauten Gouvernements, bleibt Alles der Entscheidung Ew. Erlaucht überlassen; zum Bau jedoch ihrer Wohnhäuser und zur

ersten Einrichtung sollen einem jeden von ihnen aus den Einkünften des Rigaschen Gouvernements 100 Rbl. ausgezahlt werden. Dem Tschumakow aber und seinen Genossen ist mitzutheilen, daß ihre Familien ihnen folgen werden. Indem ich dieses zur Kenntniß Ew. Erlaucht bringe, habe ich die Ehre ꝛc."

Am 16. Mai konnte Graf Browne dem Fürsten Wjasemski berichten, daß er, nach vorausgegangener Berathung mit der Generalgouvernements- und Regierungscommission, angeordnet habe: 4 Mann und zwar Konowalow, Kotscharow, Potschitalin und Josanow in Arensburg auf der Insel Oesel anzusiedeln, die andern vier, Tschumakow, Pustobajew, Tworogow und Fedulow, dagegen in Pernau. Gleichzeitig sei seinerseits an die Behörden jener Städte der Befehl ergangen, den Leuten bequeme Bauplätze anzuweisen, ihnen keine Pässe, zu welchem Behuf sie dieselben auch wünschten, zu verabfolgen und endlich sie mit keinerlei Abgaben zu belasten. Ferner wäre die Anordnung getroffen, daß von den 100 Rubeln, die jedem von ihnen ausgesetzt worden, 10 Rbl. per Mann bei der Abreise aus Riga und 40 Rbl. bei der Ankunft an Ort und Stelle ausgezahlt werden sollen. Wie auch geschehen. Am 18. Mai zogen die Herren Kosaken, die ehemaligen Vertrauten des Pseudokaisers Pugatschew, unter militairischer Begleitung, auf gemietheten Bauerwägelchen aus Riga. Der für Pernau bestimmte Theil ward der Obhut des dortigen Commandanten General-Major Possiet anvertraut, der andere in Arensburg der Aufsicht der Oeselschen Provinzial-Kanzelei übergeben.

Was blieb den Kosaken übrig, als sich zu fügen und schweigend Platz zu nehmen unter einem Volke, mit dem sie nichts gemein hatten, weder in Sprache noch in Sitten, das ihnen völlig fremd war an Lebensweise und Gewohnheiten. Es blieb ihnen eben nichts übrig als sich, so gut es gehen mochte, an die neuen Wohnplätze, an die neue Ordnung zu gewöhnen und auch die fremdartige Arbeit so anzufassen, daß sie ihren Mann — sei es noch so spärlich — nährte. Leicht war das nicht, namentlich in der ersten Zeit, wo ihnen das umherschweifende Kriegerleben noch lebhaft in allen Gliedern steckte, wo die Erinnerungen an ihre Befehlshaberstellung unter Pugatschew noch hin und wieder auftauchen und die unabhängigen Kosakengemüther in Wallung bringen mochten. Und in der That, noch waren kaum fünf Monate seit der Abreise aus Riga vergangen, als die in Arensburg angesiedelten vier Kosaken ihre

verbitterte Stimmung in nachstehender, drei Klagepunkte enthaltenden Eingabe an den Grafen Browne Ausdruck gaben.

„1) Wir Endesunterzeichnete sind durch Ew. Erlaucht nach Arensburg zur Ansiedelung geschickt worden, damit wir uns vom Fischfang nähren; wir können jedoch versichern, daß nicht allein wir es nicht zu thun im Stande sind, sondern daß es auch den mit allen hiesigen Umständen vertrauten estnischen Fischern schwer fällt, darum namentlich schwer fällt, weil die Fische sich hier nur in sehr geringer Zahl, und zwar nur zur Zeit des Frühlings, fangen lassen, und wenn es ja einmal passirt, daß der Fang ein gesegneter ist, so ist wiederum die Bevölkerung eine so spärliche, namentlich aber eine so ärmliche, daß sich keine Käufer für unsere Waare finden und wir dieselbe oft um einem Spottpreis fortzugeben gezwungen sind. Der Erlös aus dem Fischfang geht schon bei den Esten, die bei ihrer Kenntniß der Verhältnisse sich noch mit andern Arbeiten beschäftigen können, vollständig auf Anschaffung und Instandhaltung der Fischergeräthschaften drauf — was aber fangen wir an, die wir weder ein Handwerk noch den Landbau verstehen und uns im äußersten Falle nur noch auf Viehzucht und Brodbäckerei legen können, wir, die wir einzig auf die Fischerei angewiesen sind? Selbst wenn wir uns dazu verstehen wollten, die gewöhnlichsten groben Arbeiten zu verrichten, so ist unsere Unkenntniß der deutschen und estnischen Sprachen uns auch darin hinderlich. Außerdem giebt es hier sehr wenig zu arbeiten und selbst dieses Wenige eignen sich die in allen Verrichtungen und Handwerken sehr geschickten Esten zu. Arbeit auf den hierselbst nur in geringster Zahl ankommenden Galioten zu finden, daran ist erst recht nicht zu denken, denn da sind es wiederum die Esten, welche dem Herrn Assessor*), an den die meisten Schiffe ankommen, verschuldet sind und von diesem daher zu den Schiffsarbeiten verwendet werden."

„2) Die einem Jeden von uns durch die Gnade Ihrer Kaiserlichen Majestät ausgesetzte Summe soll von der Oeselschen Provinzial-Kanzelei zur Herstellung einer besonderen Wohnung für Jeden von uns verwendet werden; das Material dazu wird auch schon vorbereitet. Aber wenn diese Summe schon hinreichen wird zur Herstellung und Einrichtung der Wohnungen, ja, wenn sie auch hinreichen wird zum Ankauf von Fischereigeräthschaften u. A. m. — was bleibt uns Endesunterzeichneten, die wir gegenwärtig noch allein, ohne unsere Frauen und Kinder, leben, was bleibt

*) Th. v. Dellingshausen, „wirklicher Commerz-Assessor". Der Uebersetzer.

uns da zu unserem sonstigen Lebensunterhalt, zu unserer Nahrung übrig? Wir werden gewiß die alleräußerste Noth zu bestehen haben."

„3) Eingerechnet die 10 Rubel, welche man uns in Riga mit auf den Weg gegeben, haben wir von der oben erwähnten, uns ausgesetzten Summe aus der Provinzial-Kanzelei 62 Rubel erhalten; den Rest gedenkt man uns in Posten von 1 Rubel monatlich per Mann auszuzahlen, eine Summe, aus der nicht nur nicht die Kosten für Nahrung und Kleidung zu bestreiten sein werden, sondern die bei der hiesigen Theuerung, auch nicht einmal zum Ankauf des täglichen Brodes hinreichen wird."

„Aller der so eben aufgezählten Umstände halber neigen wir uns zu den Füßen Ew. Gräflichen Erlaucht und bitten mit Thränen in den Augen zu gestatten, daß wir unseren gegenwärtigen Aufenthaltsort Arensburg verlassen und uns den vier bereits in Pernau angesiedelten Männern zugesellen. Wir acht Mann vereint könnten den hiesigen schwierigen Verhältnissen schon leichter wiederstehen, indem wir uns sowohl bei Anfertigung von Fischereiinstrumenten, als auch bei allen sonstigen Arbeiten, die mit vereinten Kräften besser gelingen, thätig unter die Arme zu greifen im Stande wären."

Den Zweck dieser Eingabe, eine Vereinigung mit ihren vier Genossen in Pernau, sollten die ehemaligen Vertrauten des Pseudokaisers nicht erreichen. Noch waren keine 14 Tage vergangen, als die Oeselsche Provinzial-Kanzelei auf Befehl des Grafen Browne ihren vier Schutzbefohlenen mittheilte, daß ihnen die Bitte um Uebersiedelung nach Pernau nicht gewährt werden könne. Die Kanzelei ihrerseits aber, durch jene Bittschrift ihre Fürsorge um die Ansiedler mehr oder weniger verdächtigt sehend, unterlegten dem Generalgouverneur, es sei durchaus unrichtig, was diese Leute berichtet, als habe nämlich die Kanzelei es so angeordnet, daß jedem von ihnen eine besondere Wohnung hergerichtet werde, im Gegentheil sei auf ihren persönlichen Wunsch ein einziges Haus angekauft und auf denjenigen Platz übertragen worden, den man zu dem Zweck für sie ausgewählt. Daß über die Aufstellung des Gebäudes der Herbst herangerückt sei, die Schuld daran hätten sie sich selbst beizumessen. Das Haus würde schon längst fertig da stehn, wenn sie sich nicht plötzlich anders besonnen und eigensinnig darauf beharrt hätten, nun nicht mehr außerhalb der Stadt, dem Strande näher, sondern in der Stadt selbst wohnen zu wollen. Hinsichtlich der monatlichen Unterstützung von 1 Rbl. handle die Kanzelei nur gemäß der ihr zu Theil gewordenen Vorschrift Sr. Erlaucht

des Grafen Browne, den die Kanzelei auch darüber nicht ununterrichtet lassen dürfe, daß die in Rede stehenden Kosaken äußerst faule Leute seien und so wenig als möglich um ihren Lebensunterhalt in Sorge wären, ungeachtet seitens der Kanzelei nichts unterlassen werde, was sie über die Unbekanntschaft mit den neuen Lebensbedingungen hinweghelfen könnte. Aber anstatt den ihnen immer und immer wieder ertheilten Rath zu beherzigen, ein großes Zugnetz zu kaufen und sich überhaupt in die hier gebräuchliche Art des Fischfangs hineinzuarbeiten, schlenderten sie den lieben langen Tag umher, thäten nichts und forderten nur immer von dem Gelde, das doch zum großen Theil zur Einrichtung ihres Wohngebäudes bestimmt worden sei.

Von dem Schauplatz unserer der Vergessenheit entzogenen Archivalien treten nun die vier Arensburger „Uebergeführten" für einige Zeit ab, um ihren vier Pernauschen Leidesgefährten nebst deren Klagen und Bitten Platz zu machen; denn auch die in Pernau angesiedelten Herren Kosaken, so sehr sie von ihren Genossen in Arensburg beneidet zu werden schienen, hatten, wie wir sogleich hören werden, viel an ihrer Lage auszusetzen. Am 29. October 1775 verfaßten sie ein Gesuch an den Grafen Browne, ihnen zu gestatten, einen aus ihrer Mitte, den Peter Pustobajew, nach Riga abzudelegiren, damit er Sr. Gräflichen Erlaucht dem Herrn Generalgouverneur persönlich und umständlich auseinandersetze, wie schlimm es mit ihnen in Pernau bestellt sei. Sie bäten um diese Erlaubniß um so dringender, als gar keine Möglichkeit vorhanden wäre, vor dem Pernauschen Magistrat zu Wort zu kommen. Graf Browne willfahrte ihrer Bitte. Pustobajew langte am 7. Janunr 1776 in Riga an und überreichte dem Grafen „im Namen der in Pernau ansässigen ehemaligen Kosaken vom Ural, jetzt sogenannten „Uebergeführten" eine Schrift, in der die Kosaken, über ihre äußerste Geldnoth klagend, um die Erlaubniß nachsuchten, erstens freie russische Arbeiter als unentbehrliche Gehülfen bei ihrem Fischereibetriebe in Sold zu nehmen, zweitens mit dem Ertrag ihrer Fischerei in Livland umherzureisen und die Jahrmärkte zu besuchen.

Auf diese Bitte einzugehen mußte Graf Browne um so größeres Bedenken hegen, als ihm seitens des Orenburgschen Gouverneurs Generallieutenant Reinsdorpp schon im December des verwichenen Jahres nachstehendes officielle Schreiben zugegangen war.

„Die an dem Aufstande des ehemaligen Räubers und Usurpators Pugatschew betheiligt gewesenen, in dem der Verwaltung Ew. Erlaucht

anvertrauten Gouvernement und zwar in Pernau angesiedelten uralischen Kosaken, an deren Spitze ein Fedor Tschumakow, haben sich herausgenommen, einen in Pernau sich von Arbeit nährenden Bauern des Susdalschen Kreises, Schurawlew, mit Briefen an den dortigen Ataman Akutin und an die Ihrigen nach Uralsk zu senden. Diese Briefe sind aufgegriffen und sorgfältig durchsehen worden, und wenn in ihnen zwar nichts Auffallendes und Verdächtiges zu entdecken gewesen ist, außer vielleicht die Bemerkung, daß jeder von ihnen 300 Rubel Gage erhalte, — so verdient doch der Umstand, daß die Absender ihrem Boten, dem Schurawlew, eingeredet, der oben erwähnte Räuber Pugatschew lebe noch bis zum heutigen Tage, einige Aufmerksamkeit. Schurawlew nämlich behielt das Gehörte (das ihm möglicherweise mit der Absicht der Weiterverbreitung gesagt worden war) nicht für sich, sondern erzählte es weiter, soviel man ermitteln konnte, vorläufig nur einer hier im uralischen Gebiet ansässigen Frauensperson, was Alles zusammengenommen jedenfalls kein beruhigendes Zeichen für die Gesinnungen dieser Kosaken ist, sondern vielmehr dafür spricht, daß die Deportirten ihren ehemaligen verbrecherischen Führer noch sehr lebhaft im Gedächtniß behalten haben und daß ihr früheres Verhältniß zu ihm sie immer noch beschäftigt. Es ist also alle Ursache vorhanden, auf die Handlungen dieser Leute Acht zu geben und demnach auch ihre angeknüpften brieflichen Beziehungen zu verhindern, da solche die im Kosakenheere hergestellte Ruhe und Ordnung leicht wieder zu stören und der Gesellschaft Schaden zu verursachen vermöchten. In Erwägung des Gesagten ersuche ich Ew. Erlaucht ergebenst, die Obrigkeit der Stadt Pernau verbindlich zu machen, daß sie eine verschärfte unausgesetzte Aufsicht über diese, als Verbrecher und Verräther bekannten Kosaken ausüben lasse und ihnen auch die kleinste verdächtige Handlung nicht durch die Finger sehe, weil anders durch den Briefwechsel mit ihren Verwandten und Freunden und durch ihre ungebührlichen Reden leicht neue Unruhen angestiftet werden könnten."

Dieses Schreiben ward dem Fürsten Wjasemski am 5. Februar 1776 im Original zugestellt. Graf Browne knüpfte daran, sowie an die oben mitgetheilte Bittschrift der vier Pernauschen „Uebergeführten", zwei Bemerkungen über die in jener Bittschrift enthaltenen Klagen und Wünsche und erbat sich für diese Wendung der Dinge die erforderlichen Verhaltungsmaßregeln. Die erste der Bemerkungen bezieht sich auf den Geldmangel und enthielt die Anfrage, ob der in 50 Rubeln bestehende Rest jener per Mann ausgesetzten 100 Rubel, wie ursprünglich bestimmt, zum Bau des

Wohnhauses für die Kosaken verwendet oder aber, wie es die Leute wünschten, ihnen ausgezahlt werden solle; die zweite lautet: „Ist ihnen zu gestatten, russische Arbeitsgehülfen zu miethen und in ganz Livland mit dem Ertrag ihrer Fischerei umherzureisen?“ — „Meiner Meinung nach,“ sagt der Graf, „könnte man ihnen die Anwerbung von Miethsarbeitern gestatten, doch dürften diese Arbeiter keine Russen, sondern nur Esten und zwar hiesige Einwohner sein, welche für die gemeinschädlichen Reden und Gesinnungen der Kosaken wenig Sympathie an den Tag legen würden. Ihrem Wunsch, die livländischen Jahrmärkte bereisen zu dürfen, ist erst dann Gewährung zu geben, wenn ihre Frauen und Kinder hier eingetroffen sein werden und eine eingerichtete Wirthschaft etwaigen Fluchtgedanken keinen Vorschub mehr leistet. Um des letzteren Umstandes willen, gefiele es Ew. Durchlaucht nicht, den Inhalt Ihres mir zu Theil gewordenen Schreibens vom 23. April des verwichenen 1775. Jahres wahr zu machen und demnach die Familien der Uebergeführten hierher senden zu lassen, mich gleichzeitig aber darüber zu benachrichtigen, was in Veranlassung des Briefes des Gouverneurs von Orenburg zu thun geboten erscheint.“

Ferner hatte Graf Browne den Fürsten Wjasemski bereits am 16. Mai 1775 um die Mittheilung ersucht, ob die in dem Schreiben des letzteren vom 28. Februar desselben Jahres bestimmten Diätengelder im Betrage von 10 Kop. per Mann und Tag, den in Arensburg und Pernau angesiedelten Kosaken auch noch ferner, d. h. neben der Unterstützungssumme von 100 Rubeln, die in der Folge einem Jeden von Ihnen zugestellt worden war, ausgezahlt werden sollten. Graf Browne bittet nun zum zweiten Male um Bescheid, was er in dieser Sache zu unternehmen habe.

Seinerseits schrieb er am 12. Februar 1776 dem Commandanten von Pernau vor, streng darauf zu sehen, daß Tschumakow und Genossen keine Gelegenheit fänden, Briefe, an wen es auch sei, zu schreiben und daß die von ihnen anzuwerbenden Arbeiter keine Russen, sondern Esten seien.

Diesmal erfolgte die Antwort des Fürsten Wjasemski auffallend schnell; sie traf ein am 12. Februar, demselben Tage, an welchem der Generalgouverneur von Livland den Brief am General-Major Posstet nach Pernau gesandt hatte, und lautete:

„Den Brief Ew. Erlaucht vom 5. d. Mts. nebst beigefügtem Originalbericht des Gouverneurs von Reinsdorpp, habe ich erhalten und auch das Glück gehabt, beides selbigen Tages Ihrer Kaiserlichen Majestät zu unterbreiten. Mir wurde darauf seitens unserer gnädigen Kaiserin der Befehl,

den Herrn Reinsdorpp um die sofortige Einsendung des mit der Ueberbringung der Briefe betraut gewesenen Schurawlew in die geheime Expedition zu ersuchen, was meinerseits bereits geschehen ist. Hinsichtlich jedoch dessen, was Ew. Erlaucht über die deportirten uralischen Kosaken, Tschumakow und Genossen, über deren bei Ansiedlern gar nicht statthafte Faulheit und Sorglosigkeit bei Erbauung ihres Wohnhauses, sowie über deren Wunsch, russische Arbeiter miethen und das livländische Gouvernement bereisen zu dürfen, mir geschrieben haben, muß ich Ew. Erlaucht ersuchen, bis dahin, wo eine Allerhöchste Verfügung in dieser Angelegenheit erfolgen wird, mit meiner hier folgenden Meinung vorlieb zu nehmen: 1) da die Leute sich mit Landbau nicht beschäftigen und dem äußersten Mangel an Nahrungsmitteln doch nicht ausgesetzt werden können, so erscheint es mir geboten, ihnen für einige Zeit eine Unterstützung von einem Sack Mehl per Mann und von dem für sie bestimmten Gelde, d. h. den bei Ew. Erlaucht noch übrigen 50 Rubeln, ihnen gleichfalls 3 Rubel per Mann zu gewähren; 2) das Reisen in Livland jedoch, ist ihnen als Deportirten und unter Aufsicht Stehenden unter keiner Bedingung zu gestatten, ebenso wenig, als ihnen das Anwerben von Arbeitern russischer Nationalität, wie Ew. Erlaucht solches ja selbst zu mißbilligen beliebten, verboten werden muß; vielmehr wird ihnen aufs strengste einzuschärfen sein, nicht zu vergessen, wie sehr sie sich noch um die Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin verdient zu machen und deßwegen nicht das geringste Recht hätten, Ew. Erlaucht mit ihren unnützen Klagen und Forderungen zu beunruhigen." — Folgt die dem Fürsten Wjasemski überhaupt geläufige Schlußformel, daß alles eben Erwähnte nur so die Meinung des Fürsten sei und daß im Uebrigen Alles der reifen Erwägung und Entschließung des Grafen überlassen bleibe.

Nachdem Graf Browne die Anordnung getroffen, daß sowohl den in Pernau als auch den in Arensburg angesiedelten Kosaken aus den Krons-Magazinen ein Tschetwert Roggenmehl und 3 Rubel per Mann aus derjenigen Summe ausgezahlt werde, welche eigentlich zur Herstellung ihrer Wohngebäude bestimmt worden war, wünschte er zu wissen, in wie weit des Commandanten von Pernau Bericht über die Pernauschen „Uebergeführten" begründet sei und ob nicht diese oder jene Parteilichkeit dabei obgewaltet habe. Demzufolge befahl er, gleich nach Empfang des Briefes von Reinsdorpp, dem Pernauschen Magistrate, ihm umgehend zu berichten: womit die in Pernau angesiedelten Kosaken sich daselbst beschäftigten, welche Verbindungen nach auswärts und welche Bekanntschaften sie unter den

Pernauern hätten, wie der Bau ihrer Wohnungen weiter schreite und auf welche Weise sie die ihnen zukommenden Unterstützungen verwendeten.

Wenn der Generalgouverneur nur eine Bestätigung dessen wünschte, was der Commandant von Pernau ihm angelegentlich der Pernauschen Ansiedler mitgetheilt hatte, so konnte er mit der Antwort, die ihm der Magistrat am 8. Februar 1776 zustellte, vollkommen zufrieden sein. Dieser schrieb: die in Rede stehenden Leute wären ausgesprochene Nichtsthuer; Niemand habe sie noch bei irgend welcher Arbeit gesehen; sie lebten in der Vorstadt in der Schenke eines Russen, Philipp Petrow, der ehedem Marketender gewesen sein soll und bei dem alle hier durchreisenden Russen einkehrten; ob sie unter den hiesigen Einwohnern einige zu ihren Bekannten zählten, könne mit Bestimmtheit nicht constatirt werden, indessen höre man, daß sie oft im Hause des ehemaligen Atamans der Kosaken vom Don Stepan Danilowitsch Jefremow aus- und eingingen; um den Bau ihres Wohnhauses bekümmerten sie sich nicht; welche Unterstützungen ihnen zuflössen und in welcher Weise sie dieselben verwendeten, sei dem Magistrate unbekannt.

In Folge dieser deutlichen Unterlegung des Pernauschen Magistrats erging 14 Tage später seitens des Grafen Browne an Possiet nachstehender entscheidender Befehl: „Den Kosaken das Wohnen in der Schenke des Petrow zu verbieten; ihnen zu befehlen, das eigene Haus zu erbauen, mit Jefremow nicht zu verkehren, keinerlei Schriftwechsel zu führen.“

Hiermit ist die Acte Nr. 69, der alle vorstehenden Documente entnommen worden sind, geschlossen. Im Laufe der nun folgenden neun Jahre hat keinerlei Schriftwechsel in Angelegenheit der „Uebergeführten“ stattgefunden, wenigstens hat der Sammler dieser Schriftstücke nichts entdecken können, was zu der Sache in irgend welcher Beziehung gestanden hätte; er glaubt jedoch aus den gleich unten zu citirenden officiellen Papieren schließen zu müssen, daß sowohl die in Pernau angesiedelten Kosaken als auch ihre Arensburger Genossen, des erfolglosen Bittens und Klagens überdrüssig, sich endlich den Bedingungen und Anforderungen eines bürgerlichen, auf Arbeit und Vorsorge angewiesenen Lebens gefügt haben. Seitens der Krone, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, wurde ihnen keine Art von beständiger Unterstützung zu Theil; sie lebten in den von ihnen schließlich doch erbauten Häusern, beschäftigten sich mit Fischfang und blieben nach wie vor von allen und jeden Abgaben befreit. Ihre Familien jedoch hat man ihnen — wie bereits oben vorgreifend gesagt wurde — nicht

folgen lassen und die Gründe, die dagegen obgewaltet haben mögen, sind uns nicht bekannt geworden. Erst in den Acten aus den Jahren 1785, 1786, 1800 und 1804 läßt sich das fernere Schicksal der „Uebergeführten" verfolgen.

Am 12. August 1785 nämlich schickten die Pernauschen Ansiedler Tworogow, Tschumakow, Fedulow und Pustobajew dem Grafen Browne, der noch immer an der Spitze des Generalgouvernements von Livland stand, folgende Bittschrift zu:

„Vor den Stufen des Sitzes Ew. hochgräflichen Erlaucht niedersinkend und Ihre Füße mit unseren strömenden Thränen benetzend, flehen wir um Gnade, um Hülfe in der uns argbedrängenden Noth. — Der Wille des Allmächtigen und der Befehl unserer allergnädigsten Kaiserin haben uns verurtheilt, so weit entfernt von unserem Vaterlande, von unserem häuslichen Herd, hier in dieser fremden Gegend zu leben, und, wenn schon mit vielem Elend kämpfend, haben wir unser Schicksal bis zum heutigen Tage in Geduld getragen. — Da nun im Laufe dieser langen Reihe von Jahren einige von uns und namentlich Fedor Tschumakow und Peter Pustobajew sehr alt geworden sind und hinfällig und schwach, da ferner das Licht ihrer Augen fast gänzlich erloschen ist und sie somit vollständig unfähig sind, für ihren Lebensunterhalt Sorge zu tragen, so bitten wir Ew. hochgräfliche Erlaucht, unsern allerbarmherzigsten und allergnädigsten Herrn und Vater, unterthänigst, uns mit der Erlaubniß zur Rückkehr in unsere Heimat zu begnadigen. Dort haben wir ja noch Kinder und Verwandte, die uns das Leben erleichtern und mit deren Unterstützung wir für unsern Unterhalt, nicht wie hier mit genauer Noth, sondern ohne Mühe Sorge tragen würden. Sollten aber die Umstände so sehr gegen diese unsere Bitte sein, daß Ew. hochgräfliche Erlaucht sie uns abzuschlagen genöthigt wären, so bitten wir um Folgendes: Ew. Erlaucht wollen anbefehlen, daß Angesichts der uns bedrängenden Noth wenigstens dem Tschumakow und dem Pustobajew, wegen ihres hohen Alters und gänzlicher Hinfälligkeit, eine monatliche Unterstützung entweder an Proviant oder an Geld gewährtwerden möge. Dafür," so lautet der Schluß der Bittschrift, „würden wir immer und ewig den Himmel loben und preisen, ihn inbrünstig bitten, daß er das Leben unserer allergnädigsten Kaiserin segne und erhalte, Ew. Erlaucht aber und das ganze hochgräfliche Haus mit Ehre und Ruhm überschütte, in welcher Hoffnung wir in dem, was

Ew. hochgräflichen Durchlaucht zu beschließen gefällig sein wird, eine gnädige Resolution erwarten 2c."

Graf Browne schien diesen Klagen seitens derjenigen, die ihm schon ehedem mit ihrer ewigen Unruhe und Unzufriedenheit so viel zu schaffen gemacht, keinen rechten Glauben schenken zu wollen, denn schon am 23. August desselben Jahres erbat er sich vom Pernauschen Commandanten Brigadier Vogt, der inzwischen den General-Major Possiet abgelöst hatte, nähere, die Bittschrift betreffende Auskünfte. Er schrieb:

„Die Uebergeführten Jwan Tworogow, Tschumakow, Pustobajew und Fedulow sandten mir durch den Besitzer der Badstube in Pernau ein Bittschreiben zu, in welchem sie für sich und für zwei ihrer Genossen, den Tschumakow und Pustobajew, die wegen hohen Alters und Hinfälligkeit nicht mehr zu arbeiten im Stande seien, um die Erlaubniß nachsuchten, in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen; wo nicht, möchte man wenigstens den beiden Hinfälligen eine Unterstützung an monatlichem Proviant gewähren. Da man sich auf die Angaben dieser Leute nicht verlassen kann und es unglaublich erscheint, daß sie bereits zu hinfällig geworden, um sich noch durch irgend welche Arbeit ernähren zu können, so sind mir genauere und überzeugendere Auskünfte in dieser Angelegenheit von Wichtigkeit; ich ersuche Sie deßhalb, Herr Brigadier, darüber umständliche Erkundigungen einzuziehen, ob diese Leute sich wirklich in der geschilderten Lage befinden, sich durch eigene Händearbeit nicht mehr ernähren zu können, oder ob alles das nur ein Vorwand ist. Im ersteren Falle möchte ich Ihnen empfehlen, sie zusammenzurufen und ihnen mit zuredenden und ermahnenden Worten ans Herz zu legen, daß sie sich gegenseitig helfen und in der Noth beistehen mögen, wie das ehrlichen Kameraden geziemt. Sie werden ferner nicht unterlassen wollen, ihnen zu bemerken, wann nöthig zu befehlen, daß sie mit ihren Bitten, um was es sich auch handele, sich direct an Sie zu wenden haben und daß ihnen jede Art Schriftwechsel auf das strengste verboten sei; dem Badstüber endlich zu eröffnen, in Zukunft keine Briefe von den Uebergeführten entgegenzunehmen oder zu befördern, vielmehr möge er, als ihr ganzes Zutrauen besitzend, auf alle ihre Handlungen und Gesetzesüberschreitungen, namentlich aber auf ihren schriftlichen Verkehr sorgfältig Acht geben und über Gesehenes und Gehörtes Ihnen Anzeige machen. Alle diese Maßregeln werden Sie unter der Hand zu treffen haben, so daß aus solcher Beargwöhnung dem Tschumakow und Genossen keinerlei Nachtheile in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft erwachsen.

Ueber die Ergebnisse Ihrer Ermittelung in Betreff der Hülflosigkeit und des Alters der Leute schicken Sie mir einen Rapport."

In Erfüllung dieser Vorschrift unterlegte Brigadier Vogt dem Grafen Juri Jurjewitsch am 28. August 1785 sub Nr. 634, daß Tschumakow und Pustobajew in der That vor Alter die Sehkraft ihrer Augen mehr oder weniger verloren hätten, daß aber die beiden andern, Tworogow und Fedulow, jünger seien und sich den Lebensunterhalt noch recht gut zu beschaffen vermöchten. Auf den ihnen ertheilten Rath, einander als gute Kameraden beizustehen und sich gegenseitig zu helfen, hätten sie ihrerseits entgegnet, daß sie solches während der ganzen Zeit ihres Zusammenseins ohnehin beobachtet hätten und daß nur jetzt, wo Tschumakow und Pustobajew völlig hinfällig und zu jeder Leistung unfähig geworden seien, nichts zur gegenseitigen Unterstützung geschehen könne. — „Was das Uebermitteln der Bittschrift durch den Badstüber betrifft, so habe ich meine Einwilligung dazu selbst gegeben, darüber auch Ew. Erlaucht Unterlegung gemacht und nicht gezögert diese Unterlegung zu wiederholen, als auf die erste Ihrerseits keine Resolution erfolgte. Daß die Leute ohne mein Wissen keine Briefe, an wen und wohin sie auch gerichtet sein mögen, abschicken dürfen, ist ihnen wiederholt erklärt worden; auch habe ich keine Ursache anzunehmen, sie hätten sich in dieser Hinsicht eines Vergehens schuldig gemacht; ich muß im Gegentheil der Wahrheit und Gerechtigkeit Raum geben und erklären, daß ihre Führung zu jeder Zeit eine ordentliche gewesen ist, daß sie still und friedlich leben und die Grenzen der Gesetzlichkeit nicht überschreiten."

Alle diese näheren Angaben legte Graf Browne einem Schreiben an den Fürsten Wjasemski, datirt vom 1. November 1785, zu Grunde und ersuchte ihn dringend, in Anbetracht der Hinfälligkeit und Altersschwäche der beiden Uebergeführten Tschumakow und Pustobajew und in Anbetracht der über sie bis hiezu schon so vielfach ergangenen Gnade Ihrer Majestät, die erforderliche Anordnung treffen zu wollen, an welchem Orte und aus welchen Mitteln ihnen der Proviant und eine wenn auch noch so kleine Unterstützung ausgereicht werden könne, — diesen Genannten schon jetzt, ihren beiden Genossen aber für die Zukunft.

Den 27. Februar 1786 antwortete Fürst Wjasemski:

„Ihre Majestät die Kaiserin hat nach Kenntnißnahme des Briefes, in welchem Ew. Erlaucht die völlig trostlose Lage und Hinfälligkeit der bekannten ehemaligen Kosaken vom Jaik Tworogow und Genossen zu

schildern beliebten, zu befehlen geruht: jedem von ihnen ein für alle Mal 100 Rbl. auszureichen. Es bleibt der Einsicht Ew. Erlaucht überlassen, ob diese Summe den Leuten voll und ganz einzuhändigen sei oder ob es geeigneter erscheinen möchte, eine dritte Person mit der zweckmäßigen Verwendung dieser Gelder zu beauftragen. Indem ich diesen Allerhöchsten Befehl hiermit zu Ihrer Kenntniß bringe, habe ich die Ehre Ew. Erlaucht ergebenst zu bitten, Ihrerseits die Anordnung treffen zu wollen, daß die ausgesetzten Unterstützungsgelder den Summen der Rentei für Staatsersparnisse entnommen werden sollen."

In Folge dieses Briefes erließ Graf Browne am 5. März sub Nr. 126 an den Rigaschen Kameralhof den Befehl, 400 Rbl. an den Commandanten Brigadier Vogt nach Pernau zu senden. Dieser letztere selbst erhielt seitens des Generalgouverneurs ein Schreiben, in welchem es unter Anderem heißt: „Diese Gnade Ihrer Kaiserlichen Majestät erwägend, werden Ihre Bemühungen darauf gerichtet sein müssen, eine derartige Verwendung der Gelder anzuordnen, daß Tschumakow und Pustobajew jeder zwei Tschetwerik Roggenmehl und anderthalb Garnitz Grütze monatlich erhalten, welche Gegenstände zu möglichst billigen Preisen entweder auf dem Markte oder, falls es sich auf diesem Wege als vortheilhafter erweisen sollte, aus den Proviant-Magazinen gegen gleich baare Zahlung zu erstehen sein werden. Wenn nicht äußerste Nothwendigkeit Sie dazu veranlassen sollte, so vermeiden Sie dem Tworogow und dem Fedulow gegenüber durchaus jede Erklärung hinsichtlich des erfolgten Gnadenactes Ihrer Majestät; tritt diese Nothwendigkeit jedoch ein, so werden Sie nicht zögern, mich davon in Kenntniß zu setzen."

Alle diese Verfügungen wurden vermittelst Schreibens vom 7. März 1786 sub Nr. 128 dem Fürsten Wjasemski mitgetheilt. Am 12. März unterlegte der Brigadier Vogt dem Grafen Browne, daß die 400 Rubel in seine Hände gelangt seien und daß er in Betreff ihrer Verwendung ganz nach der ihm zugegangenen Vorschrift verfahren werde.

Ueber die in Arensburg angesiedelten Kosaken (Fosanow, Konowalow, Kotschurow und Potschitalin) verlautet bis zum Jahre 1800 keine Sylbe. Erst in diesem Jahre, am 24. Januar, unterlegte der liv- und estländische Civil-Generalgouverneur, wirklicher Geheimrath von Nagel, dem General-Procureur Bekleschow Folgendes:

„Die Oeconomie-Verwaltung der Insel Oesel brachte in ihrer Unterlegung vom 9. Januar 1800 zu meiner Kenntniß, daß im Jahre 1775

auf Allerhöchsten Befehl vier Kosaken vom Ural zur Ansiedelung nach Arensburg geschickt worden seien, die sich bis zu dieser Stunde von Fischerei und Handarbeiten hinlänglich nährten, die Ordnung in Nichts störten und friedlich lebten. Gegenwärtig nun ist einer unter ihnen, der 80jährige Kosak Kosma Fojanow, so sehr altersschwach und hinfällig geworden, daß er sich durchaus außer Stande fühlt, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen; ich ersuche Ew. hohe Excellenz demzufolge ergebenst befehlen zu wollen, dem Manne für die übrigen Jahre, deren er ohnehin nicht viele zu leben haben dürfte, eine Unterstützung seitens der Krone auszureichen."

In seiner Antwort vom 4. Februar 1800 bedauert der General-Procureur bemerken zu müssen, daß man seitens der Krone auf keinerlei Unterstützung rechnen dürfe; in den der Obhut des Herrn Generalgouverneurs anvertrauten Gouvernements seien ja wohlthätige Anstalten in reichlicher Zahl vertreten, wie z. B. das Collegium allgemeiner Fürsorge, Armenhäuser und andere dem ähnliche Einrichtungen, — es würde also nur eines Befehls seiner hohen Excellenz an die ihm untergeordneten Behörden bedürfen, den erwähnten altersschwachen Kosaken nach Erforderniß zu versorgen.

Drei Tage darauf, am 7. Februar, schrieb der General-Procureur wiederum an Herrn von Nagel, daß die zur Ansiedelung in Pernau verurtheilten Kosaken vom Ural Iwan Tworogow und Genossen sich mit der Bitte direct an ihn gewandt hätten, ihnen wegen hohen Alters und Unfähigkeit zur Arbeit eine Unterstützung zukommen zu lassen. „Indem ich der Meinung bin," so fährt der General-Procureur in seinem Schreiben fort, „daß die Fürsorge um alle Hinfälligen überhaupt ein Gegenstand der Thätigkeit der Ew. hohen Excellenz untergeordneten Behörden sei, kann ich nicht umhin, sowohl hinsichtlich der Hülfsbedürftigen in Pernau als derjenigen in Arensburg, Ew. hohe Excellenz auf mein dahin bezügliches Schreiben vom 4. dieses Monats aufmerksam zu machen, Sie gleichzeitig ersuchend, die nöthigen Maßregeln zum Unterhalt der Hülfsbedürftigen zu ergreifen."

Am 19. Februar konnte von Nagel den General-Procureur benachrichtigen, daß wegen des Unterhalts der Kosaken „die nöthige Vorschrift erlassen worden sei".

Die endgültige Entscheidung des Schicksals der „Uebergeführten" erfolgte erst im Jahre 1804.

Der Justiz-Minister, Fürst Peter Wassiljewitsch Lopuchin schrieb am 25. Juli 1804 dem livländischen und estländischen Generalgouverneur, Grafen Fedor Fedorowitsch Buxhöwden:

„In Veranlassung der allerunterthänigsten Bitte des Kosaken vom Ural Semen Fofanow um Freilassung seines Vaters, welcher ehedem der Bande Pugatschews angehört habe und im Jahre 1775 nebst fünf andern Kosaken zur Ansiedelung in der Vorstadt von Pernau geschickt worden ist, hat Se. Majestät der Kaiser zu befehlen geruht, Erkundigungen einzuziehen: welcher Art die Aufführung sowohl des Vaters des Bittstellers als der Uebrigen zur Ansiedlung Verurtheilten bisher gewesen und ob es auch der Wunsch Aller sei, in ihre Heimat zurückzukehren. Demzufolge ersuche ich Ew. Erlaucht, mir die betreffenden Auskünfte zukommen lassen zu wollen, damit ich dieselben Sr. Majestät dem Kaiser unterbreite."

Wiewohl erst vier Jahre seit dem letzten Schriftwechsel in Angelegenheit unserer Kosaken vergangen waren, so wußte doch Graf Buxhöwden absolut nichts von dem Zwangsaufenthalte irgend welcher „übergeführten" Kosaken innerhalb der Grenzen von Liv- und Estland, denn indem er dem Pernauschen Commandanten, General-Lieutenant Baskakow, vom 2. August 1804 vorschrieb, ihm die vom Fürsten Lopuchin verlangten Auskünfte einzusenden, fügte er hinzu: ... „sollten indessen die in Rede stehenden Leute nicht mehr in Pernau, sondern an andern meiner Verwaltung anvertrauten Orten leben, so werden sie sich dahin solcher Weise in Beziehung zu setzen haben, daß die verlangten Auskünfte unmittelbar und unverweilt in meine Hände gelangen."

Darauf berichtete Baskakow am 15. August desselben Jahres, daß der Kosak Fofanow in Arensburg gestorben sei und daß die beiden daselbst noch lebenden ehemaligen Kosaken vom Ural Konowalow und Kotschurow, wegen ihres hohen Alters und leidenden Zustandes, nicht wünschten in die Heimat zurückzukehren. Desgleichen wünsche der eine, in Pernau noch am Leben gebliebene Kosak Tworogow aus denselben Gründen zu bleiben, wo er sei; er bitte nur um die Erlaubniß, hin und wieder nach Riga und Reval fahren zu dürfen, da diese Gnade ihm auch von dem Fürsten Sergei Fedorowitsch Golizyn wiederholt gewährt worden wäre.

Graf Buxhöwden willfahrte der Bitte. Dem Justiz-Minister theilte er am 28. August 1804 mit, was er eben in Erfahrung gebracht, daß Fofanow nicht mehr lebe, die übrigen drei noch lebenden Kosaken aber

Arensburg und Pernau nicht mehr verlassen möchten, ihres Alters und ihrer Schwachheit wegen.

Es waren aber noch andere, viel maßgebendere Gründe vorhanden, warum die „Uebergeführten" nicht mehr zurückkehren wollten in die Heimat: dort waren inzwischen alle ihre Angehörigen, ihre Frauen und Kinder verstorben, Niemand war am Leben geblieben, der sich ihrer hätte erinnern können, falls sie sich entschlossen hätten, die Heimat noch einmal wiederzusehen.

Wahrscheinlich verwischte bald darauf der Tod auch die letzte Erinnerung an diese in Livland zur Ruhe gekommenen Genossen des großen „Räubers und Usurpators".

F. Cz.

Amerikanische Briefe eines Livländers.

VI.

Melrose, den 12. Juli (31. Juni) 1868.

Der große Tag Amerikas, der 4. Juli, ist wieder einmal würdig begangen worden. Da erwartet wohl mancher Ihrer Leser in diesem Briefe eine schöne Beschreibung des Unabhängigkeitsfestes zu erhalten. Allein ich muß mich entschuldigen, da mein ganzer Brief dann nur aus „Puff! Knall!! Knakknakkrach!!!" u. s. w. in allen möglichen Combinationen und Permutationen mit bald mehr, bald weniger, bald dickeren, bald dünneren Ausrufungszeichen bestehen würde. Das Abbrennen von Feuerkrackers, Fröschen, Raketen, Schwärmern, Bienenkörben, Rädern u. s. w. mitten auf der Straße zwischen den Beinen der Vorübergehenden und der Pferde, von 5 Uhr Morgens bis lange nach Mitternacht, das ist der 4. Juli. Alt und Jung, von fünfzig bis zu fünf Jahren, hat an dem großen Gedenktage nur hierfür Sinn. Wenn je so ist an diesem Tage das alte Wort „Viel Geschrei und wenig Wolle" eine Wahrheit. Die empörenden Brutalitäten, die sich die „Loafers" und „Rowdies" und die Buben, die es werden wollen, zu Schulden kommen lassen, als das absichtliche Werfen von Feuerwerk in die geöffneten Fenster und gegen die Röcke der Damen, die unzähligen Brandwunden und vielen Brandschäden — in Brooklyn waren dieses Jahr *nur* sieben — die bedeckt man mit einem Mantel der Liebe, der geradezu von lächerlicher Dicke ist: nur um Gottes willen dem souverainen Pöbel um dieser Kleinigkeiten willen nicht sein Vergnügen gestört! Ich habe nie ein nationales Fest witzloser und — es muß gesagt sein — brutaler begehen sehen. Der 15. August, der Napoleonstag, den ich einst in Paris mitmachte, stand mir immer vor

Augen, und ich wünschte ich könnte ganz New-York einmal zu diesem Tage hinüberschicken; aber freilich ist es wohl mehr als fraglich, ob die Lection irgend etwas fruchten würde. Denkt man dabei daran, was hier und was dort gefeiert wird, so wird einem weh zu Muth und man lenkt die Gedanken gerne auf einen anderen Gegenstand. Erlauben Sie mir daher Sie heute an einen Ort zu führen, wo des Geschreis sehr wenig, der schönsten Wolle aber desto mehr ist.

Blackwell's Island, die Insel der Wohlthätigkeits- und Correctionsanstalten, ist der Ort, an den ich Sie einlade, weil es schwer sein dürfte einen anderen Ort zu finden, an dem sich die liebenswürdigen und großen Seiten des amerikanischen Charakters in so glänzendem Lichte zeigen. Die Insel mit all den stattlichen massiven Steingebäuden der zweiundzwanzig verschiedenen Anstalten, mit den schönen Parkanlagen, den weiten reinlichen Gemüsegärten und den geschmackvollen Blumengärten, umflossen von dem rasch dahinschießenden, gewaltigen Strom, bietet ein landschaftliches Bild von seltener Schönheit dar. Man kann sich schwer überreden, daß all das nichts als eine Riesenherberge des Unglücks, der Armuth, Krankheit und des Verbrechens ist.

Durch Gottes besondere Güte stiegen wir an dem steilen Ufer des Flusses aus dem Cabriolet des Dr. Thompson, des Präsidenten des ärztlichen Collegiums, ohne daß Perde, Wagen und Insassen sich die Gliedmaßen auf den Steinen und Balken gebrochen, auf denen wir die letzten fünf Minuten hinauf- und hinuntergefallen waren. Der Doctor winkte mit dem Taschentuch, und bald stieß auf dieses Signal hin ein Boot von dem Ufer der Insel ab. Die Ruderer waren zwei junge Bursche von 17 bis 19 Jahren, Sträflinge. Neben dem Steuermann lag ein kurzer, scharf geladener Karabiner. Das Boot war so klein, daß wir vorn an der Spitze desselben Platz nehmen mußten. Das Gewehr des Steuermanns wurde dadurch nutzlos, da er unmöglich davon Gebrauch machen konnte ohne uns in die größte Gefahr zu bringen; wir waren mithin so ziemlich in die Gewalt der Sträflinge gegeben; allein sie ruderten ruhig hinüber, nur von Zeit zu Zeit sich einen Augenblick umdrehend und mich mit einem Blick halb stumpfer, halb frecher Neugier musternd.

Wir landeten bei dem Haupthospital, einem ungeheueren palastartigen Gebäude, das, gleich allen übrigen, aus großen Blöcken gebaut ist, die aus dem Felsen der Insel selbst gesprengt sind. Da der „Board of Charities and Corrections“ (d. h. die vier Männer, denen die oberste

Verwaltung der zweiundzwanzig Institute obliegt) gerade dort war, so stellte mich der Doctor den Herren mit der Bemerkung vor, daß ich von Deutschland aus beauftragt wäre genau alle die amerikanischen Verhältnisse zu studiren und darüber Bericht zu erstatten. „Ich hoffe," erwiderte der Präsident, nachdem er mich sehr liebenswürdig willkommen geheißen, „ich hoffe, Doctor, Sie werden dem Herrn Alles zeigen, das Tadelnswerthe wie das Gute; wir wünschen daß nichts verhehlt werde; nichts ist uns lieber, als wenn die reine Wahrheit berichtet wird." Diese Bemerkung war sehr charakteristisch. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Volk giebt, das sich so aufrichtig selbst bewundert und das so bitter bei der geringsten Rüge aus dem Munde eines Fremden auffährt, wie die Amerikaner. Einst war in der Gesellschaft von Dickens' American Notes die Rede. Eine junge Dame, die weit mehr als die gewöhnliche amerikanische Durchschnittsbildung hat, hörte lange schweigend zu. Plötzlich fuhr sie mit geradezu anstößiger Heftigkeit auf: „Wie darf er wagen **uns** zu kritisiren? Wer ist er, daß er sich erlaubt herüberzukommen, um uns nachher schlecht zu machen? Niemand hat das Recht über uns Bemerkungen zu machen; und wer es thut, macht sich nur lächerlich." Das, wenn auch in etwas scharfer Weise ausgedrückt, ist das Gefühl, mit dem Dickens' Kritik ganz allgemein angesehen wird, obgleich sich alle Welt die Rippen einstoßen ließ um seine Vorlesungen zu hören und allen Witz aufbot um ihm die übertriebensten Apotheosen zu veranstalten. Und jeder Angriff, der eine lächerliche Seite des amerikanischen Lebens, sei es auch noch so leicht, berührt, oder irgend aus allzu großer europäischer Selbstzufriedenheit hervorzugehen scheint, theilt das Schicksal der Kritik des englischen Novellisten. — Andererseits giebt es aber auch schwerlich ein Land, in dem die Gebildeten mit solchem Freimuth dem Fremden gegenüber die schwachen Seiten des Landes aufdecken und ihm so ohne alle Empfindlichkeit gestatten die schärfste Kritik zu üben, falls sie bei dem Kritiker voraussetzen, daß er vorurtheilsfrei zu Werke gehe und ernste Motive ihn leiten.

Was das Hospital in Blackwell's Island anlangt, so war es eine bloße Redensart, daß „das Tadelnswerthe" gleichfalls gezeigt werden sollte: die Ordnung, Reinlichkeit, die ganze Anlage, kurz Alles vom Dach bis zum Keller schien, so weit ein Laie darüber urtheilen kann, geradezu mustergültig zu sein. Nicht immer war es dort so. Solange der „Board", gleich allen anderen städtischen Beamten, von den Bürgern gewählt wurde,

so lange war es hiermit, wie mit allen anderen städtischen Instituten: die Wohlthätigkeits- und Correctionsanstalten waren nur dazu da den schamlosen politischen „Ringführern" Gelegenheit zu geben sich reich zu stehlen. „Das Elend, der Schmutz und Mangel in den die Kranken, wie die Insassen aller der anderen Institute umkamen, läßt sich gar nicht beschreiben," versicherte der Doctor. „Und seit wann und auf welche Weise ist denn das anders geworden?" fragte ich. „Wir haben die Aenderung der republikanischen Partei zu verdanken," entgegnete er. „Das Mittel, durch das sie erzielt wurde, war das gleiche, durch das wir alle günstigen Aenderungen in der städtischen Verwaltung zu Wege gebracht haben: wenn wir uns gar nicht mehr vor uns selbst zu helfen wissen, so wenden wir uns nach Albany und flehen, daß man uns wieder ein Stückchen Selbstregierung nehme." So traurig das für die Radicalen und die Schwärmer für das allgemeine Stimmrecht unter jeder Bedingung ist, so wahr bleibt es dennoch: was auch immer an der Stadtverwaltung lobenswerth ist, das ist, auf Bitten der Bürger, der städtischen Selbstverwaltung entzogen und der Legislatur oder dem Gouverneur übertragen worden (so die Polizei, die Feuerwehr, das Wasserdepartement u. s. w.); und was auch immer von den gewählten städtischen Beamten besorgt wird, das übersteigt an Corruption Alles, was ein Europäer, aus welchem Lande er auch immer stamme, sich irgend vorstellen kann. — Der „Board" der betreffenden Anstalten ist allerdings noch immer eine städtische Behörde, insofern als er auch noch jetzt bis auf einen gewissen Grad unter den Mayor competirt und alle die Institute von städtischem Gelde unterhalten werden. Allein die vier Glieder, aus denen er besteht, werden von dem Gouverneur ernannt, sind vorzüglich der Legislatur verantwortlich, und von der „Populace" sind sie absolut unabhängig. Seither werden nun bloß Männer ernannt, die eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft einnehmen und einen durchaus fleckenlosen Ruf haben. Ihr Gehalt ist dabei sehr gut (7500 Thlr.) so daß sie es nicht nöthig haben zu stehlen." — Sehr bezeichnend ist, daß ausdrücklich festgesetzt ist, daß immer zwei Glieder des „Board" Demokraten, und zwei Republikaner sein müssen. Insoweit also gelten diese wichtigen Aemter doch noch immer für Sinecuren, daß man es für durchaus nöthig hält sie zwischen den beiden Parteien zu theilen. Ich fragte den Doctor, ob seiner Ansicht nach die Corruption sich wieder einschleichen würde, wenn diese Bestimmung aufgehoben würde. Ich erhielt ein Achselzucken zur Antwort.

Es nahm mich Wunder im Hospital in den Frauensälen einen merkwürdigen Unterschied in der Ordnung und Reinlichkeit zu Gunsten der Männer zu finden. In allen den anderen Instituten war es ebenso. Da die Verwaltung durchaus die gleiche ist, so kann die Ursache hiervon nur in den Patienten, resp. den Armen und Sträflingen selbst gesucht werden. Es bestätigt sich hier eben wieder der alte Satz, daß das Weib, wenn es einmal auf Abwege geräth, in der Regel viel schlimmer ist als der Mann. Das gilt nicht nur, wie häufig angenommen wird, in Bezug auf verdammliche Leidenschaften, Laster und Verbrechen, sondern auch in den niederen Gebieten der Ordnung und Reinlichkeit. Wer sich die Mühe giebt etwas näher in das dunkele Leben hineinzuschauen, das sich in den „Squatterquartiers"*) und in und um die „Tenementhäuser" der niedersten Klasse abspielt, der hat Gelegenheit sich auf Schritt und Tritt davon zu überzeugen, daß die weibliche „Crapule" New-Yorks in jeder Beziehung viel schlimmer ist als die männliche; nur ist sie an Zahl sehr viel geringer.

Das Zuchthaus ist nach keinem der bekannten Systeme eingerichtet. Die Disziplin ist außerordentlich streng, aber dennoch ist den Sträflingen allerlei gestattet, was in dem pennsylvanischen System ganz unerhört wäre. So z. B. essen sie alle zusammen, und werden in Trupps von 15 bis 20 zu gemeinschaftlicher Arbeit in den Gemüsegärten und Anlagen hinausgeführt; doch ist es ihnen streng untersagt mit einander zu sprechen. Da nur die schwersten Verbrecher eine Kette mit einem Gewicht am Fuße haben, so sind Fluchtversuche ganz an der Tagesordnung. Der Doctor versicherte daß während der warmen Jahreszeit wohl wöchentlich einer sich in den Fluß werfe und schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen suche. Da der durch die große Insel stark zusammengeengte Strom hier sehr heftig ist, so büßen sie bei diesen Versuchen meist das Leben ein. Dazwischen gelingt es aber auch ihren Spießgesellen, die stets in kleinen Jollen um die Insel herumlungern, sie rechtzeitig aufzufischen um mit ihnen das Weite zu erreichen. — Die Art und Weise wie sie in diesem Falle ihre Sträflingskleidung gegen eine andere, die sie unkenntlich machen soll, vertauschen, ist sehr einfach aber sehr praktisch. Ihre Gefängnißcostüme vertrauen sie den Wellen an, und treten in dem Habit, in dem sie der liebe Gott auf die Welt kommen ließ, in das Familienzimmer irgend

*) Wenn man in Bezug auf Städte von „Squatters" spricht, so läßt sich das Wort wohl am besten durch das deutsche Siedler wiedergeben.

eines Landhauses. Um die in Ohnmacht gefallenen Frauen und Töchter wieder zu sich zu bringen, beeilt sich der Hausherr natürlich den Adamiten mit den nöthigen modernen Feigenblättern auszustatten.

Da ich gerade beim Schluß der Mittagsstunde in das Zuchthaus kam, so sah ich alle die Leute zur Arbeit geführt werden. Mir fiel das gesunde und kräftige Aussehen der Leute nicht wenig auf. Der Doctor behauptete, daß das Institut als körperliche Heilanstalt Ausgezeichnetes leiste, wenngleich die moralische Heilung nur selten gelänge. Da die Sträflinge meist dem niedersten Proletariat der Stadt angehören, so kommen sie zum großen Theil mit allen möglichen Krankheiten hin, die sie dem Elend, dem Schmutz und den Ausschweifungen zu danken haben, in denen sie dahingelebt. Die vortreffliche Luft der Insel, die gesunde und reichliche Kost, und die peinliche Reinlichkeit, zu der sie angehalten werden, läßt sie aber bald gesunden und macht sie physisch zu ganz anderen Menschen. Die Reinlichkeit übertraf in der That Alles, was ich noch in ähnlichen Anstalten gesehen: der Fußboden und der Waschstand hätten jeder holländischen Hausfrau Ehre eingelegt. An dem Ende des einen Ganges stand ein vortrefflich eingerichtetes Duschbad, in dem jeder Sträfling wöchentlich ein Mal ein Bad nehmen muß. Die Thüren der Zellen waren alle offen und das Bettzeug hinausgetragen, um es auszulüften: nicht ein Strohsack bleibt den Tag über in dem Gebäude. 377 Gefangene waren zur Zeit da und, obgleich die heiße Jahreszeit schon seit einigen Wochen begonnen, so fand ich doch nur 6 Kranke in dem Hospital, und diese waren Alle neue Ankömmlinge. — Den Oberaufsehern ist ziemlich viel Freiheit gelassen die Behandlung der Sträflinge je nach der Natur ihres Verbrechens und nach der Disposition, die sie zeigen, einzurichten. Ich bat den Doctor mir die Listen und sonstigen Bücher des Gefängnisses bringen zu lassen. Ein junger Mann von etwa 25 Jahren brachte das Gewünschte. Sein Wesen war bescheiden und einnehmend, und alle meine Fragen beantwortete er kurz, bestimmt und genau der Sache gemäß. Als wir weiter gingen, fragte ich den, Doctor warum der Mann die sonderbare Phantasie habe sich genau ebenso wie die Sträflinge zu kleiden. „Er ist ein Sträfling,“ hörte ich zu meinem großen Erstaunen. Er war Schreiber in einem großen Handelshause gewesen und hatte sich in einer momentanen Verlegenheit verführen lassen heimlich der Kasse eine unbedeutende Summe bis zum folgenden Morgen zu entlehnen. Ein anderer Commis, der darum wußte, hatte ihn aus persönlichem Haß angezeigt und der Unglückliche

war zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Da er von Hause aus einen sehr günstigen Eindruck auf den Aufseher machte, so hatte dieser ihn so viel als möglich von dem übrigen rohen Gesindel separirt und ihm die ganze Buchführung übertragen, die er ganz tadellos besorgte. „Es mag gerecht sein", sagte mir der Aufseher, „auch solche Leute für solche kleine Vergehen hierher zu schicken; aber menschlich und gut ist es nicht: man thut dadurch mehr Schaden als Gutes. Der liebe Gott hätte den Mann nicht hierher geschickt, das weiß ich. Das ist Menschengerechtigkeit.

Wie in dem Zuchthause, so waren auch in den beiden Correctionshäusern sowohl Schwarze als Weiße. In den beiden letztgenannten Anstalten waren nahezu um ein Drittel mehr farbige Frauen als farbige Männer. Das ist, wie mir versichert wurde, das ziemlich stehende Verhältniß, und zwar nicht nur in New-York, sondern allerwärts. Es scheint, als wenn unter den Schwarzen die Leidenschaften viel heftiger bei den Frauen als bei den Männern glühten, und namentlich als wenn der diebische Hang, der den Schwarzen ja überhaupt so vielfach nachgesagt wird, bei jenen viel ausgebildeter sei. Während die weißen Frauen ruhig und meist etwas verlegen Rede und Antwort standen, eine mir sogar mit großem Stolz alle die Schönheiten des Nipptisches zeigte, den sie in dem Hospital hergerichtet hatte, so waren die schwarzen Schönen äußerst zimperlich und albern; wie eine Heerde Schafe stürzten sie in die Zellen hinein — vier Betten sind in jeder Zelle — zogen die Thür hinter sich zu, und lachten und kicherten höchst affectirt, während sie durch die Spalte dem Fremden nachsahen. In dem großen Hospital und dem Arbeitshause hingegen hatten sich die Farbigen ganz mit demselben Anstande benommen, wie die Weißen.

Ungemein wohlthuend war die ruhige Freundlichkeit mit der die Beamten in allen den Instituten die Leute behandelten. Die Autorität ist im höchsten Grade gewahrt, aber sie wird in einer Weise geübt, wie es, glaube ich, nur in einem freien Bürgerstaate möglich ist, wo es weder Herren noch Knechte giebt, und Alle vollkommen gleich vor dem Gesetze sind. Ich hörte manche Rüge aber kein rauhes oder gar grobes Wort, und das gespendete Lob wurde mit großem Vergnügen, aber auch mit sehr ruhigem Selbstbewußtsein entgegengenommen.

Alle die Leute, die ich fragte, sprachen die größte Zufriedenheit über die Behandlung aus. Nur eine Frau fand ich, die bitterlich klagte. In

dem Frauenhospital für Incurable saß ein altes Mütterchen auf einem Schaukelstuhl. Als wir vorübergingen, faßte sie meinen Rock mit ihrer knöchernen Hand und flehte in geradezu verzweifeltem Tone: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort!“ Ich blieb erstaunt stehen und fragte sie, warum sie denn fort wolle. Aber wie oft ich auch fragte, ich erhielt keine Antwort; unaufhörlich wiederholte sie nur: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort.“

„All the world is a stage,
And all the men merely players“

flüsterte mir der Doctor zu. „Die hat die Stufe erreicht, die Shakespeare die siebente nennt: sie steht im Alter der zweiten Kindheit.“ Die Alte war schon im siebenten Jahr im Hospital. Ihre linke Seite war gelähmt. „Ihr Witz aber ist lahmer als ihr Körper“, sagte der Doctor; seitdem sie hier ist, hat sie nie ein anderes Wort gesprochen, als was Sie in diesen zwei Minuten zehn Mal gehört. Und willfahrte man ihr, was würde aus ihr werden? In zwei Tagen würde sie, gleich einem ausgestoßenen Hund, hinter irgend einer Hecke den Geist aufgeben. Ja wohl, und so würde es den dreißig Frauen, die dort mit ihr lagen, und den achtundzwanzig Männern, die im Hause nebenbei lagen, gleichfalls ergehen; und die Tausende, die Jahr aus Jahr ein zu der Insel kommen, und wieder von ihr gehen, sie würden alle entweder dieses Schicksal erleiden, oder, was noch schlimmer ist, unwiederbringlich dem moralischen Tode anheimfallen, wenn die Stadt der „Dollarseelen“ nicht alljährlich die ungeheueren Summen hergäbe, die die Unterhaltung und stete Erweiterung und Verbesserung der Wohlthätigkeits- und Correctionsanstalten auf Blackwell's Island verschlingen.

Es war später Nachmittag geworden und wir mußten fort. Nur neun von den zweiundzwanzig Instituten hatten wir an einem Tage in Augenschein nehmen können.

Melrose, den 8. August (20. Juli) 1868.

Ich habe Ihre Leser so lange in dem wüsten Gewühl und Getreibe von New-York herumgeführt, daß sie sich wahrscheinlich ebenso sehr nach einer Abwechselung sehnen, wie ich selbst. Ich lade Sie daher für einige Wochen zu einem Ausflug nach Massachusetts ein, wo wir unser Hauptquartier natürlich in Boston nehmen. Da es sehr viel billiger ist, so

fahren wir nicht mit der Eisenbahn, sondern mit dem Dampfboot, und zwar nehmen wir die Bristol-Linie, da deren Schiffe eine Stunde später abgehen und eine Stunde früher ankommen als alle ihre Concurrenten. Vor der Seekrankheit brauchen sich die Damen nicht zu fürchten, da wir ja stets im Sunde bleiben und das Boot so groß ist, daß auch der stärkste Sturm es in diesem engen Fahrwasser nicht gar arg hin und her werfen kann. Um jede Furcht in dieser Beziehung zu benehmen, so will ich noch erwähnen, daß dieses Boot nur insofern ein Boot ist, als es auf dem Wasser schwimmt, sonst aber dem was man gewöhnlich Boot nennt gerade ebenso viel gleicht, als eine Melone einer Petersilie. Es ist ein ovalgebauter dreistöckiger Palast, mit einem Wassergeschoß statt des Erdgeschosses. Allein dieses Wassergeschoß ist weniger feucht als das Erdgeschoß irgend eines Hauses, das ich in New-York kennen gelernt habe, es sei denn man rechne den Claret und Champagner, die dort mitunter in etwas beängstigenden Quantitäten in die Gurgeln der Fahrgäste fließen, auch in das Gebiet der Feuchtigkeiten, statt in das der „Naß“. Das Wassergeschoß nämlich ist der Speisesaal — und ich wollte mein künftiges Wohnhaus hätte einen solchen Speisesaal, so groß, so elegant eingerichtet, so wohl mit Speise und Trank versehen und mit zehn solchen kohlschwarzen Gesellen in schneeweißen Anzügen darin, die ebenso aufmerksam und rasch bedienen wie irgend ein Pariser Kellner, aber viel leiser und bescheidener sind. Ihrem Gaumen und Magen kann ich die Küche empfehlen, Ihrem Geldbeutel aber nicht: für ein Abendbrod ohne Wein bezahlte ich ebenso viel als in einem guten Restaurant des Palais Royal für drei Diners mit Wein.

Die übrigen drei Stock bestehen jeder aus zwei großen Salons, die von einer Reihe Schlafzimmerchen umgürtet sind, die hier „Staterooms“ genannt werden. Um die Staterooms läuft eine überdachte Gallerie, auf der man sich bei schönem Wetter aufhalten kann. Die Salons sind mit großen goldgerahmten Wandspiegeln, Marmortischen, bequemen Lehnstühlen und Divans aller Arten und Gestalten geradezu überfüllt. Der Fußboden ist überall mit schöngezeichneten, kostbaren Teppichen belegt. Nur in der offenen, säulengetragenen Halle des untersten Stockes, in der sich die Raucher aufhalten, ist statt dessen braunpolirtes Parquet, das mit etwa einem Dutzend gleichfarbiger glasirter Spucknäpfe decorirt ist. Einem Europäer liegt die Frage nah, wozu die Ueberfülle dieses nützlichen Hausraths dienen soll. Ich vermag keine Antwort darauf zu geben, da der

Fußboden stets — mindestens in der unmittelbaren Nachbarschaft der Näpfe — so aussieht, als hätte es braunen Tabakssaft vom Himmel herabgeregnet. An einer der Säulen hängt eine große Platte, die die Tabakkauer höflichst ersucht „aus Respect für die Damen" in diesem Raume Gebrauch von den Speibecken zu machen. Da nun in Amerika eine Apellation an den „Respect gegen Damen" nie vergeblich ist, so begeben sich denn auch die meisten Herren zu einem Spucknapf, um die ekelerregende Sauce neben denselben zu speien, und die, welche dazu zu träge sind lanciren die feuchten Geschosse mindestens möglichst in der Nähe eines solchen, ohne dabei denjenigen fremden Kleidungsstücken irgend einen Dank zu sagen, die sich die Mühe geben — ich weiß nicht ob auch aus Respect für die Damen — die Streuschüsse aufzufangen.

Da das Schiff um 6 Uhr Abends abgeht, so geht der vernünftige Theil der Passagiere bald nach dem Souper zur Ruhe. Wer sich die Ausgabe hat erlauben können, zieht sich in sein Stateroom zurück und darf es gewiß nicht der Ausstattung desselben zuschreiben, wenn er nicht wie ein Prinz schläft. Wer nicht so glücklich ist ein Stateroom zu haben, aber einen halben Thaler zu ersparen hat und rechtzeitig kommt, der läßt sich eine Matratze und ein Betttuch geben und macht sich's darauf irgendwo in einem der Salons bequem. Da Kopfkissen nicht sehr reichlich vorhanden zu sein scheinen, so thut man gut mit seiner Frau zu reisen und es dann gleich jenem sechsfüßigen breitschultrigen Gesellen zu machen, der lang ausgestreckt da liegt und seine Frau auf dem Boden sitzen läßt, um ihren Schooß als Kopfkissen zu benutzen.

Die Anzeigen der Compagnie versichern allerdings, daß 2000 Passagiere „accomodirt" werden könnten; für etwa 500 davon aber sind die Accommodationen jedenfalls ziemlich incommode, d. h. sie müssen „stuhlschlafen", wenn sie es nicht etwa mit meinem Reisegefährten, einem ehrlichen Tischler aus Langensalza, vorziehen sich auf den nackten Boden zu legen, das Taschentuch als Ohrkissen zu gebrauchen und den Reisesack auf den Bauch zu legen „weil man der Cholera nie trauen kann".

Fühlt man sich in keiner dieser Positionen behaglich und ist es müde geworden endlose Schlangenlinien zwischen den Köpfen und Füßen der Schläfer und Schläferinnen abzustolpern, so bleibt einem nichts übrig als ein Auge zuzudrücken, wenn man an der Tafel vorübergeht, auf der mit großen messingnen Buchstaben geschrieben steht „Vor Spielern wird gewarnt!" und sich von einem dieser Spitzbuben in's Schlepptau nehmen zu lassen.

Da ich keinen Schlaf finden konnte, so beschloß ich mir den Spaß zu machen, einen derselben einmal „anlaufen" zu lassen, und begann zu dem Zweck mit sehr gelangweiltem Gesicht in der Halle herumzuschlendern. Noch war ich kaum fünf Minuten da, so gesellte sich ein feingekleideter, aber nichts weniger als feiner Mann zu mir und lud mich verbindlichst ein in seinem Stateroom „einen Trunk" *) mit ihm zu nehmen, um uns gemeinschaftlich die lange Nacht ein wenig zu verkürzen. Ich nahm die Aufforderung dankend an. Unterwegs erzählte er mir, daß er ein geborener Engländer und erst vor zwei Tagen mit dem Schiff aus Liverpool angekommen sei. Hätte er es mir nicht selbst gesagt, so hätte ich es sicher nicht geglaubt, mit so starkem irländisch-amerikanischem Accent sprach er das Englische. Daß wir in seinem Stateroom bereits zwei Herren vorfanden, erstaunte ihn natürlich ganz ebenso sehr wie mich; da er aber bald in dem einen seinen Freund John Smith erkannte und dieser wiederum seinen Freund Edward Warris introd cirte, so war alles in Ordnung und wir nahmen Platz. Um ihnen das Geschäft nicht allzu leicht zu machen, wollte ich die Einfädelung desselben ihnen überlassen und verharrte daher nach dem üblichen „How do you do?" im tiefsten Schweigen. Da schwerlich irgend einer der Herren Gelegenheit gehabt hatte einen Cursus Conversationsstunden bei Monsieur Varin, rue Richelieu durchzumachen, so war es ihnen wohl nicht sehr zu verübeln, daß ihre Unterhaltung genau nach der Melodie von Tom Dick's Drehorgel ging, die noch ungefähr fünf oder sechs Pfeifen haben mag und darum stets in der unangenehmen Lage ist erst sehr viel eitel Wind ausschnaufen zu müssen, ehe sie einen verstimmten Ton herausquetschen kann. Bald herrschte eine beängstigende Stille, während der es sich immer deutlicher auf den Gesichtern der Spießgesellen ausprägte, daß sie noch Novizen in ihrem Geschäfte seien, wenigstens insofern es galt einen „Gentleman" auszuziehen. „Yes, Sir!" platzte endlich mein ältester Freund heraus. Seine beiden Genossen zogen ein bedeutsames Gesicht, spieen mit vielem Bedacht ihren Tabaksaft auf den rosageblümten Teppich und sagten im Chorus „Yes, Sir!" worauf mir die Sippe fragend in's Gesicht stierte. Da ich schon ungemein viele derartige interessante Unterhaltungen in Amerika angehört, so war ich keinen Augenblick um die passende Antwort in Verlegenheit. Ich drehte mir so langsam

*) Won't you take a drink? In den amerikanischen Städten hört man kein Wort häufiger als dieses.

als möglich eine Cigarette, zündete sie an, that einige Züge und erwiderte dann: „Yes, Sir!“ Da diese wichtige Frage somit zu allseitiger Zufriedenheit erledigt war, so ruhten wir wieder von der gehabten Anstrengung aus. Die Sache begann langweilig zu werden und ich rückte mit meinem Stuhl, als wenn ich aufstehen wolle. Die kleine Bewegung brach sofort den Zauber, den meine Schweigsamkeit und Kaltblütigkeit auf die Gesellen ausgeübt. „Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen nur was zeigen“, rief Mr. Warris (unstreitig der Roheste und Ungewandteste des Kleeblattes) indem er ein Kissen ergriff und sich auf den Schooß legte und ein Spiel Karten aus der Tasche zog. Jetzt ging denn das bekannte Spiel mit den drei Karten an, die durcheinander geworfen werden und unter denen dann eine vorher gewählte bezeichnet werden muß. Die beiden anderen Herren hatten selbstverständlich das Spiel nie vorher gesehen. Sie gingen mit vielem Geschick durch die ganze Farce eines hitzigen Spiels unter einander, und zwangen mich sogar das verwettete Geld zu halten, um meine Lust mehr zu reizen. Als aber weder das noch die dringendsten Aufforderungen mich bewogen einen Satz zu wagen, fragte Mr. Smith endlich mit ungeheucheltem Erstaunen, ob ich mit dem Spiele bekannt wäre.

„Es wird in Deutschland viel gespielt,“ erwiderte ich.

„„Und wie wird es dort genannt?““

„Das kann ich Ihnen nicht sagen; wohl aber wie die Leute genannt werden, die es zu spielen pflegen; die heißt man Bauernfänger.“

Der Effect dieses unschuldigen Wortes war äußerst sonderbar. Die Herren würgten offenbar sehr hart daran und konnten lange nicht mit sich darüber in's Reine kommen, was damit anzufangen. Mr. Warris schien nicht übele Lust zu haben den „Bauerfänger“ mit seinen bäurischen Fängen zu beantworten. Zu meinem Glück war mein erster Freund aber von milderer Disposition; mit halb verlegenem und halb gezwungenem Lachen fragte er: „Sie sind wohl viel gereist?“

„Seit fünf Jahren bin ich ziemlich constant auf Reisen,“ antwortete ich.

„„Dann werden Sie wohl schwerlich spielen?““

„Schwerlich.“

„„Das ist recht, alter Bursche!““ *) rief er entzückt, indem er mir kräftig auf die Schulter schlug, als wenn ich eine ungeheuere Last von

*) „That's right, old fellow!“

seinem Busen gewälzt, da ich ihn der unangenehmen Nothwendigkeit enthoben mich zu betrügen. „„Jetzt laßt uns einen Trunk nehmen.““

Die Nacht war frisch, so daß ein tüchtiger Schluck Whisky recht wohl gethan hätte. Ich bedauerte es daher aufrichtig, daß er seine Einladung wiederum ebenso rasch vergaß, wie das erste Mal. Wir trennten uns ohne unseren Freundschaftsbund durch einen Trunk besiegelt zu haben.

Warum man diesem Gesindel noch immer gestattet auf allen Dampfböten und Eisenbahnen ihr Wesen zu treiben, ist nicht recht einzusehen. In den Städten macht man doch wenigstens so, als wenn man sehr eifrig hinter den Spielhöllen her wäre, und arretirt von Zeit zu Zeit wirklich einige Leute. Auf den Dampfböten aber begnügt man sich ein Warnungstäfelchen anzuschlagen und auf den Eisenbahnen läßt man sie ganz ungeschoren, während jedes Kind weiß, daß so und so viel Spitzbuben von dieser Industrie ganz auf denselben leben, heute auf dieser, morgen auf jener Linie ihr Glück versuchend. Aber das würde der Freiheit der Individuen Eintrag thun, alles Kartenspielen oder doch gewisse hasardartige Spiele auf Böten und Eisenbahnen zu verbieten. Dabei ist es aber keine Versündigung gegen die Freiheit auf dem festen Lande Kegel- und Billardspiel zu untersagen. Freilich ist es damit auch nicht so schlimm, wie es aussieht; nur kommt da der alte englische Zopf deutlich zum Vorschein, in den die Amerikaner in gar manchen Stücken noch immer arg verliebt sind. In der alten, noch mehr puritanisch gefärbten Zeit wurden die beiden Spiele verboten. Seither hat man sich zu helfen gewußt: Kegel wird mit zehn Kegeln*) und Billard mit vier Kugeln gespielt, und so dem Gesetze Rechnung getragen, das ja diese Spiele nicht verbietet, da die zur Zeit, da das Gesetz gegeben wurde, noch gar nicht existirten. Die aberwitzigen Gesetze aufzuheben, dazu kann man sich aber nicht entschließen.

Und so ist es auch in anderen und wichtigeren Fragen. Nach der Constitution von Massachusetts kann man noch immer für jeden Fluch eingesteckt werden, und die Obrigkeit kann einen zwingen in die Kirche zu gehen. Dabei aber edirt Carl Heintzen, einer der wüthendsten Atheisten, seit einer langen Reihe von Jahren seinen „Pionier“ in Boston und macht fast in jeder Nummer einen erbitterten Angriff auf die geoffenbarte Religion.

*) Kegel heißen daher auch in Amerika ten pins, während sie in England nine pins genannt werden.

Hätte die amerikanische Geschichte einen Guy Fawkes aufzuweisen, ich glaube stark, der Congreß ginge auch noch heute, gleich dem englischen Parlament, am Jahrestag in feierlicher Procession in die Keller des Capitols, um sich zu überzeugen, daß sie nicht über Nacht mit Pulverfässern angefüllt worden.

Gegen fünf Uhr Morgens langten wir in Bristol an, wo wir ausgeschifft werden und in dem angenehmen Bewußtsein, nach ungefähr zweistündiger Eisenbahnfahrt in Boston anzukommen, muthig den kalten Morgennebeln Trotz bieten. Haben sich meine Leser auf der Fahrt gelangweilt, so werden sie sich hoffentlich damit trösten, daß sie es so billig gehabt haben: es hat nur einen Dollar gekostet. Der Tischler aus Langensalza meinte einen „reinen Profit" dabei gemacht zu haben, da man 1 Dollar 75 Cent. zu zahlen hat, wenn man nur mit der Eisenbahn von Bristol bis Boston fährt. Dafür, daß man so gut gewesen neun Stunden auf dem Dampfschiff zu fahren, erläßt einen also die Eisenbahn-Compagnie 75 Cent. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß sowohl Eisenbahn- wie Dampfschifffahrts-Compagnie sehr bedeutend ihr Schäfchen scheren. Was die Concurrenz nicht für Wunder wirkt!

Melrose, den 1. September (13. August) 1868.

Boston kann weder an Großartigkeit der Anlage noch an Pracht der Bauten entfernt mit New-York wetteifern. In Washington Street, der hauptsächlichsten Verkehrsader, giebt es noch sehr viele kleine zweistöckige Holzhäuser, so daß man oft fast an unsere ostseeprovinzialen Landstädtchen erinnert werden könnte, wenn nicht der große Verkehr in der Straße wäre. Die Zeit ist lange hin, da Boston die erste oder auch nur die zweite Stadt der Union war. Seine Bürger sind noch immer reich, aber ein sehr bedeutender Theil ihres Capitals findet, zum großen Kummer der Stadt- und Staatspatrioten, seine Verwendung in New-York. Sie reden und schreiben viel darüber, und machen von Zeit zu Zeit auch energische aber meist ziemlich krampfhafte Anstrengungen ihren alten Platz wieder zu erringen. Allein es ist vergeblich; die Gunst der natürlichen Verhältnisse fällt mit einem zu entscheidenden Gewicht für Philadelphia, Chicago, St. Louis, und besonders für New-York in die Wagschale. Will aber Boston nicht auf das aut Caesar, aut nihil schwören, so hat es trotzdem nicht den geringsten Grund sich über Tücke des Schicksals zu beklagen, denn noch immer wächst es an Ausdehnung wie an Reichthum in einem

Grade, der bei einer europäischen Stadt kaum denkbar wäre. Und außerdem hat es vor New-York — gegen das es die größte Eifersucht hegt — viele andere sehr wesentliche Vorzüge, die es sich wahrscheinlich wohl immer, aber jedenfalls noch sehr geraume Zeit wahren wird. In Boston ist Alles, wie der Amerikaner sagt, sehr viel mehr „settled", d. h. in allen Verhältnissen sind die Elemente nicht mehr in so stürmisch-kräftigem, zum Theil chaotischen Proceß des Werdens begriffen, es hat sich Alles schon mehr „gesetzt". In New-York kann man an unzählig vielen Stellen vor einer langen Reihe der prächtigsten Häuser stehen, und hinter sich oder an einer der Seiten hat man zwei, drei „Blocks"*) der elendesten Siedlerhütten liegen. In Boston ist das nirgendwo der Fall, wenn man gleich noch oft genug ein großartiges Kaufhaus von sehr bescheidenen Holzgebäuden umgeben findet. Dieses, mit anderen Eigenthümlichkeiten verbunden, giebt der Stadt aber sehr viel mehr den Charakter der Alterthümlichkeit als den des Entstehens. In keinem Lande sah ich noch einen Ort, der so reich an engen Sackgassen gewesen wäre; manche sind so eng, daß man mit großer Bequemlichkeit zu beiden Seiten die Häuser erfassen kann. Mir war es fast, als ginge ich wieder in den sonnenlosen Straßen der oberen oder sogenannten Mauriskosstadt von Algier. Und wenn ich dann in eine der breiteren Straßen — des älteren Stadttheiles — eintrat, die sich in unentwirrbaren Krümmungen durcheinanderschlingen, und die eigenthümlich ausgebauchten Erker so feierlich ernst auf mich herabsahen, da schien es mir, als wenn ich durch eine der alten deutschen Reichsstädte striche. In den Seitenstraßen, wo alles Geschäft schweigt und nur Wohnhäuser liegen, da ist es so still, so still, daß einem gar Märchenträume durch den Kopf zu ziehen beginnen. An dem entfernteren Ende der Essex Street, da stehen zwei Lindenbäume, die gute drei Fuß im Durchmesser haben mögen und deren schlanke Zweige selbst noch die gegenüberliegenden Dächer beschatten. An dem Backsteinhause, das zwischen den beiden grünen Riesen liegt, klettert ein dichter Epheu bis zum vierten Stock hinauf. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen. Aus einem der Fenster sah ein lieblicher Mädchenkopf hinter dem Schleier der frischen Ranken hervor. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich fing an ein altes, halb vergessenes Volkslied vor mich hin zu singen. Der Mißton der eigenen Stimme weckte mich, und das war gut, denn

*) Block = Straßenquadrat.

-- after all -- das Träumen und Amerika paßt doch nicht besser zusammen, als das Auge und die Faust. Als angehender Halb-Amerikaner schämte ich mich meiner Thorheit recht herzlich und bog rasch in eine Nebengasse ein. Aber „Puck“ hatte es den Tag darauf abgesehen mich zu narren. In der Thüre eines halbunterirdischen Rumpelladens — deren es auch in Boston doppelt soviel giebt als irgendwo und deren jeder es werth wäre von der Feder eines Dickens beschrieben zu werden — saß ein Haufe irländischer Kinder. Der Mittelpunkt der Gruppe war ein Mädchen von etwa acht Jahren, das den übrigen Dirnen die Aufgabe gestellt hatte ihren Schuh anzuziehen. Das Kind war sehr ärmlich und leider auch sehr schmutzig gekleidet aber von wirklich außergewöhnlicher Schönheit. Vor ihm stand ein Bube mit einer Papiermütze auf dem Kopf, die vortrefflich die Stelle einer Krone vertrat, und schaute mit ernstem Gesicht den vergeblichen Anstrengungen der Mädchen zu. „Platz da, ihr Rangen — was kaufen Sie Herr?“ Es war der Ladenbesitzer, der auf diese Weise das Spiel unterbrach. Ich war ihm dankbar, denn seine kräftige Stimme bannte Aschenbrödel in Grimm's Mährchenbuch zurück und curirte mich wieder für längere Zeit von allen poetischen Anfällen.

Zwischen fünf und sechs Uhr Abends beginnt das Leben in den Straßen Bostons zu ersterben. Es werden dann nicht nur, wie in New-York, die Engros- sondern auch die meisten Detailgeschäfte geschlossen. Tabaksläden, Apotheken, Conditoreien und hier und da ein Putzladen bleiben allein länger geöffnet. Selbst aus vielen Restaurants werden die Besucher schon um diese Zeit unbarmherzig ausgewiesen. Einige der schönsten Straßen, in denen sich aber nur Geschäftslocale befinden, liegen vollkommen todt da. Wirklich reges Leben findet nur noch in der sogenannten Black Sea, dem einstigen Verbrecherviertel Bostons, statt; ein Verbrechen wird aber nur noch selten dort begangen, obgleich es sonst in jeder Beziehung den gerechtesten Anspruch auf den Titel eines Augiasstalles erheben kann. Das kleine Blidáh, in Algier, ist die einzige Stadt, in der ich widrige Schenken, öffentliche Tanzlocale der niedrigsten Klasse, und liederliche Häuser in so abstoßender Gestalt und ebenso dicht zusammengedrängt gefunden habe. An beiden Orten beschränkt sich das wüste Getreibe wesentlich auf eine Straße, nur ist dieselbe in Boston wohl etwa zwanzigmal länger als in Blidáh; und während sich in diesem Weiße und Neger streng von einander absondern, frappirt es einen hier, sie trotz aller eingewurzelten Vorurtheile im buntesten Gemisch zu finden.

In der North Street zecht und tanzt, zankt und rauft das rohe irländische Element, die Schwarzen und die wenigen ganz verkommenen Deutschen und Amerikaner bis in die späte Nacht.

Die Eigenthümlichkeit, daß das Geschäftsleben zu so früher Stunde aufhört, trägt nicht wenig dazu bei daß ein erfrischendes Gefühl der Ruhe in Boston über einen kommt, wenn man vorher eine Weile in der nervösen Hast und ewigen Hetze New-Yorks gelebt. Auch während der heißesten Geschäftsstunden des Tages bleibt einem in Boston stets das Bewußtsein, daß man bald wieder sich gleichsam auf sich selbst wird zurückziehen und die höheren geistigen und gemüthlichen Interessen des Lebens pflegen können, während man in New-York, selbst wenn man einmal ganz sich selbst überlassen ist, stets das Gefühl hat, als wenn eine Ruthe über einem schwebe, die einen in das ewig gleiche und doch ewig wechselnde Wirrsal zurückzutreiben droht, das einem Riesenkaleidoskop voll Zahlen und immer wieder Zahlen gleicht. Und sieht man von diesen ganz äußerlichen Eindrücken ab und beginnt wirklich mit den Leuten zu verkehren, so empfindet man den Unterschied zwischen den beiden Städten nicht minder angenehm. Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn leugnen zu wollen, daß es auch in New-York viele Menschen gebe, die das größte Interesse an allem geistigen Leben nehmen und es nach Kräften pflegen; allein es wollte mir nie recht gelingen das Gefühl loszuwerden, als könnten sie jeden Augenblick mitten aus dem interessantesten Gespräch herausgerissen und in das mit schwindelnder Hast umtreibende Geschäftsleben zurückgeschleudert werden. In Boston dagegen kam jeden Abend das Gefühl vollkommener Sicherheit über mich, daß man sich nun ganz ungestört einem Ideenaustausch hingeben dürfe, dessen Facit sich nicht in Dollars ausdrücken ließe. Und dabei scheinen sich doch viele Bostoniaten alle erdenkliche Mühe zu geben einen glauben zu machen, daß sie wahre Musterbilder verknöcherter Eigensucht und monströsester Interesselosigkeit seien, soweit nicht Bankzettel und Stocks in Frage kommen. Da ist z. B. Mr. S., der wohlbekannte Advokat, der in einem ewigen Dusel zu sein scheint, während ich zu ihm rede, und nur in sehr langen Zwischenräumen ein sehr leises und sehr unverständliches Grunzen von sich giebt. Dabei aber läuft der Mann mit den schneeweißen Haaren bei der glühenden Sonnenhitze mit mir von Pontius zu Pilatus und verschreibt jeden Morgen eine ganze Lage Postpapier an Introductionsbriefen für mich. Jetzt sagt er mir, daß er um eine halbe Stunde sehr wichtige Geschäfte

vorhabe; dabei aber läuft er zwei Stunden mit mir im „Statehouse" herum, und als wir endlich auf der Treppe desselben Abschied von einander nehmen, beginnt seine Zunge so zu stolpern, und in seiner Kehle gluckst und schnarrt und schluckt es so leise und schwer, daß ich nicht anders denken kann, als der arme Mann sei in höchster Verlegenheit, wie er mir in nicht allzu unhöflicher und doch bestimmtester Weise sagen solle, daß ich ihm nun aber auch nie wieder in den Weg kommen solle. Statt dessen haspelt sich endlich eine Einladung, ihn auf seinem Landsitze zu besuchen, heraus; und ich habe wenige Abende in meinem Leben verbracht, die so gemüthlich und so reich an geistiger Anregung gewesen wären, obgleich die Art des alten Herrn durchaus dieselbe blieb. Und so kalt und gleichgültig gegen das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen und gegen alle höheren Interessen ist er sein ganzes Leben lang erschienen, und doch ist er ein sehr hochgebildeter Mann und selbst Leute, die ihn nie von Angesicht gesehen, sagen ihm nach, daß noch nie ein Bittender zu ihm kam, für den er nicht mehr that, als er zu thun gebeten ward. Sieht man sich den Mann nur oberflächlich an, so möchte man vor Vergnügen in die Hände klatschen ein solches Ideal des steingewordenen „Dollarmenschen" gefunden zu haben. Ich wollte ich könnte Ihnen hundert solcher Dollarmenschen hinüberschicken.

Dann ist da ein anderer Mr. S., der Polizeichef. Das pockennarbige Gesicht mit d m schwarzen Haar und schwarzen Bart steht so aus, als wenn der Mann nur ein Wort kenne: „Fort mit dem Schuft, in die Trombs." Sein Name heißt in's Deutsche übertragen der „Wilde", und nie, sollte man meinen, hätte jemand einen bezeichnenderen Namen geführt. Während ich mit ihm sprach, kam ein zerlumpter Junge von zwölf oder dreizehn Jahren hinein und bat um Zuweisung von Arbeit. Der Polizeichef unterwarf ihn einem strengen Examen, und jede Frage klang als enthielte sie den angenehmen Trost: „Bursche, ich lasse dich an den Beinen aufhängen". Als er alle Auskunft erhalten, gab er ihm einen Brief an einen Schuhmacher, mit dem Versprechen, daß derselbe ihm Arbeit verschaffen werde, und zum Ueberfluß schenkte er ihm noch ein Fahrbillet, damit er den weiten Weg nicht zu gehen brauche. — Es hat mir erscheinen wollen, als könne man sich in Amerika leichter als irgendwo anders von dem Aeußeren der Leute über ihr Inneres täuschen lassen, und — vielleicht durch Zufall — erschien es mir ganz besonders so in Boston.

So sehr viel liebenswürdiger, feiner und interessanter die Bostoniaten im Umgang erscheinen als die New-Yorker, so fühlt man sich doch dazwischen zu einem leisen Lächeln über die Naivetät versucht, mit der sie sich für den alleinigen reinen Waizen unter der Spreu der übrigen Amerikaner erklären. Freilich scheint darüber kein Zweifel obzuwalten, daß wirklich bei ihnen die Bildung am weitesten verbreitet ist und am tiefsten geht; ob aber nicht trotzdem auch noch bei ihnen viel in dieser Beziehung zu wünschen übrig bleibt, ist doch eine sehr andere Frage. Ich hoffe diesen interessanten und sehr bedeutsamen Punkt in Zukunft einmal eingehender besprechen zu können.

Notizen.

Eckardt's baltische Provinzen Rußlands (Leipzig, Duncker und Humblot, 1868) brauchen dem baltischen Publicum nicht erst empfohlen zu werden. Obgleich alle diese gesammelten Aufsätze, bis auf zwei, ursprünglich für verschiedene inländische Zeitschriften — nicht zum geringsten Theil für unsere Baltische Monatsschrift — geschrieben und schon bei ihrem ersten Erscheinen viel gelesen wurden, so hat doch auch das aus ihnen gebildete Buch einen nur um so lebhafteren Anklang und eine um so größere Verbreitung unter uns gefunden. Alles, was es enthält, war immerhin nicht Jedem bekannt, und auch das schon früher Gelesene jetzt wieder zu lesen fühlte man sich fortgezogen, sobald als man das Buch nur aufgeschlagen hatte. Es war wie das Wiedersehen eines alten Freundes in neuer Umgebung, nach manchem beiderseitigem Erlebniß. Wir sehen vor uns die alten Züge und Geberden, und doch überrascht uns Manches daran wie erst jetzt bemerkt oder verstanden.

Laut Vorrede hat der Verfasser vorzugsweise ein ausländisches Lesepublicum im Auge gehabt. Auch in Deutschland eine bessere Kenntniß und gerechtere Würdigung der hiesigen Zustände zu vermitteln, als dort durchschnittlich angetroffen wird, — das ist es, was er als seine eigentliche Absicht bei der Herausgabe dieser Sammlung bezeichnet. Und in der That scheint es ihm mit der Erreichung dieser Absicht wohl gelingen zu müssen. Sind doch sowohl die Anmuth seines Redeflusses und die Lebendigkeit seiner Schilderungen als auch der wahrhaft humane Gehalt seiner leitenden Gedanken ganz dazu angethan, seinem Buche eine freundliche Aufnahme und eine gute Wirkung zu sichern, überall wo es hinkommt.

Mindestens ebenso hoch aber schlagen wir diejenige Wirkung an, die dasselbe auch auf die heimatliche Leserschaft auszuüben nicht ermangeln kann,

denn kaum wüßten wir ein anderes Product unserer Provinzialliteratur, das in gleichem Maße nützlich zur Förderung baltischer Selbsterkenntniß wäre. Alle hier gesammelten Aufsätze Eckardt's sind eben nichts Anderes als wiederholte Versuche, sich über das Wesen und den Werth dieser wunderlich complicirten Erscheinung unserer Provinzialexistenz in's Klare zu setzen. Es ist gleichsam ein Räthsel, das ihm keine Ruhe ließ und zu dessen Lösung er von immer neuen Seiten Anläufe machte, bald die gegenwärtigen Zustände des Landes schildernd und deutend, bald Bilder aus der Vergangenheit desselben sich zur Anschauung bringend.

Zwar — was die historische Seite dieser Bemühungen betrifft — so besteht Eckardt's Leistung meist nur in biographischer oder culturhistorischer Genremalerei. Geschichte im Großen hat er nicht geschrieben. Aber wenigstens fehlt es seinen Gemälden nicht an einem bedeutenden Hintergrunde. Man kann nicht sagen, daß er sich irgendwo in das rein Anekdotenhafte verliere. Gewisse mehr culturhistorische als eigentlich politische Grundanschauungen sind es, die aus allen noch so sehr in das Einzelne eingehenden Darstellungen immer wieder hervorbrechen. Und nicht zu übersehen ist dabei auch der Umstand, daß alle diese Schilderungen eine Zeit betreffen, an der die Farben noch nicht so verblichen sind wie an den Figuren des 13. oder auch 16. Jahrhunderts, mit welchen unsere Historiker von Profession, sowie nicht minder unsere historischen Dilettanten sich immer vorzugsweise zu beschäftigen pflegen, während unsere spätere Geschichte noch größtentheils unberührt in den Papierbergen verschiedener Archive ruht. Es ist begreiflich, daß einer rein theoretischen Geschichtsforschung die Periode der altlivländischen „Selbständigkeit" interessanter ist als die der bloßen Provinzialexistenz; aber ebenso klar ist es, daß die letztere in praktischer Beziehung die lehrreichere sein muß, und es ist als ein entschiedenes Verdienst Eckardt's anzuerkennen, daß er sich, so viel ihm möglich war, um die Geschichte unseres 18. Jahrhunderts, sowie auch des 19. bis zur Gegenwart herab, bemüht hat. Erst durch seine Arbeiten ist ein allgemeines Interesse auch für diesen Abschnitt unserer Geschichte erweckt worden, der früher Manchem wie geschichtslos vorkommen mochte.

Man könnte noch zur Einschränkung des Lobes beibringen, daß Eckardt's historische Arbeit häufig nicht die gründlichste und erschöpfendste ist, ja daß manches von dem, was er erzählt, mehr im Allgemeinen divinirt als im Einzelnen erforscht zu sein scheint. Dennoch aber behaupten wir, daß aus diesen Eckardt'schen Essay's mehr Geschichte gelernt werden wird

als aus allen bisherigen Handbüchern unserer Provinzialgeschichte bis 1561 oder auch bis zum Anfange der russischen Herrschaft. Mehr von jener Geschichte, meinen wir, die nicht außer Beziehung steht zu den Fragen und Aufgaben der lebendigen Gegenwart, — von jener Geschichte, deren Kenntniß nicht ohne die Folge einer erhöhten Liebe zu dem Heimatlande und eines gesteigerten Bewußtseins von den Pflichten gegen dasselbe bleiben kann.

Mit einer besondern Art von Interesse haben wir die Biographie Jochmanns — ohnehin einen der gelungensten Aufsätze der ganzen Sammlung — wiedergelesen. Die ergreifenden Schlußworte (S. 314, 315 der neuen Ausgabe) sind wie in Vorahnung der eigenen Auswanderung geschrieben. Wir können unserem Freunde nur Glück dazu wünschen, daß es ihm offenbar besser als einst dem edlen Jochmann gelingt, nachdem er — wie er es selbst in jenem Schlußwort ausdrückt — aus seinem natürlichen Kreise geschieden ist, sich einem neuen einzuordnen.

Herder in Riga. Urkunden herausgegeben von Jegór von Sivers. Riga 1868. — Wir möchten gern ein geeignetes Wort über dieses Buch sagen, wie der Gegenstand und die patriotische Absicht des Herausgebers es verdient; indessen fühlt der Referent sich dabei einigermaßen genirt, weil neben Anderem auch ein gewisser kleiner Vortrag, welchen er selbst bei der Enthüllung des Herderdenkmals in Riga, 1864, verlesen hat, in dieser Sammlung Aufnahme gefunden hat. Eine solche Gelegenheitsrede nach so langer Zeit gedruckt vor sich zu sehen, hat etwas Unbequemes für den Autor, da er sich bewußt sein muß, daß der Maßstab für die Beurtheilung seines Elaborats jetzt ein anderer ist als bei der Gelegenheit selbst. Indessen kennt er auch die ganze Geschichte der Umstände, welche die Herausgabe eines auf das Herderdenkmal bezüglichen Gedenkblatts unmittelbar nach der Enthüllung desselben verhindert haben, und fügt sich daher willig in die Ehre, seine Rede sammt den übrigen Actenstücken jener Feier jetzt noch, als Anhang zu dem angezeigten Buche des Herrn v. Sivers, veröffentlicht zu sehen.

Dieses Buch, eine Sammlung von „Urkunden" über Herders Aufenthalt in Riga, zerfällt in drei Theile: 1) Auszüge aus den Aufzeichnungen Herders während seiner Schiffsreise von Riga nach Nantes, die

unter dem Titel „Journal meiner Reise im Jahre 1769" schon mehrfach in den verschiedenen Ausgaben Herderscher Schriften gedruckt worden sind. Hier unter den beiden Ueberschriften „Herders baltische Erinnerungen und Urtheile" und „Ideal einer Schule", S. 1—39. 2) Auf Herder bezügliche Excerpte aus den Protocollen des Rigaschen Raths, aus einem „Residir-diarium" im livländischen Ritterschaftsarchiv und aus den Notizen des Oberpastors Essen im sogenannten „Stadt-Oberpastors-Buche", nebst drei noch ungedruckten Briefen Herders an Hartknoch und Sonntag. 3) Die schon erwähnten auf die Herderfeier in Riga am 25. August 1864 bezüglichen Schriftstücke (S. 61—78).

Hat nun dieser letzte Theil selbstverständlich nur die Bedeutung eines Gedenkblatts an jenen Cultus des Genius, welchem wir vor vier Jahren hier in Riga einen anspruchslosen Ausdruck gaben, so bietet der vorhergehende Abschnitt des Buches dem Biographen Herders einiges neue Material und will der erste des Jünglings Herder Urtheile und Pläne in Bezug auf Livland der Beachtung inländischer Leser näher rücken.

Was nun zunächst die wieder abgedruckten Tagebuchfragmente betrifft, so sind sie allerdings, ein charakteristischer Ausdruck der betreffenden Entwickelungsphase Herders, aber wir zweifeln, daß diese Ergüsse seines übersprudelnden Gedankendranges, die er während der langen Seereise niederschrieb, irgend ausreichen sein geistiges und gemüthliches Verhältniß zu der Stadt und dem Lande, denen er soeben den Rücken gekehrt hatte, unserem Verständniß offen zu legen. Wir finden vielmehr, daß dafür seine Briefe aus der Rigaer Lebensperiode und aus den nächstfolgenden Jahren ein sowohl reicheres als auch ächteres Material abgeben und daß daher das 2. und 3. Bändchen des auch von Herrn v. Sivers angeführten Werkes „J. G. v. Herders Lebensbild" als das wichtigste und vollständigste literärische Denkmal v. Herders Rigaschem Aufenthalt zu gelten hat. Indessen, wie Herr v. Sivers in seiner Vorrede angiebt, ist ihm nicht vergönnt worden, seine Sammlung mit einer gewissen einleitenden Abhandlung auszustatten, und so müssen wir uns bescheiden nicht zu wissen, welche Folgerungen er gerade aus den mitgetheilten Fragmenten zu ziehen, in welche Beziehung und Beleuchtung er sie zu bringen im Sinne gehabt hat. Vielleicht liegt denn doch mehr für die Erkenntniß Rigascher und livländischer Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts darin, als wir zu erkennen vermochten. Oder ließen sich etwa die in der nicht

erschienenen Einleitung beabsichtigten Erörterungen über „die nunmehr antipodisch gestellten Begriffe Humanität und Nationalität" in besonders passender Weise gerade an diese Auszüge aus Herders Reisetagebüchern anlehnen?

Zu den von uns als zweiten Theil des Buches bezeichneten biographischen Materialien erlauben wir uns hier einen kleinen Nachtrag zu geben. In dem „Stadt-Oberpastors-Buche"*) nämlich findet sich außer den zwei mitgetheilten Notizen Essen's noch eine übersehene dritte. Sie lautet:

„A. 1769, 9. Januar hat H. Past. Adjunct. Herder eine Klagschrift beym Rath wider H. P. Bärnhof ratione publicae diffamationis eingereicht, nämlich den 4. Jan. ⊙ hatte selber auf der Kanzel gesagt, es sey bejammernswerth, daß die Jesus Kirche einen Adjunctum unterhalte, und er doch keine Hülfe von ihm habe. Der H. P. Bärnhof aber hat bald Gelegenheit gefunden durch Vermittelung guter Freunde die Sache beyzulegen. Indessen hat E. W. E. Rath das Verfahren des H. P. B. zur Untersuchung an das Consistorium verwiesen, da denn der H. P. d. 22. Jan. vorgefordert, und bey deßen bezeugter ernstlicher Reue ihm zwar die Strafe erlaßen, sein begangener Unfug ihm aber nachdrücklich verwiesen worden. — Den 8. May hat der H. Past. Adjunct Herder seine Stelle bey Kirche und Schule Einem W. E. Rath wegen vorhabender Reisen aufgekündigt; worauf er eod. die seine Erlassung erhalten, und nach einer in seiner Gemeine Dom. Cantate gehaltenen Abschiedspredigt seine Reise vors erste nach Nantes zu Wasser angetreten."

Die Nachricht von dem sonst nicht bekanntem Conflict Herder's mit seinem „Ordinarius" scheint uns nicht ganz unwichtig. Derselbe mag denn doch von einigem Einfluß auf Herder's ein paar Monate später ebenso schnell gefaßten als ausgeführten Reiseentschluß gewesen sein, wenn auch das Hauptmotiv ganz wo anderwärts lag.

Wagien. Baltische Studien und Erinnerungen von Dr. **Bertram.** Dorpat 1868. — Der pseudonyme Verfasser dieses Buches

*) Nicht in der Stadtbibliothek, sondern in dem Verwahrsam des jeweiligen Stadt-Superintendenten. Die Stadtbibliothek besitzt nur einen von Broße gemachten Auszug.

ist seit mehr als 20 Jahren in der baltischen Provinzialliteratur bekannt durch manche amüsante und leider auch manche nur amüsant sein sollende Schriften. Am höchsten schätzen wir ihn als gründlichen Kenner der estnischen Sprache und des estnischen Volkslebens. Er ist, so zu sagen, ein Estophile*) im besten Sinne des Wortes, auch Dichter sehr genuin klingender estnischer Runen. In der letzteren Eigenschaft ist er, mit Aufgebung seiner Pseudonymität, auch in der Baltischen Monatsschrift aufgetreten; wir erinnern namentlich an das nach unserer Meinung zu wenig beachtete Gedicht „Ilmatar" (Juni- und Augustheft 1866), dessen estnisches Original leider noch keinen Verleger gefunden zu haben scheint.

Wagien nennt der Herr Verfasser die nordöstliche Ecke Livlands, Kirchspiel Torma-Lohosu, mit einem Namen, der im 13. Jahrhundert von den einwandernden Deutschen vernommen wurde, seitdem aber verschollen ist. Zwar ganz richtig ist er nicht, denn seit der Entdeckung der Zamoiskischen Abschrift unserer ältesten Chronik wissen wir, daß Heinrich von Lettland Waiga, nicht Wagia, geschrieben hat und daß letztere Form, aus welcher sich, mit deutscher Endung, das stolze „Wagien" machen ließ, nichts als ein Schreibefehler gewesen ist. Wenn der Irrthum sich consolidirt, so könnten wir an jenem Peipusstrande wohl auch eine aparte Nation der „Wagier" erblühen sehen.

Das ist aber Nebensache. Dr. Bertrams Buch ist dieses Mal wirklich amüsant und noch mehr als das. Wir verrathen hier nichts weiter von dessen buntem und anregendem, hie und da wohl in's Unerhebliche sich verlierendem, anderntheils aber sogar wissenschaftlich schätzbarem Inhalt, erlauben uns jedoch, die folgende Schilderung des estnischen Nationalcharakters als Probe auszuschreiben:

> Im großen Ganzen hat ein auffälliger Umschwung zum Besseren stattgefunden. Um dies zu belegen, führe ich zuerst an, was Hupel, ein scharfer Beobachter, im Jahre 1770 schrieb: „Die Esten sind listig, falsch, zanksüchtig, rachgierig, wiederspännstisch, naseweis, grüßen nicht, freuen sich andere, besonders Deutsche beleidigen zu können, sind unbarmherzig — außer gegen Bettler — und ohne Scham." Hupel hätte das Alles mit einem Worte sagen können: „es sind noch dumme Jungen".

*) Die Slavophilen haben uns nun einmal zu solchen Wortbildungen verführt, obgleich sie selbst richtiger „Philoslaven" genannt werden müßten.

Unerzogene, aber kräftige Bursche aller Nationen zeigen bei überstrenger Bevormundung gerade alle jene Eigenschaften, entsprungen aus dem Gefühle der Kraft und der Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit.

Es kommt stets darauf an, wie man solche Ungebildete behandelt. Mit Gerechtigkeit, Geduld, aber unbeugsamer Festigkeit erzieht man ganze Gebiete, in denen alle Tugenden sich entwickeln und zu der den Esten angeborenen Herzhaftigkeit (die bis zur Renommage geht) und Anstelligkeit hinzukommen. — — — —

Meine Erfahrungen in der neuesten Zeit berechtigen mich dem düstern Bilde von Hupel gegenüber ein viel freundlicheres aufzustellen:

Die jetzigen Esten sind nüchtern, freundlich, dankbar, gehorsam, treu, äußerst schamhaft, fromm; sie grüßen höflich, lernen gern, besonders Deutsch und Singen, sind häufig von zarter Empfindung und Barmherzigkeit gegen Thiere und Menschen. Sie sprechen fast immer in Metaphern und witzigen Vergleichen, lesen gern die Zeitung, nehmen Antheil an den Weltereignissen und haben die größte Liebe zum Kaiser. In einzelnen Gegenden findet man allerdings Turbulenz, Rachsucht, Völlerei und Proceßsucht; aber das sind Ausnahmen. Ein räudiges Schaf steckt oft einen ganzen Stall an, kann man häufig dort sagen!

In der Erziehung der Völker, wie der Kinder, ist Geduld und Güte allein nicht hinreichend, es muß auch Furcht hinzukommen. Die höheren Stände und Spitzen der Regierung dürfen nicht verzweifeln bei dem jetzt gerade sich äußernden Mißbehagen, hervorgerufen durch die rasche Verbesserung der Verhältnisse des Landvolks in den Nachbar-Gouvernements und eine gewiß berechtigte Ungeduld des zum Selbstgefühl erwachten Volkes; eine Folge, wie ich denke, von früher erlittenem Unrecht und gegenwärtig zu hoch gespannten Forderungen und Erwartungen von beiden Seiten, vielleicht auch von dritten Elementen, die den Unfrieden zwischen Esten und Deutschen ausbeuten wollen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man für die rechtschaffensten Bemühungen augenblicklichen Dank erwerben wird. Aber ist dies denn nöthig? Kinder- und Völkererziehung belohnt oder bestraft sich erst im Verlauf der Zeit.

Die sechshundert Jahre dauernde Sclaverei hat in vielen Gegenden einen eingewurzelten Haß der Esten und Letten gegen die deutschen Gutsbesitzer hervorgerufen. Ein Mißtrauen auch gegen redliche Bemühungen ist sehr häufig; das darf aber den Volksfreund nicht abhalten, auf der

Bahn des Guten fortzuwirken. Dem Haß von Ungebildeten muß der Höhergestellte thatsächliche Liebe und Gerechtigkeit entgegensetzen, und er wird Wunder sehen.

Wenn ein Anderer ein anderes Kirchspiel Kur- Est- Livlands mit gleicher Vielseitigkeit zu beschreiben unternähme, so würde er dabei gewiß auch anders verfahren müssen, denn Dr. Bertram ist eben ein Schriftsteller eigener Art. Aber wenigstens die allgemeinen Rubriken und Gesichtspunkte ließen sich dabei dem einmal gegebenen Beispiel entnehmen. Daß solche Monographien recht sehr wünschenswerth wären, auch das ist ein wahres Wort des Herrn Verfassers.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 30. September 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Ueber die Grenzstreitigkeiten zwischen Mensch und Thier.

W. H. Dixon hat uns in seinem Reisebericht aus dem „far west" Amerikas bunte stereoskopische Bilder mitgebracht über social-politische, religiös-ascetische Experimente, wie sie vielleicht nur in der neuen Welt möglich sind. Seine Schilderungen aus der Salzseestadt, seine Bible Society — die pantogamischen Phalangsterien von Oneida Creek und mancherlei Verwandtes platzen auf die ausgebrannten Schlacken unseres europäischen modus vivendi so drastisch herein, daß wir in der That die neuesten Nachrichten aus dem Monde à la Gruithuisen wieder auftauchen zu sehen meinen. Für den denkenden Socialpolitiker haben diese Experimente aber ein so hohes Interesse, daß es vielleicht nur für den Naturforscher und Psychologen ein noch größeres giebt, den Leitfäden nachzuspüren, die in diese barocken Gestaltungen von Association hinüberleiten. Vor allem ist es eine mächtige Schranke, die fallen muß, ehe es zu solchen Collectivvergesellschaftungen kommen kann; dieses ist zugleich eine, die wesentlich eine breite Grenzscheide zwischen Menschen- und Thierwelt zieht — der Individualismus. Unsere europäische Cultur hat hierin seit Jahrhunderten feste Normen gewonnen, die nur noch in der Leibeigenschaft und den stehenden Heeren eine Ausnahme erlitten, und wenn die erstere schon bis über den Ural hinaus vor dem Andrängen der Zeit fallen mußte, bleibt für die Sclaverei der Rottendisciplin mit dem zurücktretenden Egoismus dynastischer und nationaler Sonderinteressen gegenüber dem Friedensbedürfniß der civilisirten Welt die Aussicht offen, daß auch hier die auf die Spitze getriebene Steigerung des Unnatürlichen, Culturwidrigen umbiegen und in die Wege wirksamerer Culturarbeit ohne Hinterlader und Kugelspritze einlenken werde.

In dem glebae adscriptus und unter dem Soldatenrock hört das auf, wirksam nach außen treten oder sich auch nur fortbilden zu können, was in der Vereinzelung der Individuen eigenthümliche Durchbildung nach persönlichen Anlagen, subjective Wahl der Lebenswege nach Begabung und Zweck und freie Association zu gemeinsamem Ziele mit gleich individuell abgemarkten Persönlichkeiten und Kräften ermöglicht. Dies eben möchte ich als Individualismus bezeichnen, und in seiner selbstbewußten Durchbildung und zweckmäßigen Verwerthung für sich oder in Gemeinsamkeit mit der nationalen oder staatlichen Familie zu weitergreifenden Zwecken die Signatur unserer Zeit suchen. Indem sich aus nivellirenden Kastenverbänden Summentotalitäten von Individuen, aus Zünften die freien Gewerke, aus geschlossenen Ständen die Staatsbürgerlichkeit, aus Coterien und geistlichen und weltlichen Inselbildungen im Culturstaate Mitglieder eines weiteren Bundes maurerischer, human-kosmopolitischer Mitarbeiter an dem Werke der Einigung, herausbilden, um den höchsten Gütern des Lebens mit vereinter Kraft und zu gegenseitigem Nutz und Frommen nachzustreben, müssen nothwendig neue Formen für diese neuen Strebungen gesucht werden. — Um so weniger kann es Wunder nehmen, daß, in einem jungen Welttheil, der mit riesenhafter Kraft die Probleme einer neuen Lebensgestaltung anstrebt, bei dem Versuch, so ausgesprochene Gegensätze, wie durchgebildeten, fast hemmungslosen Individualismus und Massendruck von Millionen, die gleichwohl von einer gleichartigen lebensfähigen Idee getragen werden, zu vereinen, oft genug an den Uferwindungen dieses gewaltigen Riesenstromes von Menschenkraft, in den Schwankungen seines Schwalles, oder wo er in Zeit und Raum auf Hemmnisse seines Dranges stößt, Wirbel und Strudel entstehen, die oft so elementar und stürmisch, so wunderlich und abweichend von allem Gewöhnlichen sich gestalten, daß selbst den von gesichertem Boden Zuschauenden der Schwindel ankömmt. Buntes, scheinbar vollkommen principloses Durcheinander menschlicher und unmenschlischer Leidenschaften und Strebungen, materielles Beginnen und mystisches Ringen nach dem Unsäglichen, brausen und rauschen da in wirbelndem Strudel durcheinander, stabil auf einem engen Wasserpfuhl, während der breite Strom rechts und links seine Wellen unaufhaltsam vorwärts trägt und die koboldartigen Fratzenspiele elementarer Kämpfe hinter sich läßt. Sei es, daß der Individualismus im einsamen Trapper die ersten kühnen Fußtapfen der dämmernden Civilisation in die Wildniß der Urwalds trägt, sei es, daß er sich zum Schienenweg der großen

Westbahn associirt, oder einen Bruderkrieg, wie er noch nicht dagewesen, zum Austrag bringt; wo ihm die Gegenwart und der Erfolg das „fiat" für die Zukunft als Weihe mit auf den Weg giebt, klingt unter seinem Tritt und Schritt, der Ton einer geistesfrischeren, neulebigen, kommenden Zeit an. Wo er sich aber aufgiebt um egoistisch-materieller Zwecke willen, selbst mit vollkommener Verleugnung, wenigstens scheinbarer, der persönlichen Rechte und Strebungen in Gestaltungen untergeht, die durch Summenwirkung Zwecksetzungen anstreben, denen die Zeit und der Zeitgeist diese Weihe der Lebensfähigkeit versagen, da sehen wir auch sofort den Lebenspuls der Entwickelung sinken, es weht uns heiß und narkotisch an, wie aus dem Upasthal, barocke Gestalten mit Januskõpfen im Kampf zwischen einer alten und neuen Ordnung der Dinge, treiben an uns vorüber, die Pane und Sylvane der alten Mythen scheinen die Brutstätten finsterer unbesiegbarer Naturgewalten zu bevölkern, um in vergeblichem Ringen gegen sie anzudrängen; ein Kampf um's Leben, in dem der Sieg der intelligenten Race uns, je tiefer wir blicken, je zweifelhafter wird, bis sich in den excentrischsten Erscheinungen der genannten Richtung der Menschentypus und seine Signatur, die Persönlichkeit, so weit verwischt, daß wir die Analogie mit niedern Mitlebenden kaum von uns weisen können.

Gleichwohl müssen wir es besonders betonen, daß wir diesen Vergleich anders verstanden wissen möchten, als wenn von gewisser Seite für solche Lebensexperimente die Fallstricke der Sünde und des Teufels, das Verthieren des Gottesgeschöpfes und der grobe Materialismus der Bestialität aufgeboten werden, um einer erbauten Zuhörerschaft Exemplificationen vorzuführen, die dem Forscherauge mehr Interessantes und Belehrendes als Verabscheuungswürdiges und Verdammenswerthes bieten. Der metaphysische Drang des Menschen spielt auch hier eine oft wundersame Rolle, wie er bei solchen Massenabzweigungen überhaupt wohl selten vermißt wird, sei es in der Form ursprünglich treibender Momente, oder eines vorbereitenden Unterbodens auf dem sich weiter diese abnormen Vegetationen entwickeln. Auf alle Fälle setzen sie eine eigenthümliche Geistes- und Gemüthsdisposition der Empfänglichkeit voraus, die mit den alten Formen des Lebens zu brechen bereit ist, und eine Begehrlichkeit, ein studium novarum rerum, die sich von dem Bewußtsein überwuchert fühlt, daß dieselben dem heutigen Lebensdrange nicht mehr genügen und um jeden Preis durch neue ersetzt werden müssen.

Hierin liegt aber die Gefahr des Rückganges auf dem großen Fortschrittswege der Menschheit, hierin der Verstoß gegen das durchgehende Continuitätsgesetz jeder organischen Entwickelung, und der Grund der Isolirung, durch die solche Inselbildungen im Lebensocean der Menschheit, von dem Festlande und dem Geistesverband der Gesammtheit sich getrennt sehen. Mit gut und böse über solche Erscheinungen abzusprechen, sie sündhaft und entmenscht zu schelten, deckt das Wesen nur unvollkommen und einseitig, sie irreligiös und gottlos zu nennen, wirft nur ein ganz einseitiges Streiflicht auf ihren tiefinnersten Grund. Wenn aber in einigen dieser neuen Lösungsversuche des Socialproblems das sexuell-materialistische Moment so vorschlagend betont ist, daß wir unwillkürlich zum Vergleich mit Gorillatabunen hinübergewiesen werden, so treibt doch wieder andererseits das vorschlagende mystisch-religiöse Princip anderer, wie der „resurrections orders, bible families“ u. a. unser Urtheil in die Enge, und wir können nur die Elasticität anstaunen, mit der die menschliche Natur die wundersamsten Höhen und Tiefen in sich verschmelzen kann, ohne gänzlich eine andere zu werden. Namentlich bleibt uns bei unbefangener Betrachtung das unverrückt stehen: in ihren verzerrtesten Verirrungen, gescholten und geschmäht, verabscheut und geflohen von der ganzen Mitwelt, fern in der Einsamkeit des Urwalds und in den Steinwüsten der Rocky Mountains bleibt der Menschennatur etwas, das auch in ihrem verfahrenen Entwickelungsgange sie von den niedern Lebensformen trennt. — Die Production von Gütern, eingebildeten oder reellen, geistigen oder materiellen ist es, was das menschliche Schaffen im Individuum wie in den Massen kennzeichnet. Dieses Streben nach dem kleinsten wie dem höchsten Gut, dem καλὸν κἀγαθόν, über den Bedarf des Augenblicks hinaus, und über das Maß der dürftigsten Nöthigung für Nahrung und Brut ist das Siegel menschlichen Prästigiums und spiegelt sich in den abnormsten Ausläufern der Culturverwirrung wie in den elementarsten Lebensformen, hier freilich nur sehr rudimentär, wieder. Die Scalpe an dem Gürtel einer Rothhaut, was sind sie anders, als oft zu hohem Preise, ja im Würfelspiel um's Leben selbst gewonnene Luxusgüter, während dieser selbe Wilde im Mangel an Voraussicht für das nackte Leben vom Biber und Prairienhunde sehr unvortheilhaft absticht — die doch wenigstens bei guter Zeit Futter für die magern Wochen in ihren Bauen aufsammeln. Dieses freie Spiel der Schaffenskraft, kenntlich oft unter dem Druck der thierähnlichsten Uncultur, ist so durchschlagend und kennzeichnend, daß keine

Thierform in ihren Kunstinstinkten bei aller Zweckmäßigkeit im engen Kreise ihrer Ziele dem Papua-Indianer nahe kommt, diesem Mensch-Schimpanse, der um sich Muth im Kampfe zu geben das Herzblut seines erschlagenen Feindes trinkt. Ein sonderbares Gut vor den Augen der civilisirten Welt und doch relativ ein nicht geringeres als das Ehrenzeichen, das in ihr den tapfern Soldaten schmückt und bei dessen Erwerbung es zum Theil auch nicht ohne einigen Todschlag abgeht. Es kommt im Einzelnen, wie in den Vergesellschaftungen der Kräfte und Intelligenzen nur darauf an, worauf sich dieser Schaffensdrang richtet. Das Mormonenthum hat ein gutes Theil von Errungenschaften einer alten Civilisation wie leeren Ballast über Bord geworfen, kümmert sich weder um den heiligen Geist der Bibel noch den unheiligen der Wissenschaft. Es regelt das Familienleben nach geläuterten Ansichten über Kreuzzüchtung von Racenvieh und Brigham Young griff nicht fehl, als er seinen Heiligen am Salzsee befahl erst ein Theater zu bauen und dann erst den Grundstein des großen Tempels zu legen. Panem et circenses mußte das Volk zuvörderst haben, darum Arbeit vor Allem und zwar mit den hundert Armen des Briareus; das Beten hatte gute Weile. Das Zeugniß stellt aber die ganze Mitlebenschaft diesem genossenschaftlichen Multiplicationsexempel aus, daß es als Colonisationselement seines Gleichen sucht. Wüsteneien, vor denen selbst der bedürfnißlose Wilde scheu zurückwich, sind von diesen Mormonen in blühende, fruchttragende Fluren, wie durch einen Zauberschlag, umgewandelt worden; die Ausfuhrproducte dieses jungen Staates werden ihrer besondern Güte halber auf den Märkten mit höhern Preisen erhandelt als die der bestcultivirten Gegenden der Nachbarschaft, und, bei einer riesenhaften Expansion der Gliederschaft dieser Familie, giebt es in der Salt lake city keinen Armen, keinen Bettler und keinen Trunkenbold. Missionen dieses neuen Prophetenthums durchziehen Europa und Asien und die fernen Archipele des Südmeeres; Tausende wenden sich aus der alten Heimat diesem neuen Eldorado zu und helfen bald neue Strecken wüsten Prairiebodens dem Pfluge und der Hacke dienstbar machen. Und doch ist Niemand, der der Erscheinung etwas tiefer auf den Grund sieht, in Zweifel, daß vielleicht in naher Zukunft schon auch diese wild und üppig wuchernde Prairienpflanze vor dem Hauche der von Osten herandringenden breitspurigen Civilisation dieses wunderbaren Continents welken und in Nichts zusammensinken wird. Doch nein! nicht in Nichts, wollen wir sagen. Die Bausteine werden bleiben, wenn die Hände lange ruhen, wenn die goldenen

Tafeln, die Joe Smith der Erde entnahm, zertrümmert und die letzten der „angesiegelten" Damen zu ihren Verlobten in den Himmel eingegangen sein werden! Jedenfalls wird ihr Angedenken ein arabeskenreiches Blatt mehr der Menschengeschichte einfügen, und ein moralisirender Philister, der mit der alten Schablone „Müssigang ist aller Laster Anfang" ausgerüstet, etwa, wie unlängst Dixon, eine Reise zum Salzsee gemacht hätte, um über die menschliche Verkommenheit Betrachtungen anzustellen, müßte bei der staunenswerthen Arbeitsleistung in jenem colossalen Bienenkorbe, leichtlich glauben, daß dort, nach Maßgabe seines Spruches, eher neben allen andern guten Dingen auch die Wurzel aller Tugenden und der Keim moralischer Vollkommenheit sprieße!

Die Leute des „Resurrection order" verfolgen in gleicher Abgeschiedenheit von dem großen Zuge der Bewegung amerikanischen Lebens mit ganz gegentheiligen Mitteln eine in ihrer Art eben so originelle Zwecksetzung. Von außen durch den Zug gleicher Neigung recrutirt, leben sie ein streng ascetisches Cönobitenleben und suchen im geistigen Verkehr mit abgeschiedenen, verklärten Geistern das, was ihnen die Welt nicht bieten kann und was sie ihr ihrerseits versagen. Männer und Frauen leben in rein geschwisterlicher Gemeinsamkeit und legen den Schwerpunkt ihrer Arbeit, neben der materiellen Sorge für das Leben und frommen Betrachtungen, in die Unterweisung in nützlichen Dingen durch Unterricht, Anleitung und gutes Beispiel derer, die ihnen von außen zugeführt werden. So wird hier wie dort über das Individuum hinaus, über den bewußten Vereinszweck einer oft vielköpfigen Association hinweg, an einer Güterproduction rastlos und emsig geschaffen, die in den meisten Fällen so oder anders erst nachfolgenden Generationen, nicht selten einer ganz neuen Ordnung der Dinge zu Gute kommen soll und den Fortschritt in der Geschichte mit lautloser Thätigkeit vermittelt, gleichwie die Atollbildung der Südseeinseln Arbeit auf Arbeit von Milliarden von Polypen häufen sehen muß, bis die erste Kokospalme ihren fruchttragenden Wipfel gegen die brandende See neigt. Und wie im Brandungsschwall der donnernden Wellen, in denen der unvorsichtige Schiffer den morschen Kiel zertrümmern sieht und vielleicht mit genauer Noth im schwachen Kahn sein nacktes Leben rettet, gerade dieser Bildungstrieb des „Lebens im Kleinen" am emsigsten fortbaut, so wuchs dieses Cönobitenthum und jenes weitaus großartigere Mormonenwesen unter dem Andrang widriger Verhältnisse, unter Verfolgung und Entbehrung maßloser Art, und mußte endlich, an Leben und

Eigenthum bedroht, sich fern von den Grenzen der Civilisation durch die Wüste ein verheißenes Land suchen, in dem es sich nun zu einem weitschattigen Baume entfaltet. Eine vollkommen isolirte Erscheinung eigenster Art in der Menschengeschichte und doch aus ihr und einer einigen Wurzel dem dunkeln, verborgenen, metaphysischen Naturboden entsprossen. So weist selbst der Rückgang, der scheinbare Rückschritt im Einzelnen, wie eine Excrescenz des Fortschritts, auf diesen hin; wie eine Abnormität das Gesetz, eine Ausnahme die Regel bewahrheitet; und immer weiter scheint die lebenvolle, tausendgestaltige Thierwelt hinter dem Vorschreiten dieser auserwählten Lebensform zurückzuweichen, indem sie in Formenstarrheit und intellectueller Unbeweglichkeit neben diesen expansiven Regungen der Menschennatur nur ein Scheinleben zu fristen das Ansehen hat, das überall bedroht und fliehend, wo der Mensch seinen Fuß hinsetzt, nur durch dienstbare Gefügigkeit kümmerliche Lebensbedingungen erringen kann.

Und dennoch entziehen sich Aehnlichkeiten im Entwickelungsgange dem näher zutastenden Blicke nicht, die auf eine bedeutsame Gemeinsamkeit in der Wurzel alles Lebenden hinweisen, Aehnlichkeiten, die im Gewordenen, jetzt Bestehenden Spuren erkennen lassen, die für Darwin's Lehre von der Metamorphose der Arten zeugen und bei der großen Geschiedenheit, die gegenwärtig die oberste Spitze des organischen Formentriebs von seinen ersten Anfängen und rückständigeren Gestaltungen trennt, das Interesse der Forschung mit immer neuen Fernblicken in dieses Geheimnißvolle ἓν καὶ πᾶν rege halten.

Einmal ist der wirkliche Fortschritt, selbst wenn man über den Maßstab sich geeinigt, nachdem er zu messen wäre, im Menschengeschlecht so mikrometrisch und von so großen Rückschlägen und Erschütterung durchsetzt, daß es heute noch Pessimisten giebt, die ganz an ihm verzweifeln, und gern mit Leben und Gedeihen, mit Leib und Seele zur „Kindschaft" angenommen werden möchten, wie Stahl, herrenhauslichen Angedenkens, noch vor wenig Jahren die „Umkehr der Wissenschaft" predigte und Berlin in neuester Zeit noch sonderbarere Dinge zu hören bekam, die selbst den Stadtverordneten zu viel waren. Ueberall ist die Geburt einer neuen klärenden Idee, eines durchbrechenden neuen Leuchtpunktes auf dem dunkeln Wege der Geschichte mit so viel Schmerzen und Schatten zu Tage getreten, daß von den großen Durchbrüchen civilisatorischer Wandlungen, über deren fördernde Wirksamkeit erst kommende Zeitalter Recht sprechen sollen, augenblicklich oft nur das Chaos der Zerstörung von mühsam Aufgebautem,

durch gleiche Kämpfe Errungenem dem fragenden Blicke als Eindruck bleibt. Andererseits bildet sich das innere und äußere Leben der Thierwelt mit und neben dem Menschen, selbst innerhalb der Spanne historischer Zeitrechnung offenbar um, nimmt neue Formen und Lebensbedingungen in seine Natur auf und entwickelt Anlagen, die seinen ursprünglichen fremd zu sein scheinen. Namentlich im Zustande der Domestication kann eine gewisse Beweglichkeit früher für starr gehaltener Grenzen, nicht mehr geleugnet werden, und in der Racenzüchtung ist, wenn wir die Erfahrung nicht todtschweigen wollen, ein Einbruch in diese festen Abmarkungen bereits constatirt, dessen Weiterungen bis zu jetzt kaum übersehbaren Formenwandlungen leiten können. Dazu weist die Forschung untergegangene, unter vorhistorischen Schichten begrabene Thierformen, und gerade der vorgeschrittensten Typen, nach, welche, wie die in Griechenland und anderswo neuerdings zu Tage geförderten Affenreste, Wandlungen das Wort reden, die für Perioden, wo die Menschennatur, nach zeitlich diesen Perioden genäherten Funden, diesem Typus weitaus näher stand, als dies jetzt den entwickeltsten Formen der Thierwelt gegenüber selbst von dem verkommensten oder rückständigsten Menschenwesen behauptet werden kann. Hier scheint, durch große Zeitperioden von seinen vorgängigen Verbindungsgliedern abgetrennt, ein Rückschritt in den jetzt lebenden Formen zu fester Gestaltung erstarrt zu sein, der als solcher weder gegen eine wirkliche Fortentwickelungsfähigkeit spricht, noch dem Gedanken principiell widerstrebt, daß in unvordenklichen Zeiten die peripherischen Ausläufer dieser jetzt so durchgehends geschiedenen Lebenskreise sich nicht hätten decken mögen. Nehmen wir namentlich das neuerlichst von Moritz Wagner mit genialem Griff herbeigezogene „Gesetz der Migration“ zur Erklärung von Wandlungen zu Hülfe, die in der natürlichen Zuchtwahl Darwin's selbst in colossalen Zeitläufen die Wahrscheinlichkeit der Aenderungen in einem zweifelhaften Dämmerlicht erscheinen lassen, so gewinnen wir Ausblicke, die zwar wieder ein gutes Theil weniger Wissenschaft auf die heiligen Urkunden zurückzuleiten gestatten, dagegen darüber trösten, daß die bis jetzt gewonnenen Funde so lückenhafte Beweise bieten. Die Hypothese mag immerhin die weite Kluft fürs erste zu überbrücken wagen; ohne Hypothese keine Wissenschaft, wie ohne Symbolik keine Religion. In beiden kann man des Schematischen, Vor- und Sinnbildlichen entrathen, wenn die volle Wahrheit zum Durchbruch gekommen. Und warten kann wenigstens die Wissenschaft, nur muß sie Wissenschaft bleiben, d. h. die Allegorie der metaphysischen Bedürfnißkreise aus dem

logischen Gedankenkitt der erscheinenden Welt ausschließen. Wagner hat nämlich nachgewiesen, daß die Erscheinung oft ganz isolirter Lebenskreise in Pflanzen- und Thierwelt, abgemarkte Formenscheidungen von nachbarlichen Verwandten, sich kaum anders erklären lassen als durch die Isolirung, die sich ihnen nach einmaliger zufälliger Scheidung von dem Grundstock ihrer Entwickelung zur Fortbildung specieller Eigenthümlichkeiten förderlich erwies, und die neugeaichten Formen vor dem Zurücksinken in die ursprüngliche Racenunität bewahrte. So bilden klimatische, flußgebietliche, geologische Abgrenzungen auch die natürlichen Scheidewände, die besondere Lebensformen in ihrer Eigenentwickelung schirmten, und ihre Abzweigungen von der Stammform vor Zurückgehen auf diese so sehr bewahrten, daß sie gegenwärtig, eine feste und dauernde Sonderform, mit dem Massengewicht auf den Schauplatz des Kampfes um's Dasein treten, für den die in einzelnen Individuen angelegte Verschiedenheit von der Stammart auf wirksame Erfolge nie hätte rechnen dürfen.

Es giebt Lebensformen, die fast Ubiquität auf unserm Planeten beanspruchen, andere die nur unter besondern Lebensbedingungen ihre Existenz fristen. Zu den ersteren gehört vor allen der Mensch und gewisse Thierformen, die, wenigstens im Zustand der Domestication oder ganz speciell auf ihn als ihren Nahrboden angewiesen, ihm überall hin folgen. Es giebt aber auch Formmodalitäten, die namentlich nach Maßgabe ihrer activen oder passiven Ortsbeweglichkeit eine größere oder geringere Verbreitungsgrenze gewinnen, einmal aber an der Grenze dieser natürlichen Marken angelangt, diese nur selten in vereinzelten Individuen überschreiten, gewissermaßen Colonisation darstellend, die, getrennt vom Mutterstamm, dann sofort unter begünstigenden äußern Einflüssen Zweigformen darstellen, die zu selbständigem Gedeihen in typischer Gestalt gelangen. So scheidet der tiefeinschneidende, reißende Kisil-Irmak bei Sinope gewisse schwerfällige Käferarten, die westlich und östlich an den Ufern dieses schmalen Flusses ihre natürliche Varietätengrenze finden. Etwas Aehnliches hat Wagner für die untere Donau, für die Wasserschranken gewisser Flußgebiete in Afrika, für die Meerenge von Gibraltar, die abgesehen von niedern Thierformen den einzigen europäischen Affen von seinen tropischen Verwandten trennt, nachgewiesen. Noch weiter gehende Scheidewände für solche Colonisationsabzweigungen bietet das Hochgebirge, namentlich in seinen durch jähe Abstürze von dem umgebenden Erhebungszuge getrennten Kegelbildungen, in den himmelanstrebenden Pics der Anden und des Himalaja,

wiederum tiefer greifende endlich das Meer und seine vom Festlande näher oder ferner abliegende verstreute Inselwelt. Diesen natürlichen Verhältnissen, im Verein mit klimatischen Einflüssen und gegenüber dem Mehr oder Minder der Migrationsfähigkeit einer Lebensform, muß Rechnung getragen werden, wenn, wie Wagner sagt, nicht ein Schöpfungsact besonderer Art für engbeschränkte Gebiete angenommen werden soll, wo auf der Westgrenze eines schmalen Flußgebietes ein Insect mit glatten Flügeldecken, auf dem östlichen Uferstrich durch eine vicariirende Art mit derartigen rauhen vertreten erscheint. Er giebt diesem auffallenden Factum einen gewichtigen Nachdruck durch die Bemerkung, daß in der ganzen Türkei nur eine einzige Hunderace gefunden werde, weil durch Wegfall irgend hemmender Scheidungen die unbegrenzte Kreuzung auf eine constante Mittelform hinleitet. Die Hunde in's Haus aufzunehmen verbietet nämlich dem Muselmann seine religiöse Anschauung, und so sind diese für unrein gehaltenen Thiere, in halber Domestication, dennoch auf die unbeschränkteste Gegenseitigkeit hingewiesen und gelangen nie dahin in irgend welcher Eigenthümlichkeit, diese einer irgend nennenswerthen Gesammtheit von Individuen als Racenspecialität aufzuprägen.

Wenn hiernach die Variationselasticität der Lebensformen auch eine Schwankungsweite erlangt, die den Herren von der strengen Observanz nur zu lieb sein muß, so hat dieser scheinbare Beleg dafür, daß die Wissenschaft in ihren Resultaten doch immer wieder auf die Weisheit der alten Urkunden hinauslaufe, doch auch seine etwas dornige Seite, so daß man sich wohl bedenken wird ihn in dieser Richtung geltend zu machen.

Wir meinen selbstverständlich hiermit die Frage über die Abstammung des Menschengeschlechts von einem oder mehreren Paaren. Diese Abstammung von einem Paare aufrechtzuerhalten vereinigen sich verschiedene Interessen der Pietät, der Gebundenheit an anerzogene Ideen, der Tradition und des Bewußtseins, daß durch radicale Erschütterung dieser Ueberkommenschaft sehr wesentliche Strebepfeiler des Baues wanken müßten, unter dem die bis hierher geführte Civilisation unserer westlichen Culturländer sich in stillschweigender Anerkennung des Ueberlieferten geborgen hat. Wenn nun auch gefragt werden könnte, ob dieser Strebepfeilerbau ein bloß gerüstmäßiger oder definitiver zu nennen wäre, so ist in allen Dingen Abtragen und Einreißen leichter als Festigen und Neubauen. Darum hat die Wissenschaft, die in mehr als einer Richtung sich in dieser cardinalen Lebensfrage in diametraler Entgegensetzung gegen das Althergebrachten

findet, mit aller Behutsamkeit und Gründlichkeit vorzugehen, und hat sie namentlich die Verpflichtung, schon als Vertretung des Suchens nach den ungetrübten objectiven Causalzusammenhängen der Welt, in diesen Dingen nicht mehr zu sagen, als sie gefunden, und nächstdem, um ihrer selbst willen, nicht mehr zu finden, als sich überhaupt vernünftiger Weise suchen läßt. Zu dieser letzteren Art von Funden gehört z. B. der Andrias Scheuchzeri von Oeningen, dieser als homo primigenius bezeichnete Riesensalamander der Tertiärgebilde, ein ca. 3 Fuß langer Lurch, der seiner Zeit viel von sich reden machte, bis die mit Recht berühmt gewordenen Schädel von Engis und Neanderthal darauf hinwiesen, wo präadamitische Gedenksäulen der Schöpfung wirklich zu suchen seien.

Ohne die Gründe gegen einander abzuwägen, die nach den gegenwärtig im wissenschaftlichen Verstande der Sache gewonnenen Ueberzeugungen die Wagschale der Entscheidung nach der Seite mehrerer Menschenfamilien hinneigen machen, was über die Grenzen dieser Blätter hinausgreifen würde, wollten wir nur im Gegentheile darauf hindeuten, wie das Hervorziehen eines Momentes in solchen Untersuchungen leicht das moralische Gewicht der übrigen in Rechnung gehenden herabdrückt und der großen Gefahr unterliegt, auf einem ohnehin so schwankenden Felde aus scheinbar richtigen Prämissen falsche Schlüsse zu ziehen. Nehmen wir nämlich mit Moritz Wagner die Variationsfähigkeit der Formen in einer Ausdehnung in unsere Betrachtung auf, die er zwar ausdrücklich nur für Artunterschiede, nicht für Uebergriffe über die Gattungscharaktere feststellt, so könnte uns diese interessante Entdeckung auf den ersten Blick eine bequeme Handhabe zu bieten scheinen, die Ableitung der verschiedenen Menschenracen von einem Paare auf demselben Wege zu versuchen. Es könnte scheinen, daß Colonisationen, von dem Urpaare sich abzweigend und östlich und westwärts von dem supponirten Ursitze im paradiesischen Kaschmir-Thale wandernd, durch die wolkenhohen Gebirgsmassen des Himalaja und die schmale Landscheide des afrikanischen Festlandes von ihrem Wiegenstamme geschieden, diesem abhanden gekommen sind und als Autochthonen allmählich die Umbildungen erfuhren, die sie in ungekreuzter Inzucht zu selbständigen Racentypen festigten. Es machen sich dieser hier und da verlautbarten Auffassung gegenüber so wesentliche Bedenken geltend von Seiten der Ständigkeit dieser Typen, der Bastardkreuzung zwischen ihnen, von Seiten geologischer und psychologischer Zweifel, ob hiermit der thatsächliche Vorgang auch nur eine annähernd wahre Darstellung finde, daß dieselbe wohl kaum

als eine nennenswerthe auf der Tagesordnung steht. Denn hätte sie auch wirklich eine begründetere wissenschaftliche Vertretung gefunden, so wäre doch in diesem Fall der Triumph, den die Mosaische Schöpfungslehre darin gefeiert, nur ein Sieg des Pyrrhus gewesen, sofort hätte sich dem Feinde damit die ganze Flanke der Stellung frei geben müssen und, was auf der einen Seite gewonnen, hätte sofort wieder auf der andern verloren werden müssen. Ist nämlich die Abschweifungsfähigkeit des menschlichen Typus innerhalb der Zeiträume, die jene Urkunde aufstellt, eine so elastische, daß wir diese so sehr von einander abweichenden Formverschiedenheiten in verhältnißmäßig so kurzen Perioden sich typisch festigen sehen, und zwar der Art, daß aus ihnen so grundverschiedene, ja kaum vergleichbare Schaustücke eines Plato oder Sokrates auf der einen und eines Papua auf der andern Seite hervorgehen konnten, so ist auch dem in viel längeren Zeitperioden sich vollziehenden Uebergang von Gattung in Gattung, Familie in Familie Thür und Thor geöffnet. Denn zwischen dem Kopf einer Gauß oder Newton und dem eines Australnegers, der Psyche eines Aristoteles und den Instincten eines Fidschi-Indianers sind so unübersteigliche, scheinbar wesenhafte Scheidewände aufgerichtet, daß man weit eher zugeben möchte, ein Gorilla ließe sich durch ein Paar domesticirende Generationen zu dem letzteren heraufziehen, als daß Australneger oder Fidschi auch über die Brücke der breitesten Culturläufte sich zu jenen Höhenpunkten der Menschheit hinüberführen lassen. Nun ist uns aber bekanntlich die Zeit, in der diese Abartungen sich zu festen Typen setzen konnten, durch die Tradition selbst in sehr beengender Weise verkürzt worden. Der unvordenkliche Adam und seine reiche Nachkommenschaft in Völkern ohne Zahl und Namen kann als Unterlage für diese Bevölkerungsstatistik nicht verwendet werden. Ein solche Racenableitung wird thatsächlich zu Wasser — zu dem Wasser, „darin ersäufet sind, all sündhaft Vieh und Menschenkind“. Es bleibt uns also nur der enge Raum von der zeitlichen Erscheinung Noah's und seiner Söhne bis zu dem Momente, wo deutliche historische Kunde von der Existenz verschiedener weitverbreiteter Racen bei Moses uns entgegentritt, — das wahre geschichtliche Spatium, in dem die Zangengeburt der Racen vor sich gehen muß! Nach C. Vogt — der darüber ein Mehreres giebt — etwa 800 Jahre, in die die Regierungszeit der Hyksoskönige mit einer reichentwickelten Cultur und eigenthümlichen Race in Aegypten fällt. Noch mehr: bereits Abraham zieht in seinem 75. Jahre dahin und findet dort einen Pharao in einem reichgegliederten

Staatswesen — 367 Jahre nach der alles ersäufenden Flut, die hier eine sündhafte Generation wegtilgte, welche laut den Zeugnissen der Hypogeen des Nilthales unverkennbar die derselben Neger mit prognathem Schädel und wolligem Haar war, welche, nach der Sündflut wiederum vorgefunden, die Niederungen des Nils bereits nach Millionen bevölkert hatten; wozu noch kommt, daß chronologisch gleichzeitig mit jener Flut oder bald nach ihr durch die Denkmale von Ninive, Khorsabad rc. die Existenz von zahlreichen Völkern in Kleinasien erhärtet wird. Die verschiedenfarbigen Racen aber von den drei Söhnen Noah's in der Völkerzahl, wie sie uns entgegentreten, abzuleiten, bleibt denn doch bei aller licentia genetrix eine etwas starke Zumuthung, — alles innerhalb der angezogenen Zeitperiode; und nimmt man hinzu, daß der Nothbehelf, die iranisch-kaukasische von Sem, die Negerrace von Ham und die mongalische von Japhet abzuleiten, in sich selbst zusammenfällt, da Nimrod, ein Sohn des Ham, nach den Denkmälern sicher zum iranischen Stamm zählt, so bliebe nur Japhet übrig, den ganzen Bedarf an Negern, Mongolen, Südseeinsulanern, Rothhäuten und Australiern zu decken! Was von ihm zu verlangen geradezu unbillig wäre. Sollte aber auch diese Möglichkeit von gläubigen Herzen nicht zurückgewiesen werden, so sehen wir nach C. Vogts Vorgang, (Köhlerglaube und Wissenschaft S. 82) auch diesen Dämmerschein des Lichtes schwinden, wenn wir aus Untersuchungen hervorgehen sehen, „daß auch Japhet weiß war, wie seine Kinder," — „daß die Bibel in diesen Anfangserzählungen nur weiße Menschen kennt und die Wohnsitze der verschiedenen Nachkommen Noah's, so weit die Bibel sie nennt, überhaupt nur in einem kleinen Theile Asiens zu suchen sind, wo man sie zum großen Theile nachgewiesen hat."

Daselbst wird nach J. v. Gumpachs Abriß der babylonisch-assyrischen Geschichte festgestellt, daß das locale, auf die Länder des Euphrat und Tigris beschränkte Phänomen der mesopotamischen Flut, die in China ähnliche fast gleichzeitige Pendants aufzuweisen hatte, ungefähr um 2300 v. Chr. fiel und daß schon 200 Jahre früher Babylon die mächtige Hauptstadt eines culturentwickelten Staates war, daß in dieser vorsündflutlichen Zeit ägyptische Schiffe an den Mündungen des Euphrat und Tigris erschienen waren und Babylon nach der Flut wieder in neuem Glanze erstand. In dieser Richtung läßt sich die Forschung also zu den conservativen Zwecken Urkundenpflichtiger nicht gebrauchen, und die Forderung: das Menschengeschlecht oder vielmehr seine Familienvarietäten von einem

Paare und nur einem abzuleiten, scheint größere Schwierigkeiten, wenn exacte Beweise vorgeführt werden sollen, zu bieten, als die gegnerische Stellung zu überwinden hat, wenn sie den Scheinbeweisen dafür gegentheilige Auffassungen mit Gründen hoher Wahrscheinlichkeit entgegensetzt. Keiner der geringsten unter diesen ist ein oben angedeutetes Factum, daß nämlich unter Anderm das Gesetz der unbegränzten Fruchtfolge, das bei Inzucht innerhalb der Race sich geltend macht, Ausnahmen bei Kreuzungen erleidet, die z. B. den Mulattentypus durch immer neue Kreuzung von Weiß und Schwarz erzielen muß, während dieser selbst im dritten und vierten Gliede bei Inzucht Sterilität als Grenze seiner Fortbildung sich gefallen lassen muß, — ja, daß man sogar die Versicherung wiederholen hört, — eine Kreuzung von Europäern mit der australischen Race sei überhaupt erfolglos und die Colonisation der Weißen könne sich daher nur durch Inzucht innerhalb des eigenen Blutes erhalten.

So sehen wir eine über gewisse Grenzen sehr beschränkter Art hinausgehende Schwankensweite der Formen weder durch Analogie noch Erfahrung wesentlich befürwortet; der Typus des an der Spitze der Civilisation marschirenden Wesens erhält sich constant in urthümlich angelegt scheinenden Hauptschattirungen, wenigstens innerhalb historischer Erinnerung, und die traditionelle Chronologie seiner Ausbreitung über die Erde giebt nur ein haltloses, für die wirkliche wissenschaftliche Durchdringung unersprießliches Bild, während freilich auch die Wissenschaft eingestehen muß, zu befriedigenden abschließenden Resultaten bis heute nicht gelangt zu sein. Gleichwohl ist es nicht zu unterschätzen, daß ein vorschreitendes Ineinandergreifen der Geologie, Anthropologie und vergleichenden Anatomie auch hier immer näher an das eigentliche punctum saliens hinandrängt. Eine annähernd genauere Feststellung der Verbreitungsbezirke der Revolutionen in Zeit und Ausdehnung, die unserem Planeten die letzte Gestalt seiner Oberfläche mit Vertheilung von Land und Meer, Bergkämmen und Thaleinsenkungen gegeben haben, wird über die Migrationsfähigkeit der vor dieser Periode bestanden haben könnenden Bewohner der Erde Anhalte geben, die über die autochthone Erscheinung oder colonisirende Verschiebung schon vorhandener neue Wahrscheinlichkeitsgründe zu den bereits gewonnenen fügen müssen. Von der Paläontologie erwarten wir neue Aufklärungen über die Formänderung eines Wesens, das auch gegenwärtig noch Unterschiede der Individuen und Racen zeigt, wie sie so tief einschneidend kein anderer Bewohner der Erde aufzuweisen hat; die Erforschung der Reste,

die ein rohester Naturzustand neben jenen Ueberbleibseln spärlichster Art als Andeutungen menschlicher Thätigkeit nachweist, muß dieses Bild weiter ergänzen und wird mit aller Wahrscheinlichkeit die Lücke noch lange offen lassen, die den Urmenschen und seine Abkommenschaft von den entwickeltsten Thierformen in bereits wieder untergegangenen Affentypen scheidet. Gleichwohl liegen schon gegenwärtig Funde vor, die über die Form aus abgetrennten Rudimenten kaum mehr entscheiden lassen, ob wir eine menschliche oder thierische vor uns haben, und erst in den im Vollgebrauch ihrer ganzen Fähigkeiten und Anlagen uns lebend entgegentretenden Exempeln der höchstentwickelten Affenform und des degradirtesten Menschenwesens sieht selbst der rohe Blick Unterschiede, die als qualitativ und unvereinbar imponiren. Diesen Punkt zu untersuchen und von hier aus jene Lücke entweder zu überbrücken oder zu einer klaren Scheidekluft zu weiten, ist eine Aufgabe, an der sich die Wissenschaft der jüngsten Tage mit Interesse versucht hat.

Wenn Geoffroy St. Hilaire schlechtweg behauptet, das Thier **denkt** nicht, so kommt es nur darauf an, was man sich unter „denken" denkt. Denn in der Richtung des einfachen Verstandeswesens der Verknüpfung anschaulicher Vorstellungen nach dem Nexus des Causalzusammenhanges existiren zwischen Mensch und Thier unzweifelhaft nur graduelle Unterschiede, durchaus nicht qualitative Scheidungen. Hält man nur diese Definition fest, wie sie für die nackte Verstandesthätigkeit unzweifelhaft die einzig deckende ist, so ist Verstand, und dieser ist ohne Denkthätigkeit eben nicht denkbar, im Thiere in ausgesprochener Weise und zum Theil in sehr entwickeltem Grade thätig. Quatresages geht in dieser Beziehung weiter. Er statuirt für das Thier, ohne die besonderen Qualificationen des bevorzugt Menschlichen zu unterschätzen, auch rudimentäre Anfänge von diesem in den Anlagen, theilweise Entwickelungen in der Erscheinung. Er bezeichnet aber nicht genauer, in welchem Umfang diese höheren Vermögen aus einer bestimmten Quelle bei den Menschen fließen und in welcher Annäherungsgrenze sie bei den Thieren zu Tage treten. Durchweg aber neigt er auch in dieser Beziehung der Annahme einer nur quantitativen Differenz zu, und das ist gesprochen nicht „wie ein Kirchenvater", wohl aber wie ein Naturkundiger und Philosoph, der in der Korallenbank den fast mikroskopischen Polypen erkennt und aus dem unscheinbaren Baumateriale Berge und Continente aufthürmt. Wesentlich ist es hier aber das Vermögen, **nicht** anschauliche Vorstellungen zu Begriffs-

verbindungen und diese zu Schlüssen zu verknüpfen — also Vernunft und Urtheilskraft, um welche sich die Frage dreht. Hier scheint der gegen das Thierreich ganz unverhältnißmäßig übergreifenden Intelligenz des Menschen, in Begriff und Wortzeichen dafür, in Sprache und Persönlichkeitsbewußtsein, im Auftauchen des moralisch Guten und Bösen aus dem dumpfen Grunde des thierischen Subjektivitätsgefühls, endlich in dem metaphysischen Hange des Religiösen eine Weiterung gegeben, die mit einem Schlage zauberähnlich alle Analogien hinter sich läßt, und plötzlich den Menschen mit seinem „Gott", seiner „Freiheit und Unsterblichkeit" aus den Banden der niederen Beschränkung einer andern Ordnung der Dinge gewonnen zu haben den Meisten die unerschütterliche Ueberzeugung giebt. Wer wollte sich auch in den Augen der Welt gegen solche Ueberzeugungen, gegen solche „objective" Thatsachen erkühnen den Menschen etwa wieder „zum Thier herabzuwürdigen" und ein Ebenbild Gottes, eine freie Creatur von so hoher ethischer Berufung wieder in den Staub ziehen? Gut gemeint und von edlen Absichten getragen mögen diese oft gehörten Redensarten sein, und wenn sie sich noch obendrein in recht pomphaften Phrasenschwung kleiden, werden sie auch recht süß in die Herzen der großen Menge eingehen, denen die unschuldigen Affenmährchen à la Darwin immer mehr oder weniger Verstimmung bringen. Die wissenschaftliche Betrachtung hat aber doch, Niemand zu Lieb und Niemand zu Leide, die oft unbequeme und danklose Verpflichtung nachzusehen, wie es denn mit den Beglaubigungsschreiben dieser hohen Berufung und exceptionellen Stellung beschaffen ist. Und da können wir nicht gerade sagen, daß Quatrefages und seine Geistesverwandten so ganz ohne Sinn und Gedanken geredet haben. C. Vogt erörtert in seinen „Vorlesungen über den Menschen" nach Anleitung jenes bedeutenden Forschers, daß, wenn hier überhaupt nur von rudimentären Anfängen und Anklängen des Menschenähnlichen gesprochen wird, dieses beim Thiere in der Ausdrucksweise seiner Gefühle, Leidenschaften und Wünsche durch Tonbildungen nicht allein durch die Rudimente einer Sprache vertreten wird, sondern auch Anklänge an das Abstracte in dem Sichselbstaufgeben der Mutterliebe bei den Thieren zeigt, die uns zu dem hinüberleiten, was in der menschlichen Abhängigkeit und Gebundenheit von ungekannten Kräften zu den Gestaltungen des metaphysischen Bedürfnisses, zu dem Urkeim religiöser Regung Beziehungen andeutet, die merkwürdige Analogien in der Thiernatur erkennen lassen: unbestimmte Furcht vor unerklärlichen Agentien, wie Vogt anführt,

„wahre Gespensterfurcht" vor einem leuchtenden Stück faulen Holzes im Walde bei einem Hunde, Sympathien und Antipathien gegen und für sonst indifferente Personen, Liebe und Haß, erstere für den Herrn, der das Thier oft gestraft und gemaßregelt, letztere für die Farbe und Gestalt eines andern Thieres, das scheinbar seinen Lebensweg nie durchkreuzt. Ich selbst beobachtete bei meiner Hühnerhündin, die einen ausgesprochenen Verfolgungstrieb gegen alle Katzen an den Tag legte, eine ganz idyllische Toleranz gegen ein kleines Kätzchen, das sie auf einen Baum gejagt und das, plötzlich naiv herabspringend in die Löwengrube ihres Gebisses und ihrer Tatzen, ganz unbefangen und schmeichelnd mit ihr zu spielen anfing. Das Thier ging darauf ein und schien fast unter dem Einfluß des moralisch-ethischen: Neminem laede, immo omnes, quantum potes, juva! die Verpflichtung zu fühlen, sich diesem Vertrauen gegenüber ebenbürtig zu zeigen und angenehm zu machen, bis ein Seitensprung des Kätzchens es wieder auf seine alten Tricks brachte. Und ist neben solchen charakteristischen Zügen nicht das Bewachen eines Stückes Fleisch bei einem hungernden Hunde gegen andere und gegen den eigenen Appetit, ein Analogon des „Tabu", das auch der roheste Fetischdiener gegen die drängendsten Instincte roher Leidenschaften respectirt? Man muß sich in der That die ungeheure Kluft zwischen der Intelligenz des rohesten Menschenschädels und den beschränktesten Seelenkräften des intelligentesten Thiers vergegenwärtigen, um solche Züge nicht zu unterschätzen, sondern das Verwandte, Gleichwurzelige im Unähnlichsten zum Verständniß zu bringen. Zwischen einem Gauß und Bessel und einer Hündin, die ihre Brut zählt, wenigstens von ihrer Zahl eine ganz bestimmte Anschauung hat, ist gewiß ein ganz erklecklicher Abstand; und wenn auch nie zu erwaren sein wird, daß das Thier Positionsmessungen von Doppelsternen mache, soviel mathematischer Wurzelgrund steckt in ihm, während des Säugens sehr genau zu wissen, ob seine acht Jungen beisammen sind oder ob eines fehlt, obgleich dasselbe Thier drei Wochen später seine eigene Brut nicht mehr erkennt und sich kaum um sie bekümmert.

Um die Frage zu entscheiden, ob das Unterscheidende zwischen Mensch und Thier ein grundwesentlich Urverschiedenes sei, genügt es also nicht, von den Thatsachen allein Notiz zu nehmen; diese sind scheinbar incommensurabel und ihre etwaigen Abzweigungen von einem einzigen Wurzelgrund so auseinandergezogen, daß ihnen allen der objective Schein in einem Grade anhängt, wie er das Urtheil nur zu leicht irre leitet. Die Scheinbewegungen

des Mondes gegen die Wolken in einer dunkeln Herbstnacht, die scheinbar stille stehenden Speichen eines elektrisch momentan beleuchteten, schnell umschwingenden Rades, ja die Bewegung der Sonne um die Erde haben nichts Aufdringlicheres, Zwingenderes als diese dem egoistischen Menschenbewußtsein vorgehaltenen Scheinbeweise einer toto coelo verschiedenen Natur seines Geschlechtes gegenüber dem belebten Fleisch, das ihn umgiebt. Wenigstens dem Verbreitungsbezirke der ganzen abendländischen Cultur ist diese Irrthumsquelle angewohnt, man möchte sagen angeboren. Der früher gewordenen religiösen Vertiefung östlicher Gedankenkreise wohnt ein anderes Bewußtsein inne, und Hunderte von Millionen leben dort der Ueberzeugung, daß das Leben eines sei und in allem Lebenden das Gleiche. Daher dort auch die Schonung des Lebens der Thiere und ihre wahrhaft humane Behandlung ein durchgehender Zug des Gemeinlebens gegenüber einer ruchlosen Rohheit hüben, gegen die alle Thierschutzvereine mehr einen moralischen Protest als eine wirksame Hülfe gewähren. Das Christenthum selbst hat, bis auf ein Paar magere Andeutungen in seinen Urkunden, so wenig Notiz davon genommen, daß es daraus nicht einmal ein pädagogisches Mittel der Volkserziehung zu machen vermochte; daß die Milch der frommen Denkungsart aber Principien nicht groß zu ziehen vermag, die überhaupt gar nicht da sind, lehrt die tägliche Erfahrung in dieser Richtung allerorts und zu allen Zeiten.

Im Allgemeinen scheinen nun jene objectiven thatsächlichen Ergebnisse darzuthun, daß neben der unzweifelhaften Verstandesthätigkeit bei Thieren das Vermögen der abstracten Vorstellungen, das vernünftige, deliberirende in Urtheilen und Schlüssen sich bewußt darlegende Moment zu fehlen scheint. Namentlich jener Uebergangsform von den anschaulichen zu den abstracten Vorstellungen: die Urtheilskraft, mit dem so zwingenden Scheine des liberum arbitrii beim Menschen, scheint ein so ausschließliches Prärogativ der Menschennatur zu sein, daß es die Psychologie auch bereits ihrer Domäne unangefochten erobert und zu den Seelenvermögen gestellt hat. Nicht weniger hat nun aber der Obscurantismus aller Religionen es sich angelegen sein lassen, der Eitelkeit und Selbstliebe dieses hinfälligen Geschlechts mit den rosigsten Illustrationen der Unvergleichbarkeit von Mensch und Thier zu schmeicheln, so lange und so weit namentlich ihm diese captatio benevolentiae förderlich war. Nur wo diese Autonomie von Gottes Gnaden seiner Leiterschaft über den Kopf zu wachsen drohte oder unlucrativ erschien, sorgte man dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen,

und die Depotenzirungstheoreme der „Sündhaftigkeit", der „Verwerfung", der zu erstrebenden „Kindschaft durch die Gnade und im Gewande der Demuth" mischten sich in das Himmelshalleluja des „Herrn der Schöpfung". Die Wissenschaft hat dagegen von je hier und dort einen verborgenen Kern gepflegt, aus dem einst vielleicht das bessere Bewußtsein der Einheit alles Seienden sprießen darf. Sie hat diesen Gedanken zu allen Zeiten gehegt und gepflegt, bis an die Grenzen der Erkenntniß hin, an denen die qualitates occultae bald der chemisch-physischen bald der vitalen und psychischen Vorgänge Scheidungen geboten, die wenigstens für den menschlichen Intellect den Vortheil des sich Orientirens in dem Massendrang des unendlich Vielgestaltigen haben durften.

Aus dem Metempsychosenkreise heraus durch alle Zeitalter zieht sich aber bis in unser heutiges Wissenschaftsleben ein rother Faden aus demselben Zeug, der neben der Idee hinläuft, den Menschen wohl als Gipfelpunkt des animalen Lebens hinzustellen, ihn aber nicht zum Thier herabzuwürdigen, wenn man ihn ein vollkommenstes, mit Vernunft begabtes Thier nennt. Damit hat man sofort der Möglichkeit der Vervollkommnungsfähigkeit der Thierformen zu höhern Typen und der Durchbildung der vollkommensten endlich unter ihnen, der menschenähnlichsten Form, sit venia verbo, der Affen zu „menschenähnlichen Wesen" und zu Menschen selbst das Wort geredet oder, wollen wir sagen, wenigstens die Wege geebnet. Diesen aber nachzugehen bleibt von um so größerem Interesse, als bei aller verehrlichen Entrüstung, die dieser Gedanke von jeher in gewissen Kreisen hervorgerufen, eben jene dämmerhaften Anfänge höherer functioneller Potenzen in den Thieren unzweifelhaft ihre Vertretung finden. Der Weg der Entwickelung findet somit Anhaltspunkte gewisse Kernzellen des entwickelten Vernunftmäßigen da zu erfassen, wo es noch unvermittelt neben dem Verstande im Thierischen ruht. Die Erbsünde des Materialismus hat überdem die Köpfe der Denkenden doch schon so weit inficirt, daß wir immer für irgend ein Functionelles ein Substrat mindestens zu suchen Anlaß nehmen. Den Geist, die Seele, die Vernunft wie das Wunder à la Malebranche in die Natur platzen zu sehen, die Urtheilskraft wie die Taube der Zukunftsverheißung über den Wassern schweben zu lassen, will unserm heutigen Bewußtsein nicht mehr recht eingehen. Wir forschen also unwillkürlich den organischen Trägern nach, den Bildungsformen und Gesetzen, auf denen und mit denen sich diese functionellen Blüten entwickeln. Die Seele in der Zirbeldrüse zu suchen, hat man aufgegeben, aber jedem Physiologen

ist der Unterschied zwischen dem Schädel eines Gauß und eines Papua, zwischen seinem Gehirnbau und dem der Hottentottenvenus geläufig. Die Geheimnisse der Sylvischen Grube der Großgehirnhemisphären, die Deckgrenzen von Großgehirn und Kleingehirn bei Affen und Menschen, der Windungsreichthum und Faltenwurf, das relative und absolute Gewicht der Deckschicht und Kernmasse des Schädelinhalts sind Untersuchungsobjecte geworden, die der Wissenschaft mehr Ehre machen, als Aussprüche wie: „Ohne Phosphor keine Gedanken“ sie in gewissen Augen entwürdigen. Und gerade selbst diese, sollte man vermuthen, hätten die gegentheilige Wirkung haben sollen, müßte man nicht glauben, daß eitel Scheelsucht diejenigen dagegen zu peroriren anleitet, in denen solche Gedanken eben nicht über die Fläche ihrer Gehirne sich erheben konnten. Man schilt solche Doctrinen den Menschen herabwürdigend und verthierend, man denuncirt sie als unmoralisch und staatsgefährlich, und thäte doch besser, den Grad von Intelligenz als Maßstab gerade der Spannungsweite zwischen Mensch und Thier an sie zu legen, der zu ihrer Fassung und auch nur theilweisen Begründung nöthig war. Die vergleichende Biologie und Anatomie werden trotz allen wüsten Stimmengewirres dieser Art ihren Weg dennoch weiter gehen.

Unbehelligt durch die scheinbar grundverschiedene Anlage von Mensch und Thier denkt man unwillkürlich, von einem tieferliegenden Einheitszuge geleitet, den räthselhaften Verbindungsgliedern nach und Jedem, der diesen Gedankengang verfolgt, werden Spuren auffallen, die hinüber und herüber leiten, ohne daß uns die Idee sofort erschrecken müßte, dabei etwa auf die Wurzel unseres Stammbaums in einem Schimpanse zu stoßen.

Wohl aber sehen wir in den verständigsten Thieren, Elephant, Pferd und Hund, das, was uns rudimentär oft als Vernünftiges, Urtheilsmäßiges, ja als abstractes Denken imponirt, wesentlich auf der Haftung und Wiederholensfähigkeit anschaulicher Vorstellungen ruhen. Im Menschen gründet sich dieselbe Thätigkeit mit ungleich breiterer Unterlage auf das Gedächtniß in entwickelterer Form. Andererseits entwickelt sich im Kinde die Anlage des Vernunftwesens zum selbständigen, persönlichen Individuum erst mit dieser Haftbarkeit oft wiederkehrender Vorstellungen und im Verhältniß, wie das sie bewahrende Gedächtniß dieselben als Ursache und Wirkung, in Grund- und Folgeverhältniß gegen einander ins Spiel setzt. Nicht weniger sehen wir, daß nach tiefen Eingriffen in die Organisation, schweren Kopfwunden und durchgreifenden Krankheiten des Gehirns acuter und

chronischer Art, mit einem Riß in die Fähigkeit oder Ordnung dieses Aufspeicherungsprocesses anschaulicher Vorstellung und daraus bereits abstrahirter Begriffe, sofort eine gewaltige Bresche in die Vernünftigkeit und menschliche Selbständigkeit gelegt ist. Ja, es giebt gewisse Irreseinsformen, die wesentlich mit einer Abschwächung dieses Factors beginnen, an dessen Unterdrückung sich erst der Auseinanderfall der übrigen Bauglieder der menschlichen Persönlichkeit hängt. Es wäre nun gewiß der Mühe nicht unwerth, in aufsteigender Reihe von den vernünftigsten Thieren ab, durch die niedern Menschentypen hindurch bis zu den entwickeltsten nachzuweisen, wie weit die Kreise der im Gedächtniß haftenden Vorstellungen und resp. Begriffe sich ziehen und welche Substrate in den großen Ansammlungen der Nervenmasse im Gehirn ihnen speciell zum Grunde liegen. Daß diese im Bereich des Großgehirns zu suchen sind, dürfte nicht zweifelhaft sein, wie tief jene früher und später erworbenen Eindrücke aber haften, bei dieser oder jener Formenentwickelung gewisser organischer Grundlagen, wie sich die Leichtigkeit und Genauigkeit der Reproduction dieser Vorstellungen nach Gesetzen der Ideenassociation oder des Contrastes und nach Maßgabe des augenblicklichen Bedürfnisses dem Intellect im gegebenen Momente zur Verfügung stellen; wie die Motivationen nach der Generalsumme solcher augenblicklicher Eindrücke im Vergleich mit klargewußten frühern, anderer sofort abstrahirter Gedanken mit früher aufgespeicherten, oft aus einer langen Reihe von Begriffen abgeleiteter Schlüsse sich bestimmen und blitzschnell in vernünftige Entscheidungen des Willens umschlagen, wären gleich interessante, wie hochwichtige Vorwürfe einer solchen vergleichenden Biologie. Es wäre nicht unmöglich, daß bei der früh so hochentwickelten Selbständigkeit des jungen Thieres innerhalb des ihm überhaupt erreichbaren Entfaltungskreises ein von dem menschlichen abweichender Modus der Haftbarkeit der ihm zugänglichen Vorstellungen selbst zu der Erklärung der Instincte hinleitete, jener sicher und stetig die Motivation des Augenblicks leitenden „psychischen Ursachen" die ihre unfehlbaren Wirkungen mit bestimmten Zwecksetzungen auslösen, ohne, wie bei der höhern Organisation des Menschen, im Durchgange durch ein deliberirendes Bewußtsein zu der Höhe des Verhältnisses von bewußtem Grunde zu gewollter Folge sich zu erheben. Es würde das bei der scharfen Umgrenztheit, mit der das Thier meist als Augenblickswesen ganz für den gegebenen Moment lebt und wirkt, sehr wohl mit jenen „dunkeln Vorstellungen" in Uebereinstimmung zu bringen sein, die sich unbewußt und doch wirksam in die Motivation des

menschlichen Gebahens einschieben und bis zur P'rsonification in der tragischen Schicksalsidee die Lebensläufe der Individuen, wie die breiteren Züge geschichtlichen Werdens mit beeinflussen. Daß ein Storch nach weiter Wanderung im Süden zu den Radfelgen im Lande der Hyperboräer zurückkehren wolle und es auffinde unter vielen näheren und ferneren, wenn er nie dagewesen, wird Niemand verlangen; wenn er aber, einmal da genistet habend, es wiederfindet, ohne sich bewußt zu sein, warum er gerade dieses wählt und kein anderes, wenn er es mit Besitzthumsbewußtsein Andern streitig macht und als etwas zu seinem Selbst Gehöriges, immer wieder herauszufinden weiß, so umschließt das doch einen Wahrnehmungsmodus, der zu viel Eigenthümliches hat, um sich damit schlechtweg durch das gar nichts erklärende Wort „Instinct" abzufinden. Heine sagt in seinen Reisebildern, der Deutsche habe die sonderbare Eigenschaft, bei allem, was er thue, sich etwas zu denken; ist das nun auch für einen guten Staatsbürger eine oft überscrupulöse Weitschweifigkeit, so hat diese Sonderbarkeit in der Wissenschaft des Lebens aber auch ihre vortheilhaften Seiten, und daß die Instincte und Kunsttriebe der Thierwelt in mehr als einer Beziehung des Nachdenkens werth sind und durch mehr als eine Thüre ins Pantheon der menschlichen Selbstvergötterung hineinleiten, dürfte wenigstens angedeutet zu haben, nicht uneben erscheinen. Denn wenn der vernünftige Mensch unter allen Hunden, die ihm aufgestoßen, sich einen bestimmten denkt und vorstellt und in gleichzeitiger Vergegenwärtigung aller übrigen denkbaren oder ihm bekannten von diesen allen eine Abstraction in dem gegenstandslosen Begriff „Hund" sich macht, so ruht die Wurzel dieses rein menschlichen, von keinem Thier vermuthlich mit Bewußtsein vollzogenen Vorgehens wesentlich auf der Möglichkeit, zu gleicher Zeit eine namhafte Masse anschaulicher Vorstellungen, gegenwärtiger wie vergangener, mit gleicher Klarheit in sich zum Bewußtsein zu bringen. Daß diese Fähigkeit nicht in der Luft schwebt, sondern von einer bestimmten Organisation getragen wird, ist eben so unabweislich, wie, daß die ruminirende Gedächtnißquelle eines Elephanten, der seinen Kornak nach Jahren wiedererkennt und ihm die üble Behandlung, die er von ihm erfahren, eintränkt, eine analoge aufzuweisen haben müsse, wahrscheinlich ist. Ist dieser Weg der Analogien aber einmal gangbar, so können im Menschen Begriffe sich ebenso wohl zu immer weiteren fügen, die weiteren Grenzen sich so gefügig immer mehr ihres Inhalts begeben, daß wir in Kurzem bei dem staunenswerthen „absoluten Zero" Hegels uns anlangen sehen, während wir kaum die Anfänge dieser

wundersamen Selbstbewegung der Begriffe in dem Thiere verließen, daß seine Jungen im Maule einzeln an eine höhere Lagerstätte trägt, weil es schließen zu müssen glaubt, daß dieselben in den steigenden Wassern eines Landregens an der tiefern umkommen könnten. Den meisten Thieren ist dieses Abstractionsvermögen in vollendeter Gestalt unmöglich — die augenblickliche Vorstellung und ihre causale Auslösung im Willensdrang ist so vorherrschend im Thier, daß alle ähnlichen Vorstellungskreise dagegen zur Unmerklichkeit abblassen und zurücktreten, und nur nach längerer Uebung in der Dressur und unter besondern Verhältnissen, auf die wir hinzudeuten versuchten, bricht eine combinirtere Motivation in den einfachen Vorstellungskreis der thierischen Natur; dann ist aber dieselbe auch, bei der unendlichen Geschiedenheit seiner Anlagen von den weitaus höhern des Menschen, um so bemerkenswerther und jedenfalls anderer Auffassung und Behandlung würdig, als ihm die gewöhnliche Vornehmthuerei gottgeschaffener Ebenbildlichkeit zu Theil werden läßt.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit stellen die Vorarbeiten für Schädelmessungen eines Retzius, Welcker, Broca, Parchappe und Morton, die vergleichenden Forschungen über die feinere Anatomie des Gehirns, wenn weiter entwickelt, Aufklärungen in Aussicht, an welchen Substraten der Organisation sich Anhaltspunkte werden gewinnen lassen, die begabtesten Menschen und gedächtnißfähigsten Thiere mit einander in Beziehung zu setzen. Ja, wollten wir ein Vergleichsbild zur Geltung bringen, ohne ein Odium zu riskiren, so könnte man schon jetzt von der Modellirung der Gehirnoberflächen sagen, daß wie der Multiplicator durch vermehrte Windungen die gegebene Stromstärke im inducirten Strome steigert, so auch die Windungen des Gehirns in gewissem Zusammenhange mit der Haftbarkeit der Vorstellungen und ihrer Verknüpfbarkeit zu neuen Kreisen der Anschauungen zu stehen scheinen, so daß sich mit dem Ausbildungsgrade von räumlich Gegebenem und formell Gewordenem auch die geistige Induction der Summenresultate steigert. Band sich für den Physiologen nun schon seit den Flourens'schen Untersuchungen über die Function des Großgehirns an seine Flächenentwickelung und Corticalsubstanz die größere oder geringere „Besinnlichkeit" — die Fähigkeit des „Gedächtnisses" — also, daß letztere bei künstlicher oder natürlicher Einengung der großen Hemisphären, dieser massigen Nervenanhäufung, immer mehr in Breite und Tiefe zurücktritt, so dürfte die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, daß

mit der excessiven Steigerung der Gehirnentwickelung im Menschen, namentlich mit der relativen und absoluten Flächenvergrößerung der Großhemisphären, bei ihm eine materielle Grundlage angedeutet ist, die neben einem intensiveren Spiel der Fixirung und Reproduction in dieser Richtung nicht ohne tiefern Grund herläuft, sei es nun, daß eine intensivere Verarbeitung des von den Sinnen gebotenen Vorstellungsmateriales durchweg klarere Anschauungen vermittelt oder daß die gleichzeitige Disponibilität vergangener ähnlicher hier den Schein grundverschiedener Phänomene vorspiegelt. Ob wir einmal nach Feststellung der hier in Aussicht genommenen ursächlichen Beziehungen uns in dem Falle sehen werden, durch natürliche oder künstliche Zuchtwahl Gehirne zu erziehen, die diese Besinnlichkeit so ausgesprochen auf die Welt mitbringen, eine „Welt aus Nichts" immer noch wunderbarer zu finden als einen Brüllaffen, der etwa durch Mnemonik zu einem Delegirten im Repräsentantenhause erzogen worden wäre, ist eine Frage, die fürs erste über die Grenzen meiner Betrachtungen hinausliegt. Zum Trost der Eingeschüchterten mag dienen, daß es zu den bis jetzt festgestelltesten Thatsachen gehört, daß schon im Entwickelungsgange des menschlichen Embryo dieses Vorwiegen der vorderen Nervenmassen des Gehirns typisch ist, so daß die Stirnlappen des Großgehirns der Ausbildung der Schläfekeilbeinwindungen voraneilen. Gäbe es also eine sich festsetzende Bildungshemmung von diesen Entwickelungen aus, die den Menschengeist auf eine tiefere Stufe drückte, so hätten wir wohl eine Generation von Mikrocephalen zu gewärtigen, nicht aber der Befürchtung uns hinzugeben, auf einen umfangreicheren Guggenbühl'schen Abendberg für humanistisch angeflogene Affencolonien zu denken. Der Raum dieser Darstellung verbietet es uns leider, auf die genaueren, auch populär darstellbaren Vergleichsuntersuchungen von menschlichen und Affengehirnen einzugehen, wie sie, die eine oder andere Ansicht stützend, von Owen, Huxley, Schröder van der Kolk und Gratiolet in Angriff genommen worden sind. Das Wesentliche hat C. Vogt jedoch so übersichtlich in seinen Vorlesungen über den Menschen (S. 189) schon zusammengestellt, daß jeder sich dafür Interessirende dort die nöthigen Nachweise findet. Wenn es aber schon einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Erkenntniß thun heißt, eine Summe von scheinbar zusammenhangslosen Erscheinungen mit einer bekannteren zu vergleichen, so möchten wir zum Schlusse diese noch lange nicht spruchreife Materie in ein Bild zusammenfassen, das die so verschieden tiefen Vorstellungskreise von Mensch und Thier in einem Wellen-

system tropfbaren Materiales versinnlicht, für das die Grenzen des Beckens und die Stoßpunkte der Bewegung innerhalb des Bewußtseins noch zu bemessen und in vergleichbaren Resultaten, wo möglich durch Zahlen, darzustellen wären. Gleichwerthiges und gleichzeitiges Ineinanderklingen verwandter Vorstellungskreise wird in einem solchen Wellensystem leicht nachweisbare, ja zu berechnende Kreuzungspunkte bieten müssen, in denen sich Wellenberg und Wellenberg in kürzeren oder weiteren Stößen zum Höhepunkt summirender Erkenntnißklarheit steigern, die sich gegen die Tiefe, mit der die äußern Anstöße im Wellenthal sich einen Ausdruck suchen, als im geraden Verhältnisse der Erregbarkeit dieser Momente stehend annehmen ließe, und im umgekehrten der Haftbarkeit der Eindrücke auf dem Boden der Psyche. Wie aber für einen bestimmten Grad des Receptionsvermögen durch verschiedene Sinne sehr von einander abweichende Kreise des in die Vorstellung Aufgenommenen gesetzt werden, so kann es leicht geschehen, daß derselbe Modus in ähnlichen Leitungsapparaten und Haftorganen dennoch wesentlich von einander abweichende Größen und Summen des Aufgenommenen und Durchgegangenen zur Darstellung bringt. Dieselbe Saite giebt einen andern Ton bei einer gewissen Zahl der Schwingungswellen, als sie dem Hörnerven bei der doppelten übermittelt; dasselbe Medium der Luft stellt den Ausgleichungsweg polarer Elektricitäten in einer andern Erscheinung der Lichtwellen dar, wenn es in seinem gewöhnlichen Dichtigkeitszustande, und in einer andern, wenn es in hochverdünntem zum Träger dieser Ausgleichung gemacht wird. Eine objective Welt, die mit der Schnelligkeit des Lichtes den Intellect durchströmen würde, dem sie gegenständlich wird, könnte nur das Bild einer chaotischen Ideenflucht dem Bewußtsein hinterlassen, während abnorme Verhältnisse der Langsamkeit, Eindrücke zu empfangen und zu verwerthen, zu der Dumpfheit und Stumpfheit des Bewußtseins führen, die wiederum ein klares und nachhaltiges Abbild des Geschehens nicht zu Stande kommen lassen. Immer spielt aber die Fähigkeit der Vergegenwärtigung ähnlicher oder differenter Vorstellungskreise, zeitlich oft weit auseinanderliegender Anregungen die wesentliche Rolle des Vermittlers bei allen tiefer gehenden Processen verständigen und vernünftigen Denkens, und wo dieses Einmaleins des Intellectes fehlt, hört alle geordnete Beziehung zu der Außenwelt auf. Diese Fähigkeit, in einzelnen Fällen in so eminentem Grade dem Menschen gegeben, daß ihre Wirksamkeit als Hülfsconstruction zurücktritt und daß sie, einseitig ausgebildet, das Uebrige zurückdrängt, ist zweifelsohne auch im Thiere angelegt. Oft nur sehr rudimentär

und zum Dienste der beschränktesten Bedürfnisse vorhanden, entwickelt sie sich bei andern Entwickelungsverhältnissen desselben Thieres nicht selten in einem Grade, der der Verstandesthätigkeit einen merklich weiteren Kreis zieht. Auch sind es nicht die mechanische Leistungsfähigkeit, Nützlichkeit und die gröberen materiellen Vorzüge, die in den Züchtungserfolgen mit dem Worte „edel“ und „Veredelung“ bezeichnet werden, sondern gerade die von einer modificirten psychischen und intellectuellen Constitution getragenen anderartigen Gewandungen des gesammten Thierlebens, die sich in Gestalt, Acclimatisation, Domestication ꝛc. zeigen, rückwirkend aber wieder nur im Erhalten der morphologischen Grundlage dieser Eigenschaften eine Sicherheit für das Bewahren dieser Veredelung bieten.

Damit wäre aber der Weg zu dem schwierigen Punkt geebnet. Das bis jetzt ganz unvermittelt dastehende höhere seelische Element wäre, ohne den Verhältnissen desselben zu einer moralischen und ethischen Begriffswelt zu nahe zu treten, auf ein bekanntes auch in niedern Lebensformen erkennbares Etwas zurückgeführt. Ohne dieses zu Grunde zu Legende kann aber weder in dem höher organisirten Wesen von einem entsprechenden Seelenleben die Rede sein, noch könnte bei gänzlichem Mangel desselben das Thier auch nur zu Aeußerungen des ihm eigenthümlichen niedern Grades psychischer Thätigkeit gelangen. An und für sich nur ein Wörterbuch, ein Kaleidoskop der Gedankenwerkstatt, wird es demnächst zur Grammatik des Geistes unter Mitwirkung der durch dasselbe beeinflußten Urtheilskraft, zum Urkundenbuch des seelischen Lebens, ja für das im Genie spielende leichterregbare Ueberschüssige an geistiger Begabung kann es zum Offenbarungscodex werden, aus dem das Zukünftige mit Klarheit aus langen Reihen des Vergangenen und breiten Zügen des Gegenwärtigen plötzlich hervorspringt. So bestimmt aber der Cretin kein Genie ist und von Gedächtniß und Besinnlichkeit nur eben Spuren in ihm leben, so gewiß bindet sich die eine wie die andere Gestaltung an einen concreten organischen Formencomplex. Um diesem Menschen wie Thieren eigenthümlichen Bindeglied höherer Thätigkeit in seiner Eigenthümlichkeit näher zu treten, genügt aber spiritualistische Dialektik nicht. Alles Gerede von der unsterblichen Seele des Menschen und dem über der Materie schwebenden Geist muß gründlich um- und einkehren zu einem wissenschaftlichen Abwägen großer Reihen morphologischer Entwickelungsformen und der ihnen inhärirenden functionellen Bethätigungen bei Mensch und Thier. Dabei

ist es zu bedauern, daß die größten Genies unter den Thieren, die Affen, und die am wenigsten wissenschaftlichen Menschenracen räumlich gerade am nächsten an einander gerückt sind und daß selbst zwischen diesen Sterblichen und Unsterblichen so gewaltige Geschiedenheit waltet, daß für's erste die wissenschaftliche Hoffnung der Ueberbrückung noch in recht erkleckliche Ferne gerückt erscheint. Die eifervolle Verketzerung muß aber vor Allem schweigen, die das Kind mit dem Bade ausschüttet. So lange man in augenblicklicher Ermangelung von Scheiterhaufen und sonstigen drastischen Anleitungsmitteln zur „ewigen Wahrheit" solche Forschungen als entehrend und die Menschennatur herabwürdigend kennzeichnet, so lange man die Forscher selbst sogar als in ihrer Moralität zweifelhaft und für die gesellige Ordnung destructiv denuncirt, so lange endlich der große Haufe der Halbgebildeten fromm sein „Amen" zu solcher „Toleranz" spricht, kann die Einsicht in die Wahrheit weder extensiv noch intensiv wachsen und es wird sich höchstens, und dann leider oft zur unrechten Zeit, wo die Begriffe fehlen, ein Wort einfinden, ein Sprachlaut ohne tiefere Bedeutung und ohne wissentliche Erkenntniß. Hiermit aber treibt man gerade der Verwischungsgrenze, die man so eifrig meidet und anfeindet, zu und bezeugt, daß man die Frage, die uns hier beschäftigt, mehr fürchtet als versteht, die Wege, die sie lösen sollen, mehr zu hassen als ihre wissenschaftliche Erforschung zu erfassen gewohnt geworden ist.

Für die Wissenschaft aber ist es keineswegs entwürdigend, zu den Tiefen einer niedern Lebensform hinabzusteigen, um an ihrer Entwickelung das Gesetz des Werdens zu erhärten, auf dessen Schwingen die höhere menschliche Thätigkeit allem Lebenden auf Erden vorangeeilt ist. Fällt dabei ein Odium auf sie oder ihre Vertreterschaft, so darf sie sich der Hoffnung getrösten, daß sie aus einem härteren Stoff geworden, in Förderung der Erkenntniß der Welt, wie sie ist, ein klares und unverrückbares, wenn auch fernes Ziel vor sich steht, und prallt sie auch hier und da unsanft gegen die concreten Gestaltungen des metaphysischen Bedürfnisses der großen Massen an, so darf man für diese in Erinnerung bringen, daß sie, eben aus einem Bedürfniß, einem Mangel und dem Gefühl der Unmündigkeit hervorgehend, mit den wechselnden Zeiten, wenn diese auch sehr ansehnliche sein sollten, ihre Strebungen und Formen wandeln sehen. Mit dem Wissen hat es eine andere Bewandtniß! Was ihm gewonnen ist, bleibt unverloren, und die fortschreitenden Zeiten können es wohl

modeln und ergänzen, nichts aber von Grund aus umgestalten. Daher, wo jene und dieses zusammenstoßen, das Wissen endlich immer als das Ausdauerndere, Widerstandsfähigere sich bewährt, und Jeder der er anfeindet und verdächtigt, bloß weil es mehr und Anderes vorzubringen hat, als die grex fidelium in ihr Bekenntniß aufgenommen hat, sich selbst sagen muß, daß er früher oder später auf Seiten der weichenden Reihen stehen wird, was nach einer alten Erfahrung, weder die Unbefangenheit des Denkens, noch das Unbehelligtsein des Fühlens und Gehabens fördert.

A. Laurenty.

Die Russen in Turkestan.*)

I.

Die Verpflanzung der europäischen Civilisation nach Asien — das ist die preiswürdige Aufgabe, die zu lösen zwei große Mächte berufen sind: England nämlich und Rußland. Die Bestimmung beider ist eine gemeinsame, und nur die Verschiedenheit ihrer geographischen Lage bedingt für jede auch ein verschiedenes Verfahren. Die Rolle Englands ist nach Maßgabe der Umstände eine mehr oder minder beschränkte, während die Wirksamkeit Rußlands im Osten weder geographischen Hindernissen, noch sonst welchen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet. Es ist wahr, England ist in der Lage, vermöge seiner ausgedehnten Handelsbeziehungen ganz Asien zu umfassen und mithin mit allen jenen Gegenden in Verkehr zu treten, denen wir zu gegenwärtiger Stunde noch fremd bleiben müssen. Seinem Handel kann England die ganze Reihe der Häfen an der Ostküste Asiens erschließen und allenthalben, wo es ihm vortheilhaft erscheint, seine Factoreien anlegen. Die Handelsbeziehungen allein machen es jedoch nicht. Ein halb barbarisches Land zur Aufnahme der Civilisation urbar zu machen, dazu sind andere Bedingungen erforderlich. Die Civilisation, falls sie nicht als Frucht einer innern, selbständigen Triebkraft auftritt, kann nicht anders als auf dem Wege der Eroberung verwirklicht werden.

Statt aller Beispiele, genügt es zu bemerken, daß schon in der Urzeit jener Volksstamm der Arier mit seinen civilisatorischen Anfängen ebenso, vermittelst der Eroberung, sich ausbreitete, der gegenwärtig, Angesichts der Engländer und Russen, weiter und weiter zurückweicht bis in das Land

*) Nach einem Aufsatz im „Westnik Jewropy".

seiner Wiege, das Tafelland von Central-Asien. Vor dieser vergessenen, von Unkraut umwucherten Wiege stehen neue, bewaffnete Vertreter der unterdessen gesteigerten Cultur, von zwei entgegengesetzten Seiten auf das gemeinsame Ziel hindrängend. Die aus dem Süden Herbeigekommenen haben vor einer Grenze stehen bleiben müssen, über die hinweg zu schreiten ihnen unmöglich sein wird; die von Norden her Vordringenden dagegen fühlen, daß ihre Arbeit nunmehr erst beginnt. Instinctartig und ohne jede vorgezeichnete Absicht schreiten sie von einer Eroberung zur andern unaufhaltsam vorwärts, wie getrieben von einer historischen Nothwendigkeit.

Zur Sicherstellung seiner Grenzen, zum Schutz seiner Tributpflichtigen innerhalb der Steppen Turkestans hatte Rußland anfangs auf der ganzen Ausdehnung jener Grenzen befestigte Posten angelegt, später, und zwar zur Deckung dieser Befestigungen, errichtete es eine zweite, mit armirten Forts versehene Linie, die mit der ersten die ungeheure Strecke von mehr als 1000 Werst parallel lief; darauf mußte es bedacht sein, wiederum diese vereinigten Linien gegen die südlich von ihnen befindlichen Raubnester und deren fanatischen Insassen zu schützen, d. h. Rußland mußte diese Raubnester erobern, eine Bewegung, die es in so nahe Nachbarschaft mit den Residenzen der beiden centralasiatischen Chanate versetzte, daß die Frage des unabwendlichen Falles derselben nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden kann. Alles führt zu diesem Ende hin: sowohl die Nothwendigkeit, die räuberischen Horden für ihre sich immer und immer wieder erneuernden Einfälle und Raubzüge zu strafen, als auch die Unmöglichkeit einer Nichteinmischung in die zukünftigen Streitigkeiten jener Chanate unter sich und sogar auch in die innern Partei- und Familienkämpfe jedes einzelnen von ihnen, endlich aber nicht minder der sehr natürliche Wunsch, sich für den äußerst kostspieligen Unterhalt der auf mehr als 3000 Werst Entfernung wirkenden Kriegs- und Administrativmaschine durch die Besitznahme jener reichen Länder zu entschädigen.

Wiederholen wir das eben Gesagte in der Sprache der sich vor unseren Augen entfaltenden Wirklichkeit. Mit der Einnahme Chodschents schnitten die Russen gleichzeitig Kokand von Buchara ab, nahmen dadurch dem ersteren Chanat factisch die Selbständigkeit und halten sich somit für verpflichtet, dasselbe nicht nur wo erforderlich zu schützen, sondern auch Sorge zu tragen, daß nur ein ihnen freundlich gesinntes Regiment bis auf Weiteres die Angelegenheiten des Landes verwalte; außerdem, um völlig unbehindert das rechte Ufer des Syr-Deria zu beherrschen, wird die Einnahme des

befestigten, am oberen Lauf des Flusses gelegenen Namagan unumgänglich sein, wie dem denn auch im Feldzugsplane vorgesehen ist. Mit der Einnahme von Dschüsak hatten sich die Russen den Eingang in das Chanat von Buchara geöffnet, ein Umstand, mit dem sich Buchara nie versöhnen wird. Die durch den Sadik veranstalteten Raubzüge in das Gebiet zwischen Dschüsak und Tschinas sind als Aeußerungen dieser unversöhnlichen Stimmung und als auch für die Zukunft normale Erscheinungen zu betrachten. Daher ist man, wie der „Russische Juwalide", das officielle Organ des Kriegsministeriums, vom 9. Januar d. J. mittheilte, sofort darauf bedacht gewesen, ein Beobachtungscorps auf diesem linken Ufer des Syr-Deria aufzustellen. Nun aber war nichts wahrscheinlicher, als daß die Russen mit ihrer Stellung in Dschüsak nicht lange vorlieb nehmen würden; denn berücksichtigen wir den Umstand, daß die Herbeischaffung von Proviant aus Taschkent mit Schwierigkeiten zusammenhängt, die sowohl in der Entfernung als in einer wüsten, öden, an Lebensmitteln keinen Weizenhalm darbietenden Gegend ihre Ursache finden, und erwägen wir andererseits, daß die vor den Blicken der Truppen sich ausbreitenden, reich gesegneten Fluren Buchara's zur Besitznahme einzuladen scheinen, so mußte der Marsch auf Samarkand eins der nächsten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze in Central-Asien bilden. Und in der That ist im vorigen Sommer die Grenze Buchara's überschritten, das sagenberühmte Samarkand erobert, der Herrscher von Buchara geschlagen worden. Hiemit aber ist es ausgesprochen, daß die russischen Eroberungen sich nicht mehr auf das Bassin des Syr beschränken, sondern sich auch auf das des althistorischen Oxus, des jetzigen Amu-Deria, ausdehnen sollen. Mit dem Eintritt in dieses Flußgebiet wird auch die Selbständigkeit des um die Mündung des Flusses belegenen Chanats von Chiwa aufhören müssen. Denn wie sehr auch eine Unternehmung gegen Chiwa bedenklich oder nachtheilig sein kann — ein Zusammenstoß mit der Macht des Chans ist in allen Fällen auf die Dauer unvermeidlich. Schon gegen Ende des vergangenen Jahres hatte der letztere mit den Turkmanen ein Bündniß geschlossen und war bedacht gewesen, die Grenze, die sein Gebiet von den Russen schied, mit Befestigungen zu spicken. Indessen sei dem, wie ihm wolle, ein Zusammenstoß mit Chiwa ist auch schon in dem Falle als gewiß zu betrachten, wenn man russischerseits, um alles in Central-Asien Erworbene sicher zu stellen, darauf Bedacht nehmen wird, eine Verbindung mit dem Kaukasus über den Ust-Urt (die Landenge zwischen Kaspi- und Aralsee) zu organisiren; und man wird dieses thun

müssen, denn der Vortheil, dem Rayon von Taschkent nicht erst aus Orenburg, sondern auf einem weit kürzeren und weniger Zeit raubenden Wege Zuzüge zu ermöglichen fällt zu sehr in die Augen.

Der Wirkungskreis der Russen in Central-Asien ist schwer zu begrenzen; sein Umfang wird kaum ein geringerer sein, als der jener ausgedehnten Ländermasse, welcher man überhaupt den Namen Central-Asien giebt. Dieser ungeheure Raum wird von Steppen gebildet, auf denen sich die drei Chanaten Kokand, Buchara und Chiwa ausdehnen; er wird von nomadisirenden Kirgisen durchzogen, die ihre Rußland unterworfenen Stammgenossen beständig schädigten und belästigten, die unbekümmert und so lang unbehindert ihr Wesen treiben konnten, als die Steppen nur dem Namen nach dem russischen Scepter unterworfen waren, und deren Raubzüge erst dann merklich abnahmen, als Rußland die Grenzen mit einem Gürtel von Befestigungen umgab. Sowohl über diese Nomaden als auch über die ansässige friedliche Bevölkerung der drei Chanate, die sogenannten Sarten, herrschen die Usbeken, ein Volk mongolischen Stammes, das sein Anrecht auf den alleinigen Besitz von Mittel-Asien bis auf die Zeiten Tschingis-Chans zurückführt. Mit den Kirgisen, die von ihnen mit Recht als Räuber betrachtet wurden, geriethen sie beständig in kleine, blutige Streitigkeiten. Andererseits jedoch leisteten diese über die drei Chanate herrschenden Usbeken selbst der Straflosigkeit der Kirgisen Vorschub, indem sie gegen die russische Grenze Befestigungen aufführten und so eine Verfolgung und Bestrafung der sich hinter diesen Schutz zurückziehenden Raubzügler verhinderten. Die Kirgisen also aus einem und demselben Grunde gleichzeitig bekämpfend und schützend, zwangen sie dieselben jedenfalls zu der Leistung eines hohen Tributs und besteuerten die Handelskarawanen mit schweren Abgaben.

Die Usbeken sind nicht nur ein kriegerisches, sie sind auch ein fanatisches Volk. In Central-Asien giebt es mehrere religiöse Vereinigungspunkte, Städte, zu denen die Andächtigen hinströmen, und in diesen Mittelpunkten eben nistet jene Schmarotzerbevölkerung, in der die Macht der Chane oder Emire, sich selbst dem Fanatismus unterwerfend, ihre wesentlichste, ja ausschließliche Stütze findet. Organisirt sind die Chanate ungeschickter und roher als irgend eine andere von den asiatischen Regierungen. Kriege unter sich und die „Jagd auf Menschen“ in den Steppen, bestimmt für die Sclavenmärkte, — das sind die Kennzeichen ihres Wesens und ihres Bestehens, das ist überhaupt der normale Zustand in Mittel-Asien. Unter

den Chanen ist der wichtigste der Emir von Buchara, Mosaffer. Ihm werden wir im Verlaufe dieser Schilderungen öfter begegnen und daher wird es nöthig sein, ihn näher kennen zu lernen.

Der Emir Said-Mosaffer nennt sich das „Haupt der Gläubigen" von Mittel-Asien und zählt Tamerlan, den unüberwindlichen Eroberer, zu seinen Vorfahren. Bestärkt in dieser Meinung wurde er durch den glücklichen Erfolg seiner Expeditionen nach Kabul und Kokand. Als einen ihm gleichen Herrscher erkennt er nur den türkischen Padischah an, dem er dieselbe gesetzliche Herrschaft über Europa einräumt, wie sie ihm, dem Emir Said-Mosaffer, dem Sohne des Emir Nasr-Alla, in Mittel-Asien gebühre. Nasr-Alla, der Vater Mosaffers, war es, der in Buchara „Reformen" einführte, die indessen denen vollkommen glichen, welche die Türkei in diesem Jahrhundert an den Janitscharen in's Werk setzte. Er rottete seine Sipai's aus und brachte in Buchara ein auf dem wüthendsten Fanatismus beruhendes Regiment zur Geltung. Die Wallfahrer thun das Meiste dazu, den Ruhm der Buchariſchen Emire durch Central-Asien zu tragen. Die nunmehr in russischen Händen befindlichen Städte Asret oder Turkestan und Taschkent, waren vormals ähnliche Mittelpunkte des Fanatismus am Syr-Deria, als es Buchara am oberen Laufe des Amu-Deria gegenwärtig noch ist.

Der Chan von Kokand, Chudojar, dagegen spielt eine traurige Rolle. Vom Throne gestürzt, floh er nach Buchara und ward erst wieder mit Hülfe Mosaffers zur Herrschaft erhoben, ein Dienst übrigens, den jener mit seiner Selbständigkeit bezahlen mußte, während dieser die Gelegenheit benutzte, den oben erwähnten glücklichen Handstreich auf Kokand zu unternehmen. In der neuesten Zeit, als durch die Einnahme Chodschents, Ura-Tübe's und Dschüsaks durch die russischen Waffen die Besitzlichkeiten Chudojars von Buchara abgeschnitten wurden, hatte dieser nichts Eiligeres zu thun, als sich den Russen in jeder Weise dienstfertig zu zeigen, sie seiner Freundschaft zu versichern und sogar deren commandirenden General um Beistand zu bitten gegen seine „Feinde", unter denen er natürlich niemand anders verstand als den Emir Mosaffer, seinen Wohlthäter.

Die militärische Macht der Kokander und Bucharen besteht aus ungeordneten Horden. Allerdings besitzt der Emir von Buchara reguläre Truppen, worin aber ihr Vorzug vor den irregulären eigentlich liegt — das ist schwer zu errathen. Waffen der besten Art haben sowohl Kokander als Bucharen, welche Hand aber daher im Spiele ist — das ist nicht

schwer zu errathen; unsere zukünftigen guten Nachbarn haben ihr Mögliches dazu beigetragen. Mit der Artillerie verstehen sie freilich nicht umzugehen (obgleich General Tscherujajew von einem Falle berichtet hat, der von der Wirksamkeit der kokandischen Artillerie ein ganz respectables Zeugniß ablegt).

Das sind die Widersacher, mit denen Rußland in Mittel-Asien zu thun hat und noch zu thun haben wird. Begreiflich ist, daß Widersacher von dieser Art nicht gerade Furcht einflößen, auch da nicht, wo ihre Kräfte der Zahl nach bei Weitem die stärkeren sind. Eben so klar ist, daß Rußland immer im Stande sein wird, eine so ausreichende Menge Truppen nach dem Kriegsschauplatz zu senden und auf diese Truppen so genügende Geldmittel zu verwenden, wie solches nur immer erforderlich sein wird, um uns nicht nur das zur Hälfte bereits unterworfene Kokand, sondern auch das ebenfalls schon geschmälerte Buchara zu unterwerfen. Hinsichtlich dieser letzteren Herrschaft wäre freilich in Erwägung zu ziehen, welchen Eindruck die Einnahme derselben auf England machen würde. Doch darauf werden wir weiter unten zurückkommen; wir werden näher ausführen, wie die Engländer sich aller Wahrscheinlichkeit nach zwar einer Einnahme Buchara's durch russische Waffen mit Gewalt nicht wiedersetzen werden, wie sie aber andere Maßregeln ergreifen könnten zur Wahrung ihrer gefährdeten Interessen. Abgesehen davon liegt es also in der Macht Rußlands, sich Kokand und Buchara zu unterwerfen, und es entsteht die Frage: ist Rußland veranlaßt, deren Unterwerfung zu wünschen? muß das gerade das Ziel seiner Politik in Central-Asien sein? muß Rußland das wollen, was es erreichen kann, wenn es will?

Diese Länder sind so weit von Rußland entfernt; in Rußland selbst, sogar auch in dem europäischen, befinden sich so ungeheure Länderstrecken unbebaut, unbevölkert, daß es Niemand wundern kann, wenn der erwähnte Wunsch weder in der öffentlichen Meinung, noch in den Regierungsorganen Ausdruck oder beifällige Aufnahme findet. Die abstracte Idee der „civilisatorischen Mission“ eines Staates, ist an und für sich nicht geeignet, jenen Wunsch zu begründen; es ist erforderlich, daß directe, greifbare Interessen mit der Idee einer Mission und mit dem Bewußtsein des Berufes zu derselben Hand in Hand gehen. Allein in der Politik eines Staates, ebenso wie in seiner Entwickelung, hängt bei Weitem nicht Alles von einem ein für alle Mal vorgezeichneten principiellen Willen ab. Vieles erscheint plötzlich, unabhängig vom Willen, als die Frucht der Umstände, als das Resultat früher begangener, nicht selten fehlerhafter Handlungen.

II.

Unlängst erschien ein Werk des General-Majors Romanowski: „Bemerkungen über die central-asiatische Frage“*), welches, obzwar nicht eben nach der Absicht seines Verfassers, besser als Alles das so eben Gesagte bekräftigt, daß nämlich der Wille nicht immer Herr der Ereignisse ist, daß er nicht zu jeder Zeit die Macht hat, den Ereignissen solche Richtungen zu geben und sie nicht diejenigen Grenzen überschreiten zu lassen, welche ursprünglich vorgezeichnet sein mochten. General Romanowski war im Jahre 1866 Chef des turkestanischen Gebiets; er war es, der Chodschent und Ura-Tübe nahm, und er ist es, der jetzt, nachdem in der Verwaltung des turkestanischen Gebiets eine Umgestaltung erfolgte, zu der Feder griff, um den Gang der russischen Politik in Central-Asien auseinanderzusetzen und seine persönliche Thätigkeit daselbst der öffentlichen Beurtheilung zu unterziehen. Sein Buch, das den bescheidenen Titel „Bemerkungen“ führt, ist von großem Interesse, sowohl wegen des Verfassers selbst, der an den geschilderten Ereignissen wesentlich und unmittelbar betheiligt war, als auch deßwegen, weil eine Beilage die Berichte (einige leider nur im Auszuge) der russischen Kriegsbefehlshaber, ihren Schriftwechsel mit den Chans und andere officielle Documente enthält. In dem Vorwort wird gesagt: „In Fragen, so neu und wichtig, wie sie unsere central-asiatische Frage ist, dürfte wohl kaum ein Mann anzutreffen sein, der, und hätte er noch so viel Selbstvertrauen, es ernstlich auf sich nehmen wollte, ein zusammenhängendes, vollständiges System der Thätigkeit vorzuschlagen, welche uns in diesem Gebiet noch bevorsteht. Wahrscheinlich wird noch manche Zeit darüber hingehen müssen, ehe sich unser Blick zur richtigen Auffassung und Würdigung der Lage geschärft hat, ehe ein abgerundetes, feststehendes System unseres Vorgehens ausgearbeitet vorliegt. Zweifellos aber ist, daß wir um so früher sowohl zu einer klaren Einsicht in die Verhältnisse als auch zu einer darauf gegründeten systematischen Handlungsweise gelangen werden, je mehr aufrichtige, auf den gegebenen Thatsachen beruhende Meinungsäußerungen in dieser Beziehung auf dem Wege der Presse an die Oeffentlichkeit dringen.“ Dies Ziel im Auge behaltend, ging General Romanowski an sein Werk, und wir können nicht umhin, ihm dankbar dafür zu sein.

*) Замѣтки по средне-азіятскому вопросу. Со приложеніями и картою Туркестанскаго генералъ-губернаторства. Д. И. Романовскаго. С. П. Б. 1868.

Bemerken wir nur noch, daß „Commentarien", in denen der Heerführer zugleich als Geschichtsschreiber auftritt, unvermeidlich einen polemischen Charakter erhalten: hinter dem Polemarchen, dem Feldherrn, blickt unwillkürlich auch der seine Handlungsweise vertheidigende Polemiker hervor. Und in der That fällt auch bei dem General Romanowski die polemische Seite seines Buches deutlich genug in die Augen, so daß allem Anschein nach gerade sie das Motiv zur Herausgabe desselben gewesen ist.

Um so wünschenswerther ist es, daß auch Andere, die irgend welchen directen Antheil an den Ereignissen in Turkestan gehabt haben, ihre vielleicht abweichenden Ansichten kundgeben mögen. Unterdessen aber ziehen wir schon aus dem uns vorliegenden Buche die uns sicher scheinenden Schlüsse, und zwar interessirt uns darin vor Allem die Reihe von Thatsachen, welche darauf hinweisen, wie sich das politisch-militärische Programm unter dem Einfluß der Umstände fortwährend änderte. Daraus eben gewinnen wir die Ueberzeugung, daß, wie maßvoll auch in gegenwärtiger Stunde die Absichten der russischen Politik in der central-asiatischen Frage sein mögen, sie dennoch nicht als Bürgschaft dienen können gegen die vielleicht in nächster Zukunft liegende Nothwendigkeit weiteren Vorgehens. Es scheint, wir werden uns schwerlich mit dem verdienstvollen General verständigen können, wenn er am Schlusse seines Buches sagt, daß „eine aufmerksame Beurtheilung der einzelnen thatsächlichen Ereignisse auch demjenigen, der nicht Augenzeuge derselben war, die Möglichkeit biete, sich vollkommen zu überzeugen, wie sehr alles in den letzten Jahren innerhalb unserer mittel-asiatischen Grenzen Vollbrachte die directe Folge einer längst vorherbedachten, bereits im Jahre 1854 beschlossenen und vorgezeichneten Unternehmung war." Hiermit kann man sich um so weniger einverstanden erklären, als der Autor selbst drei Seiten später das Bekenntniß ablegt, daß die Unternehmungen der Jahre 1865 und 1866 natürlich nicht in dem Programm der Regierung vorgesehen gewesen seien. Wenn also schon die wichtigsten Handlungen, die der central-asiatischen Frage doch eine vollständig neue Stellung gegeben, wenn schon diese in dem Programm der Regierung nicht eingeschlossen waren, — wie soll man da behaupten wollen, alles bisher Vollbrachte sei eine directe Folge des Programms von 1854 gewesen? Und vollends nach den wiederum unvorhergesehenen Ereignissen des Sommers 1868 wird auch da noch behauptet werden können, was der Verfasser an einer andern Stelle seines Buches nicht bezweifeln will, daß nämlich hinsichtlich der central-asiatischen Frage gegenwärtig der „Anfang

zum Ende" gethan sei?" Diese letztere Ansicht dürfte nur in dem Sinne wahr sein, als der Anfang zum Ende der central-asiatischen Chanate in der That gemacht ist. In jedem anderen Sinne haben es schon die Engländer in Indien hinlänglich erfahren, wie schwer es hält, das Ende festzustellen, d. h. wie schwer es hält, der Eroberung eine Grenze zu stecken. Die ostindische Compagnie war keine von einem Feldherrn geführte Armee, in der die Ruhmbegierde ein so lautes Wort mitredet; es war eine Handels-Compagnie, der wenig an Eroberungen, weniger noch an dem Ruhm der Eroberungen lag; im Gegentheil, diese Eroberungen waren eine Last für sie, — aber nichtsdestoweniger fiel ein Strich Landes nach dem andern in ihre Hände und eine Eroberung wurde die nothwendige Folge der andern. Eine nähere Betrachtung des russischen Fortschritts in Central-Asien wird den Lesern zeigen, wie dieser „Anfang zum Ende" immer weiter, vom Ural zuerst zum Irtysch, dann zur Mündung des Syr-Deria, dann zur Quelle desselben, verlegt worden ist. Hiernach scheint die Erwartung natürlich, daß wir zuletzt das Ende längs des ganzen Laufes des Amu-Deria werden zu suchen gezwungen sein — gezwungen trotz der allgemein angenommenen Ansicht, daß man sich hüten müsse, ein schwaches Gerüste einem zu großen Drucke auszusetzen. Und so könnte es sich ereignen, daß die Macht der Verhältnisse uns zwänge, auch ohne unsern Willen die civilisatorische Mission in Central-Asien zu übernehmen.

III.

Die ungeheure Steppe von Mittel-Asien ist ganz dazu angethan, selbst dem heißblütigsten Eroberer an ihrer Schwelle Halt zu gebieten. Das Moskauische Zarenreich war es, das, nachdem es die tatarischen Herrschaften an seinen östlichen Grenzen gestürzt, nachdem es sich Kasan, Astrachan und Sibirien einverleibt hatte, vor jener kolossalen Steppe Halt machen mußte. An der Schwelle derselben stand auch das russische Kaiserreich ein Jahrhundert lang. In der sogenannten central-asiatischen Frage, d. h. in der Frage über Wiederaufnahme und Fortsetzung des einst von den Zaren begonnenen Werkes der Unterwerfung jener tatarischen Herrschaften, war nichts schwieriger und wichtiger als eben der erste Schritt: der Eintritt in die Steppe. Diese Bewegung begann erst in den zwanziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts. Rußland entschloß sich zu derselben aus dem einzigen Grunde, weil seine feste Grenze, die am Ural und Irtysch hinlaufende Linie, nicht alle die Stämme zu umfassen und zu schützen

vermochte, die es bereits als seine Unterthanen ansah. Entweder mußte man auf die Schutzherrlichkeit über die Kirgisen verzichten, oder man mußte die Vorposten weiter hinausschieben, um den unterworfenen Stämmen factischen Schutz zu gewähren. Ein richtiger Ueberschlag der Mittel Rußlands hätte vielleicht die erstere Politik, die der Verzichtleistung, gerechtfertigt; allein bis hiezu haben die Staaten sich nicht daran gewöhnen wollen, den ihnen zustehenden Rechten, wie nominell dieselben manchmal auch gewesen sein mögen, zu entsagen. In unserer Zeit liefert die Abtretung der russischen Besitzungen in Nordamerika an die Vereinigten Staaten das erste Beispiel einer derartigen gesunden Politik. Freilich hätten diese Besitzungen in der Zukunft den Nutzen bringen können, der bisher gefehlt hatte: mit der Zeit wären sie vielleicht bevölkert worden, die Nichtwiederbestätigung der der Handels-Compagnie ertheilten, nunmehr verjährten Privilegien hätte dem privaten Unternehmungseifer den Weg gezeigt, auf dem derselbe seine Capitalien in's Land getragen haben würde, und so hätte sich am Ende mit Hülfe chinesischer Kuli's und russischer Ansiedler eine geregelte, den Bodenreichthum jenes Gebiets geschickt benutzende Bevölkerung herstellen lassen. Wann aber wäre Alles das verwirklicht worden? Wie lange hätte man auf die Zeit warten müssen, wo der private Unternehmungsgeist in Rußland so weit gestärkt sein wird, um sich nach gesteigerter Ausbeutung des Hauptlandes selbst auch noch dem äußersten Ende der neuen Welt zuzuwenden? Man muß doch einsehen, daß bis dahin der gewaltige Unternehmungsgeist der Vereinigten Staaten nicht nur bereits an den Grenzen der russischen Besitzlichkeiten in Nordamerika festen Fuß gefaßt hätte, sondern auch innerhalb dieser Grenzen Allem, was dort von russischen Industriellen und Kaufleuten noch hätte ersonnen werden können, zuvorgekommen wäre. Im besten Falle befände sich Rußland alsdann im Besitz eines Gebiets, das mit allen seinen industriellen Kräften und Beziehungen nicht an Rußland, sondern an die Vereinigten Staaten gekettet wäre, ein Verhältniß, das die erstere Macht nur zu leicht in die Lage versetzen konnte, zur Wahrung ihres Rechtes Truppen nach jenen fernen Besitzungen zu werfen, die Grenzen derselben mit Festungen zu besetzen und möglicherweise dasselbe aufreibende Vertheidigungssystem in Amerika zu beobachten, welches Spanien auf Cuba, England in Canada zu Theil geworden ist. Es war und bleibt vortheilhafter, unter günstigen Bedingungen Rechten zu entsagen, die zur Zeit keinen Nutzen bringen, und sich damit in Zukunft vor jener Politik der

„Aventüre“ zu sichern, welche nicht vorherzusehen vermag, unter welchen Bedingungen sie zu handeln gezwungen sein wird. In Amerika hat Rußland sich vor einer solchen, immer unvortheilhaften, nicht selten aber auch Gefahr bringenden Politik durch die Abtretung seiner Besitzungen unter annehmbaren Bedingungen zu sichern gewußt.

Wenn es nun in derselben Weise auch den Ansprüchen auf die Herrschaft über die Kirgisen entsagt und diesen gegenüber einzig und allein auf die Selbstvertheidigung durch Befestigung der alten Grenzen, die der Ural und der Irtysch ihm natürlich vorgezeichnet, beschränkt hätte, um allein das einmal begonnene Werk der Colonisation der Grenzgegenden durch immer ausgedehntere Gestaltung der orenburgschen und sibirischen Kosakenheere, nur noch dauerhafter fortzuführen, — so wäre seine Zukunft im Osten gegenwärtig allerdings nicht so grenzenlos, wie sie es ist, aber sie wäre dafür in seiner Hand.

Es ist nicht geschehen. Und so mußte man den geradezu entgegengesetzten Weg einschlagen. Rußland mußte sich die Kirgisen nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That unterwerfen; es mußte Ordnung und Regiment in die Steppe bringen, den inneren Zwistigkeiten der Kirgisen ein Ziel stecken und sie vor den Einfällen aus den mittel-asiatischen Chanaten schützen. Um alles das zu können, mußte man vordringen, man mußte den folgerichtigen Schritt in die Steppe thun. Alle nun unternommenen Bewegungen in der Steppe waren eine directe Folge jener Maßregeln, die während des Gouvernements Speranski vollführt wurden, nur um die Angelegenheiten der Kirgisen zu „ordnen“. Die Bewegung nach vorwärts ward eine beständige. So besaß Rußland schon im Anfang der fünfziger Jahre weit in der Steppe am Ausfluß des Syr-Deria die Befestigung Aral und auf dem Aralsee eine Flotille. General Perowski gab dem Vordringen der Russen einen entscheidenden Ruck in der Richtung an dem Syr-Deria aufwärts und nahm im Jahre 1852 das Fort Ak-Metschet (jetzt Fort Perowski). Dieses Fort bildete bis zum Jahre 1859 den äußersten Punkt der Syr-Deria-Linie. Die sibirische Grenze, zu deren Sicherstellung innere, die alte Irtysch-Linie weit zurücklassende Bezirke organisirt worden waren, zog sich nun hinter dem Flusse Ili hin und konnte durch die im Jahre 1854 am Fuße des Tian-Schan und in der Nähe des Issi-Kul-Sees angelegte Befestigung Wernoje auf die Dauer vertheidigt werden. Auf diese Weise hatten die Russen zu Anfang der fünfziger Jahre einen bedeutenden Raum in der Steppe gewonnen, so daß

sowohl Orenburg als Sibirien weit hinter ihnen zurückblieben, und nun schoben sie zwei Linien, die des Syr-Deria und die sibirische, in Central-Asien hinein, sie streckten gleichsam beide Arme nach Central-Asien aus. Allein zwischen den beiden äußersten Punkten dieser Linien, dem Fort Perowski und der Befestigung Wernoje, blieb der an Ausdehnung gegen 1000 Werst betragende Raum unbesetzt und schutzlos und die Steppenräuber ermangelten nicht diesen Umstand zu benutzen, indem sie das uns nominell gehörende Gebiet zwischen den beiden eben erwähnten Punkten unablässig durch ihre Einfälle heimsuchten. Als der Nachbarn nächster leistete Kokand darin das Meiste. Und so waren denn diese Einfälle Ursache genug zu erneuertem Vordringen; der Zweck war Abwehr, Vertheidigung. Beides konnte nur gelingen durch eine Vereinigung der Linie Syr-Deria mit der sibirischen Linie.

Wir hatten bereits Gelegenheit, zu bemerken, daß zu Gunsten dieser Abwehr viel geschehen war: die alten Linien waren durch neue ersetzt worden, welche tief in die Steppe hineingriffen. Zur Vertheidigung namentlich der sibirischen und orenburgischen Grenzen wären die Mittel, die Rußland schon damals für den Zweck in Händen hatte, gewiß mehr als ausreichend gewesen: die in jenen Gegenden angesiedelten Kosakenheere, das uralische, orenburgsche und sibirische, bildeten zusammen eine Bevölkerungsmasse von 400,000 Seelen; außerdem standen hier 23 Linien-Bataillone, die Invaliden- und Etapen-Commando's nicht eingerechnet. Dennoch genügte das nicht, die Herrschaft in den Steppen zur Geltung zu bringen, „die Ruhe in den Steppen vollständig herzustellen", wozu Rußland ja „moralisch verpflichtet" war. Zu dem Allem bedurfte man mehr, mehr als die gut befestigten Linien längs des Syr-Deria und hinter dem Ili.

Die dortigen Generale schlugen ein System vor, „nach welchem", so sagt General Romanowski, „nicht wir genöthigt sein sollten, uns vor den Einfällen seitens der central-asiatischen Chanate zu hüten, nach welchem vielmehr wir eine direct drohende Stellung gegen sie einnehmen könnten, sobald als man von daher irgend etwas Feindseliges gegen uns zu unternehmen gedächte." Es ist nicht schwer zu errathen, zu welchem Ende ein solches System nothwendig führen mußte. Selbst der Verfasser, wenn er auch schon nichts wissen will von ehrgeizigen Beweggründen in der Politik Rußlands, wenn er auch vollkommen überzeugt zu sein scheint, daß Alles, was geschehen ist, nothwendig und unvermeidlich geschehen

mußte, — selbst er bemerkt, daß in dem Augenblick, wo man eine Vereinigung der orenburgschen und sibirischen Linien beschloß, gleichzeitig auch der Stab gebrochen war über dem Schicksal der Chanate von Kokand, Buchara und Chiwa, welche „so oder so, jedenfalls uns werden anheim fallen müssen“.

Vorläufig beabsichtigte man jedoch nur eine Deckung der ganzen Grenze durch Befestigungen, d. h. man gedachte die Linie Syr-Deria mit der sibirischen zu verbinden und auf diesen am weitesten vorgeschobenen Linien eine Truppenmacht zu concentriren, „die hinreichen würde, Angriffe nicht nur zurückzuweisen, sondern, falls es geboten erscheinen sollte, auch welche zu unternehmen.“ Im Jahre 1854 beschloß das Comité, welchem die Beurtheilung der Frage über Sicherstellung der russischen Grenzen in Central-Asien aufgetragen worden war und an dessen Berathungen die General-Gouverneure von Orenburg, Graf Perowski, und von Sibirien, General Hasford, gleichfalls Theil nahmen, die Vereinigung der sibirischen Linie mit der orenburgischen. Die Tragweite dieses demnächst die kaiserliche Bestätigung erlangenden Beschlusses ist deutlich: er ist offensiven Charakters, obgleich die Absicht auf die reine Defensive, d. h. auf die bloße Schließung der Linien ging. Das Comité glaubte, sich auf die Vereinigung der Linien beschränken zu können; es glaubte an die Möglichkeit, auf dem verfänglichen Wege in die central-asiatischen Chanate wiederum Halt zu machen. Wir werden gleich sehen, in welcher Weise man von dieser Möglichkeit Gebrauch machte.

Das Programm von 1854 war innerhalb zehn Jahre vollständig erfüllt worden. Bald nach Vollendung der Befestigung Wernoje ward weiter nach Westen ein zweiter befestigter Platz, Karte, angelegt. Darauf eroberten die russischen Truppen Pischpek und Tokmak, zwei befestigte Vororte des Chanats Kokand. Ebenso eroberte die sibirische Abtheilung, gen Westen der Linie des Syr-Deria entgegenrückend und den Fluß Tschu überschreitend, die Feste Auli-Ata, während von der andern Seite her, vom Fort Perowski flußaufwärts, die Befestigung Dschulek angelegt und die von hier weiter gen Osten liegende kokandische Feste Jani-Kurgan genommen wurde. Nun beschloß man eine Vereinigung der Linien längs des Kara-Tau-Gebirges. Das zu bewerkstelligen bedurfte es im Jahre 1864 nur noch einiger Stütz- und Schutzpunkte auf der Entfernung von Jani-Kurgan bis zum Flusse Tschu und die so vereinigte Linien hätte folgende Kette dargestellt: vom Flusse Ili bis zum Syr-Deria: die

Befestigungen Wernoje, Kartek, Pischpek, Tokmak, Auli-Ata (als Knotenpunkte der verlängerten sibirischen Linie) und Tschulak, Susak, Dschulek und Fort Perowski (als eben solche Punkte auf der verlängerten Syr-Deria-Linie). Diese sich an das Tian-Schan-Gebirg, an den Issik-Kul-See, die Sandwüste Ak-Kum und an das Kara-Tau-Gebirge anlehnende Linie wäre in der That wie keine andere zur Vertheidigung geeignet gewesen, aber auch nur zur Vertheidigung, mit andern Worten: sie hätte dem Programm von 1854 vollkommen entsprochen.

Allein auf Vorstellung der Commandirenden der beiden gemeinschaftlich wirkenden Heeresabtheilungen, der Generale Tschernjajew und Werewkin, ward dieses Programm dadurch einer unumgänglichen Gefahr preisgegeben, daß man von dem Plane einer durch das Kara-Tau-Gebirge begrenzten Vertheidigungslinie absah und, nach Einnahme des festen Platzes Asret (Turkestan) durch den General Werewkin, eine andere Linie rechtwinklig ins Land vorschob. Die Spitze dieses rechten Winkels lief in die durch General Tschernjajew eroberte befestigte Stadt Tschemkent aus, woselbst dann beide Heeresabtheilungen, die eine unter General Worewkin von Nord-West kommend, die andere von Auli-Ata (Nord-Ost) her unter General Tschernjajew, zusammenstießen und sich unter Oberbefehl des letzteren vereinigten.

Leider enthält das uns vorliegende Buch des Generals Romanowski nur Auszüge aus den officiellen Berichten des Generals Tschernjajew, so daß uns dessen eigene Angaben hinsichtlich der Nothwendigkeit einer Eroberung Tschemkents nicht vollständig vorliegen. Wir wollen annehmen, daß zeitweiliges Bedürfniß, vielleicht Mangel an Verpflegungsmitteln, Ursache des Einrückens in die saatenreichen Ebenen Tschemkents war. Aber auf Grund zeitweiligen Bedürfnisses wird man sich doch wohl bedenken, einen Schritt zu thun, der die ganze zukünftige Politik bedingt. Der Verfasser des von uns ausgezogenen Buches, der keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, ohne zu erklären, daß die nach diesem Schritt folgende Bewegung noch weiter nach Süden, auf Taschkent, dem Programm von 1854 zuwiderlief, — derselbe ist doch mit der Einnahme Tschemkents nicht gerade unzufrieden. Er sagt: „Die Richtung, welche schließlich zum Zweck der Anlage einer neuen Linie eingeschlagen worden, erwies sich als ungleich vortheilhafter als die im Programm projectirte. Abgesehen von der Eroberung feindlicher Festungen, wie Auli-Ata, Turkestan und Tschemkent, durch die wir in den Besitz getreidereicher Gegenden und somit zu den

Mitteln gelangten, unsere Truppen auf die bequemste und unmittelbarste Weise zu verpflegen, — abgesehen von allem dem, war uns namentlich durch die Einnahme der beiden letzteren Orte jene fruchtbare Oase gesichert, in der sie lagen, und die von einer weiter südlich sich ausbreitenden anderen Oase, in deren Mitte Taschkent liegt, nur durch einen nicht in Betracht kommenden, nackten Bergrücken getrennt wird."

Allein hier entsteht wiederum die Frage, was das Programm von 1854 eigentlich beabsichtigte: eine Eroberung neuer ergiebiger Gegenden, damit die Truppen verpflegt werden könnten, oder eine Sicherung derjenigen Landestheile, die sich bereits im Besitz Rußlands befanden? Ward das Letztere beabsichtigt, so ist klar, daß zu dem Zweck ein Cordon von Befestigungen auf der vorgeschlagenen Linie genügte und daß man sich durch Besitznahme solcher Punkte, die, von bevölkerten Gebieten umgeben, des Schutzes eines weit hinter ihnen befindlichen Cordons nicht gewärtig sein konnten, der Nothwendigkeit aussetzte, immer neue Vertheidigungskräfte in Anwendung zu bringen, neue Befestigungen zu errichten, die nun schon, wie gesagt, weit außerhalb des projectirten Cordons zu liegen kamen. Die Einnahme Tschemkents zwang die Russen, nunmehr nicht allein den Platz selbst, sondern auch die ganze Oase, deren Mittelpunkt er bildete, zu vertheidigen.

General Romanowski findet, daß eine solchergestalt verwirklichte Vereinigung der sibirischen Linie mit der Linie Syr-Deria von der Regierung, die jedes Vordringen aufrichtig zu vermeiden wünschte, vollkommen gutgeheißen worden ist. Als Beweis dafür führt er die damals in den maßgebenden Kreisen herrschende allgemeine Ueberzeugung an, daß es so und nicht anders habe geschehen müssen, sowie auch den Umstand, daß die Regierung kein Geld mehr zum Zweck weiteren Vordringens auswarf, so daß in Folge dessen, als „unvorhergesehene Ereignisse" dennoch ein solches Vordringen erheischten, man sich genöthigt sah, die daraus erwachsenden Kosten aus den Summen zu bestreiten, welche eigentlich für die Besoldung der Truppen, für Ankauf von Proviant ꝛc. vorräthig waren.

Wie uns scheint, wird Niemand an dem aufrichtigen Willen, bei dem bis 1864 Erworbenen stehen zu bleiben, sowohl in Bezug auf die Regierung als auf ihren Stellvertreter am Ort, den General Tschernjajew, zweifeln wollen, weil eben Jedermann weiß, daß „unvorhergesehene Ereignisse" eben nicht vorherzusehen sind, sondern genommen werden müssen, wie sie kommen. Und so konnte auch General Tschernjajew nicht anders, als thun,

wozu es ihn trieb: nämlich vorwärts gehen, weiter vorwärts, als es wahrscheinlicher Weise in seinem und der Regierung Plane gelegen hat. In einem Kriege, mag dessen eigentliches Ziel auch nur Vertheidigung sein, ist es schwer, nicht auch anzugreifen und weiter vorzudringen, wenn der Feind sich beständig zurückzieht. Das eigene Beispiel des für eine kurze Zeit auf dem central-asiatischen Kriegsschauplatze unumschränkt befehligenden Generals Romanowski wird uns beweisen, wie schwer es hält, einem vorauszusehenden Ueberfalle nicht zuvorzukommmen durch einen Ueberfall; es wird sein eigenes Beispiel sein, das uns zeigen soll, wie angesichts der in einem ähnlichen Kriege nicht vorauszusehenden Umstände und angesichts der Entfernung von der obersten Gewalt die Verwendung der ersten besten Summen zu Kriegszwecken nicht nur als eine augenblickliche Nothwendigkeit erscheint, sondern sich sogar in ein System verwandelt.

Im Juli des Jahres 1864 ward General Tschernjajew zum Chef der vorderen kokandischen Linie ernannt. Nachdem er im September Tschemkent genommen, rückte er schon im October auf Taschkent vor. General Romanowski erklärt diese ausdrücklich vom Programm des Jahres 1854 abweichende Bewegung für eine von General Tschernjajew erkannte Nothwendigkeit, „sich mit der Lage der Dinge in Taschkent bekannt zu machen“. General Tschernjajew begründet seinerseits diese seine Recognoscirung dadurch, daß Taschkent mit dem Emir von Buchara in Beziehung getreten sei; er schrieb damals: „Ich war der Meinung, den Eindruck, den die Eroberung Tschemkents auf das Chanat, das seine sämmtliche Artillerie dabei eingebüßt hatte, gemacht, schnell zu benutzen, um die kokandische Garnison aus Taschkent zu vertreiben und dann, falls die Einwohner sich für uns erklärten, eine Deputation aus ihrer Mitte nach St. Petersburg zu senden. Bis dahin, wo die Regierung in dieser Angelegenheit ihre eigenen Maßregeln würde getroffen haben, gedachte ich den Einwohnern eine eigene Stadtverwaltung zu verleihen, jedoch streng darauf Acht zu geben, daß sich kein auswärtiger Einfluß darin geltend mache.“

Und so, von der Absicht ausgehend, zwei Vertheidigungslinien zu vereinigen, fanden sich die Russen urplötzlich auf dem Wege nach Taschkent, einer Stadt, die gegen 250 Werst von Auli-Ata und Turkestan entfernt ist und 100,000 Einwohner zählt. Fügen wir noch hinzu, daß Taschkent nächst Buchara die Residenz des mohamedanischen Fanatismus in Central-Asien ist und daß es in Bezug auf den Handel eine ganz bedeutende Stellung einnimmt. Nichts leuchtet mehr ein, als daß mit einer Einnahme

Taschkents der reine Eroberungskrieg beginnen mußte, denn dieselbe durch die Nothwendigkeit einer Vertheidigung im Sinne des Programms von 1854 rechtfertigen zu wollen, wäre unmöglich. Andererseits aber, wie konnte man der Versuchung widerstehen, einen so wichtigen Punkt, um den sich Reichthum auf Reichthum speicherte, zu besetzen, da doch die richtigen Mittel dazu in mehr als genügender Menge vorhanden waren? Und da Tschemkent mit seiner ganzen Umgebung sich nun schon einmal in russischem Besitz befand, wäre es nicht unverantwortlich gewesen, in seiner Nähe eine mächtige feindselige Stadt, wie Taschkent, zu dulden? Nebenbei bemerkt: Taschkent liegt von Auli-Ata und Turkestan weiter entfernt als von Tschemkent. Aus Allem geht hervor, daß die Politik Rußlands in Central-Asien, wie gern man sie auch als ein aus der Nothwendigkeit hervorgegangenes Vertheidigungsverfahren bezeichnet, in der That in die reine Eroberungspolitik übergegangen ist, und in dieser Hinsicht wäre es gewiß einfacher und besser, wenn man sie in Zukunft bei dem richtigen Namen nennte und sich ehrlich gestände, daß es nicht mehr und nicht weniger als auf die Unterwerfung Central-Asiens abgesehen ist, die früh oder spät doch in ihrem ganzen Umfange erfolgen muß. In dem Falle würde man wenigstens zeitig auf die Mittel Bedacht nehmen können, wie sie unumgänglich sind, um aus Eroberungen einen Nutzen zu ziehen. Anders jedoch, d. h. im Falle der Nichtbereitschaft und indem man sich selbst überrascht, wird die Eroberung nichtsdestoweniger erfolgen, aber es wird ein Chaos im Innern der ungeheuren mittel-asiatischen Besitzungen entstehen, wie es schon gegenwärtig in den Chanaten besteht, ja es könnte sich möglicher Weise noch weit schlimmer gestalten.

Wie wir bereits aus dem oben angezogenen officiellen Bericht des Generals Tschernjajew ersahen, hatte dieser es für nothwendig befunden, auf Taschkent zu marschiren. Er unternahm den Zug mit 1550 Mann Soldaten, 12 Feldgeschützen und 400 bewaffneten Landeseingeborenen. Die Stadt durch Ueberrumpelung zu nehmen, gelang ihm nicht; der Sturm ward zurückgeschlagen. Das indessen war nicht geeignet, General Tschernjajew in seinem Vorhaben wankend zu machen. Zu Anfang des folgenden Jahres bildete man aus der Syr-Deria-Linie und den neuen Eroberungen das „turkestanische Gebiet“, ordnete es dem General-Gouverneur von Orenburg unter und ernannte General Tschernjajew zum Gouverneur des Gebiets und gleichzeitig zum Commandirenden der Truppen in demselben. Als ihm nun im Frühjahr die Nachricht zuging, der Emir

von Buchara sammle um Ura-Tübe ein Heer, richtete General Tschernjajew sein Augenmerk wieder auf Taschkent. Er berichtete Anfangs Mai, daß die bestehenden Verhältnisse ihm nicht günstig schienen, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, vielmehr sei es allein zweckmäßig, daß man sie in eine von uns unmittelbar abhängige Lage versetze. Diese „von uns unmittelbar abhängige Lage“ bestand darin, der dichtbevölkerten Stadt das Wasser, das ihr aus dem befestigten Nijasbeck zufloß, zu entziehen. Nijasbeck mußte also zuvor genommen werden, und es ward genommen. Nun aber ist Folgendes bemerkenswerth: am 2. Mai schrieb General Tschernjajew ganz unzweideutig, daß es ihm nicht zweckdienlich scheine, Taschkent mit Gewalt zu nehmen, und in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai nahm er die Stadt dennoch mit Sturm, und zwar mit Verlust von 25 Mann Todten und 89 Verwundeten; er erbeutete dabei 60 Kanonen und schloß seinen betreffenden Bericht mit folgenden Worten: „Mit der Einnahme Taschkents haben wir in Central-Asien eine Position gewonnen, die den Interessen des Reichs und der Macht des russischen Volkes entspricht.“

Die Waffenthat des Generals Tschernjajew, der bereits am 9. Mai das kokandische Heer geschlagen hatte (bei welcher Gelegenheit auch der Regent von Kokand, Mulla Alikmul, seinen Tod fand) und der nun mit einer Abtheilung von kaum 2000 Mann eine dicht bevölkerte, von 60 Kanonen vertheidigte Stadt mit stürmender Hand einnahm, — diese Waffenthat ist zweifellos eine glänzende. Man kann nicht umhin, sie höher zu stellen als alles Andere, was in Folge noch auf dem Kriegsschauplatze in Central-Asien geschehen ist, selbst den Sieg über das bucharische Heer bei Irdschar nicht ausgenommen, bei dem der Umstand nicht außer Acht zu lassen ist, daß die Bucharen durchweg über die Köpfe der russischen Soldaten hinwegschossen, so daß ihnen der ganze Sieg 12 Mann kostete. Ganz anders verhielt es sich bei der Erstürmung Taschkents. Es ist wahr, angesichts der ungeheuren Ausdehnung seiner Befestigungen hätte sich die Stadt nur bei einer hinlänglich zahlreichen Garnison mit Erfolg vertheidigen können und an der fehlte es ihr eben, allein schon der Entschluß, mit nicht mehr als 1951 Mann eine Stadt von 100,000 Einwohnern im Sturm zu nehmen, der Entschluß, im dreitägigen Kampfe auszuharren auf den Mauern und in den Straßen, woselbst zehnfache Kräfte an jedem einzelnen Punkte den Angreifern entgegengestellt werden konnten, schon der Entschluß zu allem dem spricht von ungewöhnlicher Kühnheit. Gewiß gehörte viel

Mannhaftigkeit und viel kaltblütige Berechnung dazu, eine Absicht durchzuführen, der sich die unberechenbarsten Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstellen konnten. Um 2000 hierhin und dorthin zerstreute Soldaten unter einander im Zusammenhang zu erhalten, zu verhüten, daß in der an Ausdehnung ungeheuren, fremden Stadt, wo jedes Haus einen Hinterhalt bildete und jede Straße plötzlich durch Barrikaden abgesperrt werden konnte, die einzelnen kleinen Abtheilungen nicht spurlos verschwänden, — um das zu Wege zu bringen, waren bei dem Oberbefehlshaber in Wahrheit Eigenschaften erforderlich, die sich über das Maß des Gewöhnlichen erheben. Nur einen Augenblick lang Wankelmuth, Zweifel, Unentschlossenheit, und Alles wäre dahin gewesen, die Handvoll Waghälse wäre zertreten worden unter der Masse der Feinde, sei es auch, daß diese ohne Waffen kämpften, nur mit Steinen in der Hand. Die Einnahme Taschkents zeichnet sich vor der ihr folgenden Einnahme Chodschents, Ura-Tübes und Samarkands unter andern Anführern nicht allein durch die große Minderzahl der dabei engagirt gewesenen Kräfte aus, sondern vor allen Dingen dadurch, daß mit Taschkent das erste Beispiel gegeben worden ist. Nachdem General Tschernjajew bewiesen, daß es möglich sei, mit 2000 Mann Soldaten eine Stadt wie Taschkent zu nehmen, so ist es nicht zum Verwundern, wenn es auch den andern Führern gelüstete, diesem Beispiele zu folgen.

Es sei noch erwähnt, daß die Art und Weise, welche General Tschernjajew bei der Erstürmung Taschkents — einem Unternehmen, das mit dem des Cortez große Aehnlichkeit hat — in Anwendung brachte: wie er zuerst durch ein Thor in die Stadt drang und dann innerhalb derselben, der Mauer entlang, vorwärts stürmte, um die übrigen Thore seinen vereinzelten Abtheilungen zu öffnen und nun vereint auf die Citadelle vorzudringen, — daß diese Art und Weise seine Erfindung war und später, bei Einnahmen anderer Festungen, mit demselben Erfolg nachgeahmt wurde.

Das Programm von 1854 war nun vollständig umgestoßen. Die Frage gestaltete sich nun anders. Es erwies sich die theilweise Zwecklosigkeit der unerwartet vereinigten sibirischen Linie und der Linie Syr-Deria. In der That, vor ihr breitete sich jetzt die neuerworbene ungeheure Herrschaft, mit einer reichen Stadt, inmitten einer fruchtbaren Gegend aus; die große Handelsstraße war in den Besitz der Russen gelangt, mit einem Wort, die bedeutendsten und werthvollsten von allen Eroberungen

der Russen in Turkestan, lagen jetzt außerhalb jener geschlossenen Linie, deren Verwirklichung doch das ursprüngliche Ziel des Feldzuges selbst war.

Bei der Einnahme Taschkents konnte man nicht stehen bleiben. Hier bestätigte sich in ihrem ganzen Umfang die Ansicht, welche wir bereits oben, aus Veranlassung der Einnahme Tschemkents, aussprachen, daß nämlich das Centrum eines bevölkerten Gebiets unmöglich den Knotenpunkt einer Vertheidigungslinie bilden kann. Einmal im Besitze Taschkents, war man genöthigt, noch weiter zu gehen, man war genöthigt, das Gebiet des Flusses Tschirtschik schon deßhalb zu betreten, weil die hier herum liegenden Felder zum Eigenthum der Einwohner Taschkents gehören und weil gerade dieser Theil des Flußgebiets als Kornkammer für Taschkent unentbehrlich ist. Ueberdies war durch die Einnahme Taschkents ein Krieg mit dem Emir von Buchara unvermeidlich geworden. Schon vor dieser Einnahme hatte General Tschernjajew einen Recognoscirungstrupp auf Tschinas (am obern Syr-Deria) ausgeschickt und daselbst den Uebergang über den Fluß zerstören lassen, um dadurch der Möglichkeit einer Hülfeleistung seitens Buchara's vorzubeugen, was dem Emir von Buchara natürlich für eine Herausforderung galt. An der Vertheidigung Taschkents hatte sich bereits eine kleine bucharische Abtheilung betheiligt.

General Romanowski sagt zu wiederholten Malen, daß die Regierung eine Autorisation zur Einnahme Taschkents nicht gegeben und daß sie den Plan zu dieser Eroberung nicht gutgeheißen habe. Allein wir sehen, daß die Regierung, wenn sie in der Folge auch den General Tschernjajew durch einen andern Befehlshaber ersetzte, nichtsdestoweniger auf den Plan General Tschernjajews eingegangen ist und Taschkent dem Reiche einverleibt hat. Wenn man uns darauf fragen wollte: was denn zu thun übrig geblieben sei, da Taschkent nun einmal genommen war? — so wenden wir uns um eine Antwort an General Kryschanowski, den General-Gouverneur von Orenburg, dessen bei Gelegenheit eines im September 1865 unternommenen Besuchs des Kriegsschauplatzes am Syr-Deria ausgesprochenen Ansichten wir vollkommen theilen müssen. Er bestand damals auf den ursprünglichen Plan des General Tschernjajew, in Taschkent eine von einem Chan beherrschte unabhängige Regierung zu errichten und dieselbe sodann unter den Schutz Rußlands zu stellen, während General Tschernjajew, der inzwischen von seinem ersten Plan abgegangen war und seine Ansichten in dieser Beziehung vollständig geändert hatte, nunmehr auf eine unbedingte Unterwerfung drang. Der Grund dieser auffallenden Sinnesänderung ist

sonderbar genug. Im Jahre 1864 beabsichtigte General Tschernjajew allerdings die Organisation eines unabhängigen taschkentischen Chanats und zwar darum, weil er eine unmittelbare Verwaltung desselben für beschwerlich erachtete. „Die Hauptursache, die mich zu einer Eröffnung in diesem Sinne veranlaßte," so schrieb er nach Verlauf von zehn Monaten (6. August 1865), „waren die vermeintlichen Schwierigkeiten, welche sich uns, so schien es, bei Einrichtung einer Regierung, welche diese zahlreich bevölkerte Stadt in Unterwürfigkeit zu erhalten im Stande wäre, entgegenstellen mußten. Indem ich mir die Größe der militärischen Macht vergegenwärtigte, die auf die Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Moskau und St. Petersburg verwendet wird, indem ich ferner die ungeheuren Summen in Betracht zog, welche daselbst auf die Erhaltung der Polizei verausgabt werden, konnte ich mir nicht vorstellen, daß Taschkent, mit seiner Bevölkerung von 200,000*) aus allen Gegenden Asiens zusammenströmenden Moslemin, mit einer geringen Menge Truppen und wenig Geld würde in Ruhe und Ordnung erhalten werden können. Die Erfahrung jedoch überzeugte mich, daß, um den Einwohnern mit vollständiger Sicherheit die Selbstverwaltung überlassen zu dürfen, genügend sei, in der Citadelle der Stadt ein Bataillon und zwei Kosaken-Sotnia's zu unterhalten. Die Polizei kann den Einwohnern selbst anheimgestellt bleiben."

Daher also erschienen dem General Tschernjajew seine ursprünglichen Pläne und Absichten in Betreff Taschkents später nicht mehr zweckdienlich. „Der seitens unserer Regierung eingesetzte Chan," sagte er, „würde in den Augen des Volks gewiß auch als russischer Beamter gelten, gleich denen, von welchen es gegenwärtig regiert wird, mit dem Unterschiede jedoch, daß es die Autorität unserer Beamten anerkennt, weil es hinter derselben die Macht wahrnimmt, die Autorität des Chans hingegen nur eine nominelle sein würde. Um ihr eine Bedeutung zu geben, wäre dieselbe militärische Macht erforderlich und das Resultat würde sein, daß uns nur die Einkünfte entgingen, welche der Unterhalt des Chans verschlingen würde."

*) Diese Ziffer ist aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutend übertrieben. Den durch Herrn Bechtschurin auf einer im Jahre 1865 in das turkestanische Gebiet unternommenen Reise gesammelten Angaben zufolge, betrug die Bevölkerungszahl von Taschkent damals nur 100,000, während die Verwaltungsbeamten der Commune von Taschkent diese Zahl sogar auf 80,000 herabsetzten.

Mit einem Wort, General Tschernjajew war der Ansicht, Taschkent müsse einfach dem Reiche einverleibt werden, und diese Meinung ward noch durch eine im gleichen Sinne gehaltene Adresse unterstützt, welche die Bewohner Taschkents dem Sieger unterbreiteten. Wenngleich man die Adressen unterworfener Städte nicht immer als wahrhaften Ausdruck der Wünsche der Einwohner hinnehmen darf, so ist doch der Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß in Taschkent bereits vor der Unterwerfung eine Partei rege war, die sich auf die Seite Rußlands neigte, was das Zustandekommen einer Adresse immerhin erklärlich macht. Inzwischen blieb der General-Gouverneur von Orenburg bei seiner Meinung, daß Taschkent für eine unabhängige Herrschaft erklärt werden müsse.

General Romanowski (dem als Begleiter des General Kryschanowski in das turkestanische Gebiet die Ansichten desselben, wie er solches auch selbst versichert, gut bekannt sein mußten) berichtet, daß eben diese Verschiedenheit der Ansichten Ursache der Berufung beider Generale nach St. Petersburg war, damit in einer besondern Commission die ganze Angelegenheit zur Berathung und endgültigen Entscheidung gelangen möge. Ob nun zwar diese Berufung für den General Tschernjajew sich in eine Abberufung verwandelte, so daß er nicht wieder auf seinen Posten zurückkehrte, so ward doch, nach den Folgen zu urtheilen, der von ihm entworfene Plan seitens der Regierung gebilligt und angenommen, während die Meinung des General-Gouverneurs Kryschanowski unberücksichtigt geblieben ist. Also, welcher Art auch die Gründe für die Abberufung des Ersteren gewesen sein mögen — die Nichtübereinstimmung seiner Ansichten mit denen der Regierung war der Grund jedenfalls nicht.

Schon im Herbst des Jahres 1865, als General Tschernjajew noch an nichts weniger als an eine Abberufung dachte, konnte er sich überzeugen, daß ein Krieg mit Buchara, als Folge der Einnahme Taschkents, unvermeidlich geworden war. Die Gesandtschaft, die aus seinem Hauptquartier an den Emir von Buchara abging, ward von dem letzteren angehalten und gefangen genommen. Man wird zugeben, daß die Eigenschaften eines Kriegers, wie glänzend sie auch sein mögen, nicht immer Hand in Hand gehen mit denen eines Politikers. Von diesem Gesichtspunkte aus ist denn auch folgende auf Anordnung und Befürwortung des Generals Tschernjajew getroffene Maßregel zu beurtheilen. Nachdem er nämlich, bald nach der Einnahme Taschkents, in Erfahrung gebracht hatte, daß der Emir von Buchara die im Chanat Kokand liegende Stadt Chodschent

erobert habe, ließ General Tschernjajew alle im turkestanischen Gebiet sich aufhaltenden Bucharen sammt ihren Waaren aufgreifen; dasselbe geschah auf sein Verlangen gleichzeitig mit den bucharischen Handelsleuten in Orenburg. General Tschernjajew glaubte hierin das geeignetste Mittel zur Aufrechterhaltung des Einflusses der Russen in Central-Asien gefunden zu haben, allein der Irrthum einer solchen Voraussetzung ist augenfällig, sobald man sich das Wesen derjenigen Zustände vergegenwärtigt, wie sie in den mittelasiatischen Chanaten nicht allein, sondern in Asien überhaupt herrschend sind. Buchara ist eben kein europäischer Staat, der gezwungen werden kann, von dieser oder jener kriegerischen Unternehmung abzulassen, indem man seinem Handel einen empfindlichen Schlag versetzt. Das was Buchara innerlich zusammenhält, ist der Despotismus der Fanatiker und der Krieger über eine friedliche, Handel und Ackerbau treibende Bevölkerung. Wie konnte man somit erwarten, daß der Emir Mosaffer, der sich für einen Nachkommen Timurs hält, dem Gott selbst aufgetragen, alle Länder der Ungläubigen zu erobern, — wie konnte man erwarten, daß ein solcher Despot sich in seinen Unternehmungen behindern lassen werde, weil die Interessen einiger seiner Unterthanen darunter leiden, oder, wie im vorliegenden Falle, weil eine Anzahl jener verachteten Unterthanen, die, wenn es ihm einfällt, der Chan zu Hunderten hinrichten läßt, in Feindeshand gefallen ist?

Die irrthümliche Voraussetzung des Generals Tschernjajew bewährte sich im Herbst des Jahres 1865 vollkommen als eine solche. Er hatte eben erst alle Bucharen in Turkestan aufgreifen lassen, entschloß sich aber nichtsdestoweniger eine Gesandtschaft nach Buchara zu schicken. Was ist da natürlicher, als daß Emir Mosaffer seinerseits die gesammte Gesandtschaft arretiren ließ? Später, während ihrer Unterhandlungen mit Buchara, beriefen sich unsere Generale allerdings darauf, daß Buchara den ersten Anlaß zum Kriege gegeben, indem der Emir sich an russischen Beamten vergriffen habe; es ist jedoch einleuchtend, wer der eigentliche Urheber war. Wie dem aber auch gewesen sein mag, der Krieg mit Buchara ward von dem Augenblicke ab unvermeidlich, wo der Emir jene Gesandtschaft gefangen nahm. Im Januar 1866 sammelte General Tschernjajew seine Abtheilung bei Tschinas und machte darauf eine Bewegung zum linken Syr-Ufer hin, gegen die bucharische Festung Dschüsak, die unmittelbar an dem Kura-Tau (nicht zu verwechseln mit Kara-Tau) liegt, welches Gebirge gemeinschaftlich mit dem Samarkand-Tau

die vorderste, von der Natur selbst befestigte Vertheidigungslinie Buchara's in der Richtung gegen die Angriffe der Russen bildet. Allein der Zug gegen Dschüsak, der mit allen Entbehrungen einer Wüste zu kämpfen hatte, mißlang. Nach einem Gefecht unter den Mauern der Festung, waren die russischen Truppen genöthigt, nach Tschinas zurückzukehren, namentlich, weil es den Pferden gänzlich an Futter mangelte; General Tschernjajew hatte indessen die Genugthuung, drei Briefe des Emir Mosaffer mitzunehmen, in welchem der letztere gelobte, die russischen Gefangenen frei zu geben. Uebrigens ließ man sich keinen Moment lang hinsichtlich der Bedeutung ähnlicher Gelöbnisse im Zweifel. Schon der erste Brief, welchen der Emir zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen die russische Gesandtschaft geschrieben hatte, war so sehr von dem Bewußtsein seines guten Rechtes durchdrungen, daß ein Umschlag der Gesinnungen schwerlich eintreten konnte, falls man keine Gewaltmaßregeln anzuwenden gedachte — und die Russen kehrten ja nach Tschinas zurück.

Drucken wir hier diesen ersten Brief des Mosaffer vollständig ab: „An Michail Tschernjajew.*) Uns kam die Nachricht, daß ihr um eure Gesandten bittet, doch die befinden sich in guter Gesundheit. Unsererseits war gleichfalls eine Gesandtschaft an euren Zaren abgeschickt worden; von der erhielt ich durch Anreisende aus Rußland die Nachricht, daß meine Gesandten gar nicht zum Zaren gelangten, sondern irgendwo auf dem Wege festgehalten wurden, was dem Freunde nicht erlaubt ist; aus diesem Anlaß behielt ich auch eure Gesandten zurück. Wir haben Gesandten niemals etwas zu Leide gethan und thun es auch euren jetzigen Gesandten durchaus nicht. Eure Gesandten werden aber hier verbleiben, so lange als meine Gesandten nicht zu eurem Zaren gelangt sein und eine Antwort erhalten haben werden. Erhalten wir von eurem Zaren freundschaftliche Nachrichten, so bin ich mit großem Vergnügen bereit, auch eure Gesandten zurückzuschicken. Im Monat Tatschban."

Die Verhaftung zuerst der Bucharen, sodann die Absendung einer Gesandtschaft nach Buchara, endlich die Expedition mit dem Auftrage, die

*) Bemerkenswerth ist, daß sowohl Kokander wie Bucharen anfangs den Familiennamen des russischen Generals für den Titel desselben nahmen, so daß sie „Michail Tschernjajew" gleich wie „Michail-Bek" lasen und schrieben. So wird der General auch für die Folge in einigen an ihn gerichteten Briefen einfach Michail genannt, und der erste Brief des Bek von Dschüsak an General Romanowski beginnt mit den Worten: „Dem vom fernen Zaren hergesandten neuen Tschernjajew wird kund gethan" rc.

Freilassung dieser letzteren zu fordern — alles das ist schlechterdings keine geschickte Politik. Freilich wäre der Fehler gut zu machen gewesen: man hätte nur die gefangenen Bucharen frei geben sollen, worauf feindlicherseits die Freilassung der russischen Beamten sicherlich erfolgt wäre. Allein die bei den Feldherren stets fertige Entgegnung, daß eine solche Nachgiebigkeit die Bedeutung und den Einfluß Rußlands in Central-Asien gefährden würde, war auch diesmal entscheidend.

Wiederholen wir mit zwei Worten den Ausgang der der eben geschilderten Ereignisse: der Eroberer Taschkents ward nach St. Petersburg berufen, damit er wegen seiner weitgreifenden und die Absichten der Regierung überflügelnden Unternehmungen Rechenschaft abgebe; er kehrte nicht mehr nach Turkestan zurück, indessen kamen alle seine Pläne zur Organisation Taschkents nichtsdestoweniger zur Geltung. An des in der Residenz Zurückbehaltenen Stelle ward nun General Romanowski nach Turkestan abgesandt, dem man mit um so größerem Recht eine sowohl den Absichten der Regierung, als auch den Entwürfen des Kriegsministeriums entsprechende Handlungsweise zutrauen konnte, als er bis dahin ein berathendes Glied im Kriegsministerium gewesen war.

IV.

Als die Ernennung des Generals Romanowski zum Nachfolger Tschernjajews erfolgte, war man im Kriegsministerium und im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gleichzeitig bedacht gewesen, gemeinsam eine Instruction zu entwerfen, die nicht nur dem neuen Gouverneur von Turkestan, sondern auch seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem General-Gouverneur von Orenburg, zur Richtschnur dienen sollte. Diese Instruction erhielt die Allerhöchste Genehmigung. Doch ist es eine schwierige Aufgabe, in St. Petersburg Instructionen zu entwerfen, nach denen in Central-Asien gehandelt werden soll. Eine Feststellung genauer Verhaltungsregeln hätte die Thätigkeit des ausführenden Befehlshabers in einer Weise eingeschränkt, daß er vor allen, unvorhergesehen an ihn herantretenden Ereignissen rathlos dagestanden wäre. Daher gab man jener, den Generalen Romanowski und Kryschanowski ertheilten Instruction eine so allgemeine Fassung, daß sie ihnen gar nicht als Richtschnur dienen konnte. Zu einem solchen Urtheil sind wir wenigstens in Bezug auf diejenigen Paragraphe der Instruction berechtigt, welche General Romanowski in seinem Werke angezogen hat. So z. B. lautet daselbst eine Vorschrift folgendermaßen:

„Das Bestreben der Nichterweiterung unserer unmittelbaren central-asiatischen Besitzungen im Auge behaltend, wird man darum doch keineswegs solche Unternehmungen und Vorkehrungen unterlassen dürfen, welche für uns nothwendig werden sollten. Ueberhaupt soll vor Allem der wahre Nutzen Rußlands das leitende Princip sein.“

Das Letztere, dünkt uns, ist selbstverständlich auch ohne jegliche Instruction. In Wahrheit besagt dieser Punkt in der Instruction nur, daß es den Oberbefehlshabern anheimgestellt ist, nach eigenem Ermessen zu handeln. Was Buchara anbelangt, so sprach die Instruction ihr Bedauern darüber aus, daß die in letzterer Zeit gethanen Schritte den bis dahin Rußland freundlich gesinnt gewesenen Emir dieses Staates nunmehr zu unserem Feinde gemacht hätten, und gab unzweideutig zu verstehen, wie es wünschenswerth wäre, die ehemaligen freundschaftlichen Handelsbeziehungen mit Buchara wieder anzuknüpfen. Das einfachste Mittel zur Verwirklichung dieses Wunsches, die Auslieferung der bucharischen Gefangenen, war auffallenderweise nicht vorgeschrieben, sondern man erinnerte im Gegentheil den neuen Befehlshaber daran: „daß die Asiaten nur die Macht der Waffen achten, daß die geringste Schwankung und Unentschlossenheit, namentlich aber Nachgiebigkeit gegenüber irgend welchen unstatthaften Forderungen von ihnen nur als Schwäche würden angesehen werden; Nachgiebigkeit von unserer Seite dürfte somit nicht nur das Ziel nicht erreichen, sondern könnte sogar auch geradezu gefährlich werden sowohl für die neu erworbenen Gebietstheile als auch für unsere Besitzungen längs der alten Linie.“ Die hier ausgesprochene Befürchtung ist rein militärischer Art, und wir glauben uns in der Behauptung nicht zu irren, daß gerade dieser Punkt im Kriegsministerium, nicht in dem des Auswärtigen, entworfen worden ist, wenn auch, wie General Romanowski weiter mittheilt, das letztere ebenfalls die Unzulässigkeit aller Unterhandlungen mit dem Emir von Buchara vor Auslieferung der in Buchara gefangen gehaltenen Russen anerkannt hat.

Und so stellt es sich heraus, daß die Instruction, wie sehr sie auch den Wunsch zu einer freundschaftlichen Beziehung mit Buchara an den Tag legte, durch ihre Clauseln der Eröffnung eines Krieges mit Buchara ebenso viel, wenn nicht mehr Wahrscheinlichkeit einräumte. Wenn ein Punkt der Instruction dem Oberbefehlshaber anempfiehlt: den Emir zu der Einsicht zu bringen, daß Rußland keine Eroberungen zu machen wünsche und den Bestand des Chanats von Buchara in keinerlei Weise zu bedrohen gedenke,

daß es aber auch ihm, dem Emir, nicht gestattet sein werde, den Umfang seiner Herrschaft in der Richtung gegen die russischen Grenzen hin auszudehnen, — so ist es begreiflich, daß die Ausführbarkeit einer solchen Vorschrift zweifelhaft bleiben mußte. Selbst keine Zugeständnisse machen, den Emir indessen zur Auslieferung der Gefangenen zwingen wollen — das ist die reine Kriegserklärung; alle vorausgegangenen Erfahrungen bewiesen aber, daß ein Krieg zu neuen Eroberungen führen mußte.

Und in der That erfüllte General Romanowski die ihm gewordenen Instructionen in der Weise, daß er Buchara den Krieg erklärte, Chodschent nahm und dann, hier schon unter persönlicher Anwesenheit, mithin Gutheißung des Generals Kryschanowski, auch Ura-Tübe und Dschüsak eroberte. Damit war die Integrität des Chanats von Buchara denn doch mehr als bedroht worden.

Zu der Zahl der Hauptschwierigkeiten, die sich dem General Romanowski bei Uebernahme seines neuen Postens entgegenstellten, zählt er, abgesehen von dem Mangel an Truppen, auch die Verwirrung des Rechnungswesens aus früherer Zeit. Was den Mangel an Truppen betrifft, so hatte auch schon General Tschernjajew beständig darüber zu klagen, daß die Zahl der Truppen im turkestanischen Gebiet eine viel zu geringe war. Es waren daselbst nur 13,000 Mann. Zwar gelang es endlich dem General Tschernjajew, sich eine Verstärkung von 3000 Mann zu erwirken, die denn auch von der Wolga her zu ihm abging, aber des eingetretenen Winters wegen in Orenburg Quartier nehmen mußte, so daß sie erst im August des Jahres 1866 auf dem Kriegsschauplatze erschien. General Romanowski mußte sich also, so gut es gehen wollte, mit denselben 13,000 behelfen.

Hinsichtlich der Verwirrung in dem Rechnungswesen ist zu bemerken, daß sie als Folge jener Lage erscheint, in die sich der frühere Befehlshaber versetzt sah, alle baaren Summen für Bedürfnisse zu verausgaben, die am allerwenigsten einen Aufschub duldeten, d. h. vor allen Dingen für Kriegszwecke.

General Romanowski befand sich noch auf dem Wege zu dem Ort seiner neuen Bestimmung, als ihm schon beunruhigende Nachrichten über die Rüstungen des bucharischen Emirs zugingen. In der gegen Taschkent vorgeschobenen Linie zählten die Russen nur 3000 Mann und auf Verstärkung durfte man erst innerhalb einiger Wochen rechnen. Inzwischen stand das bucharische Heer bereits 50 Werst vor Tschinas, einem russischen

Vorposten südlich von Taschkent. Es soll gegen 100,000 Mann stark gewesen sein und 100 Geschütze geführt haben. Wiewohl nun Emir Mosaffer in ganz Mittel-Asien in dem Rufe eines unüberwindlichen Eroberers stand und sogar auch über reguläre Truppen verfügte, so war für die Russen doch nicht die mindeste Gefahr vorhanden. Die vermeintlichen regulären Truppen erwiesen sich in der Folge als ebenso undisciplinirte Haufen wie die übrige Masse des Heeres.

General Romanowski ließ sich auf keine weiteren Unterhandlungen mit dem Bucharen ein, sondern führte ungesäumt am 5. April einen Recognoscirungstrupp mit gutem Erfolg gegen Mursa-Rabat in der Richtung von Tschinas nach Irdschar und erst dann sandte er dem Emir einen Brief, in welchem der Zweck dieses Zuges auseinandergesetzt war und in welchem er den Emir aufforderte sich zu erklären, von welchen Beweggründen er sich in seinen Unternehmungen gegen Rußland leiten lasse, d. h. ob er die Absicht habe Krieg zu führen, oder ob alle von ihm getroffenen kriegerischen Maßregeln nur die Folge von Mißverständnissen zwischen ihm und General Tschernjajew seien? General Romanowski fügte hinzu, daß die Weigerung Mosaffers, die in Buchara gefangen gehaltenen Gesandten zurückzuschicken, eine Beleidigung für Rußland enthalte. Elf Tage später erfolgte die Antwort auf diesen Brief, während fast gleichzeitig die Nachricht eintraf, daß gegen Ende April eine Verstärkung der russischen Truppen zu erwarten stehe. Leider ist die Antwort Mosaffers dem General Romanowski abhanden gekommen, so daß er dieselbe wortgetreu mitzutheilen nicht vermochte; doch müssen wir aus der uns gegebenen Analyse schließen, daß die Antwort nicht allein Ablehnung, sondern sogar Drohung enthielt.

Wirklich langte die in Aussicht gestellte Verstärkung, wie angegeben, Ende April an, gerade zu der Zeit, als der Emir seine Heeresmassen um Irdschar (auf dem halben Wege zwischen Tschinas und Dschüsak) concentrirte und sich selbst dahin begab. Am 8. Mai griff General Romanowski die Bucharen bei Irdschar an — und erfocht einen vollständigen Sieg: der Emir floh; die Kosaken verfolgten den Feind auf einer Entfernung von fünf Werst, und die russischen Truppen erbeuteten eine Menge Waffen und Munition, darunter 6 Geschütze und 670 Pud Pulver. Der Verlust der Russen soll 12 Mann Verwundete gewesen sein und zwar, wie schon oben vorausgeschickt, aus dem einfachen Grunde, weil die Bucharen regelmäßig über die Köpfe ihrer Feinde hinwegschossen. In dem betreffenden Schlacht-

bericht des Generals Romanowski heißt es: „Der Feind ließ unsere Colonnen stets auf die richtige Schußweite herankommen und machte außerordentlich schnelle und nachdrückliche Bewegungen die Richtung seiner Schüsse war eine durchaus regelrechte, allein, die Entfernung nicht berechnend, gab er seinen Gewehren einen so bedeutenden Winkel aufwärts, daß der größte Theil der Geschosse über unsere in Schlachtordnung aufgestellten Truppen hinwegflog und entweder in den Train oder außerhalb desselben in den Sand schlug."

Der Sieg bei Irdschar änderte selbstverständlich die ganze Lage der Dinge. Der Emir Mosaffer hatte für sein übermäßiges Selbstvertrauen die empfindliche Lehre erhalten, daß es für ihn gefährlich sei, russischen Truppen im offenen Felde entgegenzutreten; der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Emirs war dahin, und die Bewohner Taschkents, welche sich beim Herannahen des bucharischen Heeres den ungezwungensten Sympathien für die Sache Mosaffers bereits hingegeben hatten und in große Aufregung gerathen waren, gewannen nun wieder Respect vor den russischen Waffen und beruhigten sich schnell. Man kann nicht umhin, dem General Romanowski das verdiente Lob zu spenden wegen der bei der Affaire von Irdschar bewiesenen Umsicht und Tapferkeit, denn wenn sich auch, nach seinen eigenen Angaben, die anfänglich auf 100,000 Mann geschätzte Zahl des bucharischen Heeres auf 41,000 Mann mit 21 (statt 100) Geschützen reduciren ließ, so bleibt immer noch eine Macht übrig, gegen die seine 3000 Mann verschwindend gering erscheinen.

Aber jener Sieg veränderte die Sachlage nicht allein in strategischer Hinsicht, auch in politischer Beziehung nahm sie eine andere Gestalt an; die bis dahin in Anwendung gekommenen Verhaltungsregeln konnten bei dieser veränderten Lage nun nicht mehr als solche dienen. Uebrigens waren die dem General Romanowski ertheilten Instructionen, wie wir gesehen, von der Art, daß sie ihm vollständig freie Hand zum Handeln ließen. „In allen meinen weiteren Unternehmungen vom 8. Mai bis Mitte Juli," so schreibt er, „ließ ich mich vorherrschend von den Beweggründen leiten, die mir meine persönliche Anschauung der Sache eingab, so daß alle und jede Verantwortung für meine Handlungen ausschließlich auf mich allein fällt."

Was blieb nun nach der Niederlage des Emirs zu thun übrig? Wenn man im Auge behält, daß General Romanowski in der centralasiatischen Politik sich zu der „gemäßigten" Partei zählt, und wenn man

annimmt, daß er mit einem vorherrschend friedlichen Programm, d. h. mit dem Wunsche einer baldmöglichsten Herstellung freundschaftlicher Beziehungen seinen neuen Wirkungskreis betrat, wenn man sich endlich erinnert, wie entschieden er die Meinung bestreitet, als habe die Einnahme Taschkents im Plane der Regierung gelegen, — so wäre man zu erwarten berechtigt gewesen, General Romanowski werde nun die Auslieferung der russischen Gefangenen fordern und dann, nachdem die Auslieferung geschehen, die frühere Position wieder einnehmen. Das wäre eine Politik des Friedens gewesen. Mosaffer hätte dem Sieger bei Irdschar gegenüber sich nicht mehr geweigert, das russische Gesandschaftspersonal auszuliefern.

Wenn General Romanowski dagegen einem Eroberungsprogramm folgte, wie er in der That gethan hat, so war es sehr natürlich, daß er sich die Fragen vorlegte: wie der Sieg bei Irdschar am zweckmäßigsten auszubeuten sei und was nun noch erobert werden müsse? General Romanowski sah zwei Wege vor sich, den errungenen Vortheil zu verfolgen: entweder unaufhaltsam auf Dschüsak, Samarkand und weiter vorzudringen, oder die Richtung auf Nau und Chodschent einzuschlagen. Er wählte den letzteren.

Um sich vor der Regierung, die einen solchen Schritt ebenso wenig voraussehen konnte, wie sie die Einnahme Taschkents durch General Tschernjajew vorausgesehen und gebilligt hatte, zu rechtfertigen, berichtete er bereits nach erfolgter Einnahme Chodschents: „Mir schien es in jeder Hinsicht vortheilhafter, ohne zum Aeußersten genöthigt zu sein, eine Bewegung auf Buchara vor der Hand zu vermeiden und gegen Nau und Chodschent vorzudringen.“ Das Bindewort und sagt hier mehr, als es in logischer Beziehung verantworten kann. Daraus, daß er nicht gegen Buchara vorgerückt, folgert General Romanowski, daß er auf Nau und Chodschent hat vorrücken müssen! Ist denn von einer Bewegung auf Buchara je vorher die Rede gewesen? Nein, aber „Chodschent erschien sowohl in strategischer als in commercieller Hinsicht wichtig, darum namentlich wichtig in strategischer Hinsicht, weil es, einmal eingenommen, Kokand von Buchara abschnitt,“ — so heißt es weiter in der Rechtfertigung. Allein wir brauchen uns nur zu erinnern, daß dieselben wichtigen strategischen und commerciellen Gründe obwalteten, als es galt, die Einnahme Taschkents zu rechtfertigen. Hier wie dort konnte die Regierung nicht voraussehen, was die Generale vollbracht haben; als aber die Städte eingenommen

waren, zögerte man nicht mehr, als gerade nöthig war, sie dem übrigen Reiche einzuverleiben.

Die auf dem Wege nach Chodschent liegende Befestigung Nau ward ohne Flintenschuß gewonnen und am 17. Mai vereinigten sich beide Heeresabtheilungen der Russen, die getrennt zu beiden Seiten des Syr-Deria aufwärts gegangen waren, bei Chodschent. Diese Festung und Stadt unterscheidet sich nur insofern von Taschkent, als sie kleiner ist. General Romanowski behauptet allerdings, ihre Befestigungen seien widerstandsfähiger gewesen als alle bis dahin in Turkestan eroberten; worin indessen diese größere Widerstandsfähigkeit bestand, läßt sich schwer einsehen da Chodschent ebenso wie Taschkent von einer im Umkreise so weit ausgedehnten Mauer umgeben war (die von Chodschent umfaßt 11 Werst im Umkreise), daß an eine nachdrückliche Vertheidigung seitens der verhältnißmäßig kleinen Garnison gar nicht gedacht werden konnte. Die Belagerung der Stadt dauerte acht Tage; am 24. Mai erfolgte die Einnahme. Hierbei wiederholten sich im Wesentlichen dieselben Erscheinungen wie bei Erstürmung Taschkents: ganz so wie hier, boten auch die Chodschent umgebenden Gärten den russischen Truppen die Möglichkeit, sich unbemerkt den Mauern zu nähern; ganz so drangen die Sturm-Colonnen, nachdem eine derselben sich einmal durch eine der Pforten Bahn gebrochen, längs der innern Wand der Mauer vorwärts, den draußen Harrenden immer neue Thore öffnend, und ganz so mußte man sich hier jede Straße, jedes Haus erst erkämpfen. Nur war, was man in Chodschent erbeutete, um ein Bedeutendes geringer als die Beute in Taschkent. Die Armirung Taschkents — ein Umstand, der besser als Alles die Behauptung einer größeren Widerstandsfähigkeit Chodschents widerlegt — bestand bekanntlich aus 60 Kanonen, während hier die 11 Werst im Umkreise fassende Mauer nur von 13 Kanonen vertheidigt worden war. Daher fiel auch der Verlust der Russen an Todten und Verwundeten hier um 38 Mann geringer aus als dort, wo der Verlust 114 Mann betrug.

Auf diese Weise ward ein neuer, wichtiger Punkt an dem obern Syr-Deria gewonnen. Chodschent selbst gehörte nicht eigentlich zu den Besitzungen des bucharischen Emirs; die Einwohner der Stadt wußten sich in einer Art von Selbständigkeit zu erhalten, indem sie sich je nach Umständen bald unter den Schutz von Buchara, bald unter den von Kokand begaben. Zu der Zeit, als die Russen Taschkent eroberten, hatte der Emir von Buchara gerade Chodschent eingenommen. Zum Beweise, wie durchaus

unnöthig die Besitzergreifung Chodschents seitens der Russen war, um angeblich durch diese Bewegung den Emir Mosaffer zur Auslieferung der in Buchara zurückgehaltenen Gesandten zu zwingen, kann hier der Umstand angeführt werden, daß schon am ersten Tage des Vordringens auf Chodschent, den Russen eine Gesandtschaft entgegenkam, die der Bek von Dschüsak dem General Romanowski mit der Anzeige schickte, daß die Russen in Buchara auf freien Fuß gesetzt worden seien. Und in der That langte nur einen Tag nach der Einnahme Chodschents einer der Gesandten in dem russischen Hauptquartier an, der, übereinstimmend mit der gleichzeitig eingegangenen Nachricht seitens des Bek von Dschüsak, angab, seine Leidensgefährten, die übrigen Glieder der Gesandtschaft, seien gleichfalls in Freiheit gesetzt worden. Vergleicht man die Zeitverhältnisse, so ist klar, daß diese Anordnungen in Buchara zur Ausführung kamen, ehe man daselbst noch eine Ahnung von den Absichten General Romanowski's auf Chodschent haben konnte, geschweige denn von der bereits erfolgten Einnahme der Stadt.

Der zwischen Kokand und Buchara bestehende ewige Zwist macht es begreiflich, daß der Chan von Kokand die Nachricht von dem Fall Chodschents in die Hände der Russen mit großer Befriedigung aufnahm. In einem darauf bezüglichen, an General Romanowski gerichteten Schreiben erklärt er sich für einen Freund Rußlands, bat um dessen Schutz, falls der „Feind“ in Kokand einrücken sollte und versprach hoch und theuer, die eingedrungenen Russen „mehr zu achten und zu lieben als seine eigenen Unterthanen“. General Romanowski beantwortete diesen Brief in friedlichem Sinne, unterließ es jedoch nicht, dem Chan einige Bedingungen zu stellen, unter Anderem diese: die Anordnung zu treffen, daß keine kokandische Streifpartie das rechte Ufer des Syr betreten dürfe. Dem Bek von Dschüsak, der im Auftrage seines Herrn, des Emirs von Buchara, mit der Bitte eingekommen war, Rußland möge hinsichtlich seiner Friedensliebe und hinsichtlich dessen, daß es keine feindlichen Absichten gegen die bucharische Herrschaft hege, dem Emir einige Garantien stellen, eröffnete General Romanowski, es werde sich Alles finden, wenn erst die oft erwähnte russische Gesandtschaft aus Buchara in Taschkent eingetroffen sein würde und wenn der Emir einen Bevollmächtigten gleichfalls nach Taschkent abgesandt haben werde, woselbst man dann in Gegenwart des zu erwartenden General-Gouverneurs von Orenburg über die Bedingungen des Friedens unterhandeln könne. Die auch jetzt wiederholte Bedingung wegen der in Buchara gefangen gehaltenen russischen Gesandten war in der

That überflüssig, denn diese befanden sich insgesammt schon in Taschkent, woselbst General Romanowski sie antraf, als er nach der Einnahme Chodschents dahin zurückkehrte. Auch alle russischen Kaufleute, die Emir Mosaffer, als Gegenmaßregel, hatte gefangen nehmen lassen, waren bereits in Freiheit gesetzt und hatten ihre Waaren zurückerhalten.

Noch vor der erwarteten Ankunft des General-Gouverneurs war General Romanowski, der, wie wir wissen, die Eroberung Chodschents auf eigene Verantwortung unternommen hatte, durch eine briefliche Mittheilung Kryschanowski's aus St. Petersburg erfreut worden, in welcher, nach erhaltener Kunde von dem Siege bei Irdschar, die Ansicht ausgesprochen wurde, daß nun auch Chodschent genommen werden müsse. Allein kaum noch hatte General Romanowski, nach Taschkent zurückgekehrt, mit der inneren Organisation des Gebiets begonnen, als neue und ganz andere Nachrichten eintrafen, welche bewiesen, daß der General-Gouverneur in Bezug auf die ferneren Unternehmungen in Central-Asien einer Meinung war, die von der des turkestanischen Gouverneurs durchaus abwich. Nicht daß General Kryschanowski etwa das Programm des Friedens mehr zu respectiren gedacht hätte als General Romanowski! Im Gegentheil, ohne Rücksicht auf die Nachgiebigkeit des Emirs, der die russischen Beamten zurückgeschickt und durch die Freilassung der russischen Handelsleute den letzten Vorwand zu einem Kriege beseitigt zu haben vermeinte, den doch die Russen recht eigentlich selbst herbeigeführt und provocirt hatten, — ohne Rücksicht auf alles das setzte General Kryschanowski die in Orenburg gefangen gehaltenen bucharischen Kaufleute noch immer nicht in Freiheit. Wohl ersuchte ihn General Romanowski, dieselben zum Syr-Deria zu senden, allein der General-Gouverneur ging auch darauf nicht ein, indem er erklärte, die Forts am Syr seien nicht sicher genug. Außerdem erachtete General Kryschanowski es für dringend nothwendig, die Einnahme von ganz Kokand so bald als möglich zu bewerkstelligen, zu welchem Zweck er dem General Romanowski empfahl: „in Bezug auf Kokand einen hohen Ton anzuschlagen und den Chudojar-Chan wie einen Menschen zu tractiren, der seiner Lage nach ein Vasall Rußlands sein muß. Sollte er sich aber in Folge dessen verletzt fühlen und irgend etwas gegen uns zu unternehmen wagen — um so besser, es wird uns ein Vorwand sein, mit ihm ein Ende zu machen.“ Hinsichtlich des Emirs von Buchara schrieb der General-Gouverneur: „darnach, wie Sie ihn geschlagen haben, kann man ihn zu allen nur möglichen Zugeständnissen zwingen, ohne ihm selbst

auch nur das kleinste zu machen." — Indessen, bald sollte ein bedeutender Umschlag in den Ansichten des Generals Kryschanowski eintreten. Nachdem er Mitte August in Taschkent angelangt war und alles bis dahin durch General Romanowski zu Wege Gebrachte gut geheißen hatte, trat er nicht allein von allen seinen Vorschlägen in Betreff der Organisation des Gebiets zurück, sondern nächstdem auch von seinem Plane einer Eroberung des ganzen Chanats von Kokand. Allein, sein ganzes Programm mit eigener Hand umzustoßen, mußte er doch Anstand nehmen, und so sehen wir denn zu Ende des Jahres 1866 noch die Festungen Ura-Tübe, Saamin und Dschûsak erobert werden. General Romanowski selbst, der so überzeugende Gründe gegen die Einnahme Ura-Tübe's und Dschûsaks vorgebracht hatte, erstürmte jetzt diese Plätze im Auftrage Kryschanowski's. Dagegen gelang es ihm den Chan von Kokand zu retten, der den ihm verbliebenen Schatten von Selbständigkeit in der That nur dem General Romanowski zu verdanken hat. Zwischen den verschiedenen Ansichten der beiden Generale war offenbar ein Compromiß zu Stande gekommen, in Folge dessen Romanowski auf seinem Posten verblieb, von dem entlassen zu werden er bereits hatte nachsuchen wollen.

V.

Soweit nur reicht das Buch des Generals Romanowski. Für eine Darstellung der späteren Ereignisse auf dem mittelasiatischen Kriegsschauplatz hat man keine andern Quellen als die spärlichen officiellen Berichte im „Russischen Invaliden". Wir enthalten uns hier des Versuchs, aus diesen eine zusammenhängende Geschichtserzählung zu bilden und erinnern nur kurz an die wichtigsten Vorgänge der letzten zwei Jahre.

Im Mai 1867 wurde das turkestanische „Gebiet" von dem orenburgischen Generalgouvernement abgelöst und zu einem eigenen Generalgouvernement „Syr-Deria" mit der Hauptstadt Taschkent constituirt. Damit hörte das Regiment Kryschanowski's auf, Romanowski war schon früher abberufen und zum ersten Generalgouverneur des neuen Verwaltungsbezirks wurde General Kaufmann, bis dahin Generalgouverneur von Wilna, ernannt.

Auch dieser neue Befehlshaber entging dem Verhängniß nicht, das alle seine Vorgänger betroffen hatte; auch er sah sich bald durch die Verhältnisse zu Kriegsoperationen und Eroberungen „gezwungen", die wahrscheinlich nicht in dem ihm mitgegebenen Programm gelegen haben.

Nachdem nämlich die letzten Monate des Jahres 1867 und die ersten des Jahres 1868 mit ebenso schleppenden als fruchtlosen Friedensunterhandlungen zwischen den Russen und Bucharen vergangen waren, verkündigte endlich Emir Mosaffer, durch seine fanatische Geistlichkeit gedrängt und sogar mit Entsetzung vom Throne bedroht, das Ghasat — den heiligen Glaubenskrieg — gegen die Russen. Die Folge war, daß er an der Spitze seines ganzen, auf 80,000 Mann geschätzten Heeres geschlagen und Samarkand, die zweitgrößte Stadt seines Reiches, eingenommen wurde. Diese einstige Residenz des Welteroberers Timur an demselben Flusse Seraffchan, an welchem, einige Tagereisen abwärts, auch Buchara liegt, ist jetzt dem russischen Reiche einverleibt worden. Wie wenig aber wiederum diese Eroberung beabsichtigt und vorgesehen war, geht daraus hervor, daß General Kaufmann eben im Begriff stand, nach Petersburg zu reisen, als die Verkündigung des Ghasat ihn zu kriegerischem Vorgehen nöthigte.

Im Juli 1868 kam es zu einem Friedensschluß mit Buchara, vermöge dessen Samarkand förmlich an Rußland abgetreten wurde und Emir Mosaffer sich zur Zahlung einer Kriegsentschädigung verpflichtete. Die weitere Folge davon aber war, daß der Emir nur um so unbeliebter bei seinen Unterthanen wurde und daß sein ältester Sohn im Bunde mit den Vasallenfürsten (Beks) von Schachrisebs sich gegen ihn empörte. Jetzt war es das Interesse Rußlands denjenigen Herrscher zu schützen, für den allein nach asiatischen Begriffen der mit ihm abgeschlossene Friede verbindlich war. Russische Truppen zogen im October dem Emir zu Hülfe und retteten seine sonst ohne Zweifel verloren gewesene Herrschaft. Ein Lohn vermittelst neuer Gebietsabtretungen wurde nicht genommen. So steht denn jetzt der General-Gouverneur von Turkestan zu dem Emir von Buchara in dem Verhältniß des großmüthigen Protectors, ohne den russischen Rückhalt wäre es jeden Augenblick um die Herrschaft Mosaffers gethan — kurz ein Abhängigkeitsverhältniß, das voraussichtlich auf längere Zeit hinaus haltbar sein und dem Interesse Rußlands vollkommen entsprechen wird. In eine ähnliche Lage aber war, wie oben gesagt, Kokand schon früher gebracht worden, und somit dürfte denn doch eine einigermaßen feste Grenze der Eroberungen in der Richtung gegen die beiden erwähnten Staaten erreicht sein. Nicht unwahrscheinlich dagegen ist es, daß sich demnächst sowohl im Westen als auch im Osten von ihnen ein neuer Schauplatz sehr ähnlicher Ereignisse eröffnen wird, denn einerseits Chiwa, andererseits die Länder am Thian-Schan sind jetzt der russischen Machtsphäre so nahe

gerückt, daß es an Veranlassungen und Herausforderungen zum weiteren Vorgehen auch gegen sie nicht fehlen kann.

In weiterer Perspective hinter unserer centralasiatischen Frage steht die Möglichkeit eines Conflictes mit England. So beruhigend in dieser Hinsicht auch in neuester Zeit die Sprache der wichtigsten britischen Preßorgane gelautet hat, so darf man doch nicht vergessen, wie sehr die Engländer in Indien schon vor dreißig Jahren durch unsere ersten Gebietserweiterungen in der Kirgisensteppe allarmirt wurden. Aus Furcht, daß Persien mit russischer Hülfe die Unterwerfung Afganistans versuchen könnte, unternahmen sie damals ihre so unheilvoll ablaufende Expedition in dieses Land, daß sie dabei ein ganzes Heer und 17 Mill. Pfd. Sterl. einbüßten. Seitdem hat sich ihre Ansicht in Betreff Afganistans freilich sehr wesentlich verändert. Sie denken nicht mehr daran, mit der Eroberung desselben den Russen zuvorzukommen, sondern schützen es nur sorgfältig vor einer Unterwerfung durch Persien, damit nicht ein Bündniß dieses letztern Landes mit Rußland ihren indischen Besitzungen gefährlich werden könne. Afganistan, von einem kriegerischen Volksstamm bewohnt und durch seine Gebirge eine natürliche Festung bildend, gilt ihnen für die einzig haltbare Schutzwehr gegen die Vorschiebung der russischen Grenzen bis an die ihrer indischen Besitzungen gerade an der schwachen Stelle dieser letzteren, d. h. da, wo dieselben nicht durch unübersteigliche Gebirgsrücken gedeckt sind. Falls Rußland bis in die unmittelbare Nachbarschaft der britischen Besitzungen vordringen wolle — so hat unlängst eine englische Zeitung gesagt — müsse es erst Afganistan erobern, die Engländer aber würden sich wohl hüten ihm diese Mühe abzunehmen und ihm auf halbem Wege entgegenzukommen. Hiernach kann man sicher sein, daß selbst die Eroberung ganz Buchara's durch Rußland nicht nur keinen Krieg, sondern nicht einmal ernsthafte Remonstrationen von Seiten Englands zur Folge haben würde.

Amerikanische Briefe eines Livländers.

VII.

New-York, den 1. Oct. (19. Sept.) 1868.

Es war meine Absicht einige Monate lang mit Ihnen Massachusetts, den Staat New-York, New-Jersey und Pennsylvania zu durchreisen. Allein kaum setzt man auch nur im Vorübergehen seinen Fuß in dieses wirre Babel der neuen Welt, so erfaßt einen der wirbelnde Strom der Stadtereignisse und reißt einen unwiderstehlich mit sich fort. Ein Ereigniß, das schon seit mehr denn zwei Monaten viel von sich reden macht — und was will das nicht in einer Stadt wie New-York sagen — zwingt mich zunächst noch von den lieblichen Bergen New-Jersey's und den freundlichen Städtchen und Flecken von Massachusetts zu schweigen, und eine Frage zu besprechen, die ich vielleicht schon längst hätte erörtern sollen. — Eine Art der Tages-Journalistik, die bisher eigentlich nur in Frankreich recht heimisch hat werden können, hat in neuerer Zeit auch hier Eingang gefunden, und es scheint als sei der Boden New-Yorks ihr noch weit günstiger als der Boden des Landes, dem das Glück zu Theil ward sich mehr denn ein Jahrhundert an dem Hofleben eines Louis XIV, eines Duc d'Orleans und eines Louis XV weiden zu können. Kann doch selbst New-York gerechten Anspruch auf den Ruhm erheben zuerst und allein einen Gattungsnamen für diese Klasse ebenso gemeiner und verächtlicher, wie verderblicher Literaturproducte erfunden zu haben. Ich rede von den sogenannten „sensation papers“, den „Sensations-Zeitungen“, in denen die Wochenernte der chronique scandaleuse aus der ganzen Union, und vorzüglich aus der Stadt New-York aufgespeichert wird. Die Erzählung der gegen das Sitten- wie gegen das bürgerliche Gesetz begangenen

Verbrechen ist fast im Chronikenstil gehalten; etwas Nüchterneres und Faderes läßt sich kaum vorstellen. Die scharfe Würze, die alle die Blätter dieser Art wie „warm Brod" verkauft werden läßt, liegt nicht in dem Text, sondern in den Illustrationen. Bei den großen kirchlichen Feierlichkeiten in Rom wird es einem oft, als könne man seinem Schöpfer nicht genug danken, daß man gerade genug an ruhig prüfendem Verstande erhalten hat, um auch den stärksten Sinneseindrücken nicht vollkommen zum Opfer zu fallen, denn der gewaltige Pomp und der mit großartiger Dramatik vorgetragene Unverstand drohen einen oft zu überwältigen, und die himmlischen Gesänge der sixtinischen Kapelle umstricken Ohr und Herz, als wollten sie jeden Widerstand brechen und den Geist mit sich in jene weiten dämmrigen Kuppelräume entführen, in denen vernunfttödtende Mystik für Zeit und Ewigkeit ihren Thron aufgeschlagen zu haben scheint. Und sieht man die Bilder der „sensation papers" an, so will es einem dünken, als müsse manches schwach geartete Menschlein sich fromm bekreuzen und seiner Mutter den brünstigsten Dank sagen, daß sie ihm schon in der Wiege eine so unauslöschlichen Frcht vor den ewigen Strafen eingeflößt, daß die bläulichen Schwefelflammen des höllischen Feuers ihm auch da nicht von den Augen weichen, wenn die Versuchung in solchem Gewande an es herantritt. Gab es je mittelmäßige Holzschnitte, die da vorgaben, aus sittlicher Entrüstung hervorgegangen zu sein und denen es so deutlich anzusehen war, daß die gemeinste Gewinnsucht sie gezeichnet, die Bestie, die in des Menschen Busen schlummert, zu wecken, so daß man nur mit Widerwillen und der größten Verachtung auf sie blicken kann, so finden sie sich in den sensation papers New-York's. Als Mrs. Brown gestern aus ihrem Wagen geschleudert wurde, saß der Zeichner der „Last Sensation", wie gewöhnlich, in seinem Büreau; aber in Folge eines übernatürlichen Ahnungsvermögens weiß er genau, daß sie ihren Sturz so einzurichten gewußt, daß das umstehende Publicum sich auf das aller unzweifelhafteste davon überzeugen konnte, daß ihre Strümpfe von dem feinsten Gewebe seien und bis an das Knie hinauf auch nicht den kleinsten Flecken hätten. — Es war stockfinstere Nacht als die trunkene Julia Scythe, die fünfunddreißigjährige verworfene Dirne aus dem verworfensten Viertel der Stadt, den Polizeidiener Smith erstach; aber ein glücklicher Instinct sagte dem „Künstler" der „Police Gazette", daß sie mit aufgelöstem, wild im Winde flatternden Haar und den üppigen Busen frech entblößt dagestanden haben müsse, das Modell einer wuthschnaubenden Bachantin. — Und als

Mary Sloath, die elende Rabenmutter, ihre siebenzehnjährige Tochter in der Nacht aus dem Bette riß, um sie ewiger Schande zu verkaufen, da überbot sich das ganze sittenrichterliche Gesindel vom Orden des Grabstichels an Virtuosität im Gebiete gemeinster und doch raffinirtester Lüsternheit.

„Man wünschte jeden Tag ein solch' Verbrechen,
Allein, vorausgesetzt, man sei nur selbst dabei."

Da dazu aber wenig Aussicht vorhanden ist, weil in New-York nur ein Irländer erwarten darf eine der einträglichen Polizeidienerstellen zu erhalten, so wird es wohl nicht verübelt werden, wenn man einen anderen Standpunkt einnimmt und die Frage aufwirft, wie eine solche Verletzung der öffentlichen Moral — nein, mehr als das, eine solche Verführung zur öffentlichen Immoralität geduldet werden kann? Heißt es da etwa, die Freiheit der Presse müsse unbeschränkt sein? Nun, man ist doch sonst nicht in der guten Stadt so allzu bedenklich Freiheiten zu verletzen, wo es sich um den Schutz der öffentlichen Moral handelt. Hält man sich für berechtigt, Sonntags das Verschenken aller berauschenden Getränke unter den härtesten Strafen zu verbieten, damit die Augen der Gläubigen nicht durch den Anblick von Leuten gekränkt würden, die dem Bachus oder Gambrinus statt dem lieben Herrgott geopfert, so könnte man sich wohl auch für berechtigt halten zu untersagen, daß solche Schandbilder an allen Ecken paradirten, um stets von Dutzenden von Gaffern umstanden zu werden; Schandbilder, die Diebstahl, Trunk, Ehebruch, Mord, kurz, jedes Laster und jedes Verbrechen in so eigenthümlich reizendem Lichte darstellen; Schandbilder, deren jedes einen dazu auffordert das Wort Alexanders: „Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes sein," dahin zu verkehren: „Wäre ich nicht ein anständiger Mensch, so möchte ich ein Verbrecher sein." Man sollte in Amerika überhaupt etwas mehr Mirabeau's Wort eingedenk sein: „Ohne freie Presse kann ein Volk nicht frei werden und nicht frei sein; aber man sollte nicht vergessen, daß eine zügellose Presse einer freien Nation unwürdig ist, und darum unterdrückt werden muß." Der gallengiftige, brutale Matrosenschenkenton, der noch immer in einem so großen Theil der amerikanischen — der deutschen wie der englischen — Tagespresse vorherrscht, ist wahrhaft nicht darnach angethan, weder dem Volke feinere Manieren beizubringen, deren es zum großen Theil gar sehr bedarf, noch es zu selbständigem politischen Denken und zu wahrer Freiheit hinzuleiten, deren nothwendige Folge Mäßigung und

Toleranz ist. Aber auch selbst angenommen, daß eine vollkommen uncontrolirte politische Presse eine conditio sine qua non gesunden freiheitlichen Lebens sei, so wird es doch äußerst schwer sein das von einer unsittlichen Bilderpresse zu beweisen, die sich ausschließlich mit Privatscandal aller Art befaßt. Oder meint man diese Schandliteratur dadurch rechtfertigen zu können, daß sie vorgeblich als Rächerin der öffentlichen Moral auftritt, indem sie dem Publicum Laster und Verbrechen in ihrer ganzen Nacktheit vor Augen stellt? Kann mir ein Trunkenbold, ein Dieb, ein Lüstling, ein Mordbrenner gezeigt werden, dem beim Anblick dieser Bilder das Gewissen zu schlagen begonnen, so werde ich an Wunder aller Art glauben und darauf antragen, daß hinfort in den Gasthöfen der Schweiz statt der Bibel die Romane Alexander Dumas' und Paul Féval's zur Erbauung und Läuterung der Moral aufgelegt würden.

Der Name „Sensations-Zeitungen" zeigt bereits an, daß nicht nur die Verhandlungen der Polizei- und Criminalgerichte, sondern Alles, was irgend Sensation erregt hat, den Stoff für diese Blätter liefert; das Lächerliche wie das Tragische, albernes Geklatsch wie die bedeutsamsten Wahrheiten, Heiliges wie Unheiliges findet in ihnen eine Statt, sobald es nur Etwas ist, worüber die Basen die Köpfe zusammenstecken können, oder woraus sich ein kitzelndes Bild machen läßt.

Vor zwei bis drei Monaten sah man in allen diesen Blättern das Portrait eines Mannes, John Allen, mit der Unterschrift „Der ruchloseste Mann von New-York". Von dem Tage an bis auf diese Stunde ist Allen der Mittelpunkt einer der größten und anhaltendsten heiligen „Sensationen", die das Land gesehen. Es ist dieses der Fall der mich bewogen noch einmal in die trübe und mit vielen giftigen Dünsten geschwängerte Atmosphäre New-York's zurückzukehren, wie gerne ich mich auch für einige Zeit mit Ihnen in die reine Landluft geflüchtet hätte, in der man allein in vollem Maße die Tugenden des Volkes kennen und würdigen lernen kann. Für den ersten Augenblick scheinen „die Bekehrungen in der Wasserstraße" vielleicht nichts als ein ganz gewöhnlicher und zwar ziemlich grob angelegter „Humbug" zu sein, an dem man, wie an all' seinen unzähligen Geschwistern, mit ruhigem Achselzucken vorübergehen könnte; wer aber die Augen offen hat und Erscheinungen zu combiniren weiß, der wird sich bald darüber klar werden, daß sich manches bedeutsame „Zeichen der Zeit" für die Zukunft Amerika's daraus herauslesen läßt.

John Allen ist der Besitzer eines Schenk- und Tanzlocales der gemeinsten Sorte in der ziemlich übel berüchtigten Wasserstraße. Männer aus den tiefsten Schichten der Gesellschaft, namentlich Matrosen, füllen die Halle allabendlich, um sich am Whisky und am Tanz mit den verworfensten und verkommensten Dirnen zu vergnügen. Da jedoch keineswegs Mangel an derartigen Lasterhöhlen in New-York herrscht, so blieb John dem weiteren Publicum lange ebenso unbekannt, wie alle seine würdigen Zunftgenossen. Erst als er auf den glücklichen Gedanken gekommen war, seinen Gästen dadurch eine besondere und feinere Würze zu ihren groben Sinnengenüssen zu geben, daß er seinen kleinen Sohn das Vaterunser herbabbeln und allerlei geistliche Gesänge abschnarren ließ, erst da gelang es ihm seinen Namen vor die Oeffentlichkeit zu bringen und ihn in Zeit von wenigen Tagen in der ganzen Union so bekannt zu machen, daß noch die kommende Generation von dem „ruchlosesten Manne“ erzählen hören wird. Zwei Geistliche erhielten durch irgend einen „Zufall“ Kunde von dem Treiben des Elenden und, von christlichem Feuereifer erfaßt, beschlossen sie sogleich mit aller Energie seine Bekehrung zu versuchen. Eines Tages begaben sie sich zu ihm und unterwarfen ihn einem strengen Examen. John spielte den Entrüsteten, erklärte, daß er den Armen mehr Hülfe angedeihen lasse als mancher reiche Mann, und daß in der fünften Avenue*) ruchlosere Leute zu finden seien als er. Trotzdem aber gelang es den beiden Pastoren ihn davon zu überzeugen, daß er einen sträflichen Lebenswandel führe, und er erklärte sich endlich bereit in seinem Locale Betversammlungen**) abhalten zu lassen, zu der alle Gläubigen geladen werden sollten um zum allbarmherzigen Gott für seine Bekehrung zu flehen. Man dachte an die Mahnung der Bibel Buße und Reue nicht zu verschieben, machte sich sogleich an's Werk und ward durch den besten Erfolg belohnt. Jeden Tag, bis auf diese Stunde da ich Ihnen schreibe, konnte eine Versammlung abgehalten werden, und jeden Tag war die Halle zum Ersticken gefüllt. Gläubige, und solche die sich aus dem Sündenpfuhl, in dem sie sich bisher gewälzt, heraussehnten, strömten in hellen Haufen herbei und beteten mit solcher Inbrunst, daß nicht nur John Allen eine vollständige geistliche Neugeburt erfuhr, sondern auch Tommy Hadden, der eine sogenannte „Rattengrube“ in seinem Schenklocal hält, und mehrere

*) Die Straße der Geldaristokratie New-York's.

**) Prayer meetings

Andere des gleichen Gelichters, zerknirscht an ihren Busen schlugen und die Brüder und Schwestern in Christo baten, auch zu ihnen zu kommen, daß, kraft ihres Gebetes, die Gnade des Herrn sich auch an ihnen bewähre. Wie ein Blitz durchzuckt es die Herzen der Sünder, colonnenweis stürzen sie auf ihre Knie und halten Umkehr. So berichtet Pastor Coe, daß in Liverpool „in kurzer Zeit 75 Weibspersonen tief unten im tiefsten Abgrund der Sünde“ bekehrt worden seien. Und wie in Liverpool, so zündet das heilige Feuer auch hier in New-York. Als ich vor ungefähr zwei Wochen einer der Versammlungen beiwohnte — das Publicum bestand zur größeren Hälfte aus ältlichen Herren und jungen Damen der besten Stände — baten nicht weniger als sieben Männer, daß für sie gebetet werde. Als die Glut des Betens und Glaubens den höchsten Grad erreicht hatte, drängte sich ein gut aussehender Mann durch die Menge, streckte seine Hände flehend gegen den Pastor Fisch aus und rief: „Wollt Ihr mich hören? Darf ich sprechen?“ „Ja, mein Freund,“ erwiderte der Pastor. Von häufigen Seufzern unterbrochen, stieß der Mann dann folgende Erzählung heraus: „Ich bin ein Matrose. Ich bin von Baltimore. Vierzehn Jahre habe ich im Dienste „Onkel Sam's“ gestanden. Meine Eltern waren Methodisten von Baltimore. Sie beteten viel für mich. Vor drei Jahren starb meine Mutter. Als ich an ihr Bett kam, konnte sie nicht mehr zu mir sprechen; aber ich wußte was sie gesagt haben würde, wenn sie noch hätte sprechen können. Letzten Freitag kam ich nach New-York. Gestern (Sonntag) und Sonnabend trank ich im Uebermaß. Heute kam ich hierher, um den „ruchlosesten Mann von New-York“ John Allen zu sehen. Ich habe mit Euch Eure Hymnen gesungen, denn ich war einst ein christlicher Mann und liebte Gottes Lob zu singen. Und jetzt bitte ich Euch für mich zu beten. Von dieser Stunde an bin ich entschlossen meiner Mutter Heiland zu suchen. Wollt Ihr für mich beten, meine Freunde?“ Von allen Seiten tönte es „Ja, ja!“ und unter viel Thränen und Seufzern ward für den wiedergefundenen verlorenen Sohn gebetet.

Wer Augenzeuge dieser mit „affenartiger Geschwindigkeit“ zu Dutzenden vollzogenen Bekehrungen von Dieben, falschen Spielern, hartgesottenen Söfflingen und liederlichen Weibern gewesen, der wird sicher die Adresse des Comités von Laien und Geistlichen, die diese „Erweckung“ angeregt haben, nur mit besondern Zweifeln lesen können. In dieser Adresse wird constatirt, daß „das Werk in Wahrheit von dem Herrn sei“ und daß wenn „christliche Männer und Frauen, in genügender Anzahl, sich herzlich

dem Werke anschließen wollen, es eine der größten und gewaltigsten religiösen Erweckungen des Zeitalters zur Folge haben wird." — „Wenn dieses nicht der Erfolg sein sollte, so glauben wir, daß die sträfliche Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit der christlichen Gemeine die Schuld daran tragen wird."

Wer ist der Betrüger, und wer der Betrogene? Denn sollte noch Jemand zweifeln können, daß es sich hier nicht um ein Werk das in Wahrheit von dem Herrn sei, sondern um einen Betrug handle? Wer das traurige Privilegium gehabt oft und an den verschiedensten Orten in jene dunkelsten Tiefen der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Lebens hinabzublicken, der weiß was er davon zu halten hat, wenn man ihm erzählt, daß „in kurzer Zeit" jene 75 aus den Matrosenkneipen bekehrt worden sind. Wer sich aber dennoch schmeicheln wollte, daß der Geist des Zeitalters der Apostel und ersten Märtyrer wieder erwacht sei, da Hunderten plötzlich die Augen aufgethan wurden, den muß ich, so leid es mir ist, noch für einen Augenblick hinter die Coulissen führen, denn er wird mir zugeben, daß es uns vor Allem darum zu thun sein muß die Wahrheit zu ermitteln, wie sehr es uns auch schmerzen mag das schöne Bild sich in eitel giftige und stinkende Dünste auflösen zu sehen.

Sobald die Betversammlung bei Tommy Hadden beendigt ist und er die Miethe für das Local richtig bezahlt erhalten hat, so wird der Schanktisch, die „Rattengrube" und das ganze Rudel seiner Rattenfänger wieder hineingetragen, so stellt sich Tommy mit breitem Grinsen, wohlgefällig seine schmutzigen Hemdärmel aufkrempelnd, unter die Thür und ruft: „Herein, Gentlemen, herein! Mehr als hundert der stärksten Ratten vorräthig, und daß ich die besten Hunde habe, wissen Sie Alle; beißen wie der Teufel, Gott verdamm mich! sind wild heute, hat sie toll gemacht das Singen und Plärren. Herein, Gentlemen, herein! Die Luft ist noch warm von Gebet, ha, ha, ha, wie gemacht für große Wetten." Unter rohem Gelächter über die frechen Blasphemien Tommy's nehmen die Liebhaber der Rattenkämpfe von dem Zimmer Platz, in dem noch eben geistliche Gesänge und das feurigste Gebet zum Himmel geschickt wurden. Glas um Glas wird geleert, Fluch um Fluch, einer wilder wie der andere, zerreißt die Luft, Dollar um Dollar wird verwettet, und mit gespanntester Aufmerksamkeit und viehischster Wollust zählt der Haufe wie vielen Ratten die scharfen Zähne der verschiedenen Hunde in einer Minute den Garaus machen.

Und John Allen öffnet nach wie vor Abend für Abend seinen „Salon" den Matrosen und Dirnen zum Zechen und Tanzen. Der Ruhm, den er erlangt, schmeichelt ihm nicht wenig; aber Ruhm ist am Ende doch nur ein eiteles Nebelgebild, und John ist, im Grunde genommen, strenger Realist. Er beschloß daher jüngst reales Kapital aus seinem Ruhme zu schlagen. Er verband sich mit einem sogenannten „Contractor", um die Union zu durchreisen und gegen ein Eintrittsgeld Betvorstellungen zu geben und allen Sündern Buße zu predigen. Gleich an dem ersten Ort schlug er einen äußerst genialen Weg ein, um sein löbliches Unternehmen von Erfolg gekrönt zu sehen; Dank der Stupidität seiner Zuhörer schlug derselbe aber nicht an. Er ging nämlich von dem richtigen Gedanken aus, daß nichts so sicher zur Bekehrung eines Menschen führen könne, als ihm das Laster, dem er fröhnt, in seiner empörendsten Gestalt vor Augen zu stellen. Da er nun im Sinne hatte zuerst eine Reformation der Säufer zu bewirken, so betrank er sich vor der Vorstellung dermaßen, daß er kaum zu lallen vermochte und auf's Bedenklichste auf seinen Füßen schwankte. Seine Bußpredigt bestand aus unzusammenhängenden Schimpf und Drohreden gegen die Söfflinge, gelegentlich mit einem Matrosenfluch stärksten Kalibers gewürzt. Das ungebildete Publicum war so wenig im Stande seine tieferen Absichten zu erkennen, daß es den trunkenen Apostel der Nüchternheit mit seiner fluchgesättigten Predigt beim Kragen nahm und zum Tempel hinauswarf. Diese traurige Erfahrung übte eine so niederschlagende Wirkung auf John aus, daß er es für zweckmäßig hielt zunächst wieder in die Wasserstraße zurückzukehren um dort durch die Betversammlungen in seiner Matrosenkneipe die nöthige Kraft und Begeisterung zu neuen Missionsversuchen zu erhalten.

Wird man mir jetzt das Recht zugestehen zu fragen: Wer ist der Betrüger, und wer der Betrogene? Von dem zuschauenden Publikum sind äußerst Wenige betrogen; die Karten liegen zu offen da, als daß ein Mensch, der seine fünf gesunden Sinne hat, daran zweifeln könnte, daß das Spiel falsch sei. Unter den Mitspielern giebt es unstreitig auch Betrogene; wie viele es sind und wer dazu gehört, das ist unmöglich auch nur mit annähernder Sicherheit zu beantworten. Allein daran liegt auch wenig; es genügt zu wissen, daß Betrüger wie Betrogene unter ihnen sind, denn das ist es woraus sich, wie ich sagte, bedeutsame Zeichen der Zeit für die Zukunft Amerika's lesen lassen.

Es wird Ihnen erinnerlich sein, daß ich vor mehreren Monaten darauf hinwies, daß sich in dem religiösen Leben Amerikas zwei Gegenströmungen bemerkbar machen, die zunächst noch still und tief auf dem Grunde dahinfließen, aber von Jahr zu Jahr an Kraft gewinnen und endlich — wahrscheinlich nicht in allzu ferner Zeit — mit furchtbarer Wucht aufeinandertreffen müssen, und daß die Folge des Zusammenstoßes nicht etwa sofort die Erschaffung eines rationalistisch-materialistischen Amerikas sein würde, sondern vielmehr die traurigste Oede auf dem ganzen Gebiete des religiösen Lebens, eine entsetzliche tabula rasa. Einerseits faßt der Katholicismus immer fester Wurzel und breitet sich immer weiter aus, mit aller Energie auf den alten vernunfttödtenden Aberglauben und die alte despotische Autoritätsherrschaft hinstrebend; und andererseits macht sich in den verschiedenen protestantischen Kirchen — vorerst allerdings vorzüglich nur in den großen Städten — eine immer größere Veräußerlichung, Verflachung, ein Erstarren in den Formen geltend: es findet keine Reibung zwischen ihnen statt, und darum wird in ihnen allen mit der Zeit die Religiosität, ich könnte vielleicht sagen der auf alle Kritik verzichtende Köhlerglaube zur reinen Gewohnheitssache, deren größter Reiz in ihrem Alter liegt. Es wird nun ein Moment kommen, da der Katholicismus angreifend vorgehen wird, und die protestantischen Kirchen werden, in Folge ihrer Erstarrung nicht die Kraft haben dem Stoß zu widerstehen, sie werden unter ihm zusammenbrechen, aber ihr Widerstand wird doch groß genug sein, um die im innersten Mark faule Lanze des Gegners bis an das äußerste Ende des Schaftes splittern zu machen. Die alte Fabel von den zwei Löwen wird sich wieder abspielen, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze auffraßen. Hüben wie drüben aber fehlen zu sehr die nöthigen Vorbedingungen um sogleich ein vernünftiges Neue entstehen zu lassen: ein Durcheinandertaumeln der Elemente, eine Art chaotischen Nichts wird die nächste Folge dieses Aufeinanderplatzens der Geister sein, die fast gleich sehr der Lebensfähigkeit entbehren.

Die Kirchen aber durchzieht ein peinliches Gefühl von dieser fortschreitenden Eintrocknung des religiösen Geistes, obgleich sie noch immer sonntäglich wohlgefüllt sind, und noch immer an jeder fünften Straßenecke neue Kirchen gebaut werden. Bewußt ist dieses Gefühl noch nicht, und schwerlich wird Ihnen auch ein gläubiger Amerikaner zugeben, daß ein wahres Wort an meinen Behauptungen sei. Es ist aber doch vorhanden, und äußert sich sehr deutlich in dem Bestreben irgend einen neuen Reiz

und geistigen oder geistlichen Kitzel aufzufinden, der die apathisch werdenden Geister etwas aufstachele. Ich schrieb Ihnen früher, daß die Musik seit einiger Zeit begonnen habe eine prominente Rolle in den hiesigen Kirchen zu spielen, daß es schon viele gebe, in die man sonntäglich mit dem größten Vergnügen gehen könne, wenn man anderweitig keine Gelegenheit habe Concerte von guten Opernsängern zu hören, und daß viele, zugestandenermaßen, nur um ihres ausgezeichneten Quartettes willen besucht würden. Nun, was die Musik soll, das sollen nach der Meinung Anderer, gröberer Geister die Betversammlungen und Bekehrungen in den Tanzschenken und schlechten Häusern. Es wird vielfach behauptet, die ganze Geschichte sei von einigen Geistlichen ausgeheckt und in Scene gesetzt, um sich durch die „Sensation" eine zahlreiche Gemeine zu schaffen. Es ist hart einen solchen Vorwurf auszusprechen, wenn man nicht im Stande ist vollwiegende Beweise dafür beizubringen. Allein selbst angenommen, das sei „des Pudels Kern", so ist damit doch noch keineswegs die Richtigkeit meiner Behauptung umgestoßen. Denn wenn nicht die nöthige Disposition im Publicum dagewesen wäre, so hätte dieser „Humbug", wie unzählige andere, nur ein schwindsüchtiges Eintagsleben geführt, und nicht Monate lang existiren und immer weiteren und weiteren Boden gewinnen können. Wer das amerikanische Publicum kennt, wird schwerlich behaupten wollen, daß die Mehrzahl der Mitspieler Betrüger seien; eine viel wahrscheinlichere Erklärung ist, daß sie sich in jenem eigenthümlichen Zustande schwarmgeistiger Apathie befinden, die der Wunder bedarf, um zu der krampfhaft energischen Thätigkeit angestachelt zu werden, nach der ihnen verlangt, und die sie sich nicht in nüchternerer Weise und auf nüchterneren Gebieten zu schaffen wissen. In dem in geistlichem Starrkrampf liegenden Rom verlangt die Unwissenheit und der Aberglaube der Bevölkerung Wunder der wunderbarsten Art, als Austreibung von Legionen von Teufeln*) u. dergl. In dem nüchterneren und gebildeteren Amerika darf man dem Volke mit so starken Medicamenten nicht kommen, hier nimmt man mit Massenbekehrungen der verworfensten Klassen vorlieb. Charakteristisch ist dabei die Stellung der größeren Hälfte des Publicums: man

*) Man erinnert sich des Scandals, der vor einigen Jahren in einem Kloster an dem Tiber, unweit Rom, mit einem Frauenzimmer getrieben wurde, das, wenn ich nicht irre, von 49 Teufeln besessen sein sollte, von denen 7, die alle namentlich aufgeführt wurden, bereits ausgetrieben waren, als das Treiben so arg wurde, daß Pius IX den Mönchen Einhalt gebieten mußte.

traut dem Dinge nicht recht, aber wagt es nicht seine Meinung offen auszusprechen, aus Furcht für einen Freigeistler gehalten zu werden. Man mag religiösen Humbug nicht, aber lieber läßt man sich den größten Narren aufbinden, als daß man Gefahr läuft für einen Rationalisten, Pantheisten, Materialisten oder gar für das furchtbarste aller Dinge, für einen Atheisten, kurz für irgend etwas Anderes als einen Bibelgläubigen genommen zu werden. Denn im Großen und Ganzen sind es doch nur die Deutschen, denen man das Privilegium zuerkennt, bürgerlich anständige und ehrenwerthe Leute zu sein, ohne auf die Bibel zu schwören.

Die Ostseeprovinzen während des schwedisch-russischen Krieges 1788—90.

Der schwedisch-russische Krieg in den Jahren 1788 bis 1790 hat bisher nicht genügende Bearbeitung auf dem Gebiete der Geschichtsforschung gefunden. Meist nach officiellen Quellen sind schwedischerseits einige Darstellungen dieser Ereignisse herausgegeben worden. Der Einzelforschung bleibt noch viel Arbeit vorbehalten und dieselbe dürfte vornehmlich in russischen noch in sehr geringem Maße ausgebeuteten Materialien reichlichen Stoff finden. Ueber die Details der Kriegsereignisse, über die Kreuz- und Querzüge in dem diplomatischen Schachspiel zu jener Zeit in Betreff der Beziehungen zwischen Rußland und Schweden, über das Verhalten der Völker während des Krieges der Cabinette bleibt noch viel zu erfahren übrig, auch dürfte es nicht an Quellen für die Lösung einzelner Fragen fehlen, nur daß solche Quellen zum größten Theile noch handschriftlich, wohl auch in Privatarchiven verborgen sein mögen.

In Finland ist in den letzten Zeiten mancherlei für die Veröffentlichung solcher Privatnachrichten über den schwedisch-russischen Krieg geschehen. Zahllose Briefe von Officieren des schwedischen Heeres u. A. sind bekannt geworden und die Kenntniß derselben hat wesentlich zur Ergänzung mancher Lücke, zur Berichtigung der Schönfärberei in den officiellen schwedischen Kriegsberichten beigetragen. Finland war der vornehmste Schauplatz der Kriegsereignisse, die Ursache des Krieges, der hundertjährige Zankapfel zwischen Rußland und Schweden, der Herd mancher politischer Umtriebe und separatistischer Gelüste während des 18. Jahrhunderts. Die Kenntniß der finnischen Zustände, der politischen Meinungen

dort, der Ereignisse, die sich dort vollzogen, ist vor allem Andern wichtig für die Erforschung der Geschichte des schwedisch-russischen Krieges 1788—90.

Aber auch das Verhalten der Ostseeprovinzen während dieser Ereignisse ist von Wichtigkeit. Es ist wichtig wegen der hochfliegenden Entwürfe, welche Gustaf III. auch noch in Bezug auf Liv-, Est- und Kurland gehegt hat; es ist wichtig, weil während der drei Kriegsjahre diese Provinzen sehr leicht auch der Schauplatz der Kriegsereignisse hätten werden können; es ist wichtig endlich wegen der politischen Kundgebungen in diesen Gegenden während des Krieges.

Es gilt uns in dem Folgenden in flüchtiger Skizze auf diese Fragen hinzuweisen, mehr andeutend als gründlich erörternd, mehr anregend zu eingehendere Erforschung als eine vollständige Darstellung anstrebend. Wir verfügen nicht einmal über ausreichende gedruckte Materialien; der ganze Reichthum der Provinzialarchive ist uns verborgen. Indessen versuchen wir es auf einzelne Andeutungen in der betreffenden Geschichtsliteratur gestützt die Momente zu bezeichnen, auf welche bei erschöpfender Untersuchung dieser Fragen mit Hülfe der Localgeschichte besonders geachtet werden müßte. Vielleicht, daß diese Zeilen manches bisher unbekannte und verborgene Schriftstück aus dem Actenstaube hervorlocken, manche Privatnachricht einreihen in die nicht allzustattliche Fülle von Kenntnissen über diesen Gegenstand.

Gustaf III. hatte, indem er den Krieg gegen Katharina II. vorbereitete, große Pläne. Er verglich sich gern mit Gustaf Adolph. Letzterem war es gelungen Schweden auf kurze Zeit zu einer Macht ersten Ranges zu erheben. Der ganze Ring der Ostseeküsten nebst dem finnischen Meerbusen war damals schwedisch gewesen. Aber die Zeiten waren vorüber. Nach außen hin war die Monarchie gesunken und hatte schöne Provinzen an mächtigere Nachbarn abtreten müssen. Noch immer gab es Verfassungsconflicte. Die Kraft des Landes verbrauchte sich in dem Ringen der Gegensätze zwischen Königthum und Adel.

Gustaf wollte Schweden vom Auslande, die Königsgewalt von der Aristokratie emancipiren. Auf einen Schlag sollte der König in Schweden, Schweden in Europa unabhängig werden. Gustaf hielt es für möglich die Bestimmungen des Nystädter Friedens umzuwerfen; er hoffte von den damals abgetretenen Provinzen Einiges wiederzuerobern. In dem Frieden

von Abo 1743 war Finnland bis zum Kymmene russisch geworden. Ganz Finnland sollte wieder schwedisch werden: vielleicht auch die Ostseeprovinzen.

Es giebt nicht viele und nicht eigentlich vollgültige Zeugnisse dafür, daß Gustaf III. damals ernstlich an eine Erwerbung der Ostseeprovinzen gedacht habe und da begegnen wir Andeutungen über diese Pläne und wir weisen auf folgende hin.

In Petersburg war man, sobald die feindlichen Absichten Schwedens offenbar geworden waren, der Meinung, daß Gustaf es auf die Ostseeprovinzen abgesehen habe. Am Petersburger Hofe ist wiederholt davon die Rede gewesen; Katharina II. hat den schwedischen König offen angeklagt, er habe in den Ostseeprovinzen gegen Rußland agitiren lassen. Man war in Petersburg in lebhaftester Besorgniß wegen dieser Provinzen, und es scheint in der That, daß die Besorgniß gegründet war.

Gegen Ende Juni 1788, noch ehe die eigentlichen Kriegsereignisse begonnen hatten, erhielt man in Petersburg ausführlichere Nachrichten über die Absichten Gustafs. Man hatte bis dahin stets gehofft, daß es nicht bis zum Kriege kommen werde, man hatte mancherlei Vermuthungen über die Entwürfe des schwedischen Königs gehegt. Endlich kommen genauere Angaben. Man erfuhr von dem diplomatischen Bruch in Stockholm, indem der König den russischen Gesandten ausgewiesen hatte. Man erhielt auf anderem Wege noch bestimmtere Auskunft über die Entschlüsse Gustafs.

Der Secretair der Kaiserin Katharina, Chrapowitzki, dessen Tagebuch eine Fülle interessanter Angaben über die Ereignisse dieser Jahre enthält, schreibt am 28. Juni (9. Juli) über die Aussichten auf einen bevorstehenden Krieg mit Schweden: es sei von dem russischen Gesandten in Warschau, Grafen Stackelberg, ein Courier angekommen, und derselbe habe hochwichtige Neuigkeiten mitgebracht. Aus preußischen und schwedischen Briefen, welche Graf Stackelberg auf Befehl der Kaiserin entsiegelt und gelesen habe, gehe hervor, daß Gustaf zum Kriege entschlossen sei und nur den Schein retten wolle, Rußland und nicht Schweden habe den Krieg begonnen, ferner sei ersichtlich, daß Gustaf die entschiedene Absicht habe, Finnland, Estland, Livland und Kurland an sich zu reißen, indem er geradeswegs auf die russische Hauptstadt los maschiren und die Kaiserin zu einem solchen Frieden mit diesen Abtretungen zwingen wolle.

Einige Tage früher schon hatte Chrapowitzky in seinem Tagebuch die Nachricht notirt: „Der Herzog von Kurland hegt Besorgniß in Folge der

Rüstungen Schwedens, auf Grund von Gerüchten, die ihm über Libau zugekommen sind." *)

Katharina war über die Pläne Gustafs in Betreff der Ostseeprovinzen wahrscheinlich nicht im Zweifel, als sie ihn einige Wochen später in einer publicistischen Broschüre vor ganz Europa solcher Eroberungsgelüste anklagte. Nur wissen wir nicht, auf welche Angaben außer den soeben mitgetheilten, sich ihre Ausführungen stützten.

Der König hatte schon nach der Schlacht bei Hochland, ungefähr um die Zeit als der Geist des Widerstandes im schwedischen Heere die Fortsetzung des Krieges, die Königsgewalt in Schweden, die Krone auf dem Haupte Gustafs selbst in Frage zu stellen drohte, in einem aus Helsingfors am 21. Juli datirten ausführlichen Schriftstück eine Darstellung der Gründe geliefert, welche ihn genöthigt hätten gegen Rußland zu den Waffen zu greifen. Diese schwedische „Declaration" erregte den heftigsten Zorn der Kaiserin. Den Vorwürfen, Verdächtigungen, Anklagen des schwedischen Königs setzte sie die ihren in Betreff der Politik Schwedens entgegen. Er hatte behauptet, die Kaiserin habe systematisch in Finnland Unruhen zu erregen gestrebt, habe die Erwerbung Finnlands, d. h. der noch schwedisch gebliebenen Hälfte Finnlands beabsichtigt, habe die Unterthanen Gustafs gegen ihn aufzuwiegeln gesucht. In ihrer Antwort schleudert sie ihm die Anklage entgegen, daß er diese böswilligen Absichten in Betreff der Ostseeprovinzen gehegt habe.

In seiner „Declaration" hatte der König u. A. von der Ländergier und den Annexionsgelüsten des russischen Cabinets gesprochen. „Europa müsse erfahren," heißt es in der Anklageschrift, „durch welche Ränke und Künste Polen getheilt, die Krim erobert und Kurland sogut wie von Rußland unterworfen worden sei."

Die Kaiserin antwortet auf die letzte Kurland betreffende Anklage wie folgt: „Was den Vorwurf betrifft, daß Rußland das Herzogthum Kurland so gut wie unterworfen habe, so ist derselbe vermuthlich nur eine Folge des Unmuths, den der König darüber empfindet, daß seine Absichten auf das Herzogthum zu keinem gewünschten Ergebniß geführt haben. Wir können dem Publicum über diesen Punkt Folgendes mittheilen. Als die schwedische Flotte im Juni 1788 aus Karlscrona nach Helsingfors

*) S. die Tagebücher Chrapowitzkis in den Чтенія Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ 1862. II. unter dem 25. und 26. Juni.

segelte, trafen in dem Herzogthum Kurland Briefe mit dem Vorschlage ein, den ältesten Bruder des Königs zum Herzoge von Kurland zu wählen. Diese Absichten des schwedischen Königs auf Kurland sollten durch die Hoffnung begründet gewesen sein, daß in Livland und Estland zu Gunsten des Königs ein Aufstand ausbrechen werde. Einigen Edelleuten dieser Provinzen war der Rang schwedischer Reichsräthe, anderen der Seraphim-Orden u. dgl. m. angeboten worden. Auf der schwedischen Flotte wurden täglich mit größter Ungeduld Abgeordnete dieser Provinzen erwartet; als aber Niemand erschien und Niemand Lust bezeigte auf solche Anträge einzugehen, als im Gegentheil die Liv- und Estländer sogleich die energischsten Maßregeln ergriffen, und damit bewiesen, daß sie dem russischen Reiche und insbesondere der Kaiserin treu bleiben wollten, da wurden die Anschläge des schwedischen Königs und seines Bruders sogleich in ihrer Entstehung zu nichte, was ihnen beiden nicht geringen Aerger bereitete, und nur dieser Aerger über das Mißlingen dieser Pläne hat den König zu der offenbaren Lüge veranlaßt, daß Kurland von Rußland abhängig sei." *)

Man mochte über den letzteren Punkt auch mit Recht eine einigermaßen abweichende Meinung haben: in Betreff Est- und Livlands und der loyalen Gesinnung dieser Provinzen hatte die Kaiserin Recht. Wenn auch wirklich die schwedische Regierung eine schwedische Partei in den Ostseeprovinzen zu bilden gesucht haben mag, wofür wir keine Zeugnisse besitzen, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß solche Pläne bei dem Adel nicht verfingen. Von einem besonders beachtenswerthen Ausdruck der loyalen Gesinnungen des Adels der Provinzen zu jener Zeit haben wir ziemlich genaue Kunde.

Der bekannte ehemalige Gouverneur von Nowgorod, Graf Joh. Jacob Sievers lebte damals verabschiedet auf seinem Gute in Livland. Sobald die Frage von Krieg oder Frieden mit Schweden entschieden war, als die Gefahr einer Invasion täglich drohender wurde, wandte sich Sievers in einem sehr langen Brief an die Kaiserin und stellte ihr vor, in welch bedenklicher Lage das Reich, die Hauptstadt, die Ostseeprovinzen sich befänden. Mit großer Ausführlichkeit behandelte er die Frage von der

*) Wir benutzen die russische Uebersetzung dieser Schriftstücke, abgedruckt bei Колотовъ, Дѣянія Екатерины II. Спб. 1811 г. Bd. III. S. 277—338. Das Original der Antwort ist von der Kaiserin deutsch geschrieben; es erschienen Uebersetzungen in französischer und russischer Sprache.

Möglichkeit, daß Petersburg durch einen Handstreich in die Hände der Feinde falle. In Bezug auf die Ostseeprovinzen sagt er: „Die Flotte Ew. Kaiserlichen Majestät wird gewiß eine feste Stellung einnehmen, um Kronstadt und die Newa zu decken. Demnach wird das baltische Meer dem Feinde offen bleiben. Est- und Livlands Küsten sind ihm wohlbekannt. Sie sind einer Landung zugänglich, wo er sie ausführen will, da er keinen Widerstand zu fürchten hat, selbst keine Feuerbaken, um seine Annäherung zu melden. Einige tausend Mann werden das Land brandschatzen, das Land aus gänzlichem Mangel an Schutz, die Städte durch die Drohung die Vorstädte anzuzünden. Unsere drei festen Plätze könnten, mit guten Besatzungen und Kriegsvorräthen versehen, die Stirne bieten. Aber da sie trotz der Mühe, die man sich in den letzten Wochen gegeben hat, der Besatzung ermangeln, sind sie beinahe Null — durch Ueberfall zu erstürmen. Die Besatzungstruppen sind vollkommen invalid, indem sie seit dreißig Jahren keine Waffen geführt und die besten nichts verstehen als Heu zu mähen. Riga allein erforderte zu seiner Vertheidigung 6000 Mann, Dünamünde 1500, Pernau 2000, Reval 3000. Das all ist nur von zwei Regimentern besetzt, denen man größere Haufen entzogen hat, und ich weiß nicht ob die Zahl der Rekruten sie ersetzt. Es ist mir schmerzlich zu glauben, aber nicht minder Ew. Kaiserl. Majestät zu sagen, daß wenn 7—8000 Mann landen, sie die beiden Provinzen und ihre festen Städte in drei Wochen einnehmen werden. Aber ich fühle noch mehr Schmerz über das Schicksal der Residenz, über den Sitz der Regierung u. s. w."

Der Brief schließt mit noch einer anderen Besorgniß, Sievers schreibt: „Ich habe immer geglaubt, ich könnte die Gesinnung eines getreuen Unterthans des Reichs mit der eines guten Livländers verschmelzen. Daher kann ich diesen Brief, welcher den Beweis meiner Anhänglichkeit liefern wird, nicht schließen ohne Ew. Kaiserl. Majestät zu versichern, daß der Adel dem Reich durch die stärksten Bande, die der Erkenntlichkeit und des Vortheils, aufrichtig verknüpt ist. Sie können auf alle, und gleicherweise auf die Städtebewohner zählen. Aber der Bauer, meistentheils von seinen Herren und dem Militair gedrückt, wartet nur auf den Augenblick, um Unordnung hervorzurufen. Ew. Kaiserl. Majestät haben aus den Unruhen nach der Auflage der Kopfsteuer ersehen, wie leicht unsere Bauern irre zu leiten sind. Einem einzigen Bösewicht fiel es ein zu sagen, sie bedeute, daß ihre Köpfe durch Zahlung frei würden und Alles gerieth in Aufruhr. Wenn es unglücklicher Weise dem Feinde einfiele in seinem Manifest zu

erklären, er gebe dem Bauer die Freiheit, so würde jeder Herr, der nicht das Mittel fände, sich zu retten, mißhandelt werden. Nur wenige würden verschont."

„Ich schließe diesen langen Brief mit der Versicherung, daß, wenn ich minder schwächlich wäre, ich mich noch zum Dienst anbieten würde, — doch kann ich in Wahrheit zusagen, daß wenn es Ew. Kais. Majestät befiehlt, ich bereit bin, wie jeder andere Livländer, Ihnen zu opfern, was mir übrig ist an Kräften und Tagen für Ihre geheiligte Person und für den Dienst des Reiches, dem mein Vaterland so durchaus anhänglich ist, und dem meine Familie ihre Existenz verdankt." *)

Eine solche loyale Gesinnung in dem Adel der Ostseeprovinzen bot einen auffallenden Gegensatz zu der Rebellion des schwedischen und finnischen Adels, welcher die Gelegenheit benutzen wollte, um den König seiner durch den Staatsstreich von 1772 erworbenen Rechte und Machtmittel zu berauben. Während die adeligen Offiziere im Heerlager Gustaf's III. dem Könige den Gehorsam verweigerten, sich zu einer Conföderation verbanden, die den polnischen auf's Haar ähnlich sieht, war der baltische Adel Rußland gegenüber zu Opfern bereit. Die Kaiserin hatte eine Aufforderung zur freiwilligen Lieferung von Rekruten erlassen, und Sievers schreibt ihr in einem Briefe vom 18. Juli: „Was mich betrifft, so habe ich dem Pächter meines Gutes in Ingermannland geschrieben, er solle 12 Mann auswählen, jung, stark, wohlgekleidet, mit Brod auf 8 Tage und 10 Rubeln zur Aufmunterung versehen, und sie auf der Stelle abliefern — auch noch 10 davon bezeichnen — auf ungefähr 800 Seelen, welche ich dort besitze, die von der Papierfabrik mit einbegriffen. Wenn es die Gouvernements Nowgorod, Twer, Olonez und Pleskow auch so machen, so fände Ew. Kaiserl. Majestät 40,000 Mann. Dasselbe für Livland oder Estland vorzuschlagen, wage ich nicht — wohl aber einen Aufruf an den jungen Adel und eine freiwillige Werbung freier Leute. Es fände sich dann noch eine gute Zahl. Nach drei Hungerjahren verspricht die Ernte gut zu werden in einigen Kreisen, in anderen mittelmäßig. Die Heuernte ist gut. Man hat bereits die Hälfte der Station abgeliefert, von meinem Gute allein gegen 1000 Pud. Die andere Hälfte ist ganz fertig. Stehe Ew. Kaiserl. Majestät nicht an, außer den Kornstationen — ein Tschetwerik per Kopf zu nehmen, was man nach Dorpat liefern kann — die Pleskower Schiffer

*) S. Blum, Ein russ. Staatsmann II. 490, 491, 497, 498

werden sie leicht nach Narva bringen — und sehr nothwendig ist, ein Reservemagazin zu haben. Was bin ich nicht jung und flink — und noch Gouverneur vom alten Nowgorod? Gegenwärtig ein cassirter Landrath — ist's mir nicht erlaubt, meine Mitbrüder, noch meine Mitbürger anzusprechen; denn man vermuthet uns unter der Ungnade Ew. Kaiserl. Majestät. Wenn das Collegium noch bestand, wie wären wir vor sechs Wochen alle nach Riga geflogen und hätten unsere Beschlüsse den Beweis unserer Treue geführt! Ich wiederhole es, rechnen Sie, so gedemüthigt wir auch sind, auf unsern Eifer — und unsere Anstrengungen — wenns nöthig ist, mit Gefahr unseres Lebens und unseres Guts. Sie brauchen nur zu sprechen."

Auch als die Entstehung des Anjalabundes den Feldzug in Finnland unterbrochen, die von Schweden her drohende Gefahr beträchtlich vermindert hatte, wiederholt Sievers seine Aufforderung die Truppenzahl in den Provinzen zu verstärken. Er schreibt am 18. October an die Kaiserin: „Liv- und Estland erfreuen sich einer glücklichen Ruhe — Dank sei's der Weisheit Ew. Kaiserl. Majestät und Ihrem Einfluß auf den Geist Ihrer Feinde. Bleibt mir ein Wunsch, so wäre es der, daß Sie befehlen, ein paar Tausend Rekruten sollten unsere schwachen Garnisonen verstärken, ohne die zu zählen, die man den zwei Regimentern Infanterie, welche hier stehen, liefern wird." *)

Die Besorgnisse, welche Sievers in Betreff der Ostseeprovinzen hegte, welche einem etwaigen Anfall von Seiten der Schweden keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermögten, wurden auch von anderen Zeitgenossen getheilt. Nach der Schlacht von Hochland sogar, in Folge deren die schwedische Flotte im Hafen von Sweaborg Schutz suchen mußte, meldete der Admiral Greigh nach St. Petersburg, er besorge, daß die Schweden einen Angriff auf Reval im Schilde führten.**) Auch der französische Gesandte in St. Petersburg, Graf Ségur hat es ausgesprochen, daß es für Gustaf III. ein Leichtes gewesen sei, Livland zurückzuerobern, weil es dort nur zwei Regimenter gegeben habe.***)

*) Blum, ein russ. Staatsmann II. 500. 502.

**) Tagebuch Chrapowitzki's 15. Juli: „Грейгъ опасается, чтобы Шведы не сдѣлали десанта при Ревелѣ".

***) „Rien ne lui (Gustaf) aurait été plus facile que de chasser momentanément l'impératrice de sa capitale et de reprendre la Livonie. Cette province n'était défendue que par deux régiments." Mém. et souvenirs III. 377.

Dazu kam, daß der Graf Sievers mit seiner Behauptung, daß man auf die Haltung des Bauernstandes sich nicht werde verlassen können, nur allzurecht gehabt zu haben scheint. Aus den Tagebüchern Chrapowitzki's wissen wir, daß der General-Gouverneur von Reval im Sommer des Jahres 1788 um Zusendung von einem oder zwei Regimentern bat „um die Bauern in gehöriger Ordnung zu halten, indem unter den letzteren sich solche befänden, welche sich weigerten zu arbeiten und auf die Ankunft der Schweden hofften." *)

Auch über die Absichten Gustaf's in Betreff der Ostseeprovinzen verdanken wir den Tagebüchern Chrapowitzki's einige Andeutungen.

Gustaf hatte den Krieg größtentheils in der Hoffnung auf die Unterstützung Englands und Preußens begonnen. Diese Mächte sahen mit großer Befriedigung in dem schwedischen Kriege ein Mittel den Siegeslauf Rußlands im Kampfe mit der Türkei zu hemmen. Ueber die Vereinbarungen, welche damals zwischen Preußen und Schweden stattgefunden haben mögen, wissen wir leider sehr wenig. Von Interesse ist in dieser Beziehung folgende Notiz aus dem Tagebuche Chrapowitzki's.

In der Schlacht bei Hochland, 4. (17.) Juli 1788, war der Graf Wachtmeister, ein Vertrauter des Königs, in Gefangenschaft gerathen. Er wurde nach Moskau transportirt, wo seine Anwesenheit bei dem dortigen Publicum großes Aufsehen gemacht haben soll.*) Die Kaiserin trug dem Polizeimeister von Moskau, Jeropkin, auf, die Bekanntschaft des gefangenen Grafen zu machen und ihn gelegentlich über die Absichten Gustafs III. auszuforschen. Dieser Auftrag ward ausgeführt, und Jeropkin konnte schon nach einigen Tagen nach St. Petersburg melden: aus den Gesprächen mit Wachtmeister ergebe sich, daß der König die Absicht gehabt habe, nicht in das russische Finnland einzurücken, ehe der König von Preußen über Kurland mit einem Heere von 60,000 Mann nach Livland eingebrochen sein werde.**)

In der That war Preußen damals nicht zu Gunsten Rußlands gestimmt. Es suchte bekanntlich Rußlands Vorgehen in der orientalischen Frage aufzuhalten; es verbündete sich mit Polen, wo der letzte Versuch zur Rettung der Selbständigkeit gemacht wurde; es machte der dänischen Intervention zu Gunsten Rußlands, welche leicht zur Einnahme Gothen-

*) Chrapowitzki 16. Juli 1788.

**) Chrapowitzki 26., 30. Juli.

burgs und zur Demüthigung Gustafs III. hätte führen können, durch Drohungen ein Ende; es unterstützte den schwedischen Krieg wahrscheinlich auch mit Geld; es bedrohte Livland. Wenn schon Sievers einen Angriff der Schweden auf die baltischen Provinzen fürchtete, der Schweden, deren Heer während des ganzen Krieges in allen seinen Theilen nicht viel mehr als 30,000 Mann betrug, wie viel mehr war von dem Einrücken der Preußen mit einem Heere von 60,000 Mann in die baltischen Provinzen zu besorgen, wo es nur Alles in Allem ein Paar russische Regimenter gab. Die Opferwilligkeit der baltischen Provinzen hätte schwerlich zu ihrem Schutze hinreichende Mittel geliefert. Wohl schrieb Katharina an Potemkin mit einiger Befriedigung: der Adel und die übrigen Einwohner der Insel Oesel hätten sich erboten eine Miliz auszurüsten, nur bäten sie um 200 Flinten und um Pulver*), aber solche einzelne patriotische Kundgebungen hätten schwerlich genügende Resultate ergeben, wenn es gegolten hätte, den Preußen entgegenzutreten.

Im Herbst 1788, als Gustaf gleichzeitig von der Opposition der finnischen und schwedischen Officiere und von Dänemark bedrängt wurde, als Rußlands Lage sich dadurch wesentlich gebessert hatte, tauchten lebhafte Besorgnisse vor einem Kriege mit Preußen auf. Der kaiserliche Gesandte in St. Petersburg, Cobenzl, erhielt die Nachricht, daß Preußen die Absicht habe mit 13,000 Mann in Schwedisch-Pommern, mit 30,000 in Holstein und mit 60,000 in Livland einzubrechen „um den Schweden zu helfen.“**) Die gereizte Stimmung zwischen den Cabinetten von Berlin und St. Petersburg stieg, und je erfolgreicher Lucchesini in Polen gegen Rußland agitirte, desto wahrscheinlicher erschien ein Bruch zwischen beiden Mächten, desto bedrohter erschien Livland.

Aber die Gefahr ging vorüber und der Krieg mit Preußen unterblieb. Die Besorgniß, daß die Preußen Livland angreifen würden, erneuerte sich im Laufe des Krieges wohl noch einmal, aber zunächst mußte man darauf bedacht sein die Ostseeprovinzen gegen Schweden zu schützen.

In dem Feldzuge des Jahres 1789 geschah nichts die baltischen Provinzen besonders Bedrohendes. Auch in der Hauptstadt fühlte man

---

*) Соловьевъ, Паденіе Польши. Katharina spöttelt über das Anerbieten der Bewohner von Oesel, indem sie in dem Briefe an Potemkin bemerkt: „Du wirst sagen, wohin das Pferd mit seinem Hufe hinkommt, dahin will auch der Krebs mit seiner Scheere.“

**) Tagebuch Chrapowitzki's.

sich sicherer als im vergangenen Jahre. Der König selbst scheint nicht ernstlich an eine Landung an der baltischen Küste gedacht zu haben. Eher hatte er eine Landung in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt, etwa bei Oranienbaum im Sinne. Man erzählte wohl von ihm, er habe, als während des Feldzugs von 1788, es in Finnland an den allernothwendigsten Lebensmitteln und sonstigen Vorräthen fehlte, die Aeußerung gethan: „Nie war es meine Meinung nach Livland zu gehen, aber wenn wir uns hier nicht halten können, so bleibt uns nur dieser Ausweg."*) Als nach der Schlacht bei Oeland (Juli 1789) der Admiral Tschitschagow ostwärts segelte, angeblich um Livlands Küsten zu schützen, scheint die Kaiserin damit unzufrieden gewesen zu sein, indem sie eine Erneuerung der Schlacht, welche kein bestimmtes Ergebniß geliefert hatte, wünschte, während ihr die den baltischen Provinzen drohende Gefahr sehr gering erschien.**) In dem ganzen Feldzuge verließ die schwedische Orlogsflotte den Hafen von Karlscrona nur auf ganz kurze Zeit. Die Galeerenflotten operirten in der Nähe von Frederikshamn und somit erschienen die baltischen Küsten nicht weiter bedroht.

Die Gefahr von Preußens Seite erschien der Kaiserin im Frühling des Jahres 1790 wieder größer als je. Preußen war offenbar unzufrieden mit den Forderungen, welche Rußland als Bedingung des Friedens mit Schweden aufstellte. Wieder erwartete man eine Diversion zu Gunsten Gustafs, einen Einfall in Livland. Am 13. Mai 1790 schreibt Katharina an Potemkin: „Es quält mich unsäglich, daß wir in der Nähe von Riga nicht genug Truppen zum Schutze Livlands gegen preußische und polnische Einfälle bereit stehen haben. Stündlich kann man jetzt solchen Einfällen entgegensehen." Ein anderes Mal schreibt sie: „Wenn wir in Livland auch nur ein Corps von 20,000 Mann hätten, dann wäre man über alle Gefahr hinaus und auch die Veränderung in Polen käme leichter zu Stande." ***) Aber ein Heer von 20,000 Mann war damals für die Ostseeprovinzen nicht aufzutreiben und es war ein Glück, daß Preußen in der letzten Stunde noch einlenkte, in seinen Beziehungen zu Schweden kühler wurde und somit den Krieg in Livland aufgab. In dem schwedischen Feldzuge von 1790 zeigte sich dann auch, daß, wenn auch im Fall eines

*) Malmanen, Anjala förbundet. Stockholm 1848. S. 81, 83.

**) Chrapowitzki, 16. August 1789.

***) Соловьевъ, Паденіе Польши 200. 201.

Bruches mit Preußen für die Ostseeprovinzen Alles zu fürchten gewesen wäre, für dieselben von Schwedens Seite sehr wenig zu fürchten war.

Der Fall, den Sievers im Sommer 1788 gefürchtet hatte, trat ein. Im Jahre 1790 haben die Schweden eine Landung versucht. Es war ein kühner und gelungener Handstreich einer kleinen Anzahl schwedischer Krieger, der in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1790 versucht wurde.

Nach einem überaus milden Winter setzten die Schweden Alles daran den Feldzug möglichst früh zu eröffnen. Schon am 1. (12.) März segelten zwei Fregatten unter dem Oberbefehl des Capitains Freiherrn Rud. Cederström aus Karlscrona ab. Am 5. (17.) trafen sie bei Hangö Udd ein und richteten von da sofort ihren Lauf nach Baltischport, wo sie unter holländischer Flagge anderen Tages einliefen. Plötzlich hißte man die schwedische Flagge auf und unter d m Feuer der Geschütze von beiden Fregatten wurde die Mannschaft an's Land gesetzt. Alsbald waren die Festungswerke mit stürmender Hand eingenommen. Indem das Feuer von den Schiffen die Stadt bedrohte, wurde der Widerstand der Einwohner verhindert. Der Capitulation zufolge, welche nun abgeschlossen wurde, mußten alle an dem Ort befindlichen Magazine zerstört werden. Ansehnliche Vorräthe von Munition, Kleidungsstücken, Schiffsbauholz und Lebensmitteln wurden verbrannt; 49 Kanonen wurden vernagelt. Man schätzte den Verlust der Russen auf 1 Million Thaler. Die Stadt selbst mußte sich verpflichten, eine Brandschatzungssumme von 5000 Rubeln zu zahlen.*)

Der Vorfall war verhältnißmäßig unbedeutend, aber er machte als die Nachricht davon nach St. Petersburg kam, doch einen sehr peinlichen Eindruck. Eine Handvoll Schweden hatte eine Festung überrumpelt. Die schwedischen Officiere wurden belohnt; der Leiter der Expedition erhielt außer dem Majorsrang noch den Schwertorden. Von irgend welchen bedeutenden Folgen war diese Einnahme Baltischports nicht gewesen. Die kleine Schaar hatte sich in der Festung nicht halten können. Der Commandant suchte aus der Umgegend Hülfe heranzuziehen. Noch an dem Abend desselben Tages ging die schwedische Mannschaft wieder an Bord der beiden Fregatten und segelte wieder nach Hangö Udd zurück. Die Russen waren mit dem empfindlichen Verlust an Geld und Geldeswerth,

*) Schantz, Historia öfver kriget emellan Sverige och Ryssland. Stokholm 1818 II. 7—9. Horst, Geschichte des letzten Krieges &c. 1797, spricht von 54,000 Tonnen Getreide, die vernichtet wurden, S. 771.

und mit dem Schreck davongekommen. Daß der letztere nicht gering gewesen sein kann, geht schon aus dem Umstande hervor, daß einem zeitgenössischen Berichte zufolge die damals in Baltischport anwesenden Sträflinge (die Stadt war schon seit längerer Zeit ein Verbannungsort) zur Theilnahme an dem Kampfe mit den Feinden zugelassen wurden. Zwei Brüder Sanowitsch, welche wegen Falschmünzerei zur Strafarbeit verurtheilt, dort lebten, thaten sich bei dieser Gelegenheit „durch besonderen Eifer und kluge Rathschläge" so hervor, daß sie nach dem Abzug der Feinde Erlaß der weiteren Strafe und die Erlaubniß zur Auswanderung in's Ausland erhielten.*)

Die Kaiserin Katharina II. war unzufrieden. Am 9. März schreibt Chrapowitzki in sein Tagebuch: „Es ist ein Courier aus Reval angekommen: schwedische Kriegsschiffe sind bei Baltischport vor Anker gegangen, die Schweden machen eine Landung, „den ganzen Morgen gab es einen Wirrwarr." **) Am 10. März heißt es in dem Tagebuche: „Die Kaiserin sehr unzufrieden, sagte mir: „„Jetzt werden die Schweden prahlen, der Taugenichts de Roberti und der Commandant von Baltischport haben capitulirt; die Magazine sind verbrannt, die Kanonen vernagelt; die Stadt hat 4000 Rbl. bezahlt. Die Schweden sind sogleich wieder zurückgefahren. Was hat er denn gerettet? möchte ich gern wissen!.. doch wohl nur sich allein. Ein Russe hätte das nicht gethan. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Kusmin in Nyslott."" ***) Der Unmuth mag sich noch gesteigert haben, als man in St. Petersburg erfuhr wie unbedeutend die Zahl der bei Baltischport gelandeten Schweden war. Nach einem Berichte, den N. J. Soltykow erhielt, sollten es nur 40 Mann gewesen sein, während die Schweden selbst von etwas über 100 sprechen.†)

Einige Wochen später ereignete sich ein Zusammenstoß der russischen Flotte mit der schwedischen, welcher leicht ernsthafte Folgen für die erstere

---

*) Engelhardts Memoiren im Русскій Вѣстникъ XIX. S. 144.

**) „Во все утро суматоха;" doch wohl im Palais der Kaiserin.

***) Chrapowitzki's Tagebuch; der Commandant von Nyslott, Kusmin, hatte nur einen Arm; man erzählte von ihm, er habe, zur Capitulation aufgefordert, geantwortet, er habe nur einen Arm, und derselbe sei mit dem Degen beschäftigt, so daß er nicht öffnen könne. Er ist der Greis im 3. Aufzuge der Posse Gore Bogatyr, s. meinen Aufsatz in der Baltischen Monatsschrift 1867, October.

†) Записки Храповицкаго; Schantz l. c. 8. „landsattes 55 Mann frän hvardera Fartyget."

und auch für die baltische Küste hätte haben können. Die Schweden hatten es auf einen ernstlichen Angriff auf das bei Reval stehende Geschwader unter Admiral Tschitschagow abgesehen. Am 19. (30.) April hatte der Herzog Carl von Südermannland mit der schwedischen Flotte den Hafen von Karlscrona verlassen und segelte geradeswegs auf Reval los. Die gewaltigen Rüstungen Schwedens zur See hatten schon während des Winters Rußlands Besorgnisse erregt. Jetzt als man in St. Petersburg von der Annäherung der schwedischen Flotte, von der Bedrohung Revals und der russischen Flotte hörte, war man in die äußerste Unruhe versetzt. Tschitschagows Geschwader bestand aus 10, des Herzogs Flotte aus 26 Segeln. Chrapowitzki schreibt, daß die Kaiserin in lebhaftester Besorgniß fast die ganze Nacht nicht geschlafen und daß der Graf Besborodko geweint hätte. Die Schweden hatten ganz genaue Erkundigungen über die in Reval überwinternde Flotte eingezogen. Sie hatten erfahren, daß die Besatzungen der Schiffe nur schwach seien.*) Man hatte sich erkundigt ob unter den Officieren viele Engländer und Dänen sich befänden, ob die Revaler Flotte für Takelwerk und Proviant auf Zufuhr aus Kronstadt angewiesen sei oder ob dieselbe sich mit allem Nöthigen an Ort und Stelle versehen könne, und endlich ob an der Küste Batterien angelegt seien. Der letztrre Punkt trug wesentlich zur Entscheidung der Schlacht bei, die nun bei Reval stattfand; über denselben waren die Schweden offenbar nicht genügend unterrichtet.

Offenbar war, wenn die Schweden siegten, die Stadt in der allergrößten Gefahr. Ein solcher Ausgang war nicht unwahrscheinlich, wenn man bedachte, daß Tschitschagow mit 10 Linienschiffen und 1 Fregatte den Angriff von 22 Linienschiffen und 4 Fregatten auszuhalten hatte. Wenn schon Greigh nach der Schlacht bei Hochland (1788) es für wahrscheinlich gehalten hatte, daß die Schweden Reval angreifen würden, wie viel mehr mochte jetzt für die Stadt zu fürchten sein.

Tschitschagow hatte zunächst den Vortheil, daß der Angriff der Schweden ihn nicht unvorbereitet traf: er hatte von der Annäherung der schwedischen Flotte durch ein neutrales Kauffartheischiff Nachricht erhalten, welches kurz vorher in Reval eingetroffen war; er hatte ferner während der Schlacht

*) S. Sprengtportens in Kopenhagen eingezogene Erkundigungen bei Schantz II. 193—198.

das Glück, daß der Wind den Schweden nicht günstig war und indem er die schwedische Schiffe zur Seite bog, die Wirkung ihrer Geschütze abschwächte oder unschädlich machte; er ward endlich von den Batterien am Ufer unterstützt, von deren Dasein und Lage die Schweden nicht genügend unterrichtet waren. Die Schweden zogen ab; das Geschwader Tschitschagows, die Stadt waren gerettet. Die Kaiserin war freudig überrascht; Chrapowitzki schreibt, sie habe vor Freude einen rothen Fleck an der Wange gehabt.*)

Die Kriegsereignisse hatten nach dieser kurzen Episode ihren Schauplatz vornehmich in der Nähe von Kronstadt, dann bei Wiborg, endlich bei Frederikshamn. Eine Reihe von Seeschlachten mit abwechselndem Glücke zeigte, daß beide Mächte eine eigentliche Entscheidung nur zur See zu erwarten hatten. Die kleinen Scharmützel im russischen Finnland bedeuten nichts im Vergleich zu den gewaltigen Anstrengungen, welche beide Mächte aufboten, um durch Seesiege den Gegner zu demüthigen. Alle Pläne der Schweden durch Landungen in der Nähe der Hauptstadt den Frieden zu erzwingen fielen zu Boden, und die Gefahr einer Landung der Schweden in den Ostseeprovinzen unterblieb vollends. Auch die Hoffnung Gustaj's daß Preußen eine bewaffnete Intervention ausführen werde, scheiterte. Als Gustav im Frühling 1790 mit Feldzugsplänen beschäftigt war, sprach er in einem Briefe die Hoffnung aus, daß Katharina aus dem südöstlichen Finnland Truppen nach Petersburg ziehen werde, um dieselben rasch gegen Livland verwenden zu können, das von den Bewegungen der Preußen bedroht sei.**)

Solche Hoffnungen waren eitel. Die Ostseeprovinzen blieben unbedroht. Sie litten wohl wirthschaftlich in dieser Zeit unter den Folgen der Kriegszeit überhaupt. Zum Kriegsschauplatze wurden sie nicht.

Wir schließen unsere Skizze, indem wir eine Zeitungsnotiz mittheilen, welche vielleicht eines Commentars bedarf. In der russischen St. Peters-

---

*) S. d. Tagebuch Chrapowitzki's Anfangs Mai. Auch d'Aquila II. 288 meint, die Schweden hätten von den Strandbatterien nicht genügende Kenntniß gehabt. Bei Schantz II. heißt es, in dem vom schwedischen Gesandten in Kopenhagen, Sprengtporten, unterschriebenen Actenstücke, daß es auf Nargen keine Batterien gebe, dagegen auf einer näher bei Reval gelegenen Insel gebe es 20 Kanonen von Invaliden bedient.

**) S. Gustaf's Brief an den Grafen Stedingk vom 2. März 1790. Mém. de Stedingk. II. 236.

burger Zeitung findet sich eine Nachricht aus Kurland vom 24. October 1788 folgenden Inhalts: „Viele Schweden, welche während des Krieges gezwungen waren sich aus Livland zu entfernen, treiben sich in unsern Dörfern umher und betteln. An eine Rückkehr in ihr Vaterland denken sie nicht, weil ihrer dort kein besseres Schicksal harrt." *)

A. Brückner.

---

*) С.-Петерб. Вѣд. 1788. стр. 1359.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 25. Januar 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts.

1. Nach der Conquête.

Der entsetzliche Zustand, in welchen Liv- und Estland zur Zeit des nordischen Krieges gerathen waren, ist zu häufig und zu ausführlich geschildert worden, als daß diese Blätter aus der Landtagsgeschichte des Zeitabschnitts der „ruhmreichen Conquête dieses Herzogthums durch seine großzaarische Majestät", nöthig hätten durch eine Schilderung des namenlosen Jammers eingeleitet zu werden, in dem unser Vaterland sich befand, als es von Peter dem Großen in Besitz genommen wurde. Wer wüßte nicht, daß der vieljährige Kampf der gegen Schweden verbündeten Dänen, Sachsen, Polen und Russen vornehmlich auf livländischer Erde ausgekämpft worden war, daß die grimmen Begleiter des Krieges, Pest und Hungersnoth, Menschen und Thiere zu Tausenden hingerafft hatten, daß der bereits durch die Reduction ruinirte Adel an den Bettelstab gebracht war, seine Bauern hungernd in den Wäldern umherirrten, nachdem ihre Wohnungen verbraunt, ihre Felder verwüstet worden, daß die Stätte, auf der Dorpat gestanden, mit einem rauchenden Trümmerhaufen bedeckt war, von den zehn Predigern Rigas nur einer die Belagerung dieser Stadt überlebt hatte, auf je fünf Landkirchspiele im Durchschnitt nur ein Prediger kam, — daß mit einem Worte Noth und Jammer den höchsten überhaupt denkbaren Grad erreicht hatten. Man braucht nur unseres alten Conrad Gadebusch Jahrbücher aufzuschlagen oder A. Pohrts verdienstvolle Abhandlung über den Bürgermeister Brockhausen zur Hand zu nehmen um sich im Einzelnen über dieses traurigste Capitel der livländischen Landesgeschichte zu unterrichten.

Und der Zeitabschnitt, der in dieses Kapitel hineingehört, erstreckt sich weit über das eigentliche Jahrzehnt der „Conquête" hinaus; so tief hatten die Leiden und Prüfungen der Kriegszeit in das Fleisch unseres öffentlichen Lebens geschnitten, daß fast ein halbes Jahrhundert verging, ehe das Land sich nur einigermaßen aus der Apathie aufraffen konnte, in welche es versenkt worden war. Orientiren wir uns, ehe wir dem Gang der Ereignisse, die dieses langsame Erwachen bedingten, zu folgen versuchen, zunächst über die Namen der Männer, welche damals an der Spitze des Landes und seiner Verwaltung standen.

Erster General-Gouverneur Livlands nach der Unterwerfung unter das russische Scepter war der Eroberer des Landes Graf Scheremetjew (1710 bis 1712) wegen seiner Verdienste mit den Gütern Alt- und Neu-Pebalg belohnt, die noch gegenwärtig im Besitz seiner Nachkommen sind. Ihm folgte schon im Jahre 1712 der Fürst Alexander Menschikow, einer der vertrautesten und einflußreichsten Diener und Genossen Peters. Beiden Männern stand der Geheimrath Johann Gerhard Baron Löwenwolde als kaiserlicher Plenipotentiaire zu Seite. Da die genannten russischen Würdenträger den livländischen Verhältnissen fremd waren, weder die Einrichtungen noch die Sprache der neuen Provinz kannten und überdies mit Leitung der militärischen Angelegenheiten überbeschäftigt waren, lag die Civilverwaltung hauptsächlich in den Händen Löwenwoldes. Er bereitete die freilich erst 10 Jahre später aufgenommenen Arbeiten der Restitutionscommission vor, welche das durch die Reduction gestiftete Unheil wieder gut machen und die verwirrten ländlichen Eigenthumsverhältnisse ordnen sollte, er verhandelte mit dem Adel über die Wiederaufrichtung des alten Landesstaats, vermittelte die Bestätigung der Privilegien und Verträge, von ihm gingen die Anträge an den Landtag aus, er sorgte dafür, daß die einzelnen Stände und Corporationen zu den General-Gouverneuren in Beziehung traten u. s. w. Nur mit dem Steuerwesen scheint Löwenwolde nichts zu thun gehabt zu haben; da es sich vornehmlich um Fouragirungen und Schießstellungen für die Armee handelte, mußten die Stände über die einschlägigen Fragen mit den Oberbefehlshabern direct verhandeln. Zudem war der Plenipotentiaire sehr häufig abwesend und an das wegen des Krieges beständig gewechselte kaiserliche Hoflager gebunden; nach Wiederherstellung der alten Verfassung und des früheren Besitzstandes griff er nur noch ausnahmsweise in die livländischen Angelegenheiten ein, zumal dem Lande seit dem Jahre 1713

in der Person des Fürsten Dimitri Michailowitsch Galizyn ein besonderer Gouverneur (Civil-Gouverneur) bestellt worden war. Als Galizyn im Jahre 1719 ausschied, erhielt er zunächst keinen Nachfolger. Wenige Jahre später fand im General-Gouvernement ein Wechsel statt; dasselbe wurde 1719 dem General-Feldmarschall Fürsten Nikita Iwanowitsch Repnin übertragen, der indessen schon am 3. Juli 1726 verstarb, interimistisch einen General de Bohn (Juli 1726 bis 25. Januar 1727) zum Nachfolger erhielt, und dann durch den General-Kriegscommissär Tschernyschew ersetzt wurde, an dessen Stelle im Jahre 1730 Graf Peter de Lacy trat, der zwanzig Jahre lang im Amte blieb. Die beiden letztgenannten Männer führten indessen nur den Titel Gouverneur; das Prädikat des General-Gouverneurs erhielt Graf Lacy erst im Jahre 1741, als er bereits elf Jahre lang im Amte war. Als Vice-Gouverneure fungirten 1713 General Korsakow, 1719 Brigadier Wojeikow, 1721 Generalmajor Wildemann, 1727 Generallieutenanl Balk, 1734—36 Generallieutenant v. Hochmuth, 1736 Generallieutenant v. Bismark, 1742 Jeropkin, 1743 Fürst Dolgoruki.

Diesem häufigen Wechsel in der Oberverwaltung Livlands, der an und für sich schon ein Uebelstand war und eine systematische Reorganisationsarbeit so gut wie unmöglich machte, liefen fortwährende Veränderungen in den wichtigsten Landesämtern parallel. Georg Reinhold von Tiesenhausen, der im Juli 1710 Namens der Ritterschaft mit Scheremetjew die Accordpunkte vereinbart hatte, nahm schon wenige Tage später Krankheit halber seinen Abschied vom Landmarschallsamt; sein Nachfolger Johann Albrecht Baron Mengden fungirte nur sechs Monate lang und übergab den Stab im December 1710 dem Obristlieutenant Magnus Gustav von Mengden. Zwei Jahre später wurde Magnus von Plater Landmarschall, 1717 trat provisorisch von Richter, 1721 Gotthard Wilhelm von Budberg ein, von 1727 bis 1730 bekleidete Gotthard Wilhelm von Berg, von 1730 bis 1737 Caspar Friedrich von Buddenbrock das Landmarschallsamt — binnen 27 Jahren war acht Mal gewechselt worden, was um so auffälliger erscheint, als zwei Landmarschälle je 7 Jahre im Amte waren, die vierzehn anderen Jahre sich somit auf sechs verschiedene Personen verplittern. — Auch in der kirchlichen Oberverwaltung war in dem Jahre der Capitulation eine wichtige Veränderung vorgegangen; da der bisherige General-Superintendent Dr. Gabriel Skragge (ein Schwede, der vorher das Amt des Prokanzlers der Dorpat-Pernauer Hochschule

bekleidet hatte) während der Belagerung Rigas verstorben war, berief das Landraths-Collegium „sammt Einigen von der Noblesse“ den wohlgelahrten Narwaer Compastor Magister Heinrich Bruiningk zum Leiter des livländischen Kirchenwesens, einen Mann der als Fremder in das Land kam und sich binnen Kurzem so große Verdienste um dasselbe erwarb, daß der Rath der Stadt Riga ihn schon im Jahre 1711 zum Oberpastor und Beisitzer des Stadtconsistoriums, später auch zum Inspector der Domschule ernannte. Seinen Zeitgenossen galt Bruiningk nicht nur für einen ausgezeichneten Administrator und Förderer des Unterrichtswesens, sondern zugleich für einen Kanzelredner ersten Ranges. „Wir hörten an ihm,“ heißt es in einer von Hupel mitgetheilten zeitgenössischen Denkschrift, „sowohl von dem Lehrstuhl als bei Freuden- und Trauerfällen in dem bündigen und kettenahnlichen Zusammenhange seine geistlichen Reden einen Basilium und sahen zugleich auch in dem ernsten Vortrag einen großen Gregorium; der liebliche Strom seiner leichtfließenden Lehren stellte uns einen Chrysostomum und die mit Salz gewürzte geistliche Schärfe einen Athanasium vor.“ Bei dem Kaiser stand der livländische General-Superintendent in so hohem Ansehen, daß er zwei Mal „nach Hof“ berufen wurde und im Jahre 1719 auf Wunsch Peters mit dem Archimandriten Theodosius einen lateinischen Briefwechsel über die Verschiedenheiten zwischen der lutherischen und der griechischen Kirche unterhalten mußte.*)

Der erste livländische Landtag zu russischer Zeit wurde sechs Monate nach der Capitulation, am 8. December 1710 eröffnet. Die Einladung dazu war von Löwenwolde ausgegangen und mittelst „offenen Patents vom 12. November“ erfolgt. Schwedischem Brauch gemäß wurde die Versammlung am 7. December zu Riga „mit Trompeten- und Paukenschall öffentlich ausgeblasen“; am 8. fand die förmliche Eröffnung statt. Wo dieser Landtag abgehalten worden, ist nicht zu ersehen; der Receß redet von der „Landstube“, wir wissen aber, daß diese während der Belagerung zerstört worden war und daß die folgenden Landtage in des Herrn Statthalters Strohkirch zu diesem Behuf gemiethetem Hause abgehalten werden mußten. Möglich, daß man sich bis zur Beschaffung der Mittel zu einem

*) Nach Bruiningks Tode wurde dessen Wittwe Martha Hedwig geb. v. Liljengreen im Jahre 1740 nach St. Petersburg berufen, um als Hofmeisterin die Erziehung des Kaisers Joann III, zu leiten.

Neubau — die bekanntlich der Kaiser vorschoß — in den Ruinen des alten Gebäudes behalf.

Gleich die erste Handlung des December-Landtags von 1710 ist von Interesse; sie beweist, daß damals die Scheidung zwischen „Mitbrüdern" und anderen deutschen Landeskindern lange nicht so schroff war wie später und bestätigt den in neuerer Zeit häufig aufgestellten Satz, daß die ritterschaftliche Ausschließlichkeit des livländischen Adels sich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, namentlich nach Feststellung der Matrikel, ausbildete und wesentlich dadurch begünstigt wurde, daß es in Rußland nur einen politisch berechtigten Stand, den Adel, gab. An Stelle des zum Assessor des Dörptschen Landgerichts ernannten Joh. Friedr. v. Schultzen wurde dem Assessor Caspar Wilcken das Amt des Ritterschaftssecretairs (Landsecretairs) angetragen „weilen derselbe nicht nur die meiste Notice von den Ritterrechten und Gewohnheiten des Landes hätte, sondern auch als ein Eingeborener sich nicht entziehen könne". Es half Herrn Wilcken nichts, daß er sich sträubte, Unbekanntschaft mit „denen privilegiis" vorschützte und seine Nichtzugehörigkeit zur Matrikel zur Sprache brachte; da „antzo Niemand vorhanden, der zu diesem Werk gebraucht werden könnte" so mußte er nachgeben. Dann schritt man zur Landrathswahl, einem Werk, das um so wichtiger war, als seit der Suspension der alten Verfassung kein Landraths-Collegium bestanden hatte und die Wiedereinrichtung desselben den Anfang zur Wiederherstellung des Provinzialstaats machte. Bei der Wahl kam es zu einem kleinen Conflict, weil der Versuch gemacht wurde, die beiden Rigaer Deputirten auszuschließen; mit Hülfe des anwesenden Regierungsraths*) von Vietinghof, konnten diese ihr altes Recht wenigstens vorläufig zur Geltung bringen. Ein ähnlicher Streit hatte zum letzten Mal im Jahre 1662 stattgefunden, als die Stadt Riga sich gefallen ließ, daß im Receß verschrieben wurde, ihr Vertreter sei bloß „nomine bonorum terrestrium civitatis Rigensis" erschienen, und dadurch gleichsam auf die Anerkennung ihres alten landständischen Rechtes verzichtete.

---

*) Die Stellung der Regierungsräthe in dieser Zeit ist eine ganz eigenthümliche, da es vor dem Jahre 1783 in Livland keine Gouvernements-Regierung gab. Die Regierungsräthe scheinen Rathgeber des General-Gouvernements gewesen zu sein, gehörten regelmäßig der Ritterschaft an und waren sehr häufig zugleich Landräthe. Im Jahre 1711 scheint der Adel sogar angenommen zu haben, daß es keiner besondern Regierungsräthe bedürfe, da der General-Gouverneur sich bei den Landräthen Rath holen könne.

Das Hauptereigniß dieses Landtags war die Rede, welche der kaiserliche Plenipotentiaire am 14. December hielt, um die Wiederherstellung der alten Verfassung und die Befreiung von dreißigjährigen Leiden durch Gottes und Sr. Großzaarischen Majestät Gnade zu feiern; an diese Rede schlossen sich verschiedene Propositionen, welche die Bewilligung von „Vivres" und Holz für die garnisonirenden Truppen und die rechtzeitige Vorbringung von Privilegien und Besitztiteln zum Gegenstand hatten. Sodann wurden die vereinbarten Accordpunkte verlesen und diejenigen Landtagsglieder zur Eidesleistung aufgefordert, welche das „Homagium noch nicht prästirt hatten". Nachdem statt der 300 Ochsen, welche Scheremetjew zum Weihnachtsfest für seine Garnison verlangt hatte, wegen der allgemeinen Verarmung nur 100 Kühe bewilligt und eine Steuer im Betrage von 1 Thaler Alberts per Haken (die Arrendatoren zahlten 1 Gulden Alb. per Haken, die Pfandhalter je 6 Thaler von jedem Tausend des gezahlten Kaufschillings) ausgeschrieben worden war, schritt man auf Antrag des Plenipotentiaires zur Wahl der Richter und Landesämter, welche Se. Großzaarische Majestät wieder besetzt wissen wollte. So groß war die Verwirrung im Lande, daß Niemand wußte, ob der bisherige Consistorial-Präsident Plater noch am Leben sei, und daß bis zu festgestelltem Thatbestande ein Verweser dieses wichtigen Amtes gewählt wurde; auch bezüglich der Bestimmungen über die Wahlämter war die Tradition verloren gegangen: Löwenwolde hatte beantragt die Richterposten durch Wahlen seitens der Landräthe, des Landmarschalls und „Einiger von dem Corps" vornehmen zu lassen, obgleich gewisse Wahlen von der gesammten Versammlung, andere von den Kreisen zu vollziehen waren; ebenso wenig wußte man genauen Bescheid darüber, wem die Wahl des General-Superintendenten zukomme. So groß war noch das Gefühl allgemeiner Unsicherheit, daß die Landtagsglieder, welche zum Weihnachtsfeste nach Hause reisen wollten, Stunden lang an den Thoren aufgehalten wurden und ihre Degen abgeben sollten; allgemein waren die Klagen über die Gewaltthaten der Kosaken, „welche gänzlich aus dem Lande geschafft werden sollten".

Wir übergehen die Einzelheiten der Verhandlungen, welche den nach Neujahr 1711 wieder eröffneten Landtag bis zum 31. Januar beschäftigten; die Gegenstände um welche es sich handelte, waren immer neue Requisitionen für die Armee, Bedenken und Verhandlungen über die einzelnen Privilegienpunkte (der Hauptsache und den gewonnenen Resultaten nach sind dieselben aus der Schrift: „die livländischen Landesprivilegien und

deren Confirmationen" bekannt), endlich „allerhand" Desiderien und Beschwerden gegen die Stadt Riga, wesentlich darauf abzielend, das auf P. 17 der Privilegien begründete ausschließliche Recht des Adels auf den Besitz von Landgütern zur Geltung zu bringen und möglichst auch die bürgerlichen Pfandhalter aus der Welt zu schaffen. Löwenwolde gegenüber wurde u. A. geltend gemacht, daß viele Nobiles von der Stadt-Kasse ansehnliche Summen zu fordern hätten und es, da Rath und Gilden für dieselben hafteten, am Einfachsten sei, „daß solcher Cavent die adeligen Schulden von der Stadt-Kasse abnimmt, hingegen dem Edelmann sein Pfandgut wiedergiebt", — ein summarisches Verfahren, auf welches der Plenipotentiaire, unter Berufung auf die der Stadt garantirten Capitulationspunkte, nicht eingehen zu können erklärte. Wir übergehen das Detail dieser widrigen Händel, an denen man trotz der eben erfahrenen schweren Drangsale mit eherner Consequenz festhielt, und erwähnen nur noch, daß ritterschaftlicher Seits das adlige Privilegium, über „Bauern und Domestiquen" Criminal- und Civil-Jurisdiction zu exerciren, nur sehr mühsam conservirt wurde, da Löwenwolde, der der Ritterschaft im Uebrigen sehr geneigt war, auf das Entschiedenste erklärte, seiner Meinung nach müsse die Criminaljustiz (weil aus Jähzorn und andern Affecten eine Herrschaft leicht zu weit gehen könne) den Gerichten überwiesen werden und er werde dem Anspruch des Adels in diesem Punkt seine „Recommandation" nicht zu Theil werden lassen. Das gleiche Schicksal scheint die „Vorstellung" gehabt zu haben: daß die kleinen Städte am besten prosperiren würden, wenn einer von den Herren Landräthen die Direction darüber hätte. Den Enkel, der diesen Verhandlungen heute nachgeht, will es oft bedünken, die Politiker von 1710 hätten absichtlich alle diejenigen bösen Vermächtnisse schwedischer Zeit in die neue Aera mit hinüber nehmen wollen, welche dieselbe für das kommende Jahrhundert — und leider über dieses hinaus — vergiften sollten! Das Verhältniß zum Bürgerthum und die Lage des Bauernstandes — aus diesen beiden Quellen stammt alles Uebel, welches den Adel während der nächsten Jahrhunderte heimsuchen sollte, und doch wurde in keinem Punkte so nachdrücklich und consequent auf die Erhaltung des Herkommens hingearbeitet, wie in jenem! Die drei und zwanzig Desideria humilissima, welche nach Schluß des Landtags dem Kaiser übergeben werden sollten, enthielten in wunderlichem Gemisch und in einem Athem das Verlangen nach Bürgschaften für ein eignes Obertribunal, deutsche Verwaltung, Herstellung der Universität und

Prätensionen auf ausschließliches Güterbesitzrecht, Freiheit der adligen Häuser in den Städten von Abgaben und Zöllen! Charakteristisch genug wird der Reigen dieser Desiderien mit der Berufung auf das neu errungene ausschließliche Güterbesitzprivilegium „als der edelsten und fundamentalsten Landesfreiheiten eine" und dem Anspruch eröffnet, daß den Edelleuten entweder ihre städtischen Ausstände „prompt gezahlt" oder dieselben in die verpfändeten Güter „à 10 de centum" eingewiesen würden.

Ueber den nächsten im Juli 1712 abgehaltenen Landtag können wir nur auf Grund der spärlichen Mittheilungen Bericht erstatten, welche Gadebuschs Jahrbücher enthalten; den bezüglichen Receß einzusehen hat der Referent (der diese Gelegenheit wahrnimmt dankbar die Liberalität anzuerkennen, mit welcher ihm im ersten Halbjahr 1867 die Benutzung der alten Landtagsrecesse verstattet worden) zufällig keine Möglichkeit gehabt. Von Wichtigkeit ist dieser Landtag (der zum Theil dem Abschluß der Arbeiten für Wiederherstellung der alten Verfassung gewidmet war) dem Lande, wie der Ritterschaft dadurch geworden, daß er zur Einrichtung der ersten regelmäßigen Post in Livland und Leitung derselben durch die Ritterschaft führte — einem Institut, daß wie es scheint, von Hause aus bedeutende Opfer der adligen Gutsbesitzer in Anspruch nahm. „In diesem Jahre," heißt es bei Gadebusch, „ließ der Zaar durch seinen Minister Löwenwolde vortragen, daß die Ritterschaft Postirungen einrichten und unterhalten, dagegen die Postgelder, welche man Progongelder nennt, einnehmen möchte! Sie ließ also an bequemen Stellen die nöthigen Gebäude aufführen, kaufte Pferde und Fahrgeräth, nahm Postirungsverwalter und Postknechte in Lohn und vertheilte die übrigen Erfordernisse auf das ganze Land. Also müssen jetzt außer der beständigen Unterhaltung der Postirungsgebäude jährlich geliefert werden 23 Mark an Geld, 3 Loof Haber, 27 Liespfund Heu und 2 Kannen Heu." Die Last dieser Abgaben, von der unser würdiger Chronist schon im Jahre 1783 behauptete, sie überwiege die Progoneinnahme um 8000 Rbl., hat sich seitdem wie eine Lawine gehäuft und ist vielleicht das größe materielle Opfer, das die Ritterschaft der Selbstverwaltung des Landes und dem öffentlichen Besten gebracht hat. Wie wie in der Folge sehen werden, wurde diese Last schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so bedeutend, daß die Ritterschaft sich nur mit schwerem Herzen zu ihrer Beibehaltung entschloß und daß jede neu zu eröffnende Poststraße nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten bewilligt werden konnte. Hoffentlich wird die Eisenbahnentwickelung unseres

Landes rasch genug fortschreiten, um das Institut der ritterschaftlichen Stationen rechtzeitig abzulösen. Daß ihre Errichtung in einer Zeit allgemeiner Noth und Verarmung bewerkstelligt worden, verdient auch heute noch Anerkennung.

Zwei Jahre vergingen, ehe der nächste Landtag (Juni 1713) zu Stande kam, zwei Jahre einer Noth und Bedrängniß, von welcher das verwöhnte Geschlecht unserer Tage sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Zu den ungeheuren Opfern, welche der noch immer nicht beendete schwedische Krieg dem Lande auferlegte, kamen andere Unglücksfälle, die nicht minder schwer zu tragen waren. 1713 wüthete ein Sturm im Rigaer Hafen, der mehrere der wenigen Schiffe, die angekommen waren, zerstörte; im folgenden Jahr fiel der größte Theil der Ernte einer Dürre zum Opfer, die von einer furchtbaren Viehseuche begleitet war; im Herbst desselben Jahres wüthete ein Sturm, der die Rigaer Schiffsbrücke in Trümmer schlug. Wie diese Calamitäten nach den Leiden eines zerstörerischen Krieges überhaupt ertragen worden, ist kaum zu verstehen; wissen wir doch, daß gleichzeitig immerwährende Truppendurchmärsche stattfanden und daß Peter zum Behuf des Ausbaus des Revaler Hafens eine Schieß- und Balkenstellung angeordnet hatte, deren Unkosten auf nahezu 1200 Thaler angeschlagen wurden. Dabei war die Wiederherstellung des alten verfassungsmäßigen Zustandes, geordneter Zustände überhaupt, nur sehr unvollständig ins Werk gerichtet; der Dorpat-Pernausche Kreis war noch immer nicht mit den südlivländischen Kreisen vereinigt, diese hatten die Hauptmasse der öffentlichen Lasten zu tragen, Dorpat selbst lag in Trümmern, das umliegende flache Land war mit Soldaten aller Waffengattungen, namentlich den gefürchteten Kosaken überschwemmt und der Dörptsche Adel mußte Sonderlandtage unter einem eignen Landmarschall zu Sadjärw und auf anderen Gütern abhalten*). Löwenwoldes Abwesenheit aus Riga erschwerte überdies den Verkehr der Landesautoritäten mit dem neuen, der Verhältnisse des Landes unkundigen General-Gouverneur Fürsten Menschikow. Als die Ritterschaft sich im Juni 1714 um den neuen Landmarschall v. Plater zu einem „allgemeinen Convent“ in Riga versammelte, war die allgemeine Verwirrung und Aengstlichkeit so groß, daß man, um nur Differenzen zu vermeiden, den bürgerlichen Landsassen gestattete an der

*) Merkwürdiger Weise wurden trotz dieser Trennung nach Angabe des Recesses vom Jahre 1710 Landräthe des Dörptschen Kreises in Riga gewählt.

Aufwartung bei dem Vertreter des Kaisers Theil zu nehmen, ein Opfer das der Ritterschaft von 1714 wahrscheinlich schwerer gefallen ist als jedes andere, das ihr auferlegt wurde. Aus demselben Grunde erschien der Landmarschall gegen uralten Brauch ohne seinen silbernen Stab im Schloß. Die Rede, mit welcher Herr v. Plater Se. fürstliche Excellenz „haranguirte", mußte durch den Adjutanten Obrist Holland verdolmetscht werden, desgleichen Sr. fürstlichen Excellenz „Gegencompliment", in welchem es u. A. hieß: Hochdieselben wollten nicht nur des Landes und Ritterschaft, sondern zugleich jedes Einzelnen „en particulier" Freund sein. Die Verhandlungen werfen trotz der Magerkeit des betreffenden Recesses ein grelles Schlaglicht auf den Jammer der Situation. Die einzelnen Desiderien, welche der Landtag von 1712 „an Hof" verlautbart hatte, waren ebenso wenig erledigt, wie die Verhandlungen wegen der einzelnen noch im Detail zu confirmirenden und festzusetzenden Privilegien und Besitztitel. Die Landräthe v. Patkul und Buddenbrock, welche sammt dem Secretair v. Wilcken in das kaiserliche Hoflager delegirt worden waren, hatten wohl den Festlichkeiten zu Ehren des kaiserlichen „Beilagers" mit der zweiten Gemahlin Peters beigewohnt und eine Summe von 300 Thaler monatlich dafür verausgabt, aber ihren Zweck nur sehr unvollständig erreicht. Nicht besser war es 1713 dem neuen Ritterschafts-Secretair Mathesius gegangen, der mit Löwenwolde an den Hof gegangen war; er hatte gemeldet, Löwenwolde werde wahrscheinlich nicht mehr nach Livland, zu dessen Gouverneur der frühere Wiener Ambassadeur Galyzin bestellt worden, zurückkommen; die ritterschaftliche Supplik sei dem Begleiter Menschikows, Albedyll, übergeben worden, dieser aber habe dringend widerrathen wegen Nachlaß der Schieß- und Balkenstellung nach Reval überhaupt zu suppliciren. Und doch war es der Ritterschaft auf diesen „Nachlaß" hauptsächlich angekommen, da die Schieße nur mit äußerster Anstrengung aller Kräfte aufgebracht werden konnte und die Ritterschaftskasse vollständig erschöpfte; betrug die jährliche Einnahme derselben doch nur einige hundert Carolin. Gegenüber den von allen Seiten verlautbarten Bitten um Hülfe in diesen verzweifelten Zeiten sah man sich völlig rathlos; die Landräthe mußten auf ihr Salair von 15 Thalern jährlich verzichten, obgleich sie desselben dringend bedürftig zu sein behaupteten, dem Hülferuf des schwer bedrängten Pastors zu St. Jacob konnte nur durch das Versprechen willfahrt werden, die Ausstände der Kirche nach Kräften einkassiren zu wollen. Die trüben Schatten dieses Gemäldes erscheinen noch düsterer, wenn man erfährt, daß

die Hauptsorge dieses Landtags nichts desto weniger darauf gerichtet war, daß künftig nur „Mitbrüder" zum Landtage zugelassen und die Ansprüche der Indigenen auf den Besitz aller publiken Arrenden um jeden Preis durchgesetzt werden sollten. Da der allgemeinen Armuth wegen selbst die Abhaltung von Landtagen kaum mehr zu ermöglichen war, wurde beschlossen, künftig wieder Kreisdeputirte zu wählen und Convente abzuhalten; „dieses Mal sei die Ritterschaft wegen des armen Vaterlandes Noth gern gekommen."

Die dunklen Wolken, welche über dem „armen Vaterlande" hingen, sollten sich nicht sobald wieder lichten. Der unselige Krieg dauerte noch immer fort und nahm alle Kräfte und alle Gedanken des Kaisers und seiner Regierung in Anspruch. Handel und Wandel stockten, der Credit lag darnieder, selbst in Riga fehlte es an den wichtigsten Bedürfnissen, im Sommer 1715 mußte zu unerhört hohen Preisen in Memel und Libau Salz aufgekauft werden, weil keines in den Hafen gekommen war. Im folgenden Jahre wiederholten sich die Unfälle von 1713; dieses Mal war es die Kälte, welche die Ernteboffnungen zerstörte und der Sturm, der neun Schiffe schwer beschädigte, wüthete in Reval. Die Verordnungen, welche der Gouverneur um diese Zeit wegen der überhand nehmenden Zahl der Läuflinge erließ (so nannte man bekanntlich ihren Herren entlaufenen Erbleute) läßt errathen, wie trostlos der Zustand auf dem flachen Lande gewesen. Es dürfte für diesen Zeitabschnitt schwer zu entscheiden sein, in welcher Hinsicht es unter dem Landvolk trauriger ausgesehen, ob in materieller oder sittlicher. Wie die Häuser, Ställe und Scheunen, so lagen auch die Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen in Trümmern. Auf dem Landtage von 1714 war wiederholt davon die Rede gewesen, die zahllosen verarmten Pfarren „durch fromme und geschickte Subjecte zu besetzen", die Kirchenvorsteher-Aemter wieder aufzurichten, die Kirchen- und Schulgebäude zu restauriren, aber selbst die eifrigsten Freunde und Förderer der kirchlichen Interessen hatten anerkennen müssen, daß eine eingreifende Abhülfe unmöglich sei, solange der Krieg fortdauere und endlose Pressungen Herren und Bauern ihrer Habe beraubten. Als der „allgemeine Convent" von 1721 zusammentrat, war die Lage des Landes entschieden noch trauriger und bedrängter, als sie vor sieben Jahren gewesen. Nachdem man sich in des Statthalters Strohkirch Hause versammelt, dem General-Gouverneur Repnin die „Reverence" gemacht und denselben „nicht nur als großen

General, sondern zugleich als Justice liebenden Regenten" begrüßt hatte, mußten die Verhandlungen mit Bewilligung neuer Opfer eröffnet werden. Die Postcavaliere verlangten einen Zuschuß für die Stationen und die Fundirung einer besondern „Defrayirungskasse" zur Aufnahme und Unterhaltung der zahlreichen vornehmen Herrschaften, welche durchreisten und den Anspruch erhoben, ihrer Würde gemäß „tractirt" zu werden. An einem anderen Orte (Leben Londons) ist bereits erwähnt worden, daß auf diesem selben Landtage der Vorschlag gemacht wurde, die Ordnungsgerichte, die ohnehin keine Kanzelleien mehr hätten, der Ersparniß wegen ganz aufzuheben, ihre judiciären Functionen den Landgerichten zu übertragen und mit den Polizei- und Inspectionssachen den Kreiscommissär (einem Beamten der Domainenverwaltung) zu beauftragen. Man hatte sich mit seinen Ansprüchen auf eine geordnete, von Landeskindern geleitete Verwaltung durch den erbarmungslosen Drang der Zeit so herabstimmen lassen, daß selbst im Schoße der Ritterschaft, die sonst eifrig über ihren Prärogativen wachte, die Meinung auftauchen konnte, wenn nur irgend ein Beamter zur Wahrnehmung des Nöthigsten da sei, so könne und müsse man sich daran genügen lassen, ohne viel zu fragen, wer ihn ernannt und ob er seinem Geschäftskreise gewachsen sei. Das neu errichtete Landraths-Collegium trat diesem Pessimismus indessen mannhaft entgegen und erklärte nicht darin willigen zu können, daß der Landtag sich selbst des Rechtes begebe, die wichtigsten Verwaltungsbeamten des Landes zu wählen, und dadurch eine Verfassungsveränderung herbeiführe, und jener Antrag wurde verworfen. Zum Schluß der Versammlung (die sich außerdem nur noch mit Wahlen beschäftigte und nochmals in Erinnerung brachte, daß jährlich zwei Versammlungen des Landraths-Collegiums abzuhalten seien) erhob sich der stellvertretende Landmarschall v. Richter zu einer ergreifenden, im Namen der neugewählten Landräthe gehaltenen Rede, deren markige Ruhe in wohlthätigster Weise von der Depression abstieht, die im Uebrigen über dieser Versammlung gelegen hatte. In diesen betrübten Zeitläuften — so hieß es u. A. — wäre wohl Jeder am liebsten still zu Hause geblieben, um über dem Wenigen zu wachen, was man ihm übrig gelassen; dergleichen private Absichten müßten aber willig vor dem Publico weichen und zurückstehen, damit des Vaterlandes früherer florissanter Zustand hergestellt und das Leid getröstet werde, an welchem Alle trügen. — Dieser Landtag war übrigens der erste, auf welchem die feierliche Landtagsverkündigung, das sogenannte „Ausblasen mit Pauken und Trompeten" unterblieben war;

der General-Gouverneur Fürst Repnin hatte ausdrücklich gewünscht, daß von dieser Feierlichkeit abgesehen werde.

Mit dem Jahre 1721 hörte der nordische Krieg endlich auf, der Nystädter Frieden beendete die Zwistigkeiten, um deren willen Schweden und Rußland sich ein halbes Menschenalter hindurch erbarmungslos zerfleischt hatten; Rußlands Herrschaft über Liv- und Estland wurde durch einen feierlichen Vertrag anerkannt, der zugleich die Religionsfreiheit, das angestammte Recht und die Verfassung dieser Provinzen völkerrechtlich sicher stellen sollte. Russischerseits waren die Verhandlungen durch den General-Feldzeugmeister Grafen Bruce und durch Johann Friedrich Ostermann geführt worden, der damals noch den bescheidenen Titel eines Geheimen Kanzelleiraths trug; Schwedens Bevollmächtigte waren der Reichsrath Graf Liljenstedt und der Landeshauptmann Otto Reinhold Baron Strömfeldt gewesen. Peter, der damals den Titel Kaiser aller Reußen annahm und gleichzeitig die Würde eines „Admirals von der rothen Flagge" erwarb, feierte dieses frohe Ereigniß durch eine allgemeine Amnestie. In die neuen Provinzen wurden besondere Friedensboten und Herolde gesandt, um die frohe Kunde von der Beendigung der Feindseligkeiten zu bringen. Der Flott-Capitain Goslar, dem dieses Commissum für Riga ertheilt worden war, wurde wie ein Friedensengel begrüßt; in allen Kirchen wurde Dankgottesdienst abgehalten, und während festliche Kanonenschüsse von den Wällen der Stadt donnerten, wurde auf dem Rathhaus und in der Wohnung des Gouverneur prächtig bankettirt. Dem Kaiser stattete Stadt und Land durch besondere Deputationen ihre Glückwünsche und ihren Dank für die gnädige Botschaft ab. Für Riga war das Jahr 1721 übrigens bis zu dem im Herbst verkündeten Friedensschluß ein sehr trauriges gewesen: nach wie vor war es mit Schifffahrt und Handel rückwärts gegangen, die vom Kaiser angeordnete Reparatur der Festung und ihrer Außenwerke hatte beträchtliche Summen gekostet, im Mai, während Peters Anwesenheit in der livländischen Hauptstadt, hatte ein Blitzstrahl den Thurm der Petrikirche eingeäschert, im October eine Explosion des Pulverthurms dieses alte Bauwerk und eine größere Anzahl benachbarter Häuser zerstört.

Den Friedensschluß, der ihm den mühsam erkämpften Besitz der Ostseeküste und damit eine entscheidende Machtstellung im europäischen Norden zusicherte, sollte der große Reorganisator Rußlands nur um wenige Jahre überleben. Wie fest sein Wille und wie groß seine Fähigkeit war,

die unserem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, bewies der kurze Zeitraum, welcher zwischen dem October 1721 und dem 28. Januar 1725, dem Todestage Peters, liegt. Die Arbeiten der Restitutions-Commission, welche erst 1722 ernstlich aufgenommen wurden, waren binnen Kurzem beendet, im lettischen Theile Livlands hatte Weinhold v. Fölkersahm, im estnischen der Kammerassessor v. Salza als Obercommissar fungirt; die Durchsicht, allendliche Bestätigung und öffentliche Verkündigung der Privilegien ließ gleichfalls nicht mehr auf sich warten; ebenso wurde die Wiedervereinigung des Rigaer Kreises (so bezeichnete man damals das gesammte Südlivland) mit dem Dörptschen eingeleitet, der bis dazu einen eignen Landmarschall und eigene Landräthe besessen und besondere Landtage abgehalten hatte. Aus Gadebuschs Jahrbüchern wissen wir, daß die Dorpater Landräthe förmlich residirt hatten, daß z. B. im Januar 1721 Herr Hans v. Rosen die Residirung in Dorpat übernommen; aus dem Landtagsreceß von 1727 erfahren wir, daß der letzte Dörptsche Landmarschall ein Baron Ungern-Sternberg gewesen. Auch mit dem Wiederaufbau der Stadt Dorpat ging es jetzt rüstig weiter, nach und nach fanden sich in größerer Anzahl neue Bürger ein, der Rath gewann seine frühere Vollzähligkeit wieder, die Stadteinnahmen, die fast vollständig versiegt waren, kamen seit der Restitution der Patrimonialgüter in einen gewissen Flor. Aehnlich ging es in Riga zu, wo Peter im Jahre 1722 die Ueberbleibsel der schwedisch-lutherischen Intoleranz dadurch brach, daß er den Reformirten, die sich bis dazu zur Mitauer Gemeinde gehalten hatten, die Organisation einer eignen Gemeinde, die Anstellung eines Predigers und die Abhaltung öffentlichen Gottesdienstes gestattete. Unglücklicher ging es der livländischen Metropole in Sachen der Güterreduction, an welcher sie, die reichste Gutsbesitzerin des Landes, stark betheiligt war: das Gut Neuermühlen, welches einen wichtigen Theil ihrer Besitzungen ausmachte und wegen seiner Nähe von dem städtischen Weichbilde besonders einträglich sein mochte, wurde ihr nicht restituirt, sondern dem Grafen Golowkin geschenkt; alle Anstrengungen, welche auch gemacht wurden, um das alte städtische Eigenthum auf dem Rechtswege wieder zu erlangen, blieben vergeblich. Mochte diese Periode des Aufschwungs auch noch durch andere peinliche Erfahrungen gekreuzt werden, wie sie durch die Neuheit der im Jahre 1710 geschaffenen Verhältnisse bedingt waren — immerhin schien sie dem Lande eine bessere Zukunft zu verbürgen und einen beträchtlichen Fortschritt gegen das Kriegselend des vorigen Decenniums zu bilden.

Zu unserm und des gesammten Reiches Unglück war sie aber nur von kurzer Dauer. Was Peter seinem Staat gewesen, wurde seinem vollen Umfang nach erst fühlbar, als er im Sarge lag und ein Frauen- und Günstlingsregiment begann, das mit wenigen Unterbrechungen fast ein halbes Jahrhundert dauerte. „Mit dem Ausscheiden Peters," sagt der russische Historiker Schtschebalski, „verlor jedes Ressort der Regierung seinen besten Beamten, er war im eigentlichsten Sinne des Worts die Seele der Regierung, die halbe Kraft des Staates gewesen." Ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit bemächtigte sich aller Kreise des russischen Staatslebens, Jahre lang wußte Niemand, mit welchen Factoren er zu rechnen habe, wo zur Zeit der eigentlich entscheidende Einfluß geübt werde, was als Recht und Gesetz gelte. Mit Ausnahme des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, das Ostermanns starke und kluge Hand unbekümmert um die inneren Wirren nach einem klar durchdachten Plane lenkte, traten in allen Gebieten staatlichen Lebens peinliche Schwankungen ein, welche Beamte und Bürger um alle Sicherheit des Handelns und Wirkens brachten.

Nirgend wurde dieser unglückliche Umschwung rascher und nachhaltiger empfunden als bei uns, wo man an festgegründete, mit den Eigenthümlichkeiten und Rechten des Landes verwachsene Ordnungen gewöhnt war und lang genug nicht begreifen konnte, wie ein Personenwechsel die Continuität von verbrieften Rechten in Frage stellen könne. Die livländischen Angelegenheiten waren in der neu gegründeten Haupt- und Residenzstadt Petersburg seit dem Jahre 1721 durch einen eigens dazu bestellten Geschäftsträger v. Strömfeldt besorgt worden; diesem hatten die Deputirten Landrath Patkull, Obrist de la Barre und Budberg, welche zur Erwirkung der Bestätigung des Landrechts nach dem letzten Landtage „an Hof" gegangen waren, dieses Geschäft, sowie die Abwendung erhöhter Postdienst- und Einquartirungslasten übertragen, da sie selbst nicht zu Strich kommen konnten. Auf Strömfeldts Veranlassung waren 1724 der Landmarschall Budberg, der Dörptsche Landmarschall Ungern-Sternberg und der Landrath Tiesenhausen nach Moskau gegangen, um der Krönung Katharinas beizuwohnen und zugleich dem General-Gouverneur Repnin ihren Dank dafür abzustatten, daß er die beabsichtigte Einsetzung besonderer „Prikatschiken" für die publiken Güter abgewandt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es derselbe Strömfeldt gewesen, durch welchen man 1725 den Wink erhielt, sofort nach dem Tode des Kaisers Deputirte nach Petersburg zu senden, um die Condolenz abzustatten und das Terrain zu recognosciren.

Generalmajor v. Campenhausen und Capitain Fölkersahm gingen nach Petersburg ab, in Dorpat stieß der Dörptsche Landmarschall Ungern-Sternberg zu ihnen. Die Herren scheinen erst allmählich erkannt zu haben, wie wichtig und entscheidend für das Wohl und Wehe des Reichs und der Provinz, welche sie zu vertreten hatten, die plötzlich eingetretene Krisis war, welche den Fürsten Menschikow zum fast unumschränkten Rathgeber der Kaiserin machte. Noch während der Trauerceremonien hatte man sich auf einen ziemlich harmlosen „Rangstreit" mit den Vertretern Estlands eingelassen, vor denen die Livländer den Vortritt prätendirten, auch die Hoffnung gehegt, ein Gesuch wegen Abschaffung des burggräflichen Gerichts zu Riga, Anweisung besonderer Güter für die Landräthe, Anerkennung der praescriptio biennalis u. s. w. durchzusetzen: plötzlich aber — so ersieht man aus den bezüglichen Berichten an das Landraths-Collegium — wurden die Herren Deputirten gewahr, daß es nothwendig sei, „wichtigerer Dinge wegen" den interessanten Rangstreit mit Estland „zu verschieben" und mit den Vertretern dieser Provinz „en corps zu gehen". Auch auf die Durchsetzung der Supplik scheint verzichtet worden zu sein, von derselben verlautbart nichts weiter, und froh die Bestätigung der Privilegien bei Katharina II. erwirkt zu haben, kehrte die Deputation nach Livland zurück. — Dorpat war bei den Trauerceremonien durch den Rathsherrn Meyer und den Stadtsecretair Sonnenbach vertreten gewesen, Riga kam, wir wissen nicht warum, zu spät. Nicht ohne eine gewisse Schadenfreude hatte die Dorpater Deputation am 13. März dem Rath berichtet, „es sei bei Hofe sehr übel aufgenommen worden, daß die Deputirten aus den Städten und Provincien (sic), in Sonderheit aber die Herren aus Riga sich nicht zeitig eingefunden ..... Die Herren aus Riga sind dieselbe Stunde arriviret, da das hohe Leichenbegängniß vor sich ging, die Pernauschen aber gar nicht."

Wohl zeigte die neue Monarchin sich der livländischen Ritterschaft außerordentlich gnädig: im December 1725 berichteten Campenhausen und Strömfeldt, die in Petersburg zurückgeblieben waren, über ein kaiserliches Privilegium, welches dem Adel das Recht zur Wahl der Consistoriumsglieder, seine Corporationsgüter, die freie Disposition und den Erbgang bei privaten Gütern, einen Vorzug bei den publiken Arrenden zusicherte; im Januar 1726 schenkte Katharina der Ritterschaft ein Haus („neben dem Kloster") und die Trikatenschen Güter zur Erhaltung der Landräthe und des Landmarschalls; — seit man aber wußte, daß Menschikow der

Mann des kaiserlichen Vertrauens sei und vollends seit der Stiftung des „geheimen hohen Conseils“ (8. Febr. 1726) befand man sich fortwährend unter dem Druck düsterer Ahnungen für die Zukunft. Der außerordentliche Landtag im März 1725 wurde, wie es scheint absichtlich, so schnell wie möglich geschlossen und war fast ausschließlich der Huldigung der neuen Kaiserin gewidmet gewesen. Als man 1726 um die Erlaubniß zur Abhaltung eines ordinairen Landtags einkam, wurde die „Concession“ zu einem solchen höheren Orts nicht „abgelassen“. Menschikow, an den die Ritterschaftsvertretung sich wandte, erklärte, die Gründe einer solchen Versammlung kennen und die Zustimmung des geheimen Conseils einholen zu müssen, ehe er resolvirte. Er, der sich damals um den kurländischen Herzogshut bewarb, wurde als der unbestrittene Herrscher der Situation angesehen und als er 1726 nach Mitau reiste, um seine Bewerbung in Person durchzusetzen, mußten ihm seitens der livländischen Stände Ehren erwiesen werden, wie sie bis dazu kaum ein Landesherr in Anspruch genommen hatte. Auf jeder livländischen Poststation wurde der hochgebietende Herr von einem Landrath empfangen und bewirthet; als er Dorpat berührte, waren ihm, nach Gadebuschs Bericht, der Rath und die gesammte Bürgerschaft „auf den Berg vor der Stadt“ entgegengegangen.

In dem Rechnungs-Abschluß der livländischen Ritterschaft von 1726 figurirte die für jene Zeit ungeheure Summe von 1100 Ducaten unter den Ausgaben; Wrangells Realregister bezeichnet durch die kurze diesem Posten beigefügte Bemerkung „vide Menschikow“ die Verwendung dieses Betrages; aus einer andern Notiz wissen wir, daß derselbe durch Fölkersahm ausgezahlt worden. Und diese Ducaten, deren Aufbringung Mühe genug gekostet haben mag, waren doch so gut wie weggeworfen: Menschikows Bewerbungen um das kurländische Herzogthum bezeichneten den Wendepunkt seines Glücks — kaum vierzehn Monate nachdem er Livland wie ein Triumphator durchreist, wurde der allmächtige Vertrauensmann dreier russischer Regenten durch die Dolgorukische Partei gestürzt und nach Beresow in Sibirien verbannt, wo er 1729 im Elend verstarb.

Erst nach dieser Katastrophe und nachdem Peter II. an Stelle Katharinas den Kaiserthron bestiegen, konnte man in Livland wieder einen Landtag abhalten. Im September 1727 trat derselbe in dem Hause „neben dem Kloster“, das Katharina der Ritterschaft geschenkt hatte, zusammen. Der erste Gegenstand der Verhandlung war die feierliche Wiedervereinigung der viele Jahre lang getrennt gewesenen Kreise von

Riga und Dorpat. Der wiederholt erwähnte letzte Dorpater Landmarschall Baron Ungern-Sternberg widmete diesem Gegenstande eine eingehende Rede, in welcher er auseinandersetzte, wie schwer der Dörptsche Kreis unter dieser Isolirung gelitten, wie schlimm ihm durch die stets wechselnden Commissäre der kaiserlichen Truppen zugesetzt worden, wie die „größten Disordres" durch dieselben „disponiret" worden. Jetzt erst nachdem die kaiserliche Majestät die Hinzuziehung Dorpats zum Rigaer Kreise in Gnaden erlaubt hätten, sei der status pristinus als völlig wiederhergestellt anzusehen und werde die „Combination", welche dem vorangegangenen schweren Riß gefolgt sei, wohl von allen Seiten mit Freude und Dankbarkeit begrüßt werden.

Nachdem diese Harangue von Seiten des Rigaschen Kreises mit dem entsprechenden Gegencompliment beantwortet worden, wandte man sich den Propositionen zu, welche das Landraths-Collegium dem Plenum vorgelegt hatte und aus denen zu ersehen ist, daß trotz der noch immer allgemeinen Noth und Armuth, wenigstens daran gedacht werden konnte, etwas für die Hebung des Kirchen- und Schulwesens zu thun. Die erste Proposition betraf die dringend nothwendige Wiederaufnahme der Kirchenvisitationen und die Restauration der kirchlichen Gebäude. Die allgemeine Verwilderung und Auflösung der alten Verhältnisse hatte sich auch auf die Geistlichkeit erstreckt und eine verschärfte Controlle über dieselbe nothwendig gemacht. Vor Eröffnung des Landtags hatte damaligem Brauch gemäß eine Besprechung des Landraths-Collegiums mit dem General-Superintendenten stattgefunden, damit der letztere seine Wünsche und Beschwerden verlautbaren möchte. Der würdige Bruiningk hatte freimüthig eingestanden, daß es an Predigern nicht fehle, deren schlechte Führung er nicht entschuldigen könne — von Männern wie „Ahrens und Lotwann" müsse auch er mit Achselzucken reden. Es sei nothwendig, die Kirchenvorsteherämter wieder allgemein herzustellen und die Visitationen öfter und mit der gehörigen Strenge abzuhalten; in Sachen des allerdings tief gesunkenen Schulwesens müsse er, der General-Superintendent, daran erinnern, daß es in früherer Zeit üblich gewesen von jedem einlaufenden Schiff einen Thaler für den Armenfonds zu erheben und aus diesem Betrag Schulbücher und Stipendien anzuschaffen. Die Ritterschaft nahm sich dieser Beschwerden nach Kräften an; es wurde beschlossen, die Strafgelder, welche bei den Gerichten eingingen, nicht diesen sondern den piae causae zuzuweisen; die Oberkirchenvorsteher-Aemter sollten nicht nur über die Abhaltung von Visitationen

wachen, sondern zugleich in all' den Fällen, wo Pfarren gegen das Gesetz unbesetzt blieben oder die Kirchenvorsteher die kirchlichen Gebäude verfallen ließen, die Unterstützung des General-Gouverneurs in Anspr..ch nehmen. Im Jahre 1725 hatte die Regierung zugestanden zur Erhaltung der Kirchen jährlich 1200 Thaler, zum Besten des Lyceums 900 Thaler aus der publiken Kasse zu zahlen; diese Beträge waren das Aequivalent für gewisse von der Krone in Besitz genommene Güter, auf welche die Landeskirche Anspruch gehabt hatte.*) Diese Summen sollten — so beschloß der Landtag — wirklich erhoben und die nöthigen Schritte zu ihrer bisher nicht erzielten Auszahlung mit allem Nachdruck gethan werden. Für die Wiedereröffnung des schmerzlich entmißten Lyceums, der einzigen höheren Lehranstalt, welche für die adlige Jugend bestand, wurden außerdem noch andere Schritte gethan. Auf Vorschlag des Landraths Generalmajor v. Campenhausen (eines Mannes der in den öffentiichen Angelegenheiten jener Zeit eine höchst ehrenvolle Rolle spielte und, wie wir in der Folge sehen werden, für das Schulwesen große Opfer brachte) wurde dessen Hauslehrer Pastor Loder, Diaconus an der Jacobikirche zu Riga, zum Rectorat des Lyceums berufen, d. h. dem General-Superintendenten empfohlen; dem Landraths-Collegium war derselbe „als ein berühmter Mann" schon früher in vortheilhafter Weise bekannt geworden. 1728 trat Loder wirklich ein und wenig später wurde Herr Ziervld von der „deutschen Schule" in Moskau als Subrector installirt. Es vergingen indessen noch Jahre, ehe die Sache gehörig in Gang kam und die Wohnung des Rectors auch nur nothdürftig reparirt wurde. Das Lyceum (so erfahren wir aus einer im Jahre 1741 der estländischen Ritterschaft auf deren Anfrage gemachten Mittheilung) war übrigens, gleich der Jacobikirche, eine Kronsanstalt; bei den Anstellungen der Lehrer concurrirte die Ritterschaft, weil sie bei Reparaturen u. s. w. „freiwillige Beisteuer leistete".

Wir kommen auf diese wichtige Anstalt und deren Geschicke noch zurück und wenden uns den übrigen Vorschlägen des Landraths-Collegiums zu. Die zweite Proposition betraf einen Antrag, welchen der Kanzler Ostermann dem Landraths-Collegium gestellt hatte und der die Herstellung einer „fahrenden Post" zwischen Riga und St. Petersburg bezweckte, ein

*) Das Schicksal der 900 Thaler für das Lyceum ist mir nicht bekannt. Die 1200 Thaler für die Kirchen werden noch gegenwärtig aus der Kronskasse gezahlt und zu Kirchenbauten verwandt. Gewohnheitsrechtlich wird angenommen, daß diese Summe in erster Reihe den Kirchen zu Gute kommen soll, denen publike Güter eingepfarrt sind.

Project das nach vielfachen Verhandlungen erst mehrere Jahre später zur Ausführung kam. Ueber die livländischen Posteinrichtungen jener Zeit erfahren wir bei dieser Gelegenheit verschiedene Einzelheiten, die nicht ohne Interesse sind. Auf jeder Station befanden sich mehrere „Dragoner", welche der Staat anstellte, um die Felleisen mit den Briefen von einer Station zur andern zu schaffen; jeder Dragoner hatte mehrere „Bauergehülfen", welche ihn bei der Erfüllung dieser Verpflichtung unterstützten. Das kaiserliche Postcomptoir (damals unter Ostermanns oberster Aufsicht stehend) bezahlte für jedes zu diesem Behuf gebrauchte Pferd „sechs Kopeken für je 10 Werst". Die unregelmäßige Auszahlung dieser Postsummen und die von den Postdragonern verübten Willkürlichkeiten und Diebstähle bilden den Gegenstand immer wiederkehrender Klagen und scheinen bei dem Adel, dem die gesammte Einrichtung mehr Kosten und Opfer als Vortheile brachte, eine ziemlich gereizte Stimmung gegen das gesammte Postwesen genährt zu haben. Es kam vor, daß in einem Jahr 40 bis 50 Postdiebstähle durch die Dragoner verübt und hinterher Ansprüche auf Schadenersatz durch den Adel erhoben wurden. Dazu kam noch, daß die häufig wiederkehrende und oft Jahre andauernde Verlegung des kaiserlichen Hoflagers nach Moskau die Errichtung und Erhaltung einer neuen Postlinie über Pleskau nothwendig machte und wiederum beträchtliche Opfer in Anspruch nahm. So bilden die „Postsachen" immer wiederkehrende Gegenstände der Landtagsverhandlungen nicht eben erquicklicher Art.

Die übrigen Vorschläge des Landraths-Collegiums haben Publication der neu bestätigten Privilegien, Eincassirung von Ausständen u. s. w. zum Gegenstande und gewähren kein besonderes Interesse. Wichtiger sind die Verhandlungen über die Stellung dieses Collegs zum Plenum. Charakteristisch für diese Zeit allgemeiner Verarmung und Noth ist es, daß es sich bei diesen Streitigkeiten und Verhandlungen, nicht sowohl um die Competenz dieses Körpers handelt als um seine materielle Stellung, ein Streit, der viele Jahrzehnte dauerte, erst gegen Ende des Jahrhunderts zum Abschluß kam und in der Art und Weise der Donirung der Trikatenschen Güter seinen Grund hatte. Diese Güter waren, wie oben erwähnt, von Katharina I. der Ritterschaft zur Erhaltung des Landraths-Collegiums geschenkt worden; fraglich und vielbestritten war nun, ob alle Einkünfte derselben den Landräthen und ihrer Kanzellei zu Gute kommen sollten oder ob der Ritterschaft zustehe, aus den Trikatenschen Einkünften bestimmte Summen für das Collegium und die übrigen Ritterschaftsbeamten anzu-

weisen. Wir wollen gleich hier bemerken, daß der Streit über diesen Punkt am Ende des Jahrhunderts so erbittert wurde, daß eine gewisse Partei auf die Aufhebung des Landraths-Collegiums, ja zu Zeiten auf die Einführung der Statthalterschaftsverfassung hinarbeitete, um nur die Ritterschaftsgüter in die Hände zu bekommen. In den Landtagsverhandlungen von 1727 war man von einem so gespannten Verhältniß allerdings noch weit entfernt. Es wurde festgesetzt, daß jeder Landrath für seine Residirung 100 Thaler erhalten sollte, ebenso der Landmarschall; dem Ritterschaftssecretair wurden in Ansehung der vielen Reisen, die er zu machen hatte, 300 Thaler, dem Notar 50 Thaler ausgesetzt, 50 Thaler für jedes Oberkirchenvorsteher-Amt zur Salarirung eines Notars. Zu lebhaften Erörterungen kam es nur, als vorgeschlagen wurde jedem Landrath 150 Thaler jährlich auszusetzen und ein darüber erbittertes Landtagsglied zur Sprache brachte, „daß davon nicht die Rede sein könne, solange es Mitbrüder gebe, die in so traurigen Umständen steckten, daß ihre Kinder keine Educcation erhielten, sondern mit Bettelbriefen im Lande herumlaufen müßten." Wie bedrängt die Lage der Ritterkasse vor Bewilligung der Trikatenschen Güter gewesen, erfahren wir noch aus einem bei derselben Gelegenheit gefaßten Beschluß: dem Landrath v. Campenhausen konnten erst jetzt die 1000 Thaler erstattet werden, mit denen er Jahre lang für im Auftrage des Landes unternommene zahlreiche Reisen nach Petersburg und Moskau in Auslage gewesen war.

Wie auf allen vorhergegangenen und sehr zahlreichen späteren Landtagen wurden auch dieses Mal vielfache Beschwerden über die unerschwinglichen Lasten der Einquartirung und Schießstellung laut. Daß diese Klagen berechtigt gewesen, wird uns durch eine trockene aber lehrreiche Notiz bestätigt, welche Gadebusch unter dem Jahre 1729 aufgezeichnet hat. Dem Kaiser Peter II. war „zu seinem Mißfallen" berichtet worden, daß „verschiedene vom livländischen Adel" ihre Güter zu verkaufen und sich unter dem Vorwande nach Schweden zu begeben gedächten, daß „ihre uralten Freiheiten" geschädigt würden; der Kaiser ließ in dieser Veranlassung erklären, daß es ihm mit der Erhaltung der Bestimmungen des Nystädter Friedens durchaus Ernst sei und daß er wohl anerkenne, „daß einige adlige Höfe durch die öfteren Märsche der Truppen einigermaßen beschwert wären": doch würden Anstalten getroffen werden Abhülfe zu schaffen. Gadebuschs ausführliche Berichte über die steten Zwistigkeiten der Stadt Dorpat mit ihrer Einquartirung bestätigen zum Ueberfluß,

daß dieses Uebel ein chronisches war und auf den Ständen des Landes schwer lastete.

Aus derselben Quelle wissen wir, daß diese Einquartirungen nicht die einzigen Folgen der Kriegsnoth waren, welche fortbestanden, nachdem die Ursache längst aufgehört hatte: wie gewöhnlich nach unruhigen Zeiten, hatte auch bei uns die allgemeine Unsicherheit in den Jahren nach Abschluß des Nystädter Friedens einen höchst bedenklichen Grad erreicht. 1728 waren die Klagen über das Räuberwesen so allgemein, daß der General-Gouverneur nicht nur die Grenzwache an der Düna verstärken ließ, sondern zugleich Dragoner-Detachements „in alle vier Kreise" aussandte, um das Land „von losen Buben säubern zu lassen".

Daß Selbsthülfe und Gewaltthätigkeiten von der Kriegszeit her auch in den höheren Schichten der Gesellschaft noch vielfach in Uebung waren, beweist uns eine im Jahre 1722 zu Dorpat vorgefallene Criminalgeschichte, deren Spuren sich in verschiedenen schriftlichen Denkmälern jener Zeit vorfinden. Ein Herr v. Klüver, der als gewaltthätiger und rauflustiger Mann bekannt war und die Gewohnheit hatte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Hand an seinen Degen zu legen, wurde in der Krabbeschen Weinstube von einem Löwenwolde aus Nothwehr erstochen. Die Veranlassung zu diesem Handel war gewesen, daß Löwenwolde Klüvers Aufforderung mit dessen Freunde, dem Landgerichts-Notar Wikdorf (einem Manne von gutem westphälischen Adel, der aber nicht dem Corps angehörte) Brüderschaft zu trinken, ausgeschlagen hatte, worauf jener sofort „blank zog" und den ruhig beim Wein sitzenden Löwenwolde „heftig attaquirte". Dieses Rencontre endete damit, daß Klüver auf dem Platz blieb und Löwenwolde nach Riga floh; trotz der Steckbriefe und Soldaten, welche das Landgericht dem Flüchtigen nachsandte, scheint eine Bestrafung nicht eingetreten zu sein.

Mindestens ebenso schlimm als die Unsicherheit von Personen und Eigenthum, über welche während der Regierungszeit Peters II. in Livland vielfach geklagt wurde, waren das Schwanken der öffentlichen Rechtszustände und der stete Wechsel der in den maßgebenden Regierungskreisen herrschenden Einflüsse. Da der Kaiser fast beständig in Moskau residirte, zogen sich allmählich alle wichtigeren Reichsbehörden in die altrussische Hauptstadt, in welcher seit dem Sturz Menschikows die Dolgoruki's fast unumschränkt herrschten. Die Ritterschaft war genöthigt, in Moskau einen beständigen Geschäftsträger in der Person des Capitains Pauli zu halten, um wenigstens einige Kunde von den Vorgängen an höchster Stelle zu erhalten und in

„Landessachen“ vigiliren zu lassen; da die 50 Thaler monatlich, welche der Capitain neben „dem adligen Prädicat Wohlgeboren“ in Anspruch nahm, nur mit Mühe aufgebracht werden konnten, verband man sich mit Estland zu gemeinsamer Salarirung dieses Geschäftsmanns. Die Alleinherrschaft des geheimen Conseils, der die Person des Monarchen von den übrigen Autoritäten möglichst abzuschneiden suchte, öffnete Intriguen und Umtrieben aller Art Thor und Thür. 1728 hatte der Gouverneur Tschernyschew nachtheilige Gerüchte über die Livländer ausgestreut, 1729 meldete Pauli, der „böse Brömsen“ sei nach Moskau gekommen „um die Einziehung aller in weiblichen Händen befindlicher Mannlehen zu bewirken“ und werde dabei von dem Fiskal Herms unterstützt, der gegen Stadt und Land allerlei Klagen vorbringe, mit dem General-Auditeur Emme in Verbindung stehe und den Livländern Schuld gebe Pasquille gegen die Regierung zu schreiben; 1730 konnte zwar gemeldet werden, der Cabinetsminister Jaguschinski habe diesen Calumnianten abgewiesen, dafür aber war ein gewisser Beenke aufgetaucht, der gleichfalls auf bösen Wegen ging. Ein vom Jahre 1729 datirtes Dankschreiben des Landraths-Collegiums an den Grafen Ostermann und die Fürsten Dmitri Galizyn und Wassili Lukitsch Dolgoruki (den bekannten Führer der Conseils-Partei, welcher später die Kaiserin Anna zur Unterschrift der ihre Souverainität beschränkenden Artikel bewog) beweist, daß diese Herren sich der livländischen Sachen angenommen und die Verleumder zur Ruhe gebracht hatten.

Für Livland wie für das gesammte russische Reich trat mit dem Jahre 1730 eine wichtige Krisis ein, welche die Wirren in den vom Parteiwesen zerrissenen Regierungskreisen wenigstens vorläufig zum Abschluß brachte. Am 19. war Kaiser Peter II. zehn Tage vor seiner beabsichtigten Vermählung mit der Fürstin Dolgoruki nach kurzer Krankheit an den Blattern verstorben; das geheime Conseil hatte auf Vorschlag des Großkanzlers Golowkin die Herzogin-Wittwe von Kurland Anna Iwanowna auf den Kaiserthron berufen. Am 25. desselben Monats trafen drei Mitglieder des Conseils Wassili Lukitsch Dolgoruki, Michail Galizyn und Michail Leontjew in Riga ein, um sofort nach Mitau weiter zu reisen und Anna zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, welche das Conseil ihr gemacht hatte. Erst nachdem dies geschehen, reiste die neue Kaiserin über Riga (wo sie am neunundzwanzigsten Januar eintraf und feierlich empfangen wurde) nach Moskau, hier erschien jenes Manifest vom 4. Februar 1730, durch welches allem Volk bekannt gemacht wurde, „daß nach

einhelligem Schluß und sämmtlicher Einstimmung der russischen Nation aus dem kaiserlichen Geblüte die Großfrau Anna Iwanowna, des großen Herrn und Zaren Iwan Alexejewitsch Tochter und des hochseligen Kaisers Muhme, zum russisch-kaiserlichen Thron erkoren worden sei." Kaum vier Wochen später hatte das Conseil seine Rolle ausgespielt, die Kaiserin ihr berühmtes „Такъ ты меня обманулъ князь Василій Лукичъ" gesprochen und die Mitauer „Punkte" zerrissen. Der Einfluß der Dolgoruki und der von diesen geleiteten aristokratischen Partei war vernichtet, — Ernst Johann Biron stand an der Spitze der Geschäfte.

Einer vielfach verbreiteten, namentlich von russischen Schriftstellern oft wiederholten Anschauung gemäß, soll die Zeit der Kaiserin Anna und ihres mächtigen Günstlings der Höhepunkt deutsch-livländischen Einflusses in Petersburg gewesen sein. Allerdings wissen wir, daß eine große Zahl livländischer Familien, namentlich die Löwenwoldes und Mengdens zu des späteren Herzogs von Kurland intimstem Kreise gehörte, aber ein Blick in die Landtagsacten der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts genügt zu der Ueberzeugung, daß das Land von diesen Verbindungen nur sehr zweifelhaften Vortheil hatte. Wohl war es ein livländischer Landrath, der spätere Oberstallmeister, General-Adjutant und Graf Löwenwolde gewesen, der zu der Staatsveränderung vom 28. Februar wesentlich beigetragen hatte, wohl ließ das Land sich „am Füglichsten" durch diesen einflußreichen Mann bei der Krönung Anna's vertreten, von einem Fortgang der Geschäfte aber, auf welchem es der Ritterschaft am Meisten ankam (Codification des Landrechts, Entscheidung wegen des adligen Vorzugsrechts bei den publiken Arrenden, Regelung der Vorschriften über den Branntweinbrand) war nicht die Rede. Löwenwolde scheint die Vertretung Livlands von Hause aus als Last angesehen zu haben; schon zur Krönung ließ er andere Deputirte nachkommen (die reichlich „Apfelsines und Citrons") mitbringen mußten) und sie die Hauptlast der Geschäfte tragen. Immer wieder berichteten diese, daß die Landesaffairen wegen Lustbarkeiten bei Hof und Abneigung Löwenwoldes in Stocken geriethen. Erst im September 1730 traf die gewünschte Concession zur Abhaltung eines Landtags ein und aus den Verhandlungen desselben ersieht man, daß der Herr Mitbruder für die wichtigsten Wünsche und Beschwerden seiner Landsleute nichts gethan hatte und daß die wichtigeren Sachen nicht durch ihn, sondern durch den am 23. Mai zum General-Gouverneur ernannten Grafen Peter de Lacy betrieben wurden. Die ritterschaftlichen Desiderien von

1730 sind genau dieselben, die im Jahre 1727 zur Sprache gebracht worden waren. Die zur Erhaltung der kirchlichen Gebäude versprochenen 1200 Thaler jährlich sollten allendlich von der publiken Kasse ausgezahlt und mit einiger Regelmäßigkeit distribuirt, die Visitationen regelmäßig abgehalten, die Behörden dazu angehalten werden, die bezüglichen Beschlüsse in Ausführung zu bringen und zu überwachen. Ferner wurde die Oberverwaltung ersucht, den Polizeibehörden größere Strenge gegen die Unordnungen zur Pflicht zu machen, welche noch immer in Stadt und Land vorkämen; namentlich den Unordnungen und Diebereien auf den Poststationen sollte ernstlich gesteuert, auch darüber gewacht werden, daß nicht jeder Bauer seinen Branntwein selbst brenne; desgleichen sollte das übermäßige Branntweinbrennen in Pastoraten und kleinen Dörfern überwacht und eingeschränkt werden. Namentlich sollten ihn die Prediger nicht, wie bisher mehrfach und namentlich im Dörptschen Kreise vorgekommen, im Großen betreiben und dazu Korn aufkaufen dürfen, sondern sich auf die Production des „Hausbedarfs" beschränken. Dieser Beschluß erhielt die obrigkeitliche Bestätigung und wurde mit vieler Strenge zur Ausführung gebracht, z. B. alle Kessel und Fässer branntweinbrennender Bauern, die nicht zu einem bestimmten Termin eingeliefert waren, confiscirt.

Was sonst auf diesem Landtage verhandelt worden, macht einen wenig erquicklichen Eindruck und zeugt dafür, daß die vollständige Wiederaufrichtung des Landesstaats und eine genau festgestellte Ordnung in Justiz und Verwaltung noch immer zu den frommen Wünschen gehörte. Das Landraths-Collegium und die Deputirtenkammer fungirten bereits regelmäßig als engerer Ausschuß des Landtags, aber die Art und Weise ihrer Zusammensetzung war so bestritten, daß nur um der „Harmonie" willen darin gewilligt wurde, daß auch der Pernausche Kreis Landräthe wählte. Mit dem Ober-Consistorium und den Landgerichten stritt die Ritterschaft darüber, ob diese Behörden sich selbst zu ergänzen hätten oder durch Landtagswahlen zu besetzen seien, und da man sich nicht definitiv verständigen konnte, wurde die Entscheidung des Justiz-Collegiums angerufen, ad interim aber mit jenen Behörden ein „Concordat" über gemeinschaftliche Besetzung der Vacanzen abgeschlossen; die Ritterschaft bezeichnete als ihren besondern Wunsch, daß vier Landräthe den Hofgerichts-Sitzungen beiwohnen sollten. Gleichzeitig lagen Streitigkeiten mit der Stadt Riga, dem General-Directeur der (Domainen-) Oeconomie v. Fölkersahm und — dem neuen General-Gouverneur vor, der ein vollständiges Verzeichniß aller

Landtagsvorlagen verlangte und darauf hingewiesen werden mußte, daß die Interna der Ritterschaft diese allein angingen und bloß Regierungspropositionen und auf diese bezügliche Beschlüsse sein Ressort tangirten. Mit dem General-Directeur haderte man darüber, ob dieser oder die Oberkirchenvorsteher die für Kirchenbauten ausgesetzten 1200 Thaler zu vertheilen habe, und obgleich die betreffende Summe, wie wir wissen, noch gar nicht ausgezahlt war, kam es noch zu harten „Disputis" über diese Materie. Am zahlreichsten und hartnäckigsten waren, wie immer, so auch dieses Mal die Streitigkeiten mit der Stadt Riga. Der alte Kampf darüber, ob die Stadt nur ihrer Güter wegen oder als besonderer Landstand auf dem Landtage vertreten sei und ob sie an den Wahlen zu „Landeschargen" theilzunehmen habe, wurde auf's Neue aufgenommen. Nachdem die Städter ihr gutes Recht durch Documente nachgewiesen hatten, ließ man sie zu und gelobte man sich gegenseitig gute Justice und Harmonie. Wie wenig diese Versprechungen gehalten wurden, beweist die auf demselben Landtage zur Sprache gebrachte lange Reihe von wirthschaftlichen Differenzen, welche für die national-ökonomischen Begriffe der Zeit höchst charakteristisch sind: der Adel verlangte, daß den Rigaer Bauern untersagt werde, ihr Malz ferner aus Pommern zu beziehen, daß kein Bürger ohne besondere Concession Branntwein brenne, „zumal solches in den Vorstädten feuersgefährlich sei" — dagegen sollte dem Adel unverwehrt sein, directe Einkäufe von den Schiffern zu machen, was den übrigen Landeskindern verboten war. Da man sich über diese Punkte nicht verständigen konnte, sollte höhere Entscheidung nachgesucht, d. h. einem verderblichen Spiel von Intriguen und Gegenintriguen Thür und Thor geöffnet werden, das trotz aller Mahnungen Birons und Löwenwoldes, Frieden zu halten, noch viele Jahre sein Wesen trieb und den Credit der livländischen Stände langsam aber sicher aufrieb. Auf demselben Landtage kamen endlich noch zwei Angelegenheiten wichtigerer und würdigerer Art zur Berathung: die Codification des Landrechts, zu welcher durch die Wahl einer besonderen Commission ein kräftiger, wenn auch schließlich erfolglos gebliebener Anlauf genommen wurde, und die Errichtung von Schulen zu Riga und Dorpat.*) Bei dem mit Hülfe durch die Pröpste

*) Von der auf demselben Landtage niedergesetzten Commission zur Zusammenstellung einer livländischen Adelsmatrikel wird bei einer späteren Gelegenheit ausführlich die Rede sein. Die Eröffnung beider Commissionen wurde dem Lande durch ein Patent des General-Gouvernements vom December 1730 angekündigt.

„colligirter" Gelder neu errichteten Rigaer Lycäo (das 1731 bereits fünf Lehrer besaß), sollte eine Anstalt zur „Logirung der adligen Jugend" begründet werden; da es aber unmöglich sei, in diesen schwierigen Zeiten alle adlige und unadlige Jugend in dem entfernten Riga zu erziehen und doch die Nothwendigkeit vorlag, dieselben wenigstens „in principiis" zu unterweisen, willigte der Landtag darin, gemeinsam mit dem Dorpater Rath und dem dortigen Statthalter von Strömfeldt eine Schule in der Embachstadt zu errichten. Wie wir aus Gadebuschs Jahrbüchern wissen, kam dieses Project trotz des Eifers, den Strömfeldt für dasselbe zeigte, und trotz der entgegenkommenden Haltung des Dorpater Raths nicht zur Ausführung. Im Herbst 1732 erklärte der residirende Landrath, daß der Adel mit dem Schulbau zu Dorpat nichts weiter zu thun haben wolle, weil der Ritterschaft keine Theilnahme an der Schulverwaltung eingeräumt worden sei; das Landraths-Collegium müsse vielmehr den vollen Ersatz der zu diesem Bau gelieferten Materialien verlangen und werde denselben im Weigerungsfalle executivisch beitreiben lassen. Der Rath erklärte, daß er diesen Ersatz um so weniger leisten werde, als die bezüglichen Materialien ohne seine Bitte und ohne die Verlautbarung von Bedingungen über die Schulverwaltung freiwillig angeführt worden seien; wenn der Adel in Ansehung dieses Baus und der Erhaltung der Schule ein Drittheil der Unkosten zu tragen erbötig sei, werde die Stadt keinen Anstand nehmen, ihm Theilnahme an der Schulverwaltung einzuräumen, vielmehr selbst darum suppliciren, daß solches Recht der Ritterschaft „zu wachse". Trotz dieser versöhnlichen Antwort beharrte der Adel bei seiner Zurückhaltung; die Schule (zu welcher die Priesterschaft 56 Thaler Alberts, 57 Weissen (sic) und 17 Rbl. 33 Kop. contribuirt hatte) wurde von dem General-Superintendenten Bruiningk organisirt und zählte schon am Schluß des Jahres 1732 nicht weniger als 20 Schüler — man hatte sich ohne die Ritterschaft zu behelfen gewußt. — Zum Schluß kamen die auf allen Landtagen des vorigen Jahrhunderts unvermeidlichen Steuer- und Postsachen und die durch dieselben bewirkten erhöhten Lasten wieder zur Sprache. Es ist bereits erwähnt worden, daß seit der Uebersiedelung des Kaisers Peter nach Moskau neben der Petersburger eine zweite Poststraße nach Pleskau angelegt worden war. 1730 wurde beschlossen, die neue Straße zunächst mit Stationen zu 12 Pferden einzurichten, man ließ gleichzeitig den Wunsch durchblicken, die Stationen der Dorpat-Petersburger Straße eingehen zu lassen, mußte von demselben aber Abstand nehmen, da nicht

entschieden war, ob die Kaiserin nicht nach Petersburg zurückkehren werde; um die Last der Stationsbauten wenigstens zu erleichtern, machte man den Versuch, die Erbauung und Erhaltung der Dorpater Station der städtischen Commune zuzuwälzen — ein Unternehmen das zu langjährigen Processen mit dem Rath der Stadt Dorpat führte, der u. A. geltend machte, daß die Erhaltung der Dorpater Postirung an 400 Rubel jährlich koste, während die Einnahme sich im günstigsten Falle auf 170 Rubel, bei Anwesenheit Ihrer Majestät in Moskau auf bloße 70 Rubel stelle! — Ferner wurde von mehreren Landtagsgliedern darüber Klage geführt, daß für „Discretions" und „Douceurs" an höhere und niedere Beamte unverhältnißmäßig große Summen aus der Ritterkasse verausgabt worden seien; künftig sei in dieser Beziehung größeres Ménagement zu beobachten und darauf zu sehen, daß dergleichen Bewilligungen nicht wie bisher von den Deputirten, sondern von dem Landmarschall und den Landräthen ausgesprochen werden sollten. Endlich wurde beschlossen, die Regierung zu ersuchen, daß dieselbe ihrerseits etwas zur Erhaltung der „Carcera" und des Nachrichters thue, „die gegenwärtig nur von denen bezahlt würden, die sie benutzten". Aus gleichzeitigen Dorpater Rathsprotocollen ist zu ersehen, daß die Stadt Riga einen Nachrichter in Dienst hatte, den die Regierung auf desfallsige Requisition und gegen Erstattung der taxmäßigen Kosten solchen Autoritäten und Communen borgte, welche nicht im Stande waren, diesen kostbaren Luxusbeamten für sich anzuschaffen. Für „Enthaupten und den Körper auf's Rad legen" wurden 8 Rthlr. Alberts gezahlt, über die „Verpflegung" mußte ein besonderes Uebereinkommen zwischen der requirirenden Behörde und dem Henker getroffen werden.

Erquicklicher wie diese Landtagsverhandlungen von 1730 sind die denselben vorhergegangenen Besprechungen des Landraths-Collegiums mit dem General-Superintendenten über Kirchen- und Schulsachen. Wir erfahren aus denselben, daß nachdem die lettische Uebersetzung des Neuen Testaments „zu großem Segen" erschienen und rasch verbreitet worden, die Herausgabe eines lettischen Alten Testaments für nöthig befunden worden; man beschloß einen „Buchführer" zur Ausführung dieses Unternehmens willig zu machen und falls dieser deprecirte, auf andere Mittel zu sinnen. Ferner beantragte der General-Superintendent Maßnahmen dafür, daß die publiken Bauern adstringirt würden, wie zu schwedischer Zeit die gesetzlichen Leistungen an die Schulmeister zu prästiren; daß solche wieder vorhanden waren, beweist an und für sich einen wichtigen Fortschritt gegen die

früheren Landtage, wo die Wünsche für Beschaffung von Predigern und Lehrern in das Gebiet der pia desideria gehörten. Es wurde ferner festgestellt, daß die Kirchenvisitationen mindestens alle drei Jahre wiederkehren sollten und daß die Bestimmungen über die Trauerzeit nicht auf die Bauern ausgedehnt, die Dauer derselben vielmehr in jedem einzelnen Falle von Prediger und Kirchenvorsteher festgesetzt werden sollte. Wie groß die allgemeine Armuth noch immer war, geht aus einer den auf diese Berathung bezüglichen Aufzeichnungen angehängten Notiz hervor: ritterschaftlicherseits wurde darüber geklagt, daß die letzte General-Kirchenvisitation die Bestimmung getroffen habe, die „deutschen Leute" auf dem flachen Lande sollten dem Prediger je einen Thaler jährlich zahlen.

Sieben Jahre vergingen nach dem Schluß dieses Landtags ohne daß die hohen Gönner und Landsleute, welche man am Kaiserhof besaß, auch nur bewogen werden konnten, die Erlaubniß zur Abhaltung einer neuen Versammlung zu erwirken. 1732 traf eine Anfrage des Justiz-Collegiums darüber ein, aus welchen Gründen livländische Landtage überhaupt abgehalten würden und wer das Recht habe, die Initiative zu denselben zu ergreifen; 1734 bat das Landraths-Collegium (das diese plötzliche Infragestellung aller Rechte besonders vorsichtig gemacht zu haben scheint) den General-Directeur v. Fölkersahm, zu sondiren, ob Aussicht auf Bewilligung eines neuen Landtages vorhanden sei; die Antwort erfolgte erst im folgenden Jahre und deutete an, daß erst „an Hof" berichtet werden müsse. Darüber verging nicht nur das Jahr 1735, sondern auch das Jahr 1736, erst im Februar 1737 trat der Landtag wieder zusammen: nicht Biron und nicht Löwenwolde, sondern dem Vice-Gouverneur v. Bismark war (wie die Eröffnungsrede besonders hervorhob) die „Procuration" der Erlaubniß zu dieser Versammlung zu danken gewesen. Trotz aller Opfer und Anstrengungen, die man in dieser Zeit aufgewandt hatte, um den Wünschen der Biron, Löwenwolde u. s. w. bis ins Kleinste gerecht zu werden, war von diesen Männern, welche für die unbeschränkten Beherrscher der Situation und ihren Gegnern obendrein für einseitige und parteiische Förderer des deutschen Elements galten, weniger für Erfüllung der Landeswünsche und Landesbedürfnisse geschehen als zu irgend einer anderen Zeit. Man braucht nur die Umrisse der damals zwischen Riga und Petersburg gepflogenen Verhandlungen zu kennen, um sich sagen zu müssen, daß der Glaube an die Allgewalt des baltischen Adels zu den Zeiten Anna's nur auf einer fable convenue beruht und die Situation höchstens im Interesse

einzelner Personen, aber durchaus nicht zum Vortheil der Sachen ausgebeutet worden ist. Biron, der schon 1730 in die livländische Adelsmatrikel aufgenommen worden, nach seiner Ernennung zum Grafen, Oberkammerherrn und Besitzer der Güter Schloß Wenden und Freudenberg noch besonders „gratulirt" worden war, scheint ebenso wenig Neigung für Förderung der uns bekannten livländischen Desiderien gehabt zu haben, wie sein Freund der Oberstallmeister und Landrath Löwenwolde, der grade damals in höchster Gunst stand und bei dessen Bruder Capitain Pauli, wie er ausdrücklich berichtet, im Jahre 1731 gespeist hatte. Schon 1728 hatte Estland an höchster Stelle das alte Desiderium, wegen Errichtung eines besonderen höchsten Gerichtshofs für Liv- und Estland in Erinnerung gebracht und den Capitain Pauli beauftragt, diese wichtige Angelegenheit nach Kräften zu betreiben; 1730 wurde sie auf's Neue zur Sprache gebracht und dem Grafen Löwenwolde eine bezügliche Supplik zur Ueberreichung an maßgebender Stelle behändigt. Der Graf erklärte die Sache für „höchst bedenklich", versprach aber die Besorgung der Supplik; aus einem zu Ende desselben Jahres abgefaßten Bericht erfahren wir indessen, daß die Ueberreichung auf Anrathen des Herrn Grafen unterblieben sei. Zwei Jahre später ging der Landrath Baron Ungern-Sternberg nach Petersburg (wohin die Kaiserin Ende des Jahres 1731 übergesiedelt war) um diese Angelegenheit, sowie die Bestätigung der in weibliche Hände gerathenen Mannlehen, die Klagen über den Landhandel und verschiedene Differenzen wegen der „fahrenden Post" zu ordnen; wie wir aus einer einschläglichen Notiz ersehen, sollte er die Sachen bei Löwenwolde in Anregung bringen, diesem aber, von dessen Einfluß man sich goldene Berge versprach, die Hauptsachen überlassen. Statt dessen geht Löwenwolde nach Deutschland und bleiben alle Geschäfte liegen; Landrath Ungern, dem die Tribunalsangelegenheit besonders am Herzen lag, erregte Birons „Unzufriedenheit" und war dadurch in seiner Thätigkeit auf's Peinlichste eingeengt, Löwenwolde, dem wahrscheinlich wegen seiner Lässigkeit sanfte Vorwürfe gemacht worden waren, drohte damit seinen Abschied als Landrath zu nehmen. Ebenso erfolglos waren die Verhandlungen, welche in Sachen des Tribunals mit dem Präsidenten des Justiz-Collegiums v. Keyserlingk angeknüpft wurden; 1732 erklärte derselbe, persönlich für dieses Project zu sein, aber wenig Hoffnung für Verlegung eines solchen Gerichtshofs in die Provinzen zu haben (Dorpat war in Vorschlag gebracht worden), so lange der Hof in Petersburg weile;

1733 meldete Ungern, „daß wenn die Gagirung der Tribunalsglieder aus dem Publico geschehen solle, die Ritterschaft von dem Recht, solche Membra selbst zu wählen, Abstand nehmen müsse." Ebenso unglücklich war es mit den Verhandlungen über die übrigen von der Ritterschaft ausgesprochenen Wünsche gegangen; die Berichte Pauli's und des Landraths Ungern-Sternberg erwähnen immer nur, daß die „Affairen" in Stocken gerathen seien und daß die Gönner, auf welche man gerechnet habe, mißlaunig und unzugänglich seien. Löwenwolde erklärt zu drei verschiedenen Malen (1731, 1732 und 1733) daß er sich in Landesangelegenheiten nicht mehr mischen und das Landrathsamt aufgeben wolle — ein Mal weil er nach Deutschland reisen müsse, ein anderes Mal, weil er als Ambassadeur nach Polen abzugehen gedenke, ein drittes Mal ohne Angabe besonderer Gründe. Biron, dessen Unzufriedenheit mit Ungern bereits erwähnt wurde, giebt sein Mißvergnügen über die ihm zugemutheten Belästigungen bei jeder Gelegenheit kund: ein Schreiben wegen Anerkennung des adligen Vorzugsrechts bei publiken Arrenden nimmt er „ungünstig" auf, bei den Klagen gegen die Stadt Riga räth er im Allgemeinen zum Frieden, in Sachen der Codification des Landrechts und des Obertribunals sind gar keine Spuren seiner Thätigkeit zu entdecken.

In Livland scheint man die Hauptschuld an dem Mißlingen aller dieser Versuche zur Förderung der Landesangelegenheiten in dem Ungeschick des Unterhändlers Capitain Pauli gesehen zu haben, der 1732 entlassen wurde. Sein Nachfolger Justizassessor v. Hagemeister, der 1733 mit einem Jahresgehalt von 450 Thaler angestellt und mit Recommandationen an Schafirow, Biron, Ostermann, den Oberprokureur Maslow, den Grafen Golowkin, Geheimrath Naryschkin u. s. w. reichlich ausgestattet wurde, war indessen nicht glücklicher als sein Vorgänger. Aus seinen Berichten erfahren wir wohl, daß er im Januar 1734 bei Münnich, Ostermann und Löwenwolde Neujahrsgratulationen abgestattet und alles Mögliche gethan hatte, um die Petita wegen des Branntwein- und Landhandels zu fördern und die Zahl der unentgeltlich zu liefernden Dragonerpferde zu mindern — von entscheidenden Resultaten ist aber nichts zu verspüren. Anno 1735 meldet derselbe Geschäftsträger, daß nach geschehener Verstärkung des Justiz-Collegiums wenig Aussicht vorhanden sei, die Errichtung des Obertribunals durchzusetzen; dagegen schlägt er vor „zu gewissen Zeiten Lächse und Häringe als kleine Präsenter für geneigte Gemüther" an ihn zu senden und zu diesem Behuf etwa 200 Thaler jährlich auszusetzen — ein Ver-

langen dem nicht entsprochen werden kann, bevor der Landtag seinen Consensus gegeben. Im folgenden Jahr muß Herr v. Hagemeister, dem es an Umsicht und Eifer für Erfüllung seiner Obliegenheiten keineswegs gefehlt zu haben scheint, einem ihm gewordenen Wink gemäß, seine Stellung aufgeben, da dieselbe für mit den Pflichten eines Justizassessors unvereinbar gilt; es kann uns nicht wundern, daß man unter dem Eindruck der gemachten schlechten Erfahrungen und angesichts der Unmöglichkeit, gegen die ablehnende Haltung der „Gönner" irgend etwas zu erreichen, zunächst keinen neuen Mandatar anstellte und damit wenigstens die überflüssigen Kosten, die derselbe verursacht hatte, sparte – ein Vortheil der bei der schwierigen öconomischen Lage des Landes keineswegs zu verachten war. Wirkliche Erfolge hatte man nur erzielt, in so weit es die Niederschlagung verschiedener Kabalen galt, welche geschmiedet worden waren, um die Loyalität der Livländer zu verdächtigen. Des Fiskals Herms und dessen Abweisung durch Jaguschinski*) ist bereits Erwähnung geschehen; noch erfolgreicher waren die Remonstrationen der Ritterschaft gegen den intriguanten Kämmerir Beenke gewesen, der, wie wir wissen, schlechte Gerüchte über Stadt und Land ausgestreut und namentlich den General-Directeur der Oeconomie, Vice-Präsidenten des Hofgerichts und Landrath v. Fölkersahm böswillig verdächtigt hatte. Das Landraths-Collegium veranlaßte den General-Gouverneur eine besondere Commission zur Untersuchung dieser Calumnien niederzusetzen und Herr Beenke wurde nicht nur zum Revociren seiner falschen Angaben, sondern auch zum Verlust der Ehre „Schlagen auf's Maul" und dreijähriger publiker Arbeit condemnirt. Ob dieses Urtheil an ihm zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abschreckenden Exempel in Ausführung gebracht worden, läßt sich leider aus den mir vorliegenden Excerpten nicht ersehen. Wenig später war es die Presse, welche die Ritterschafs-Repräsentation in Ungelegenheiten brachte: im Jahre 1730 hatte ein Artikel der „Preußischen Fama" behauptet, weil des Landes Privilegien über den Haufen geworfen worden, verkauften viele von der livländischen Noblesse ihre Güter um nach Schweden zu ziehen. Die Ritterschaft, welche von diesem „Gerücht" üble Folgen

*) Der Cabinetsminister Graf Jaguschinski stand bei der Kaiserin Anna in besonders hohem Ansehen, weil er sich nach dem Tode Peters II. den Bestrebungen des geheimen Conseils widersetzt, gegen die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt protestirt und dafür zeitweise Gefangenschaft geduldet hatte

fürchtete, wandte sich mit einer Beschwerde an den General-Gouverneur Grafen de Lascy, während der mehrerwähnte Herr v. Fölkersahm direct an den Grafen Ostermann schrieb; Ostermann legte die Sache dem Senat vor und dieser requirirte den preußischen Gesandten um „geeignete Remedur" und Bestrafung des „Gazettier" herbeizuführen. Derselbe Fall trat — wie wir gleich hier erwähnen wollen — am Ende der dreißiger Jahre noch einmal ein. Die Hamburger Zeitung hatte gelegentlich berichtet, viele vom livländischen Adel seien wegen einer Verschwörung und „wider Ihro Majestät geführter Correspondance" zu Inquisition und Verhör gezogen worden. Der Vice-Gouverneur General v. Bismark, dessen Intervention von Seiten der Ritterschaft in Anspruch genommen worden war, fragte bei Biron an, wie man sich zu verhalten habe, um dieser Verleumdung in wirksamer Weise zu begegnen. Biron erwiderte, die Ritterschaft habe sich in dieser Sache um so weniger zu moviren, als „die Zeitungsschreiber sich auch gegen Ihro Majestät ungeziemender Freiheit bedienten".

Bevor wir auf die Verhandlungen desjenigen Landtags näher eingehen, dem der Bericht über die Erfolglosigkeit der meisten in den Jahren 1730 bis 1737 gepflogenen Verhandlungen vorgelegt werden mußte, sei in Kürze gewisser auf die Landesgeschichte bezüglicher Ereignisse dieses Zeitraums gedacht, welche außerhalb der ritterschaftlichen Interessen lagen und über welche Gadebusch, der treue Chronist von Dorpat, uns Bericht erstattet. Seine Aufzeichnungen haben bekanntlich das Dorpater Rathsarchiv zur Hauptquelle, Dorpater Interessen zu ihrem Hauptgegenstande. Nur in Bezug auf diese Gegenstände, nicht aber auf den Geist, in dem man handelte, zeigt sich ein Unterschied zwischen ritterschaftlichen und bürgerlich-städtischen Bestrebungen jener Zeit und der moderne Liberale, der die einen und die andern Zeugnisse in der Absicht zur Hand nähme, über den Adel ein Strafgericht zu halten und das bessere Recht und die größere Einsicht des livländischen Bürgerthums im philosophischen Jahrhundert nachzuweisen, würde sich, auch wenn er noch so energischer Adelsfeind wäre, nach irgend gewissenhafter Beschäftigung mit diesen Materien sagen müssen, daß Spießbürgerthum und engherzige Beschränktheit in kleinlichen Standesinteressen nirgend reichlicher gefunden werden als bei diesem „tiers-état". Mag man Gadebuschs Berichte aufschlagen wo man wolle, über Zunfthändel, Privilegienstreitigkeiten, Processe und Vorrechte von zweifelhaftestem Werth und national-öconomische Bornirtheiten, die denen des Adels nichts

nachgaben, kommt man in dieser Bürgerchronik nicht hinaus: nirgend findet sich auch nur bei den leitenden Personen der civitas Dorpatensis eine Spur von Verständniß für die wahre Lage, die wirklichen Bedürfnisse des Landes, nirgend ein Anlauf zur Bethätigung und Geltendmachung der Gesammtinteressen des Landes. Die Mehrzahl der sauer erworbenen Thaler, welche sich im Säckel der noch immer bedrängten Stadt vorfinden, wird für Privilegienbestätigungen und Processe verausgabt; obgleich der Rigasche Rathsherr Caspari, der 1730 im Auftrage seiner Commune nach Moskau gegangen war, die Vertretung Dorpats aus bloßem Patriotismus übernommen und ohne jede Entschädigung in aufopferndster Weise betrieben hatte, kostete allein die Bestätigung der Stadtprivilegien durch die Kaiserin Anna 250 Thaler, eine für jene Zeit und namentlich für die verarmte Stadt Dorpat sehr bedeutende Summe. Noch ungleich größer waren die Summen, welche Corporationen und Private für Processe und Händel verausgabten, in welchen es sich in der Regel um Vorzüge und Privilegien von bloß eingebildetem oder doch nur sehr zweifelhaftem Werth handelte. Besonders drastisch tritt der Widersinn der spießbürgerlichen Anschauungen jener Zeit in all' den Fällen hervor, wo es sich bei diesen Processen um Fragen des wirthschaftlichen Lebens und bürgerlichen Erwerbes handelt. Wenn ein Pernauscher Fleischer in der Umgegend von Dorpat ein Paar Ochsen oder Kühe kauft, wenn ein Dorpater Hutmacher das Vitriol, dessen er in seinem Geschäft bedarf, direct aus Riga kommen läßt, oder ein angereister Russe einige Pfund türkischen Tabaks in Dorpat losschlägt, oder aber ein russischer Kaufmann, der nur zum Handel mit Kurzwaaren berechtigt ist, einige Fuder Gerste oder Roggen aufkauft, so entbrennt sofort ein Rechtshandel, der ganz abgesehen von der Zweifelhaftigkeit seines Ausgangs zehnmal mehr Geld kostet, als das betreffende Object werth ist. So allgemein ist aber der Glaube an den hohen Werth des alten Zunft- und Schragenzopfes, daß selbst Vertreter der gebildeten Stände jeden Augenblick bereit sind, um ihrer Zunftrechte oder Ehren-Prärogative willen unter einander Händel anzufangen, und daß selbst unser ehrlicher Gadebusch diese würdelosen Händel völlig in der Ordnung findet. Am häufigsten sind es die Prediger, welche gegen benachbarte Amtsbrüder oder auch gegen ihre Küster wegen derartiger Eingriffe klagbar werden und dieselben als Bönhasen verfolgen. Vollends ekelhaft sind diese Händel, wo es sich um bloße Ehrenrechte, namentlich um den Vortritt bei Gevatterschaften handelt, und es kann kaum zweifelhaft erscheinen,

daß die bei dem Petersburger Justiz-Collegium geführten Streitigkeiten dieser Art wesentlich dazu beigetragen haben, den höheren russischen Beamten eine häufig mit Verachtung gepaarte Abneigung gegen das historische Recht und die Privilegienwirthschaft der Livländer für alle Zeiten einzuprägen.

Wir haben, bevor wir auf die Landtagsgeschichte von 1737 übergehen, noch zweier wichtiger Ereignisse Erwähnung zu thun, welche in die Jahre 1736 und 1737 fallen. Im Herbst 1736 kam Graf Zinzendorf zum ersten Male nach Livland; er besuchte nach längerem Aufenthalte in Riga seinen Freund den Generallieutenant Baron Campenhausen in Orellen und die Generalin Hallart zu Wolmarshof, um sodann nach Reval zu gehen, wohin ihn die Pastoren Mickwitz, Vierort und Gutslef eingeladen hatten und wo er seine größten Triumphe feierte. Nach des Grafen eigenem Ausspruch hatte Reval allein ihn für seine ganze Reise nach Livland belohnt. Im Mai 1737 war der alte Herzog Ferdinand von Kurland zu Danzig, wo er ein halbes Menschenalter lange residirte, verstorben und mit ihm die Kettlersche Dynastie erloschen; schon wenige Wochen später wurde Ernst Johann Biron mit Uebergehung zweier anderer Candidaten, des Prinzen von Braunschweig-Bevern und des Landgrafen von Hessen-Homburg, zum Herzog von Kurland und Semgallen gewählt. Die Kaiserin hatte zwei Gesandte, den Kammerherrn von Buttlar und den Grafen Carl Hermann Keyserlink, Biron seinen Schwager, den livländischen Vicegouverneur Ludolf August von Bismark nach Mitau gesandt, um diese Angelegenheit zu betreiben und auf die zur Herzogswahl einberufene brüderliche Conferenz einzuwirken. Für Livland war diese Wahl von großer Wichtigkeit, weil sie Biron (der seine russische Oberkammerherrnwürde beibehielt) mit den baltischen Zuständen und Einrichtungen in directe Beziehung brachte und Alles, was geschah und nicht geschah, von dem Willen dieses Mächtigen allein abhängig machte.

Von dem Landtag von 1737, der im Februar dieses Jahres zusammentrat, übrigens nur kurze Zeit dauerte, wissen wir, daß er nur dadurch zu Stande kam, daß Herr von Bismark, Biron's Schwager, direct für das betreffende Gesuch des Landraths-Collegiums eintrat. Löwenwolde und die übrigen Mitbrüder, welche am kaiserlichen Hofe glänzten, waren auch dieses Mal angeblich darum angegangen worden, ihren Einfluß für die Geltendmachung des Landesrechts in die Wagschale zu werfen. Bei der Auf-

wartung, welche die Landtagslieder dem Vicegouverneur machten, dankte der Landmarschall von Buddenbrock Herrn von Bismark ausdrücklich für die „Grace“, welche seine Excellenz der Ritterschaft bewiesen, indem sie diesen Landtag „zu procuriren die Gewogenheit gehabt“. Was die Landtagsverhandlungen selbst anlangt, so drehten dieselben sich eigentlich nur um drei Punkte, aber diese waren wichtiger als Alles, was in den letzten Jahren auf dem Ritterhause zu Riga beschlossen worden, denn es handelte sich um eine gründlichere Reform des bäuerlichen Schulwesens, allendliche Zusammenstellung der Matrikel und die Annahme des sogenannten Budberg-Schrader'schen Landrechtsentwurfs. — Auf Bevorwortung des Landraths-Collegiums nahm die Ritterschaft ein von dem verdienten General-Superintendenten Fischer ausgearbeitetes Project über die Organisation der Bauernschulen an, durch welches für alle livländischen Güter die Anstellung von Schulmeistern und die Einrichtung von Gebietsschulen obligatorisch verordnet wurde. Wenngleich die Annahme nahe liegt, daß die Bestimmung noch lange auf dem Papiere blieb und nur allmählich und nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und Hemmnisse praktisch durchgeführt wurde, so wird der Werth des Landtagschlusses von 1737 dadurch noch nicht umgestoßen. Durch denselben war mindestens öffentlich anerkannt, daß der livländische Bauernstand einen gegründeten Anspruch auf Bildung und Unterricht aller seiner Glieder habe. Die Freunde der Schulsache, vor Allem die General-Superintendenten (an Stelle des 1736 angestellten Fischer trat 1745 bis 1770 J. A. Zimmermann) besaßen fortan eine feste Operationsbasis für ihre bildungsfreundlichen Bestrebungen. Die Zeit der wirklich praktischen Verwerthung dieses Beschlusses wäre sicher noch früher angebrochen, wenn nicht ein halbes Jahrhundert vergangen wäre, innerhalb welches keinerlei entscheidende Schritte für die politische Emancipation des Bauernstandes geschahen. Erst der freie Bauer war in der Lage, von der ihm ertheilten Bildung wirklichen Gebrauch zu machen, und eine langjährige Erfahrung hat uns gelehrt, daß der Bauernstand selbst den Werth dieser Bildung erst einzusehen vermocht hat, als dieselbe aufhörte ein isolirtes Geschenk zu sein, dessen Benutzung er sich vorschreiben lassen mußte. Daß 120 und mehr Jahre vergangen sind, bevor unsere Nationalen von sich aus den Bildungsbestrebungen der Geistlichkeit entgegenkamen, liefert den deutlichsten Beweis dafür, daß die Freiheit die nothwendige Vorbedingung für jedes auch nur annähernde Verständniß geistiger Güter jeder Art ist.

Die zweite Angelegenheit, welche den Landtag von 1737 beschäftigte, war der Abschluß der schon sieben Jahre früher begonnenen Arbeiten zur Feststellung der Adelsmatrikel. Auf Grund einer im August 1728 erhaltenen kaiserlichen Autorisation hatte ein von der Ritterschaft bewirktes Regierungs-Patent vom 17. November 1730 vorgeschrieben, daß Jedermann, der einen Anspruch auf das livländische Indigenat zu haben glaube, denselben im Laufe des Jahres 1731 geltend zu machen habe. Im Jahre 1733 war eine besondere Matrikel-Commission, an deren Spitze der Landrath de la Barre stand, zusammengetreten, um die Ansprüche der Candidaten zu prüfen. Ein Patent vom 6. Februar desselben Jahres giebt uns über die Grundsätze Aufschluß, welche für die Zugehörigkeit zum livländischen Adelsverbande maßgebend sein sollten. „Der Adel," heißt es a. a. O., „muß entweder durch wahre und unstreitige Notorietät oder richtige Adels- und Indigenats-Briefe oder durch Schenk-, Kauf- und andere Briefe darthun, zu welcher Zeit er in Liv- und Estland Erb- oder Lehngüter zu besitzen angefangen hat. Die jetzigen von der Familie müssen durch Stamm- und Ahnentafeln erweisen, wie sie mit den zuerst geadelten Personen verwandt sind oder von diesen abstammen." Da die bezüglichen Arbeiten noch immer nicht zum Abschluß gekommen waren, wurde 1737 unter Bestätigung der bisher befolgten Grundsätze ein neuer einjähriger Termin für die Anmeldungen ausgeschrieben. Obgleich die Bestätigung der Matrikel erst zehn Jahre später erfolgte und die Resultate der Commissionsarbeit in den Jahren 1742 und 1745 einer wesentlichen Umgestaltung unterzogen wurden, ist der Landtag von 1737 doch als derjenige anzusehen, der auf die Matrikel-Angelegenheit den nachhaltigsten Einfluß ausübte, denn aus den Recessen von 1742 und 1747 ist ersichtlich, daß die betreffenden Versammlungen wenig mehr thaten als auf die Ausführung der früheren Beschlüsse dringen. Es wird darum nahe liegen, schon an diesem Zeitpunkt in eine Prüfung der Gedanken einzutreten, welche die Errichtung einer besonderen Schranke zwischen Indigenen und Nichtindigenen herbeigeführt hatten.

Der Grundgedanke, welcher dem ganzen Werk zu Grunde lag, war offenbar die Absicht, den ursprünglich deutschen Charakter des livländischen Adelsverbandes zu erhalten und vor dem Eindrang fremder Elemente zu bewahren. Zieht man in Betracht, daß nach den Vorschriften der ursprünglichen, von Peter dem Großen selbst erlassenen Rangtabelle zu jener Zeit schon die Erwerbung der vierzehnten Rangklasse erbliche Adelsrechte

zur Folge hatte und daß diese Rangklasse eigentlich von Jedem erworben werden konnte, der überhaupt in den Civil- oder Militairdienst des Staats trat, so wird man es begreiflich finden, daß die livländische Ritterschaft den Wunsch hegte, von der zahlreichen Klasse dieser homines novi unterschieden zu werden. Wo der Eintritt in eine beliebige Kanzellei oder in ein Feldregiment den Erwerb der Adelsqualität zur fast unmittelbaren Folge hatte, lag in der That nahe, daß der Begriff des Adels als einer den großen Grundbesitz vertretenden Aristokratie vollkommen aufgehoben und in sein Gegentheil verwandelt wurde. Blieben die neuen Edelleute, die von der Tradition des Landes nichts wußten und nicht selten auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung standen, den Gliedern der alten Geschlechter gleichberechtigt, so mußte es um die sociale und politische Stellung der Adelscorporation bald geschehen sein: wußte man doch aus eigener Anschauung, wie ominös die Errichtung der büreaukratischen Rangleiter auf das Ansehen und die Stellung des russischen Adels eingewirkt hatte. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, läßt sich dem Auskunfsmittel, eine specielle livländische Adelmatrikel zu errichten, ein relatives Recht nicht absprechen. Uns aber, die wir diese Matrikel als eine hundertundzwanzig Jahre alte Thatsache vor uns haben, wird es nahe liegen, auch den Revers der Medaille zu betrachten und die Frage aufzuwerfen, ob der 1737 gewählte Weg in der That der richtige und allein mögliche war und ob der Zustand, zu welchem derselbe führte, nicht in der That noch unbequemer und gefährlicher gewesen ist als das Uebel, welchem man entgehen wollte. Thatsache ist nämlich, daß erst nach Begründung der Matrikel jener feindliche Gegensatz zwischen Indigenen und Nichtindigenen begonnen hat, der das öffentliche Leben unseres Landes vergiftete und dem bereits früher entbrannten Kampf um das Güterbesitzrecht neue, größere Proportionen gab. Wohl hatte es schon früher einer Art von Reception bedurft, um dem in Livland besitzlichen Edelmann die sogenannte Mitbruderschaft zu sichern — aber erst die Matrikel zog, wie die geschichtliche Betrachtung nachweist, zwischen beiden Kategorien von Edelleuten eine feindliche Schranke. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts konnte jeder Edelmann, der in Livland heimisch geworden war, darauf rechnen, als Mitbruder angesehen zu werden, in den meisten Fällen fand gar keine besondere Aufnahme statt, sondern erfolgte der Uebergang aus einer Kategorie in die andere jedesmal stillschweigend, wenn nicht besondere Gründe obwalteten, aus denen die eine oder andere Persönlichkeit den Gliedern

des Adels mißliebig war. Die Zugehörigkeit zur Ritterschaft konnte gleichsam durch Verjährung erworben werden, und es war im Grunde nur ein Gewohnheitsrecht, welches darüber entschied, wo das Indigenat begann und wo es aufhörte. Von Wichtigkeit war ferner, daß die peinliche Ceremonie einer Abstimmung darüber, ob Jemand Indigena sei oder nicht, wenigstens in der Regel wegfiel, und der fremde Edelmann, der in's Land kam, nicht von vornherein den peinlichen Eindruck empfing, seine Adelsqualität bedürfe einer besonderen, nur ausnahmsweise zu erlangenden Anerkennung. Aus einer längeren Reihe von Beispielen wissen wir, daß die Praxis bei den Richterwahlen des Landtags bis zur Errichtung der Matrikel eine höchst liberale war und daß ein rechtskundiger in Livland lebender Edelmann von gutem Ruf mit Sicherheit darauf rechnen konnte, als Mitbruder behandelt und verwandt zu werden; selbst bei Bürgerlichen drückte man, wenn sie wirklich gute Rechtskenntniß besaßen, gern ein Auge zu. Das Alles wurde nach Errichtung der Matrikel vollständig anders, die Ritterschaft fühlte sich nicht mehr als die mit dem großen Grundbesitz identische Corporation, sondern als der Inbegriff einer Anzahl adliger Familien, deren Interessen mit denen anderer Familien im nothwendigen Gegensatz stehen mußten. Es hörte jener in gewissem Sinne naive Zustand auf, welcher factisch keinen Unterschied zwischen den Begriffen „das Land" und „die Ritterschaft" kannte, ja es läßt sich behaupten, daß der wirklich tödtliche Haß, der die livländischen Stände während der nächsten hundert Jahre gegen einander aufrieb, nicht möglich gewesen war, so lange sich jeder Edelmann (auch der Rigasche Rathsherr, der sich durch das Privilegium der Königin Ulrike Elenore nobilitirt wußte) als künftigen nobilis livonus ansah, der nur Grundbesitz zu erwerben brauche, um vollberechtigt zu werden. Besonders verhängnißvoll wurde die Errichtung der Matrikel dadurch, daß sie den erst fünfundzwanzig Jahre früher entbrannten Streit über das Güterbesitzrecht in eine neue Phase brachte: dieses Recht wurde auf einen noch engeren Kreis von Landeskindern beschränkt, einen Kreis, der sich nur freiwillig abzuschließen brauchte, um den Besitz von Rittergütern zum Monopol eines halben oder ganzen Dutzends alter Familien zu machen. Eine fernere unheilvolle Folge der Einrichtung der Matrikel war die Ablösung und Entfremdung der übrigen Stände von den Landesinteressen. Das neue adlige Vollbürgerthum hielt ja immer noch an der alten Fiction fest, daß die Ritterschaft das gesammte flache Land repräsentire. Kein Wunder, daß die Nichtvollbürger, nachdem

sie durch die neugezogene Schranke von dem Genuß zahlreicher ihnen bis dazu eventuell zugänglicher Rechte in aller Form ausgeschlossen worden waren, keine Pflichten gegen das Land kannten, welches nur für seine erstgeborenen Söhne ein Herz zu haben schien. Von dem modernen auf das Interesse des gesammten Landes gerichteten Standpunkt aus, den heute die Mehrzahl aller Patrioten einnimmt, läßt sich behaupten, daß erst seit jener verhängnißvollen Maßregel der Vorwurf und die Gefahr möglich geworden, das sogenannte Landesinteresse sei ein bloß ritterschaftliches Interesse und dieses wiederum ein bloßes Familieninteresse. Sei darum die Frage verstattet, ob man Anno 1730 und 1737 nicht besser gethan hätte, die Zugehörigkeit zum livländischen Adelscorps einfach von den beiden Bedingungen des adligen Standes und des Erwerbes eines Ritterguts abhängig zu machen, bezüglich der Wahlen aber in jedem einzelnen Falle dem Landtage zu überlassen, wen derselbe als Mitbruder angesehen wissen wollte und wen nicht. Wäre das geschehen, so hätte nicht nur die Güterbesitzfrage einen anderen Verlauf nehmen, sondern auch das Unheil der statthalterschaftlichen Verfassung möglicher Weise abgewendet werden können; mindestens hätte es solchen Falles keine Gattung von Livländern gegeben, die für diese Verfassungsveränderung interessirt gewesen wäre.

Was die, wie erwähnt, zehn Jahre später abgeschlossene Matrikel selbst anlangt, so umfaßte dieselbe hundertzweiundsiebenzig Familien, welche in fünf verschiedene Kategorien zerfielen. Zur ersten Klasse gehörten zweiundfünfzig Geschlechter aus der Zeit der Unabhängigkeit Livlands, zu der zweiten Klasse sechszehn Familien aus polnischer, zur dritten Klasse fünfundvierzig Familien aus schwedischer Zeit. In die vierte Kategorie kamen alle diejenigen, welche zwischen 1710 und 1747 das Indigenat erworben hatten, der fünften Klasse sollten alle nach 1747 recipirten Geschlechter angehören.

Es war vielleicht mehr als Zufall, daß derselbe Landtag, der die Vorschläge der im Jahre 1730 niedergesetzten Matrikel-Commission annahm, in einen Conflict mit der Landstandschaft der Städte gerieth. Riga und Dorpat wurden in der Ausübung dieses Rechts nicht gestört, wohl aber versuchte man es, die alte Stadt Pernau auszuschließen. Als diese sich am 18. Februar darüber beschwerte, „daß ihr der Landtag nicht angemeldet worden", erklärte die Ritterschaft, „sie könne die Pernausche Rechts-

bewahrung nicht entgegen nehmen, weil hierüber Nichts zu finden gewesen sei." Dieselbe Procedur fand, wie wir gleich hier bemerken wollen, im Jahre 1750 noch ein Mal statt, leider mit dergleichen Erfolglosigkeit.

Was das dritte Deliberatorium von 1737 anlangt, so hatte dasselbe ein öffentliches Bedürfniß zum Gegenstand, welches erst 108 Jahre später befriedigt worden ist. Im Jahre 1730 war nach Einholung kaiserlicher Erlaubniß gleichzeitig mit der Abfassung der Matrikel die Zusammenstellung des livländischen Landrechts beschlossen und einer besonderen Commission übergeben worden. Auf Grund eines zu schwedischer Zeit von Engelbrecht von Mengden verfaßten Landrechtsentwurfs sollte ein Codex des livländischen Landrechts ausgearbeitet und höherer Bestätigung unterbreitet werden. Diese Arbeit, um welche der Hofgerichts-Assessor von Schrader und der Deputirte Baron Budberg sich besonders verdient gemacht hatten, war wirklich vollendet worden und fand die Zustimmung des Landtags. Dieser Entwurf, der leider niemals gedruckt worden ist, führte, wie wir aus Bunge's Einleitung in die liv-, est- und kurländische Rechtsgeschichte wissen, den Titel „Des Herzogthums Livland Ritter- und Landrecht" und bestand aus fünf Büchern, welche nicht nur das gesammte Civil- und Criminalrecht, sondern auch die Gerichtsordnung und die Processe umfaßten. Leider war das Geschick dieser verdienstvollen und wichtigen Arbeit, deren Bestätigung für Gegenwart und Zukunft von geradezu unermeßlichem Werth gewesen wäre, sehr viel ungünstiger als das der Matrikel. Nachdem die Revisionsarbeiten im Jahre 1740 vollendet waren, brach zunächst ein Streit mit dem General-Gouverneur aus, dessen Verlangen, den Entwurf vorläufig zu prüfen, erst im Januar 1741 durch das Justiz-Collegium zurückgewiesen wurde. Als die von der Regierung niedergesetzte, unter Leitung des Fürsten Trubetzkoi stehende Revisions-Commission ihre Arbeiten aufnahm, war die Kaiserin Anna bereits gestorben, Biron, auf dessen Verwendung man gerechnet hatte, längst gestürzt; die Arbeiten geriethen in's Stocken, der ursprüngliche Entwurf wurde umgearbeitet, im Jahre 1755 dem Senat eine neue Version übergeben und die ganze Sache, trotz eines kaiserlichen Ukases, der unverzügliche Erledigung befohlen hatte, zu den Acten gelegt und im Laufe der Jahre vollständig vergessen.

Mit diesem Landtage von 1737 schließt der Abschnitt livländischer Geschichte, welchen wir „Nach der Conquête" überschrieben. Als die

nächste Versammlung zusammentrat, hatte Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, den russischen Kaiserthron bestiegen. Mit ihr beginnt eine neue Phase der russischen Geschichte, welche einen von den früheren Abschnitten wesentlich verschiedenen Charakter trägt und als Reaction gegen die westeuropäischen Einflüsse bezeichnet werden kann, denen Peter, Katharina I, Peter II, die Kaiserin Anna Iwanowna und die Regenten Biron und Münnich gefolgt waren. Der Sturz dieser beiden mächtigen und einflußreichen Staatsmänner war für Liv- und Estland von besonderer Wichtigkeit, weil die Adelsfamilien dieser Provinzen zu der besiegten Partei gehörten und das Schicksal derselben, wenigstens zum Theil, mit erfuhren. Als das deutsche Element unter Peter III. und Katharina wieder zur Geltung kam, hatten sich die Verhältnisse so gründlich geändert, war der russische Staatsgedanke so mächtig erstarkt, daß an eine Rückkehr zu den alten Traditionen aus den Zeiten der Münnich-Bironschen Allgewalt nicht mehr zu denken war und ein durchaus neuer Zeitabschnitt begann.

Von diesem soll ein anderes Mal die Rede sein. Was das Zeitalter „Nach der Conquête" dem Lande schuldig geblieben war, konnte aber nicht mehr eingebracht werden. Die Versäumnisse, deren man sich zwischen 1710 und 1740 schuldig gemacht hatte, waren auch fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gleich große. Für die materielle Wohlfahrt Livlands war — allerdings zufolge ungünstiger Zeitläufte — so gut wie nichts geschehen, nach außen hatte man sich eigentlich bei jeder Gelegenheit ratblos, zerklüftet und ohnmächtig gezeigt. Der freie Spielraum, den die wesentlich passive Haltung der Regierung den Corporationen, Autoritäten und Ständen des Landes offen gelassen, war eigentlich nur dazu benutzt worden, die alten ständischen Schranken enger und engherziger denn je wieder aufzurichten und ihre Unauskömmlichkeit und Unfruchtbarkeit für das öffentliche Wohl darzuthun. Für den Bauernstand war, abgesehen von der Wiederaufrichtung der Kirchen und Schulen, so gut wie nichts geschehen. Die Städte hatten sich mühsam über Wasser gehalten und die geringen moralischen und materiellen Kräfte, welche ihnen übrig geblieben, in thörichten spießbürgerlichen Händeln aufgerieben. Der Adel hatte sich schroffer denn je früher gegen die übrigen Stände abgeschlossen; während die Wurzeln, die er im Lande besessen, schwächer und kürzer wurden, hatte er die Tendenz gehabt, sich als isolirter Stand in den Besitz aller Macht und alles Einflusses zu setzen. Ihm war mehr darum

zu thun gewesen, sich von den übrigen Ständen zu separiren als dieselben zu durchdringen. Während seine Basis fortwährend schwächer und unsicherer wurde, hatte er ein Stockwerk neuer Rechte und Prärogative auf das andere gesetzt. Schon die nächsten Jahrzehnte bewiesen, daß diese Art politischer Bauthätigkeit eine verfehlte war. Die große Zahl derer, welche man abgestoßen und dem Landesinteresse entfremdet hatte, verband sich mit den von außen andringenden Elementen zu einem Sturmlauf, dem weder der schwache Unterbau noch die schlecht gefügten engen Mauern des alten Provinzialstaats Stand halten konnten.

Ein Streifzug in den Südwesten der Krim.

Wir näherten uns den Küsten Tauriens. Ein schmaler Streif Landes erhob sich aus dem Pontus und glänzte im lichten Sonnenschein. Der Pontus war diesmal der „gastliche". Es gab kein Schaukeln, kein böses Spiel der Wellen. Ruhig lag der Wasserspiegel da, den unser stattlicher Dampfer durchschnitt. Eupatoria kam in Sicht. Wir hielten in einiger Entfernung vom Ufer. Es giebt hier keinen Halteplatz und die Verbindung mit dem Ufer wird durch Böte hergestellt, deren eine bedeutende Zahl unser Schiff umgaben. Sowohl Passagiere als Waaren wurden in verhältnißmäßig kurzer Zeit ans Ufer und andere Reisende und andere Waaren an Bord gebracht. Die Physiognomie der Landschaft am Ufer erinnert nicht sehr angenehm an die Umgebungen Odessa's. Ein hohes, steiles Ufer und auf demselben eine endlose Ebene, baumlose Steppe, Staub und Kalkstein.

Schon der Umstand, daß es keinen Landungsplatz für die Dampfschiffe giebt, bezeugt zur Genüge, daß die Stadt keine größere Bedeutung hat. Allerdings soll die Natur solchen Bauten beträchtliche Hindernisse entgegenstellen. Ein einziger Sturm kann die Arbeit vieler Jahre vernichten und bedeutende Anlagecapitalien im Meere begraben; aber eine größere Frequenz, ein lebhafterer Verkehr, eine steigende Dichtigkeit der Bevölkerung, namentlich ein beträchtlicherer Exporthandel ließe denn doch wohl solche Schwierigkeiten überwinden. Das Halten der Dampfschiffe bei Eupatoria ist bei schlechtem Wetter bisweilen unmöglich und dann geschieht es, daß dieser Ort bei den regelmäßigen Fahrten der Dampfschiffe übergangen wird. Auch Jalta ist oft diesem Schicksal unterworfen und die nach Eupatoria oder Jalta bestimmten Passagiere oder Güter

werden dann nach dem nächsten Hafen gebracht und auf Kosten der Gesellschaft zu Lande an ihren Bestimmungsort befördert. Der Pontus ist eben nicht immer der „gastliche", und an allen Küsten desselben sind schon manche Hafenbauten und Anstalten zum Landen ein Raub der Wellen geworden.

Der Blick auf Taurien bei Eupatoria ist nicht sehr erfreulich. Die Landschaft bietet fast nichts, die Stadt ist ärmlich. Das Seebad gilt wegen des angemessenen Meeresgrunds, der im Gegensatze zu der steinigen Südküste aus feinstem Sande besteht, für vorzüglich.

Ich fuhr nicht an's Land. Der Aufenthalt sollte nur eine Stunde dauern. Ich glaubte den Versicherungen einiger Mitreisenden, daß eine nähere Bekanntschaft mit dieser Gegend nicht der Mühe eines Besuches werth sei. Aus der Reihe der Gebäude ragten einige Minarets hervor und die Kuppel einer stattlichen Moschee. Man ist im Orient. Die Tartarei beginnt hier für den Reisenden, der zu Schiffe von Odessa nach Taurien kommt.

Man hat wohl die Bemerkung gemacht, es sei zu bedauern, daß das Meer gar keine Spuren historischer Ereignisse zurücklasse. Allerdings sieht man jetzt nichts mehr von den mancherlei Seefahrern, die diese Küste entlang fuhren. Hier segelten die Griechen des Alterthums und die Griechen des byzantinischen Reiches, Genuesen und Venetianer, Türken und Russen, Franzosen und Engländer; das Meer weist keine Spuren dieser Fahrten auf. Das Land selbst hat seine Physiognomie nur wenig verändert im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende. Daß es hier an dieser Küste einen stetigen Fortschritt gegeben hat, läßt sich nicht sagen. Die Zahl der Segel, die man von den Küsten der Krim zu sehen pflegt, ist sehr gering. Oft sieht man auch gar keines und in großartiger Einsamkeit liegt der Pontus da, so weit das Auge reicht. Zu der Zeit, als die Genuesen an der Südküste saßen, im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert, mag es anders gewesen sein. Es wird vielleicht anders werden, wenn der Süden Rußlands, durch ein dichtes Eisenbahnnetz mit dem Innern verbunden, die Erzeugnisse des großen Hinterlandes in größerer Menge als bisher dem Meere zur Weiterbeförderung nach dem Westen anvertrauen wird. Jetzt ist es oft und meist an den sonnigen Küsten Tauriens so still und einsam, daß man fast denken möchte, es gebe hier gar keine Geschichte. Und doch ist kein Fleckchen russischer Erde historischer als die Krim, deren

Geschichte um viele Jahrhunderte älter ist als die der übrigen Theile des gewaltigen Kaiserreiches.

Fährt man von Eupatoria aus in der Nähe der Küste nach Süden, so hat man in der blauen Ferne den Anblick der Berge der Südküste. Eine lange Kette zieht sich am Horizonte hin. Der Tschatyr-Dagh zeichnet sich durch Höhe und Zeltform (Tschatyr-Dagh = Zeltberg) aus. Diese Berge stehen am äußersten Rande der Halbinsel; an der diesseitigen Küste ist man etwa zehn deutsche Meilen von ihnen entfernt. Es ist ein vielverheißender Anblick. Meine Ungeduld die eigentliche Südküste zu sehen, dieses Gebirgsland zu bereisen, wurde größer.

Nach einigen Stunden, gegen Mittag, erreichten wir den Hafen von Sewastopol. In unmittelbarer Nähe dehnt sich die Landzunge ins Meer hinaus, auf welcher das alte Chersonnesos stand. Eine Fülle von Reminiscenzen aus dem Alterthum und Mittelalter knüpfen sich daran. Die Zeit gestattete keinen Ausflug zu dem klassischen Trümmerhaufen. Während der zwei Stunden, die das Schiff im Hafen von Sewastopol zubrachte, begnügte ich mich in flüchtiger Ueberschau einen allgemeinen Eindruck dieses merkwürdigen Ortes zu gewinnen.

Unwillkürlich erinnerte ich mich eines Ausspruches der Kaiserin Katharina. In den achtziger Jahren, gerade zu der Zeit als Taurien für Rußland eine so große Bedeutung gewann, als die orientalische Frage durch das „griechische Project" und andere Entwürfe in ein neues Stadium trat, soll sie von Sewastopel gesagt haben: „Nach dreißig Jahren wird Konstantin von hier aus nach Zargrad (Konstantinopel) gehen." Diese Prophezeihung ist nicht in Erfüllung gegangen, dagegen hat hier der Krimkrieg seine Peripetie erlebt.

Es ist unmöglich den peinlichen Eindruck zu schildern, welchen der Anblick dieser Scenerie hervorbringt. Es ist ein großartiges Theater, aber das Stück ist ausgespielt und die Ueberreste der Decorationen und Coulissen stehen verwüstet da, von der Sonne beschienen. Man sieht wohl, daß das Stück mit großer Energie gespielt wurde. Die Stadt ist bis jetzt ein Trümmerhaufen. Die mancherlei Buchten, deren Wasser unmittelbar am Ufer eine bedeutende Tiefe hat, bilden einen der schönsten Häfen der Welt. Er liegt jetzt so gut wie ganz unbenutzt da. An Handel und Verkehr ist nur wenig zu denken und die Zeit der Bedeutung Sewastopols als Kriegshafen ist vorüber, wenigstens für eine geraume Zeit vorüber.

Die Bedingungen der wirthschaftlichen Entwickelung dieses Ortes müssen sehr ungünstig sein. In der Stadt sind nur einige Kramläden. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Schwarzen Meeres, deren Verwaltungssitz sich in Odessa befindet, trägt in den letzten Jahren Einiges dazu bei dem herabgekommenen Städtchen wieder einige Bedeutung zu geben. Es werden Dampfschiffe der Compagnie dort ausgebessert; auch andere Anstalten der Dampfschiffsverwaltung giebt es da.

Ein Umstand trägt dazu bei der Stadt das Aussehen einer völlig verwüsteten, in Trümmer zerfallenden, ehemals sehr belebten Gegend zu verleihen. Der Kalkstein, welcher hier als Baumaterial dient, ist, wie dieses ganz ebenso in Odessa der Fall ist, so weich und leicht abgenutzt, daß selbst neue Häuser sehr bald wie Ruinen aussehen. Der Stein bröckelt, ist nicht plastisch, sondern so porös und weich, daß er ganz leicht verwittert und zerfällt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck bei dem Bau steinerner Häuser große Blöcke dieses Materials mit der Säge und dem Beil behandeln zu sehen. Monumentale Bauten können dabei nicht wohl mit großem Erfolge aufgeführt werden. An Solidität ist nicht zu denken. Alle Ornamentik an den Häusern, recht zierlich am Anfang, gewinnt bald ein ruinenartiges Aussehen.

In Sewastopol ist freilich ein sehr großer Theil der in Trümmern liegenden Gebäude während des Krimkriegs zusammengeschossen worden. Manche halberhaltene Säulenreihe, zerbrochene Architrave, Ueberreste von stattlichen Treppen, hohe Mauern und gespenstisch „öde Fensterhöhlen", durch welche der ewig heitere, tiefblaue Himmel blickt — zeugen von der Wucht der Geschosse, welche von den Alliirten damals in dichtem Hagel gegen die Stadt geschleudert wurden. Indessen mögen auch manche Häuser, welche jetzt allmählich in Staub zerfallen, damals unversehrt geblieben aber von den Einwohnern verlassen worden sein, und in den wenigen Jahren geht denn so ein jämmerliches Gestein an der Luft zu Grunde. Weitaus der größere Theil der übrigens sehr weitläufig gebauten Stadt liegt in Trümmern. Da die Ruinen in vielen Fällen die Nachahmung griechischen Baustils aufweisen, so machen sie stellweise einen imposanten Eindruck. Dazu der südliche Himmel, die drückende Sonnengluth, der völlige Mangel an Vegetation, das schimmernde Weiß der ganzen Küste, der Staub, den das bröckelnde Gestein in dichten Massen ablagert — es beschleicht Einen bei alle diesem ein unheimliches Gefühl: als stehe hier nicht bloß die Geschichte still, sondern auch die Natur. Die Politik feiert hier —

unfreiwillig; die ärmliche Bevölkerung von großentheils zerlumpten Juden, Tataren und Russen feiert auch; die Mittagssonne brennt — es hat etwas Trostloses. Eine Erquickung ist es auf das Meer hinauszufahren, nach den Bergen der Südküste hinüberzublicken. Man lechzt nach frischem Grün, nach geordneten Zuständen, nach irgend einem Gegenstande, der nicht bloß an die Vergangenheit erinnert, sondern auch eine frohe Gegenwart bietet, eine Zukunft verheißt.

Ich bin nachmals wiederholt in Sewastopol gewesen auf der Durchreise, zur See und zu Lande. Ich habe jedesmal mit besonderer Genugthuung der Stadt den Rücken gekehrt, wenn, zu Schiffe, die mächtigen Schaufelräder sich in Bewegung setzten und man auf den Leuchtthurm an der Spitze des Chersonnes lossteuerte, oder wenn, zu Lande, die Postpferde anzogen, die Peitsche knallte und es dann rasch vorwärts ging über die Steppe an den Ruinen der griechischen Städte, an den Kirchhöfen der Engländer und Franzosen, an den Ueberbleibseln der von den Alliirten zur Zeit des Krieges gebauten Eisenbahn vorbei, nach den Bergen der Südküste, zu dem Hafen von Balaklawa.

An dieser Küste landete vor 8 Jahrhunderten der russische Fürst Wladimir, der die griechische Stadt belagerte und nahm und die griechische Prinzessin Anna zur Gemahlin begehrte. Hier ist die Wiege der Staatskirche in Rußland — ein dürrer, flacher, weit in's Meer ausgestreckter Landstrich.

Es dauert eine Weile, ehe man mit dem Dampfschiff um die Landspitze herum ist. Man nähert sich den Felsen von Balaklawa. Die Einfahrt in diesen berühmt gewordenen Hafen ist vom Meere aus gar nicht zu sehen. In den hohen Thürmen, die auf hohen Felsen ragen, hausten Griechen und später Genuesen. Sowohl das Georgskloster, das in einiger Entfernung von Balaklawa, wie ein Schwalbennest am Felsen, hoch über dem Meere schwebt, als auch diese schwachen Spuren des alten Symbolon oder italienischen Cembalo machen keinen sonderlichen Eindruck. Der Hafen von Balaklawa, den ich später von der Landseite besuchte, sieht wie ein stiller Bergsee aus. Fährt man auf dem Meere an demselben vorüber, so ist nichts von ihm zu erblicken. Kommt man von der Landseite nach Balaklawa, so sieht man wiederum das Meer nicht. So versteckt und gewunden ist der Eingang in dieses Asyl, das im Krimkriege so große Bedeutung gewann.

Von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Südküste kann man sich vom Meere aus gar keine, auch nur annähernd richtige Vorstellung machen. Die großartigen Felspartien; hier und da schöne Wälder, einzelne Landhäuser und Schlösser, das Baidar-Thor, ein Paar Tausend Fuß hoch über dem Meere das Binnenland mit der Küste verbindend, Weinberge und Parks, Alupka, das in orientalischem Stil gebaute Schloß des Fürsten Woronzow, Orianda, Eigenthum des Großfürsten Konstantin, Livadia, der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin, alle diese Dinge nehmen sich vom Dampfschiffe aus gesehen, klein, zierlich, unbedeutend aus. Man begreift kaum, wie ein solch schmaler Küstenstreif die Reize bieten könne, von denen alle Reisenden entzückt sind. Man ahnt nicht, mit welcher Kunst die Straße an dieser Küste angelegt ist, welche bunte Abwechselung von Gartenanlagen, Bauwerken, Erdbildungen und Pflanzenformen auf verhältnißmäßig engem Raume zusammengedrängt ist. Man hat auch keinen genügenden Eindruck von den immerhin gewaltigen Dimensionen dieser Felswände, welche bis nach Jalta immer höher und höher sich emporrecken und zuletzt die Höhe von 4000 Fuß erreichen. Während weiter westlich die Felswand fast senkrecht steil abfällt und nur einen schmalen Saum Landes übrig läßt, treten die höheren, in mannigfaltigeren Formen gegliederten, reichlicher bewachsenen Berge des Jaila-Gebirges weiter östlich in der Nähe von Jalta etwas weiter von der Küste zurück. Das Panorama wird immer großartiger und wenn man bei Abendsonnenschein in der Bucht von Jalta landet, genießt man das Schauspiel, welches den berühmtesten Landschaftsmaler Rußlands, Aiwasowski, zu einer seiner herrlichsten Schöpfungen begeisterte.

Jalta ist ein kleiner unbedeutender Ort, hat aber eine reizende Lage und die unmittelbare Umgegend derselben ist der Lieblingsaufenthalt vornehmer Reisenden, so daß hier in der „Saison" eine Gesellschaft sich zusammenfindet, welche an das Publicum in Wiesbaden, Soden u. dgl. erinnert. Eine Reihe Hotels mit hohen Preisen und wenig Comfort, aber alle mit der Aussicht auf das Meer und die Berge ringsum, stehen am Strande. Besonders zur Zeit der Traubenkur pflegt es hier recht lebhaft herzugeben. Der Ort ist geeignet als Station zu dienen bei Ausflügen in die Umgegend, zu denen die Nähe von Orianda, Livadia, Alupka auf der einen Seite, von Nikita, Aluschta auf der andern Seite einladet. Der beste Ausflug, den man von Jalta aus machen kann, ist nämlich ein

Ritt in die Berge. Je höher man steigt, desto lohnender ist der Blick in die Thäler und auf die Küste.

Der Nordländer wird bei dem ersten Besuch der Südküste vor Allem von dem eigenthümlichen Charakter der Vegetation gefesselt. Cypressen-, Mandel-, Nuß-, Olivenbäume, auf den Bergen die Pinien, verleihen der Gegend einen specifisch südlichen Charakter. Jenseits des Jaila-Gebirgs, an den nördlichen Abhängen desselben, ist die Vegetation eine wesentlich andere. Die Entfernung einer deutschen Meile stellt schon einen bedeutenden Unterschied des Klimas dar. Der Schutz des Jaila-Gebirges vor den Nord- und Ostwinden bedingt nicht bloß das Fortkommen vieler Pflanzen, die nur an der Südküste, und sonst in Taurien nicht, angetroffen werden, sondern auch eine Reife und Süßigkeit, ein Arom der Traube, welche dem Nordländer einen noch nie geahnten Genuß verschafft und dem Wein die Blume und die Gluth verleiht.

Das dolce far niente der vornehmen Badegäste und Traubenconsumenten, das faule Herumschlendern der tatarischen Lazzaroni, Pferde- und Fuhrwerkvermiether, der Mangel an Kühle und Schatten, die Unsauberkeit der meisten Straßen des kleinen Städtchens, der Mangel an Charakter, den Jalta bei solch zufälligem Zusammentreffen europäischer und asiatischer Elemente aufweist, lassen den Aufenthalt in dem kleinen Neste als nicht besonders angenehm erscheinen.

Mein nächstes Reiseziel war ein Gut an der Südküste zwischen Jalta und Aluschta; so beeilte ich mich denn schon andern Tages ein Fuhrwerk zu miethen und fuhr auf der unvergleichlich schönen Chaussée nach Nordosten, etwa vier deutsche Meilen lang immer längs der Küste. Man fährt sehr rasch in der Tatarei: ziemlich regelmäßig zwei Meilen die Stunde. Der Weg führt bergauf, bergab in einer Höhe von etwa 1000 Fuß über dem Meere. Links hatte ich die Berge, rechts die ziemlich steil abfallende Küste mit Gärten und Schlössern, Buchten und Felsenriffen, zwischen denen hier und da Tatarendörfer mit ihren flachen Dächern wie Schwalbennester an die Felsen geklebt, aus Wallnußwäldern und Rebengeländen hervorsahen.

Unterwegs trafen wir mancherlei tatarische Fuhrwerke mit Wein, Holz, Obst beladen, ochsenbespannt. Die Tataren fahren mit ungeschmierten Achsen, so daß die geringste Bewegung ihrer Wagen ein furchtbares Knarren, Pfeifen und Kreischen hervorbringt. Ich hatte mancherlei von dieser Musik gehört und war auf den Eindruck vorbereitet, mußte aber doch hell auflachen, als der erste Zug von Tatarenwagen durch einen heillosen

Lärm, bei welchem man buchstäblich sein eignes Wort nicht hören kann, sein Herannahen ankündigte. Dem starken Geräusch entspricht durchaus nicht eine rasche Bewegung. Die Ochsen und die Menschen lassen sich Zeit. Asiatische Indolenz und ein allerdings anerkennenswerthes Schonen der Thiere, ein gemächliches Rauchen von Papiercigarren, deren Fabrication mit großem Behagen unterwegs stattfindet, die Sonnengluth, gegen welche die Tataren durch dicke Schaffellmützen Schutz suchen, der oft sich krümmende, ab- und aufsteigende Weg — alles dieses trägt zur Verlangsamung des Tempo's bei. Auch reitende Tataren bewegen sich in der Regel nur im Schritt vorwärts, allerdings in sehr raschem Schritt. Oft sieht man halbe Familien auf einem Pferde sitzen; eine Frau mit zwei Kindern, oder zwei kleine Burschen allein mit allerlei Körben und Säcken, oder auch einen alten Tataren mit großem Turban oder gewaltiger Schafsmütze angethan und mit allerlei Gepäck beladen. Viele Tataren besitzen gar keine Wagen. Die meisten Erzeugnisse der Felder werden dann auf Pferde geladen und so nach Hause geschafft.

An fließendem Wasser fehlt es trotz der Sonnenhitze nicht ganz. Den ganzen heißen Sommer hindurch liegt stellenweise Schnee auf dem Jaila-Gebirge und einige Sybariten tief unten im Thal lassen sich täglich eine gewisse Menge davon stundenweit herabholen. Dieser Schnee allein mag manche der kleinen Bäche speisen, welche oft unter der Chaussée rieseln, hier und da unter stattlichen Brücken kleine Wasserfälle bilden, den Reiz der Landschaft erhöhen und von den Tataren gehegt und geleitet, sparsam verwaltet, in mehrere Aederchen und Rinnsale vertheilt ihre Tabacks- und Gemüsefelder bewässern. Man weiß hier hauszuhalten mit dem Wasser.

Sehr bald schon, wenn man Jalta im Rücken hat, sieht man den Aju-Dagh oder Bärenberg seine kolossalen Steinmassen in's Meer tauchen. Die Form dieses großartigen Vorgebirges erinnert an einen Bärenkopf (Aju, tatarisch Bär) oder noch mehr an eine gewaltige Schafsschnauze. Auch hat er zu verschiedenen Zeiten beide Bezeichnungen getragen. Hier spielte, wie man meint, die Geschichte von Iphigenia, hier wurden die Menschenopfer dargebracht, von denen Herodot erzählt, hier giebt es mancherlei Gemäuer, von Griechen und Genuesen abstammend. Dichter als anderswo drängen sich zu beiden Seiten dieses Bergriesen an den Golfen Tatarendörfer, Weingärten, Landhäuser. Man schwebt auf der

Chaussée über diesem reichen, farbenglänzenden Bilde, über dem Meere, das selbst bei Neapel nur wenig schöner sein kann als hier.

Sämmtliche Güter liegen unterhalb der Straße. Die Seitenwege, welche zu denselben hinabführen, sind steil, werden oft nur mangelhaft unterhalten und sind bisweilen mit Fuhrwerken kaum zu passiren. Die Fernsichten und Landschaftsbilder aber, welche sich beim Herabsteigen darbieten, sind oft noch herrlicher, als sie auf der Straße oben dem Reisenden begegnen.

Nach wenigen Tagen schon war ich wieder unterwegs — nach Sympheropol. Ich reiste mit der Post und freute mich über die rasche Beförderung, über die Gewandtheit der tatarischen Postknechte, die Kraft und Ausdauer der tatarischen Postpferde. Ein anderes ist es auf den Stationen, welche von Juden gepachtet sind. Diese letzteren halten schlechtere Pferde.

Der Rest der Chaussée an der Südküste, welche ich bis Aluschta, einem großen Tatarendorfe, zurückzulegen hatte — etwa zwei deutsche Meilen — bot wieder eine mannigfaltige Fülle reicher Landschaftsbilder. Die Straße windet sich unaufhörlich an dem Abhange des Jaila-Gebirges, immer breiter wird der Streifen Landes bis zum Meere. Ein zweites, steiles, dichtbewachsenes Vorgebirge — der Kastelberg, erhebt sich in derselben Weise wie der Aju-Dagh aus den Fluthen und die Straße führt hinter demselben vorbei in einer gewaltigen Einsattelung. Die Nußbaumgruppen, welche am Wege stehen, beschatten denselben bisweilen, indem sie ein vollständiges Laubdach bilden. Gewaltige Riesen giebt es unter diesen Bäumen, deren zwei oder drei bisweilen schon eine Tatarenfamilie fast ohne alle Arbeit zu ernähren vermögen. Wohlgepflegte Tabacksfelder sieht man unterwegs häufiger als Weingärten. Der Verkauf von Wein oder auch von Most, welcher bereits gährt, ist den Tataren durch das „Gesetz" untersagt; der Taback ist gegenwärtig ein sehr einträglicher Zweig der Landwirthschaft in der Krim. Die viele Mühe und sorgfältige Pflege und künstliche Bewässerung dieser einen schönen Anblick gewährenden Felder, entspricht so recht eigentlich den Neigungen der Tataren für den Gartenbau. Mit Stolz hat mir mancher „Ali" oder „Mehmed" oder „Hassan" sein Tabacksfeld gezeigt und dabei verrathen, daß die Roheinnahme, welche er daraus beziehen werde, voraussichtlich mehrere hundert Rubel betragen werde. Auch einige Obstbäume hat fast jeder Tatar und Arbusen und Melonen. Ein solcher „Baschtan" und ein Tabaksfeld ist das Ziel der

Wünsche der jüngeren Tataren, welche heirathslustig sich einen selbständigen Hausstand gründen wollen. Zu dem eigentlichen Hause gehört dann nicht viel. Einige Stangen, Stein und Lehm, einige Teppiche im Innern der engen Räume, das Alles ist nicht so schwer zu beschaffen. Ein Anderes ist es mit dem mancherlei Zinngeschirr und besonders mit dem Gold- und Silberschmuck, welche als Geschenk des Bräutigams an die Braut eine unerläßliche Bedingung bei der Gründung eines neuen Hauswesens zu sein pflegen. Diese Halbwilden lieben Putz und Staat, und so manches Pärchen muß wegen solchen Anstandsluxus sich lange Jahre bis zur Hochzeit gedulden. Ein Theil der Zierrathen der Frauen besteht aus türkischen Münzen, wie auch in Baiern die Röcke der Bauern mit Vierundzwanzigkreuzerstücken als Knöpfen dicht besetzt zu sein pflegen.

Auch auf dem Kastelberge giebt es Spuren alter Festungswerke, welche von den Tataren „Demir-Kapu" (Eisenthor) genannt werden, eine Bezeichnung, welche bei sehr vielem alten Gemäuer in Tauriens Bergen vorkommt. Die Gelehrten sind bei solchen Gelegenheiten oft nicht einig bei der Entscheidung, welchem der Völker, die hier im Laufe der Jahrtausende gehaust haben, solche Bauten zuzuschreiben seien. Jedenfalls waren, als dieselben entstanden, die Baukunst und die Fortificationskunde noch in ihren Anfängen. Die Merkmale bei solchen Steinhaufen, bei denen sich nur selten Inschriften finden, wahrzunehmen, sie als Anhaltpunkte für chronologische Bestimmung zu verwerthen, an solche Beobachtungen gewagte, verwickelte Hypothesen zu knüpfen — das ist eine Kunst, welche in Bezug auf die Krim vielfach geübt worden ist, eine reiche Phantasie, vielfache Erfahrung und bedeutende Bücherweisheit erfordert; aber viele Hypothesen sind Hypothesen geblieben, und manche sorgfältig combinirte Interpretation complicirter historischer Ereignisse, großer Völkerwanderungen, gewaltiger Kriege und Umwälzungen hat sich als allzugewagt und unbegründet erwiesen. Die Krim und namentlich die Südküste ist ein Palimpsest. Jedes Jahrhundert hat auf diesen Bergen, in diesen Thälern eine Handschrift zurückgelassen, deren Unleserlichkeit viel Kopfbrechens macht, mehr Kopfbrechens als gewöhnliche, wirkliche Palimpseste veranlassen. Bei letzteren wird die ältere Handschrift zerstört um einer neuen Platz zu machen. Die alten Bauten in der Krim dagegen haben manchen späteren Generationen, neuen Völkern zum Material für neue Schöpfungen gedient; die Griechen haben Festungen der Taurier, die Genuesen die Burgen der Griechen ausgebaut; ein ewiges Wandern und Kämpfen, ein nur vorübergehendes Bleiben und

Wohnen; heute Iphigenia und morgen die Gothen; heute Justinian und morgen die Chazaren; heute ein genuesischer Consul und morgen ein türkischer Pascha; heute ein tatarischer Harem und morgen eine russische Garnison — ein bunter Wechsel, ein Chaos historischer Reminiscenzen, ein Labyrinth von Problemen für Paläographie, Archäologie, Numismatik, Heraldik, Ethnographie, Linguistik u. s. f. Hier ist noch viel zu thun, so viel auch bereits von verdienten Männern gethan ist.

Noch lange ehe man Aluschta erreicht, hat man an einzelnen Stellen des Weges, der zum Theil durch dichten Wald führt, den Anblick des Tschatyr-Dagh, welcher zwei bis drei Meilen von dem Meeresstrande entfernt seine breite Stirne dem Meere zuwendet und alle andern Berge der Umgegend überragt. Hat man etwa eine halbe Meile von Aluschta entfernt das fruchtbare breite Thal vor Augen, an dessen Ende rechts Aluschta dicht am Strande auf einem Hügel sich erhebt, so gewährt dieser „Zeltberg", der den Hintergrund der Landschaft bildet, ein großartiges Schauspiel. Rings umher starren die steilen Abhänge des Babougan, Bjouk-Ouraga, Demirdji; im Thale breiten sich am Ufer des Demirdji-Ousen Felder, Gärten, Gruppen von Obstbäumen, lange Reihen riesiggroßer italienischer Pappeln aus. Man freut sich der behaglichen Breite, des weiten Hintergrundes; man hat hier Berg und Thal und das Meer, alles in größeren Verhältnissen als an den schmalen von steilen Felswänden überragten Streifen der eigentlichen Südküste, die hier ihre Grenze hat. Hier verliert sich auch einigermaßen der Charakter der südlichen Vegetation in dem Maße, als man auf der Straße nach Sympheropol nach Norden vorrückt. Während an der Südküste die steilen Bergwände größeren Schutz gewähren, haben die kalten Nordwinde hier ein freieres Spiel. Es giebt hier mehr Niederschlag als weiter westlich und südlich an der Küste.

Hier erlebte ich ein Gewitter mit Platzregen. Die Spitzen der Berge verschwanden im Nebel, schwere Wolkenmassen hingen tief in die Thäler hinab an den Bergabhängen; kleinere und größere Bäche und Wasserfälle stürzten rascher und rascher von den Bergen hinab in's Thal; der Tschatyr-Dagh verhüllte sein Haupt; lauter und lauter rauschten die Wellen des Meeres, welche schaumgekrönt an dem flachen sandigen Strande sich brachen.

Amphitheatralisch erhebt sich auf dem Hügel dicht am Strande das Dorf Aluschta; Lehmhütten mit flachen Dächern, welche letztere zum

Aufenthalt in den kühleren Abendstunden dienen; meist bildet der Abhang des Hügels eine Wand der Hütte; hier hat man außerdem die Mauerreste einer großartigen Burg aus der Zeit Justinians benutzt um einige Hütten daran zu kleben. Noch jetzt ragen drei stattliche Thürme der griechischen Festung hoch in die Luft und zeugen von der Solidität der Baukunst im sechsten Jahrhundert. Einen seltsamen Gegensatz zu diesen formlosen hohen Steinmassen bildet eine neue griechische Kirche, deren zierlicher Thurm freundlich in die Landschaft hinausschaut.

Aluschta hat einen Bazar, d. h. eine Reihe kleiner Buden, in denen vorzugsweise Schnaps feilgeboten wird, eine Schmiede, eine Bäckerei — alles recht ärmlich, ursprünglich und naturwüchsig, und eine elegant eingerichtete Poststation, die daran mahnt, daß die conventionellen Formen der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts die Herrschaft gewonnen haben über den mittelalterlichen Orient.

Nun ging es, nachdem der Regen Natur und Menschen erquickt hatte, in dem Demirdji-Thal in allmählicher Steigerung hinauf in die Berge, höher und höher. Das Defilé wird enger; der Anblick der Felsen, die rechts und links ragen, immer imposanter. Das schnelle Fahren hört auf. Trotz der verhältnißmäßig guten Wege ist durch das fortwährende Steigen der Straße ein langsames Fahren geboten. Man hat Muße sich die Landschaften zu betrachten, zurückzublicken in das Thal, das sich so breit und sonnig gegen das Meer hin öffnet. Neue Bergspitzen, neue Wäldergruppen kommen in Sicht, steilere Abhänge, zackigere Formen der Bergspitzen. Hier und da in den Schluchten hängen Tatarendörfer, in endlosen Windungen krümmt sich die Straße. Von der einen Seite ragt die steile Felswand, von der andern Seite gähnt die Tiefe. Die Sonne brennt wieder; unbeweglich steht die durchsichtige Luft und läßt die entferntesten Gegenstände in scharfen Umrissen erkennen. Weithin auf dem Meere erglänzt ein Segel; kleine weiße Wölkchen, welche sich am blauen Meere abheben, zeigen dem Reisenden, daß er bereits eine beträchtliche Höhe erreicht hat; wunderliche Steinbildungen erscheinen an den Bergen nah und weit, so auf einem hohen Felsen jenseits eines gewaltigen Abgrundes ein großer Block, der die Silhouette einer Frau mit hoher Coiffüre aufweist; es ist einsam hier oben.

Dann führt wohl der Weg in dichten Buchenwäldern. Man meint in einem deutschen Waldgebirge zu sein, aber ein kreischender, krachender, prasselnder, ungeschmierter Lastwagen mahnt dann wieder an die Tatarei.

Auch wird man an historische Ereignisse der letzten Jahrzehnte erinnert. An einer Quelle, zierlich in Stein gefaßt, liest man eine Inschrift, welche besagt, daß in der Nähe dieses Wassers Kutusow, der bekannte Feldmarschall, als Generalmajor im Kriege mit den Türken am Auge verwundet wurde. Noch höher, etwa 2800 Fuß über dem Meere, steht ein Obelisk. Er erinnert an den letzten Ausflug, den Kaiser Alexander I. kurz vor seinem in Taganrog erfolgten Tode in die Krim unternahm. Hier ruhte der erschöpfte Herrscher eine Weile, im Anschauen des Waldgebirges versunken, den Tschatyr-Dagh zur Seite; weit weit ist ein breiter blaßblauer Streifen über der Küste schwebend zwischen Gebüsch und Bäumen zu erblicken. Es ist das Meer, das aus solcher Höhe und Entfernung gesehen nur eine aufrechtstehende Wand bildet, mit dem Himmel in ein Blau verschwimmend.

Hier ist man auf der höchsten Höhe. Ein neuer Weg ist jetzt unterhalb dieser Stelle in gewundenen Schnörkeln geführt; er bietet mehr Bequemlichkeit für Pferde und Fuhrwerke, aber eine solche Waldeinsamkeit, einen Blick aus solcher Höhe bietet er schwerlich.

Nun geht es bergab. Stellweise stürzt man mehr als man fährt. Die Tataren kennen, wenigstens bei den Postkarren, keine Hemmschuhe. In halsbrechender Eile, mit entsetzlichem Gepolter kommt man in diesen Karren, bei denen alle Federn nur durch ein zum Sitz dienendes Strickgeflecht ersetzt werden, die oft steilen Abhänge herabgefahren. Die Straße wird immer holperiger. So kommt man nach Tauschan-Basar, zu Deutsch „Hosenmarkt“, einer Poststation mitten im Walde, von Bergen umgeben, mit der Aussicht auf den Tschatyr-Dagh. Solche stille Thäler mit Buchen- und Nadelwald giebt es in Deutschland. Hier läßt sich schön sehen und hören „was sich der Wald erzählt“.

Hier ist man jenseits der Küste mitten in einer Gebirgslandschaft, die sich an Schönheit mit den malerischesten Punkten des Schwarzwaldes, des Harzes, des Thüringerwaldes vergleichen läßt. Eine sorgfältige Pflege des Laubholzes ist hier allerdings nicht wahrzunehmen. Bei bestem Willen läßt sich hier, wo der Arbeitslohn hoch und immer noch im Steigen ist, wo es oft völlig an Arbeitern fehlt, der Forst nicht so cultiviren, wie man dies im Westen sieht. Solchen herrlichen Wald, wie ich ihn in dem Defilé zwischen Aluschta und Sympheropol sah, giebt es an der Südküste gar nicht oder nur in beträchtlicher Höhe des Jaila-Gebirges. In diesen vielgewundenen Schluchten hat man keine weiten Aussichten, keine großen

Dimensionen zu überschauen, keine Culturverhältnisse zu bewundern, aber zumal nach reichlichem Regen, wenn es in den ausgetrockneten, steinigen Betten der kleinen Waldbäche zu rieseln und zu rauschen beginnt, wenn allerlei Gevögel nah und ferne seine Stimme erschallen läßt, wenn hier und da das breiter werdende Thal in der Ferne die fruchtbaren Salgbirgefilde erkennen läßt von der Abendsonne beschienen, dann ist es schön die ziemlich steilen Abhänge hinabzufahren mit polterndem und krachendem Postkarren bei dem unermüdlichen, einförmigen Geklingel der Postglocke.

Die Landschaft wird offener, freundlicher, belebter; Wiesen, angebaute Felder, italienische Pappeln; hier und da ein Landhaus oder ein Tatarendorf mit hohem Minaret. Der Salgbir, ein seichter Bach im Sommer, ein reißender Strom im Frühling, fließt neben der Chaussée oder durchschneidet sie auch an vielen Stellen. Die Hügelreihen zu beiden Seiten werden niedriger. An den Abhängen derselben sieht man stellweise noch altes Gemäuer, so, einen großen viereckigen Platz von hoher Mauer umgeben — „Eski-Sarai". Die Tataren meinen, es sei der unvollendete Palast einer ihrer Chane; Andere wollen darin Trümmer einer genuesischen Burg erblicken.

Sympheropol kommt in Sicht. Man bemerkt dichter angepflanzte Gärten; einige Thürme christlicher Kirchen und eine beträchtliche Anzahl Minarets deuten schon aus der Entfernung die Doppelbestandtheile der Bevölkerung dieser Stadt an.

Die Stadt selbst gewährt einen freundlichen Anblick. Ein wohlgepflegter Stadtgarten am Ufer des Salgbir, einige stattliche Häuser, die auf den ersten Blick als Regierungsgebäude zu erkennen sind, breite Straßen, freie Plätze — das Alles ist europäisch und unterscheidet sich nicht von dem Charakter vieler andern Kreis- und Gouvernementsstädte Rußlands. Italienisirender Stil der Kirchen, kasernenartige Frontseiten der meisten Häuser, eine charakterlose, unhistorische Architektur, menschenleere Straßen, schlecht oder gar nicht gepflastert, — das Alles kann man in der „Provinz" oft genug sehen. Von größerem Interesse für den westländischen Reisenden ist der von Orientalen bewohnte Stadttheil mit engen, krummen Straßen, Staub und Schmutz, herrenlosen Hunden, einer Bevölkerung, die auf der Straße allerlei Kramhandel und Handwerkerarbeit treibt, schwatzt, betet, Fußwaschungen vornimmt und sich in ihrer altgewohnten Weise dem Einfluß europäischer Civilisation entzieht. Der Orient ist conservativ. Der Anblick dieser Stadttheile reizte meine Neugier

solche Städte in der Krim zu besuchen, welche den orientalischen Typus viel reiner ausprägen als Sympheropol oder Ak-Metschet, die weiße Moschee, wie die Tataren den Ort nennen. Ich dachte an Karassu-Basar oder Baghtschissarai, entschied mich dann bald für letzteres, wollte aber damit einen größeren Ausflug in die südwestlichen Berge verbinden und beschloß an die Südküste zurückzukehren, um von da aus, zu Pferde, geradeaus über's Gebirge nach der alten Residenz der Tatarenchane zu reisen. Nach wenig Tagen war ich an der Südküste, reisefertig.

Ein Ritt von mehreren Tagen in den Bergen Tauriens erfordert mancherlei Vorbereitung. Es giebt nicht nur keine Gasthöfe unterwegs: man findet auch in den Tatarendörfern oft nicht die erforderlichen Lebensmittel. So hatte ich denn, nachdem ich mit meinem Reisegefährten, einem jungen Tataren, Ibrahim, Rücksprache genommen hatte, außer dem gewöhnlichen Reisegepäck, mich mit Speise und Trank versorgt. Auch einige Bücher und Karten zum flüchtigen Studium der localen Verhältnisse nahm ich mit.

Früh Morgens, die Sonne war eben aus den Fluthen des Pontus gestiegen, standen unsere Pferde gesattelt am Zaune des schattigen Gartens. Ibrahim, der unterwegs nicht bloß Führer, sondern Stallknecht, Diener und Koch sein sollte und dabei trotz seiner orientalischen Tracht, der hohen Schafsmütze, rothen Jacke, dem bunten Gürtel und den blauen Pumphosen mich durch klassisches, griechisches Profil viel mehr an Alcibiades als an Tschingischan erinnerte, machte sich bei den Pferden zu schaffen und hatte viel Mühe die vollen Taschen — die Tataren nennen dieselben „Sakwa“ — an den Sätteln so zu befestigen, daß die Flaschen mit dem Krimwein, die frischgebackenen Weißbrode und andere eßbare Dinge — sogar Gemüse nahmen wir mit — nicht zu Schaden kämen und die wissenschaftlichen Werke, welche uns als „Bädeker“ dienen sollten, bequem zur Hand seien. Besonders die große Reisekarte war von Wichtigkeit. Sie sollte in dem Gewühl von Bergen und Schluchten, Wäldern und Steingeröll uns als Compaß dienen. Ibrahim hatte alle die Gegenden noch nicht bereist; obgleich indessen sich während der Reise der Umstand herausstellte, daß ich viel mehr sein Führer war als er der meinige, so hatte ich meinen Begleiter doch glücklich gewählt. Er sprach gut russisch, war intelligent und dienstfertig und ergötzte mich während der Reisestrapazen

oft durch guten Humor und besonders auch die Freude und Empfänglichkeit bei allen Reiseeindrücken. Sogar hatte er Sinn für landschaftliche Schönheit.

Zunächst hatten wir die Chaussée zu erklettern. In sicherem, raschem Schritte brachten uns unsere Pferde, deren zähe Ausdauer, orientalisches Phlegma und bequemen Gang ich vielfach zu bewundern hatte, in das große Tatarendorf Laink-Lambol an der Landstraße, wo die halbnackte Jugend, Frauen und Mädchen mit Goldblech geschmückt und rothen Lappen und schwarzen Zöpfen behangen, rauchende und schwatzende Männer, deren Mehrzahl doch wieder viel mehr an Tschingbischan als an Alcibiades erinnerten, uns umgaben. Da lag wieder der Aju-Dagh in majestätischer Pracht und Ruhe weit in's Meer vorgestreckt. Bald sollten wir das gewaltige Cap von der Zinne des Jaila-Gebirges schauen, von wo aus es wie ein Spielzeug, etwa wie ein zierlicher Briefbeschwerer zu schauen war.

Auf der Straße ritten wir in scharfem Trabe, bis endlich eine Schlucht mit zierlicher Brücke, schäumendem und brausendem Wasserfall und einem schmalem Fußpfade den Eintritt in die kolossalen Massen des Gebirges gewährte. Am Eingange der Schlucht lag eine Mühle, der besten Müllerlieder und des Pinsels eines Calame würdig. An derselben vorüber, zwischen dichten Gruppen von Nußbäumen ritten wir bis zum nächsten Tatarendorfe Dermenkoi, wo wir einen Führer nahmen, um bis zu dem jenseitigen Abhange des Gebirges zu gelangen. Dieser Lootse ging nun vor unsern Pferden her. In langsamem Zuge stiegen wir höher und höher. Der Pfad, oft im abgefallenen Laube und Steingeröll kaum zu erkennen, ging meist durch herrlichen Buchen- und Eichenwald. Auch Nadelholz gab es da in Menge.

Hoch oben, 3500 Fuß über dem Wasserspiegel, giebt es schöne Wiesen, zum Theil von Wald umgeben. Große Schafheerden weiden dort. Mehrere Schäfer kauerten und lagen am Boden im Gespräch mit einander; wir gesellten uns zu ihnen, ruhten ein wenig und genossen das großartige Schauspiel, welches der Blick hinab auf die Küste gewährte. Meilenweit konnte man nach rechts und links die vielfach gewundene Küstenlinie verfolgen. In großartigem Amphitheater lag links das kahle Gebirge bis nach Sudak hin und endete mit dem hochragenden Meganom. Unter uns die kleinen Güter und fruchtbaren Gelände zu beiden Seiten des Bärenberges (Aju-Dagh); rechts die Gegend von Jalta mit Schlössern und

Villen; und dazu das Meer, blau und golden. Aehnlich mag der Blick vom Vesuv sein.

Unser Führer erhob sich, wir bestiegen wieder unsere Pferde und verabschiedeten uns von den Hirten, welchen ich zu ihrem großen Erstaunen unsere Reisekarte gezeigt und zu erklären gesucht hatte. Nun waren wir in der Nähe des Gebirgskammes. Die Vegetation hörte fast vollständig auf. Ohne Weg und Steg, über Steingeröll und an großen Felsblöcken vorüber ... bald hatten wir den weiten, weiten Blick auf das Innere der Halbinsel. Links das Meer bei Sewastopol und Eupatoria; vor uns und rechts ein wirres Durcheinander von bewaldeten Bergen und Hügeln und hinter demselben die Steppe, welche die größere Hälfte der Halbinsel bildet und an deren Rande Sympheropol und Baghtschissarai liegen. Der Führer verließ uns hier, nachdem er uns einen Pfad im Walde gezeigt hatte, und kehrte an die Südküste zurück. Wir waren unserem Schicksale überlassen und eilten auf dem schmalen Pfade durch den Wald, der so dicht war, daß ich an einzelnen Stellen abstieg und zu Fuß ging. Der Pfad mußte uns an das Ufer der Katscha führen, welche wir auf dem Wege nach Baghtschissarai zu verfolgen hatten. Trotz des Steingerölls, das einem Fußgänger das Wandern höchst beschwerlich gemacht hätte, kamen wir sicher und bequem hinab. Es war ein herrliches Reiten im kühlen Walde. Zahllose Eidechsen sonnten sich am Boden, auf den Steinen, an den Baumstämmen; ein Gesumme und Geschwirre von Insecten umgab uns; Waldtauben in großer Menge waren zu sehen, auch wohl mancher Habicht und Adler kreiste in der Luft; sonst war Alles still und einsam.

Endlich hörten wir ein Plätschern. Wir waren am Ufer der Katscha und verfolgten nun den Lauf dieses Baches, der uns zuerst durch tiefe, wildbewachsene Bergschluchten, dann durch ein offenes, breites Thal nach dem großen Tatarendorfe Kunsch brachte. Hier hielten wir Rast bei dem Schmied des Dorfes, der uns, während unsere Pferde beschlagen wurden, die Veranda seines Hauses überließ, wo wir auf Filzdecken am Boden mit untergeschlagenen Beinen unser Mittagsmahl einnahmen und den Tataren, welche uns in recht bedeutender Zahl und fortwährend rauchend umgaben, ein ungewohntes Schauspiel zum Besten gaben, indem wir aus Liebigschem Fleischextract uns eine Suppe bereiteten und andere Lebensmittel auskramten. Eine Einladung zum Mitessen wurde tatarischerseits abgeschlagen.

Nach dem mehrstündigen anstrengenden Ritt empfand ich in unangenehmer Weise den völligen Mangel jedes Mobiliars bei unsern Wirthen,

die uns nur Filzdecken, Teppiche und Polster anzubieten hatten. Von Tischen und Stühlen war keine Rede. Wir kauerten wie alle Andern am Boden; Speise und Trank, Gläser und Teller standen auf der festgestampften Erde. Neugierig sahen die Tataren unserem Mahle zu und unterhielten sich mit uns, wobei Ibrahim als Dolmetscher diente.

Wir brachen bald auf und setzten unsern Ritt fort. Ein Paar Stunden lang blieben wir noch in dem Katschathale, das immer breiter werdend hier und da hübsche Aussichten auf die Felspartien bot, die wir andern Tages nach dem Besuche in Baghtschissarai und Tschufut-Kale zu besteigen gedachten und unter denen der eigenthümlich geformte Berg von Tepekerman unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Gegen Abend lenkten wir in ein Seitenthal nach Norden ab und ritten auf schmalen Pfaden höher und höher über Kreidefelsen hinweg unserm nächsten Reiseziele zu. Oben bot sich wiederum ein großer Rundblick auf die Berge ringsum. Wieder ragte der Tschatyr-Dagh — etwa drei deutsche Meilen von uns entfernt — mit seiner eigenthümlichen Zeltform über allen andern Bergen hervor. Das Kreidegebirge, über welches wir ritten, ist vielfach von abfallenden Schluchten durchschnitten. Hoch oben ragt die Judenstadt „Tschufut-Kale"; in einer Schlucht lag von steilen Felswänden umgeben die Residenz der Tatarenchane — Baghtschissarei — von Puschkin besungen in seiner farbenreichen Erzählung von der gefangenen polnischen Fürstin, die in dem Harem des Chans ein Opfer der Eifersucht wurde.

Ich war müde vom Reiten und zog es vor zu Fuß zu gehen. Der Mond ging auf; die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die Spitzen der Felsen. Wir kletterten in die Schlucht hinab. Ein buntes Durcheinander von Häusern, Moscheen, Trödelbuden, Thieren und Menschen bot sich unsern Blicken dar. Ein buntes Gewühl von stattlichen Reitern in prachtvollem türkischem Costüm, langen Reihen von kreischenden Ochsenwagen, einer dichten Menge von Tataren, Juden und Zigeunern betäubte uns. Die Mullah's riefen in langgedehnten Tönen von den Minarets aus das Abendgebet; von den elenden an die Kalkfelsen angelehnten Hütten der Zigeuner erschallten tolle Melodien auf der Geige gespielt; Schaaren von halb- und ganznackten Kindern, einige durch ihre Zigeunerschönheit und dunkle Farbe an Murillo'sche Bilder erinnernd, andere durch ihren durchaus mongolischen Typus der Gesichtsbildung auffallend, spielten auf der Straße; zahllose Gruppen von Pöbel, rauchend und Melonen und Arbusen verzehrend, dazwischen russische Mönche aus dem neben der Stadt

gelegenen Kloster in langen Gewändern, mit ehrwürdigen Bärten; Krämer, Handwerker, Wasserträger in den engen krummen Gassen, zu deren Seiten nur wenige Häuser und vorzugsweise Buden, Garküchen, Barbierstuben stehen, ein Gewimmel, so bunt und lärmig, so farbenreich und charakteristisch, daß es mich sehr lebhaft in die Zeit versetzte, wo ich mit Entzücken die arabischen Märchen von den großen Kalifenstädten, von Harun al Raschid und den Kadi's, Derwischen, schönen verschleierten Frauen und dem herumlungernden, bettelnden Pöbel Bagdads gelesen hatte. Hier hätte Freiligrath bei solcher orientalischen Scenerie in der Abenddämmerung, eines seiner bilderreichen Gedichte mit „buntbefiederten“ Reimen machen können. Europa scheint in unendliche Ferne gerückt. Nichts erinnert mehr an den Westen. Man könnte ebenso gut wähnen in Buchara oder Kabul zu sein.

Wir fragten nach dem Palaste der Chane. Ein junger Zigeuner, dessen Profil etwas entschieden Aztekenhaftes hatte, führte uns dahin durch die dichtgedrängte in der Hauptstraße wogende Menschenmasse. Die etwa 10—15000 Einwohner zählende Bevölkerung der Tatarenstadt schien insgesammt auf den Beinen zu sein; es war ein gewöhnlicher Tag, kein Fest, kein besonderer Jahrmarkt, aber Alle schienen sie aus ihren elenden Hütten, aus ihren bretternen Buden auf die Gasse hinausgeströmt zu sein. Die Hitze war am Tage drückend gewesen; jetzt konnte man aufathmen; die Menge hockte in den halbgeöffneten Kaffeehäusern, drängte sich in der Nähe der Obst- und Gemüsebuden, an den plätschernden Brunnen, deren eine beträchtliche Anzahl mit orientalischen Inschriften geziert, mit ihren ewig sprudelnden Wasserstrahlen die durstende Menge erquickt; gravitätische Orientalen mit kostbarem Turban und langem, reichbegürtetem Kaftan mischten sich mit den dunkelbraunen, abgemagerten fetzenbehangenen Gestalten der zappeligen, nach allen Richtungen wie nach einer Beute umherblickenden Zigeuner; dazu die Tatarenfrauen in weißen, faltenreichen Gewändern, unter denen hohe gelbe Stiefel erscheinen, so vermummt in weiße Schleier, daß nur die Augen zu sehen sind — das Alles ist nur zum Theil schön, zum größeren Theil unsäglich häßlich, abschreckend und widerwärtig, aber es ist charakteristisch; hier giebt es keine conventionelle Sitte des neunzehnten Jahrhunderts; hier ist Alles national, volksthümlich, eine lehrreiche Illustration einer niedern, aber scharf ausgeprägten Culturstufe.

Die Stadt mag eine halbe Meile lang sich durch die Schlucht der Kreidefelsen hinziehen. Sie besteht fast nur aus einer Hauptstraße, an

deren unterem Ende der Palast steht — ein Stück vergangener Herrlichkeit, ein sprechendes Bild von ächt orientalischem Luxus. Durch ein buntbemaltes, von allerlei Zierrath schillerndes Portal, an dessen Eingang eine Inschrift an den Besuch der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1787 erinnert, treten wir in den Hof. Ein großer Raum, umgeben von verschiedenen Gebäuden mit Arabesken bemalt und großentheils mit Galerien auf zeltstangenartigen Säulen versehen; links ragen zwei hohe Minarets und zwei gewaltige Kuppeln, welche die Grabmäler der Chane und der zahlreichen Frauen derselben überwölben; Springbrunnen von allerlei Pflanzen und Bäumen umgeben; durch Gitterpforten blickt man in kleine Gärten; — alles dieses von dem Monde beschienen, ein bezauberndes Bild. Hier war es stille; nur einzelne Gruppen von Europäern, welche als solche bevorzugt in den Räumen des Palastes Wohnung hatten, waren im Hofe, an den Fontainen, auf Gartenbänken unter schattigen Bäumen sitzend, wahrzunehmen; man trank Thee, plauderte, spielte Schach und Karten; die Gesellschaft erinnerte an das Publicum in den Bädern des Westens. Europa hatte diesen Rest tatarischen Reichthums geerbt; Europäer theilten sich nun in die Wohnungen der Dewlet-Ghirei's, Mengli-Ghirei's, Hadschi-Ghirei's und derer schönen Frauen. Mit der gewöhnlichen Urbanität und Courtoisie russischer Militairs ließ mir der Intendant des Palastes ein Zimmer anweisen.

Hier gab es freilich keinen besonderen Comfort. An den Wänden der Stube ein Divan mit Polstern, ein kleiner Tisch mit einem Spiegel — das war Alles. Keine Stühle, kein Bett, keine Vorrichtung zum Waschen. Wir machten am andern Morgen unsere Toilette an dem Springbrunnen, dessen Geplätscher die stille Mondnacht hindurch, vor unsern Fenstern den seltsamen, fremdartigen Eindruck der Scenerie erhöhen half. Ordentliche Gasthöfe giebt es in Baghtschissarai natürlich nicht; in einer der tatarischen Herbergen zu übernachten wäre bei europäischen Bedürfnissen noch weniger gerathen gewesen als in dem Palaste, wo die ganze freilich unentgeltliche Verpflegung darin besteht, daß den Reisenden Theegeschirr gebracht wird.

Wir stärkten uns ein wenig durch einen Abendimbiß. Ibrahim hatte sich schon unterwegs auf die köstlichen Melonen gefreut, die wir in Baghtschissarai würden kaufen können. Sie waren allerdings vortrefflich und kosteten fast nichts: das Stück drei Kopeken.

Dann saß ich noch eine Weile draußen und bewunderte die orientalische Mondnacht, die zelt- und teppichartige Ornamentik der Gebäude, die

spielende Willkür in diesen Ranken, Bändern, gebrochenen und gewundenen Linien. Das Verbot der Nachbildung der thierischen und menschlichen Gestalt hat die Phantasie genöthigt ihre ganze Fülle für das Gebiet der Arabeske zu verwenden. Ein reiches Geschlinge von allerei stab-, band- und blumenartigen Formen, dünne Säulen, buntschillernde Farben, vielfach angebrachtes Lattenwerk; die Wände erscheinen dünn und unsolid; diese Häuser machen einen pfefferkuchenteigartigen Eindruck; sie erschein n mehr als ein Spielzeug wie als ein wirklicher Palast, als zierliche Nippsachen mehr wie als monumentale Bauten. Alles erscheint als Ornamentik, das Ganze ist nur Zierrath; wie viel solider, großartiger, monumentaler müssen Denkmäler der maurischen Baukunst — etwa die Alhambra erscheinen als diese tatarischen Fürstenhäuser, die nur den Eindruck schmucker Pavillons machen in leichtem, spielendem Landhausstil aufgeführt, bestimmt als Nomadenwohnung zu dienen.

Nach dem Ritte von sieben bis acht deutschen Meilen schlief ich besser als ich erwartete auf den harten Ottomanen. In der Nacht weckte mich nur das laute Rufen des tatarischen Mullah, welcher vom Balkon des Minarets in langgezogenen Tönen sein monotones „Gott ist Gott und Mohamed sein Prophet" schrie oder sang. Seltsam klangen diese Töne durch die stille Mondnacht über den Hof herüber; die Springbrunnen plätscherten; es war wie ein Märchen der Scheherezade, und dann wieder wie eine kunstvoll inscenirte Zauberoper, oder wie eine Veranstaltung, um mir, dem Westländer, eine naturwahre Probe orientalischen Lebens zu geben.

So hatte ich vor Jahren beim Sonnenaufgang auf dem Rigi den Kuhreigen blasen hören, es kostete damals einen Franken. Hier halten die Ungläubigen, welche jetzt den Palast der Chane bewohnen, die *lauten* Gebete des Mullah umsonst.

Andern Tages ließen wir uns im Palais umherführen. Es ist ein Labyrinth von Sälen, Stuben, Thürmen, Galerien, Gärten und Verandas, ohne irgendwie einen imposanten Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen. Die meisten Räume sind klein, eng. Jetzt hat man Alles renoviren und restauriren lassen. Die Farben der Wand- und Deckenmalereien, der Teppiche und Ottomanen und der bunten Gläser in den Fenstern glänzen wie vor hundert Jahren. Ueberall zierliche, schillernde Formen, eine Ueberladenheit des Decorativen, stillose Spielerei mit geometrischen Figuren; incrustirte Tische, musivische Arbeiten von allerlei Art;

nirgends eine Spur von Solidität des Materials, von großgedachten Formen, von bedeutenden architektonischen Linien, von Geist und Charakter in der Ornamentik. Mit großer Kunst hat man es übrigens verstanden kühle und zugleich durchaus helle, freundliche Räume herzustellen. In diesem Glitzern und Schimmern spricht sich bei allem orientalischen Phlegma doch eine kindliche Freude am Leben aus. Der Blick in die kleinen Gärten, welche von Mauern umgeben, mit Springbrunnen versehen, eine große Mannigfaltigkeit von Blumen aufweisen — ist überaus freundlich. Auch die Gärten zeigen dieselbe Engheit und Zierlichkeit, ein gewisses Behagen am Kleinen, Niedlichgeschmückten. Da sieht man schattige Gänge von Spalieren umgeben und überhangen; gewaltige Rebstöcke von der Dicke eines Mannesarmes breiten ihr Laub darauf aus. Goldene und dunkele Trauben in reichlicher Fülle hängen von allen Seiten und von oben herab; ein Garten mit großem Marmorbassin war für das Frauenbad bestimmt; dichte Lauben mit Bänken stehen hinter dem Marmorbassin, in dessen dunkler Fluth sich jetzt nur die Pappeln und Cypressen, die Rebstöcke und Blumen spiegeln; ein Pavillon im Garten in der Nähe des Harems, wo die Frauen der Chane Nachmittags ihren Kaffee zu schlürfen pflegten; Alles durch haushohe Mauern von der Außenwelt abgeschnitten, ein schönes Gefängniß, aber ein Gefängniß. Hier vertrauerte, der Sage nach, die polnische Fürstin Maria Potocka als Gefangene des tatarischen Herrschers ihre Tage, bis das Gift einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin ihren Leiden ein Ende machte. Diese Fabel des Puschkinschen Meistergedichts ist allerdings eine Fabel, und das Grab der Maria Potocka und die „Fontaine der Thränen", welche an sie erinnern soll, haben, wie eine genauere Forschung unwiderleglich gezeigt hat, nichts mit der heimwehkranken, in Seelenschmerz aufgelösten polnischen Jungfrau zu schaffen, welche letztere nur in der Einbildungskraft existirt hat.

In den Sälen und Kammern, in den Gärten und an den Springbrunnen giebt es überall orientalische Inschriften, deren Schnörkel in gewohnter großsprecherischer Weise das Lob der Chane, der Gebäude, der Fontainen verkünden. Bilderreich und in Hyperbeln prahlen die Verfasser dieser Weisheitssprüche von dem Ruhme der tatarischen Despoten und von ihrer Demuth, von der Macht der Chane und ihrer Frömmigkeit; eine der Springquellen fordert in echt asiatischer Renommisterei alle nur irgendwo in aller Welt sprudelnden Fontainen zur Vergleichung mit ihr

auf, keine sei so herrlich und heilkräftig wie sie. Diese Inschriften prangen an den Marmorfußböden und an den vergoldeten Decken, an Spiegeln und Fenstern und Kaminsimsen: überall die Rhetorik des Morgenlandes.

Es giebt da prächtige Räume; der Gerichtssaal mit einem Uebermaß von Gold und Flittern, Mosaik und Marmor, und dabei ein Versteck für den Chan, der ungesehen den Gerichtsverhandlungen lauschen konnte; Altane für die Frauen des Harems, von denen aus sie den Spielen im großen Hofraum zuschauen konnten, ohne selbst gesehen zu werden; der Falkenthurm, von welchem aus der Fürst eine weite Aussicht in die Kreidefelsengegend genießen konnte; Audienzsäle mit sammetenen Ottomanen und allerlei Malereien von Obst, Trauben und Beeren; in allen Stuben Kamine; die Moschee mit mehreren Kronleuchtern, welche allerlei eckige geometrische Formen aufweisen und zu welcher der Chan einen besonderen Aufgang hatte und eine besondere Loge, — der Harem mit engen, meist sehr einfachen Stuben, von denen allen übrigens nur ein sehr kleiner Theil noch steht, während der größere Theil dieses Baues in Trümmer zerfallen, vollständig abgebrochen und weggeschafft wurde, — endlich die gewölbten Hallen mit den Gräbern und daneben wiederum Gärten ebenfalls mit zahllosen Grabmälern, welche alle entweder den Turban der Fürsten oder die kleine Mütze der Fürstinnen aufweisen und mit Inschriften geschmückt sind. Dazwischen Blumen, Gras und Gestrüpp — auch Gemüsegärten auf diesem Kirchhof.

Ibrahim war von der nationalen Herrlichkeit und fürstlichen Pracht der ehemaligen Gebieter Tauriens ganz berauscht; er war ganz stumm vor Erstaunen und Entzücken über alle die schönen Dinge im Palaste. Er mochte auf seine Art Philosophie der Geschichte treiben und Betrachtungen anstellen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Ich unterbrach seine patriotischen Phantasien, indem ich ihn aufforderte sich zur Weiterreise zu rüsten. Während er in die Herberge ging, wo unsere Pferde verpflegt worden waren, machte ich noch einen Gang durch die Stadt und besorgte einige Einkäufe von echt tatarischen Lederwaaren, bunten Schuhen, Spielzeug u. dgl. Ibrahim brachte noch eine Ladung seiner kleinen Lieblingsmelonen, und bald hingen wir wieder auf unseren Kleppern.

Unsere allernächste Station war das Uspenski-Kloster, ganz nahe in einer Schlucht bei Baghtschissarai gelegen. Tief unten im Abgrunde ist

ein schönes Wäldchen von Eichen- und Nußbäumen, ein Kirchhof — ein schmaler Reitweg führt an dem Felsen höher und höher. Bald waren wir bei dem Höhlenkloster.

Die Klosterzellen, Kirchen und Kapellen, Treppen und Vorrathshäuser sind im Felsen in alten Höhlen, die jetzt weißgetüncht, mit allerlei Hausgeräth versehen, einen recht wohnlichen Eindruck machen und bei der drückenden Schwüle im Sommer einen kühlen und angenehmen Wohnort bieten. Unregelmäßig und wunderlich sind die hölzernen Galerien und Treppen hier und da an der Außenseite des Felsens angebracht. So gelangt man in das Innere. Es macht der ganze Bau einen vogelnestartigen Eindruck. Die ganze Gegend ist reich an solchen Höhlen, welche oft in sehr beträchtlicher Höhe der Felsen, meist sogar an den Zinnen der Berge sich befinden, welche ein Plateau bilden. Hier hatten wir das Beispiel bewohnter „Krypten", denselben Tag sollten wir später u. A. auf dem Berge Tepekerman unbewohnte Höhlen besichtigen. Vor vielen Jahrtausenden schon wohnten in diesen Höhlen Generationen, die uns jetzt ebensolche Räthsel sind, wie die Bewohner der Pfahlbauten. Bei diesen Fragen rechnet man nicht mehr nach Jahren oder Jahrhunderten; man muß ein größeres Maß anwenden. Die Anthropologie und Ethnographie ergeht sich in mancherlei Voraussetzungen, Vermuthungen und Hypothesen über diese Höhlenstädte, ohne über großes Material bei der Lösung dieser verwickelten Fragen zu verfügen. So viel sieht man wol, daß hier Menschenhände bei dem Bau und Ausbau dieser Höhlen ein gewaltiges Stück Arbeit gethan haben, daß kleine in die Mauern gemeißelte Nischen als Schlafstellen gedient haben müssen, daß hier und da zwei oder drei Räume künstlich durch Oeffnungen verbunden worden sind, aber über die historische Zeit der Bevölkerung, welche hier hauste, — über ihre Art und Abstammung, über die Aufeinanderfolge verschiedener Völker, welche hier nach einander gelebt haben, hat man nur schwankende Annahmen. Das sind vorhistorische Zeiten und wenn die Geschichtswissenschaft hier Licht zu schaffen sucht, so muß sie die Naturwissenschaft zu Hülfe nehmen, welche letztere der ersteren auf ähnlichen Gebieten, bei verwandten Fragen bereits manchen wesentlichen Dienst geleistet haben. Auch hier wieder war ein Theater zu schauen, wo das Stück schon lange, lange ausgespielt hatte. Das Treiben der Mönche in den Höhlenzellen, die ich besuchte, der Gesang derselben in der Höhlenkirche bei dem Gottesdienste, welchem ich beiwohnte, war ein bloßes Nachspiel nach einer Pause, welche vielleicht Jahrtausende gedauert hat.

Wieder bestiegen wir unsere Pferde und ritten den steinigen Pfad höher und höher. Allmählig näherten wir uns dem kreideweißen Plateau, auf welchem Tschufut-Kale liegt oder Kirkjer, wie diese Stadt mit anderem Namen heißt. Die Sonne braunte schonungslos auf das dürre Gestein; kein Strauch, kein Grashalm hier oben, eine unermeßliche Umschau nach allen Gegenden; grüne Berge, der Kamm des Jaila-Gebirges, hinter welchem die Südküste liegt; links wieder der Tschatyr-Dagh; tiefblau stand der Himmel über dem großen Panorama.

Aber in der allernächsten Nähe war es ein Anblick voll Grausen und Oede. Gespenstisch, unheimlich lagen in Reihen die Trümmer ehemaliger Straßen, standen die leeren Mauern einst, vor nicht langer Zeit, bewohnter Häuser; enge Straßen, in deren auf hartem, weißem Felsen sichtbaren tiefen Fahrgeleisen das Zeugniß einer bedeutenden Frequenz zu erkennen war, Trottoirs zu beiden Seiten der Straßen, Thore und Thüren, Tempel und Brunnen, Schwellen, Stufen und Treppen, — Alles zerfallend oder zerfallen; kein Laut, kein Thier, kein Mensch. Man meint eine verzauberte Stadt zu sehen, deren Gegenwart durch einen Fluch zerstört wurde. Hier ist Alles Vergangenheit geworden. Verlassen und verdorben, öde und still ist diese Stätte. Wir ritten durch mehrere Straßen immer weiter und weiter und hatten immer nur denselben Anblick halber Häuser, öder Fensterhöhlen, bröckelnder Mauersteine, mit Schutthaufen angefüllter Hofräume, dachloser Stuben. Ein brauner halbnackter Zigeunerbube, den wir von Baghtschissarai als Wegweiser hierher mitgenommen hatten, wies uns nach einem Hause, das bewohnt schien, nahm schweigend und kopfnickend einige Kupfermünzen in Empfang und lief und sprang heimwärts.

Wir sahen einen Fußgänger in der Straße. Also noch eine *letzte* Spur von Leben gab es doch in der hohen, luftigen, brennend heißen, weißschimmernden Ruinenstadt. Es war der Sohn des Rabbiners, der von der ganzen ehemals zahlreichen Karaïmgemeinde fast ganz allein zurückgeblieben ist. Von einem Paar Hundert Familien, die noch in den dreißiger Jahren von Reisenden, wie Montandon, Dubois de Montpéreux u. A. hier oben angetroffen wurden, waren jetzt (1868) nur zwei oder drei geblieben. Ich trat zu dem alten Herrn hinein, der gewöhnt ist von Durchreisenden Besuche zu empfangen und Auskunft giebt über die Localverhältnisse. Ich war erstaunt hier ein ganzes Archiv, eine ungemein reiche Sammlung hebräischer Handschriften in einer ehemaligen Synagoge,

welche jetzt die Studirstube des alten Rabbiners bildete, zu finden. In Fächern geordnet lagen die dichten Haufen alter vergilbter Pergamente; Polsterstuhl und Schreibtisch mit Papieren, Büchern bedeckt. In langem Gewande, ein Käppchen auf dem langen weißen Haar, eine hohe Gestalt — suchte der Rabbiner in seinem Archiv umher, ging von Fach zu Fach, rollte die Handschriften auf, wies mir einige, die sich durch ihr hohes Alter auszeichneten, sprach mit mir über einige die Geschichte dieser Gegend betreffende Controversen und beklagte die Unruhe und Wanderlust seiner Gemeinde, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte in alle vier Himmelsgegenden auseinandergestoben sei, von dem schnöden Mammon verlockt, der in volkreichen Städten, in dichterbewohnten Gegenden, in höher cultivirten Ländern leichter erworben werde als hier oben auf dem kahlen Felsen .... Dann sprach er von seinen Reisen in den Orient, von seinem Aufenthalt in Kleinasien, in Jerusalem, wo er Handschriften gesammelt habe. Der alte Sonderling, der in dieser Oede und Einsamkeit den Rest seiner Tage verbringen, hier sein Grab finden will, machte in dieser Umgebung einen seltsamen Eindruck. Adalbert Stifter hätte ihn für eine seiner „Studien" brauchen können.

Ueber diesen „Judenfelsen" (wörtliche Uebersetzung von Tschufut-Kale) oder Kirkjer giebt es viel Streit unter den Gelehrten. Je mehr Anhaltpunkte für die Geschichte dieses merkwürdigen Ortes alte hebräische Manuscripte und die Inschriften auf den Gräbern in dem Thale Josaphat geliefert haben, desto mannigfaltiger sind die Hypothesen, welche an solche Ueberreste über die Schicksale der Stadt geknüpft werden. Man hat über Gothen und Chasaren und Juden Angaben herauslesen wollen, die sich schon auf das Alterthum oder das früheste Mittelalter beziehen; man hat gesucht, die Beziehungen der Juden und Tataren, welche zweifelsohne im späteren Mittelalter hier mit einander wohnten, aufzuklären, man streitet sehr lebhaft, ob die Genuesen diesen „Judenfelsen" im Jahre 1261 oder ein Jahrhundert später belagert hätten; man hat an den halbverwitterten Gräberinschriften corrigirt, ergänzt, interpolirt und combinirt, und vieles ist dabei im Dunkel geblieben. Dabei ist aber doch ein heiteres qui pro quo aufgedeckt worden, welches wir unsern Lesern auftischen wollen: der Gesandte Ludwigs IX, des Heiligen, Rubruquis erzählt, es gebe zwischen Cherson (bei dem heutigen Sewastopol) und Soldaia (dem heutigen Sudak „quadraginta castella", worauf hin denn die Gelehrten sich

bemüht haben an der Südküste die 40 Burgen aufzufinden. Jetzt hat sich nun herausgestellt, daß jener Reisende des dreizehnten Jahrhunderts nicht vierzig Burgen, sondern Tschufut-Kale gemeint, das auch Kirkjer hieß. „Kirkjer" bedeutet der Erläuterung des Abulfeda zufolge „Vierzig Männer", welches ein italienischer Reisender in „quaranta luoghi" verwandelt und Rubruquis in ebensoviele Burgen. Allerdings liegt Tschufut-Kale zwischen Cherson und Sudak, und somit klärt sich das Mißverständniß auf.

Auch über spätere Zeiten noch herrschen Zweifel. So z. B. sieht man noch heute in Tschufut-Kale das Grab der Tochter eines tatarischen Chans, über welche poetische Sagen im Umlauf sind, als habe sie sich aus unglücklicher Liebe von dem steilen Felsen in den Abgrund gestürzt. Skeptiker meinen, dieser Roman sei ebenso erfunden wie die Geschichte der Maria Potocka in Baghtschissarai. Allerdings ist der Judenfelsen an der einen Seite schroff wie eine Mauer: mehrere hundert Fuß kann man herabstürzen in die Schlucht, welche von Südost nach Baghtschissarai führt, und welche wir am Abend vor unserem Besuche in Tschufut-Kale hinabgeritten waren. Mir schwindelte, als ich hinaufblickte an dieser steilen Felswand empor, an deren äußerstem Rande hoch oben die halberhaltenen Façaden der nun verlassenen Häuser schwebten; Dachgiebel, Fenster, Mauern — scharf, silhouettenartig vom dunkelnden Abendhimmel sich abhebend, wie Taubenhäuser in der Luft schwebend.

Noch vor ein Paar Jahrzehnten zogen die oben wohnenden Karaïm-Juden, welche sämmtlich in Baghtschissarai ihre Kramläden hatten, täglich hinab und kehrten Abends in ihre Behausungen zurück. Regelmäßig wurden die zwei Thore geschlossen, welche den Zugang zu der Stadt bilden: eine kaum einnehmbare Festung. — Das ist nun alles vorüber: die Diaspora setzt sich fort.

Wir hatten noch eine starke Tagereise vor uns. Unser nächstes Reiseziel war der Felsen von Tepekerman, der in regelmäßiger Kegelform — mit einem Zuckerhut vergleicht ihn ein Reisender des achtzehnten Jahrhunderts — oben abgeflacht mit breitem Rande sich unseren Blicken darbot, als wir von Tschufut-Kale aus über das Hochplateau ritten. Die Gegend wurde ganz öde. Fast jede Spur eines Weges verschwand allmählig; nur hier und da war im Gebüsch und Gestrüpp, im Grase und

Steingeröll der schmale Pfad zu erkennen, den wir der erhaltenen Weisung zufolge zu verfolgen hatten. Unser Kompaß, die Reisekarte, war in Bezug auf diese Gegend minder genau. Wir richteten uns nach der Himmelsgegend und waren froh, wenn eine freie Anhöhe uns Gelegenheit bot die grotesken Formen des Felsens von Tepekerman wieder zu erblicken. Einige Hirten, die wir unterwegs trafen, gaben uns Auskunft. Nach anderthalbstündigem Ritte kamen wir endlich an unser Ziel. Ohne abzusteigen — tatarische Pferde sind auf schiefe Ebenen, hinauf und hinab in beliebigem Winkel, eingerichtet, ruhig, sicher, folgsam — langten wir unterhalb der Felsplatte von Tepekerman an, welche in einer Dicke von etwa 30 bis 50 Fuß den Kegel krönt und an allen Seiten ein wenig hervorragt. Unterhalb dieser tischartigen Platte, welche oben immerhin ein Paar Hundert Fuß weit ist, befinden sich nun jene Höhlen oder Krypten, von dem Felsen überhangen, zum Theil hinter Gebüsch versteckt. Auch von der Hochebene aus kann man in einige Höhlen gelangen. Jetzt ist Alles öde und leer. Fast in jeder Höhle fand sich eine Nische vor mit schmaler Platte zum Schlafen, der sprechendste Zeuge, daß hier Menschen gelebt hatten. Manche Räume waren recht hell, indem das Tageslicht durch große Oeffnungen hineinströmte; andere dunkler. Wir ließen die Pferde grasen und setzten uns am Eingange in eine dieser Troglodytenwohnungen nieder, um unser Mittagsmahl einzunehmen, das bei dem Mangel an Wasser sehr frugal war und aus kalten Speisen, Melonen und Krimwein bestand. Der Blick von hier oben war sehr lohnend. Das grüne Durcheinander von Bergen und Hügeln, bis an das Jaila-Gebirge der Südküste, welches das Meer vor unseren Blicken verbarg; dicht unter uns das fruchtbare Thal des Biouk-Ousen oder der Kalscha, an deren Ufern nah und weit einige Tatarendörfer lagen. Hier konnte ich wieder auf meiner Reisekarte mich orientiren und über unsere weitere Wanderschaft, über die Entfernungen bis zu den nächsten Stationen Berechnungen anstellen. Bis zum Abend wollten wir noch am Fuße des Felsens angelangt sein, auf dessen Höhe die berühmte Bergfeste Mangup-Kale liegt. Man hatte uns in Baghtschissarai gewarnt, wir würden ohne Führer in dem Labyrinth von Bergen und Thälern den wildromantisch gelegenen Ort gar nicht finden können, aber ich vertraute auf meinen „Bädeker", den ich mir in den verschiedenen Reisewerken und auf der Karte zusammengelesen hatte, auf den Instinkt meines Ibrahim, mit welchem ich fortwährend über die Reiseroute consultirte, und auf die Auskunft, welche wir unterwegs von den

Eingeborenen erhielten, mit denen sich Ibrahim in seiner gurgelnden, rauhklingenden Sprache so ausführlich zu unterhalten pflegte, daß bisweilen meine Geduld auf die Probe gestellt wurde.

Zuerst ging es ganz steil den Felsen von Tepekerman hinab — ich zog es vor zu Fuße zu gehen und auch Ibrahim führte unsere Pferde am Zügel — bis in das Flußthal, längs welchem wir jetzt, zum Theil in scharfem Trabe, in einem großen Bogen auf die dichter und höher sich thürmenden, reichbewachsenen Bergmassen zu ritten, hinter denen das vielversprechende Schloß liegen sollte. Wir streiften unterwegs auch die Ebene, in welcher die große Straße von Baghtschissarai nach Sewastopol führt, ritten durch einige sehr große Tatarendörfer, deren Wohlstand in dem behäbigen Aussehen der Häuser und in der reichlichen Ernte, die soeben eingeheimst wurde, sich darstellte. In diesen Gegenden giebt es auch Russen, welche von den Zeiten Potemkins abstammen. Hier haben sich Soldaten der russischen Armee aus dem türkischen Kriege angesiedelt und ihre Kolonien scheinen zu gedeihen. Es klang fast fremdartig hier in der Tatarei russisch reden zu hören. Hier und da sieht man auch christliche Kirchen. Die Landschaft ist belebt und läßt auf eine dichtere Bevölkerung schließen. Die Gelegenheit des Absatzes der Bodenerzeugnisse nach Baghtschissarai und Sympheropol einer- und nach Sewastopol andererseits entspricht vortheilhaft der günstigen Beschaffenheit des Bodens, welcher Gemüse, Taback und in der Ebene auch Getreide in reichlicher Menge hervorbringt.

So den ganzen Tag im Sattel zu hängen, ist denn doch gewaltig anstrengend. Meine des Reitens ungewohnte Knochen spürten noch die Ermüdung des gestrigen Tages und der Ritt nach Mangup-Kale war lang. Ich half mir damit, daß ich dazwischen eine halbe Stunde zu Fuße ging. Recht stolz war ich darauf, daß ich indessen doch weniger ermüdet war als Ibrahim; der arme Bursche hatte auf seinem hohen tatarischen Sattel von hartem Leder einen unbequemeren Sitz als ich auf meinem englischen Sattel. Unsere Pferde gingen ruhig ihren Schritt fort, mochten sich aber doch nach einer ordentlichen Mahlzeit sehnen. Endlich, es dunkelte schon, kamen wir in Kadjissala an, einem Tatarendorfe, am Fuße des Mangup-Berges. Ibrahim recognoscirte die Gegend und wir fanden eine wohnliche Stätte in einem Tatarenhause, dessen Bewohner Alles aufboten uns möglichst bequem zu betten und mit allem Nöthigen zu versehen. Hier war nicht die Pracht und der Luxus des Palastes von Baghtschissarai, aber mehr Comfort.

So eine Tatarenwirthschaft ist doch reichlicher ausgestattet, als man erwarten dürfte. Da gab es außer Teppichen und Polstern, welche an den Wänden des besten Zimmers, das uns zur Wohnung angewiesen wurde, ausgebreitet waren, noch gute Kopfkissen und Bettwäsche, einen runden Tisch, welcher den niedrigen auf der Filzdecke am Boden liegenden Polstern entsprechend auch nur wenige Zoll hoch war, Kessel und Tassen u. dgl. m. Ich war sehr froh in einem ordentlichen Bette zu schlafen, ließ mir Thee machen und legte mich gut bedeckt zur Ruhe, die kühle Nachtluft strömte durch eine Oeffnung, welche als Fenster diente und welche im Winter mit geöltem Papier verklebt zu werden pflegt. Der Mond schien in das Zimmer.

Von der weiblichen Einwohnerschaft des Hauses ließ sich niemand blicken; dagegen blieben mehrere Tataren mit ihren Schaffellmützen, die sie gar nicht abnehmen, so lange in dem engen Stübchen mit uns zusammen, bis ich sie durch Ibrahim bitten ließ uns allein zu lassen. Es waren bildschöne Männer, deren Gesichtsbildung keine Spur von asiatischem Typus aufwies. Das Nichtabnehmen der schweren, heißen Fellmützen fiel mir auf. Ich erinnere mich gar nicht gesehen zu haben, daß Ibrahim während unseres tagelangen Zusammenseins sein schwarzes Schaffell auch nur auf einen Augenblick abgenommen hätte; ich weiß gar nicht wie er barhäuptig aussieht. Ich war froh mich mit meinem leichten Strohhut begnügen zu dürfen. Allerdings reicht ein solcher zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen nicht aus und man thut wohl, um die Gefahr eines Sonnenstichs zu vermeiden, noch einen weißen Schirm aufzuspannen. Sowol beim Reiten als beim Gehen ließ ich meinen großen weißleinenen Schirm nicht aus der Hand, so lange es Sonnenschein gab, und dennoch spürte ich an den Händen, die manche Augenblicke ungeschützt geblieben sein mögen, eine leichte Entzündung, die sich übrigens schnell wieder verlor.

Noch vor Sonnenaufgang waren wir am anderen Morgen aufgestanden und traten unsere Wanderung an, um den Berg zu besteigen, auf dessen hohem Plateau die Ruinen von Mangup liegen. Ich hatte mancherlei über die Geschichte dieser merkwürdigen Bergfestung gelesen, hatte schon Abends vorher, bei aufgehendem Monde die Landschaft bewundert, welche den berühmten Kegel umgiebt; wildbewachsene, schroffe Abhänge und Schluchten; hier und da, besonders am oberen Rande der horizontal abgeplatteten Felsmassen eigenthümliche Formationen, welche für geologische

Forschungen reichen und anziehenden Stoff darbieten; in den Thälern und Schluchten Tatarendörfer; oben das Panorama auf einen großen Theil der Halbinsel und sogar die Aussicht auf das Meer bei Sewastopol. Mit großer Spannung bestieg ich den Berg. Ein junger Tatar führte uns. In einer Schlucht stiegen wir in hohem Grase und niedrigem Gebüsch höher und höher. Wie bei Tschufut-Kale der Stadt auf dem Felsen ein Begräbnißplatz in einer üppigbewachsenen Schlucht entspricht, so mahnte auch hier ein ausgedehnter Begräbnißplatz an dem gebüschreichen Abhange mit Tausenden von Grabsteinen an das Dasein einer ehemals volkreichen Stadt auf der Felsplatte, deren überhängenden Rand wir ganz in derselben Weise wie bei Tepekerman hoch oben vor uns erblickten. Eine volle Stunde wanderten wir an den Gräbern vorüber; Quellen mit eiskaltem Wasser sprudelten aus dem Gestein hervor; das Gras wurde spärlicher, der Felsen steiler; zuletzt kletterten wir mehr, als wir gingen. In den Schluchten wurden lange Mauern der ehemaligen Festung sichtbar mit gewaltigen Thürmen. Es waren kolossale Bauten, die auf große Mittel, eine starke Garnison, bedeutende politische Zwecke schließen ließen. Alle Stellen, welche leichter zugänglich erscheinen konnten, waren mit sehr hohen Mauern versehen. Alles verfiel allmäblig. Man sah, daß diese Ruinen Jahrhunderte alt waren.

Die Sonne war aufgegangen und ergoß ein Meer von Licht auf die ganze Umgegend, auf welche wir, oben angelangt, eine weite Umschau hatten.

Mangup, durch seine Lage eine schwer einnehmbare Festung, muß in vielen Jahrhunderten eine bedeutende Rolle gespielt haben. Man hat es auch Manguth genannt und diesen Namen mit den Gothen in Verbindung bringen wollen; die Kryptenstadt am Rande der obern Felsplatte ist viel größer, mannigfaltiger angelegt als andere Troglodytenorte; man meint die Skythen hätten hier gehaust; man erläutert die Bedeutung der einzelnen Räume in den vielverzweigten, ausgebauten Höhlen und nennt diese unwirthlichen Behausungen einen Palast mit Audienzsälen, Vorzimmern, Schlafstuben u. s. w. Hier soll eine erzbischöfliche Metropole gewesen sein; hier giebt es Spuren einer griechischen Kapelle, spärliche Reste einer türkischen Moschee, Trümmer einer Synagoge; Skythen und Gothen, Griechen und Mongolen, Genuesen und Türken lebten hier; griechische, türkische und jüdische Gräber lassen auf eine ehemals zahlreiche Bevölke-

rung schließen, während heute auf dem ganzen Hochplateau, das etwa 1000 Schritte breit und 2000 Schritte lang ist, oft keine Menschenseele oder höchstens ein Paar tatarische Hirten mit ihren Heerden angetroffen werden. Die älteste Inschrift, die man hier fand, zeigt auf einem Karaïmgrabe die Jahreszahl 1274 n. Chr. Von den Königen der Barbarenzeit, welche sich's in den oft zweistöckigen Krypten so bequem als möglich zu machen suchten, bis zu den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo Pallas noch einige Karaimjuden als ständige Bewohner des Felsens antraf, ist eine lange Zeit, aber wir wissen nur wenig davon. An eine der merkwürdigsten Epochen der Geschichte Mangups mahnt die malerische Ruine des Schlosses, der ich mich mit ganz besonders lebhaftem Interesse näherte. Es ist nicht allzuviel von diesem Palaste erhalten, aber das Erhaltene zeugt von Pracht und Geschmack. Die Frontseite hat zwei Stockwerke mit symmetrisch geordneten Fenstern, deren Einfassungen reiche und geschmackvolle Ornamente schmücken. Man will den Einfluß armenischer Kunst bei diesen in Stein gehauenen Arabesken erkennen, im späteren Mittelalter wurden an vielen Orten der Krim Armenier angetroffen. Die Trümmer einer stattlichen Treppe sind noch sichtbar; an dem zweiten Stockwerk sind Spuren einer Gallerie oder eines Balkons zu erkennen. Das Schloß ist offenbar in der letzten Hälfte des Mittelalters gebaut, und über dessen Schicksale im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert haben sich manche Einzelheiten erhalten. Ein Fürst von Mangup, Vasall der Mongolen, kämpfte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen die Heerschaaren, die der Litthauerfürst Witold gegen die Krim geschickt hatte. Hierher sollen sich die Genuesen gerettet haben, als die Türken sie aus Kaffa vertrieben hatten. Ein Fürst von Mangup war der Beschützer und Bundesgenosse der genuesischen Unterthanen in Balaklawa, die sich gegen ihre Herren aufgelehnt hatten. Hier erschienen im Jahre 1474 Gesandte des russischen Zaren beim Prinzen Isaiko, der die Hand seiner Tochter einem Verwandten Joanns III. anbot, um über die Mitgift zu berathen. Ein Jahr darauf erfolgte eine Katastrophe, als der Ort von den Türken genommen wurde. Ein Reisender, welcher um ein Jahrhundert später in dieser Gegend war und sich von einem hochbetagten Priester in Mangup über die Vergangenheit der Burgfeste mancherlei berichten ließ, erzählt von diesem Unglück und wie die Türken, die Bedingungen der mit der Besatzung abgeschlossenen Capitulation verletzt, einen Prinzen nach Konstantinopel geschleppt und dort hingerichtet hätten. Auch

von einer furchtbaren Feuersbrunst, welche den Ort achtzehn Jahre nach der Einnahme durch die Türken zerstört haben soll, wird erzählt. Ferner berichtet man, wie im sechszehnten Jahrhundert es wiederholt vorgekommen sei, daß Gesandte des Zaren von Moskau hier gefangen gehalten worden seien. Solche und ähnliche Erzählungen, zum Theil nicht verbürgt, sind nur wenige Lichtblicke in dem Dunkel der Geschichte Mangups. Im Jahre 1800 sollen die letzten Karaïmjuden, die hier wohnten, fortgezogen sein. Einige Münzen, welche beim Pflügen gefunden worden waren und welche mir mein Wirth in Kadjissala verkaufte, wiesen auf dieselbe Mannigfaltigkeit verschiedener Jahrhunderte und Kulturzustände hin. Es waren türkische und — deutsche: eine brandenburgische aus dem Jahre 1539, eine österreichische aus dem Jahre 1809; — immer dasselbe Chaos von historischen Reminiscenzen.

Es war ein schöner, sonniger Morgen, den ich da oben bei den Ruinen von Mangup verbrachte. Es gab einen seltsamen, fesselnden Gegensatz zwischen der öden Stille und Einsamkeit der Natur jetzt und den historischen Angaben aus alter Zeit. Ibrahim hatte sich die Ledertasche mit meiner Reisebibliothek um die Schulter gehängt und ich konnte gemächlich auf den Trümmern über der Erde und in den Höhlenwohnungen unter der Erde in einigen Büchern blättern und die von gelehrten Reisenden aufgenommenen Pläne von Mangup mit der mich umgebenden Wirklichkeit vergleichen.

Wir stiegen wieder ins Thal hinab, nahmen von unseren Tataren, welche uns zuvor noch ihre Bienenzucht gezeigt hatten, Abschied. Unsere Pferde standen gesattelt. Noch einmal ließen wir uns sehr ausführlich über den Weg unterrichten, welchen wir zu verfolgen hatten um in das Baidarthal zu gelangen, und setzten uns dann wieder in Bewegung. Wir hatten noch einen langen Weg bis Baidar und das Schlimmste war, daß wir uns in dem Labyrinth von Bergen und Thälern nur mit Mühe zurechtfanden. Dieser etwa 3½ Meilen lange Ritt nach Baidar war der anstrengendste Theil der ganzen Reise. Schon sehr bald nachdem wir Kadjissala, am Fuße des Mangup-Berges, verlassen, merkten wir, daß wir eine falsche Richtung eingeschlagen hatten. Die Gegend war menschenleer, die Reisekarte unvollständig, die Rathlosigkeit groß. Wir mußten eine tüchtige Strecke zurückreiten und ließen uns dann von einem tatarischen Reiter, der uns eine Viertelmeile begleitete, die Richtung angeben.

Einige Dörfer, an denen wir vorüberkamen und die ich auf der Karte wiederfand, orientirten uns über unsere Reiseroute, und so ritten wir trotz der brennenden Sonnenhitze in recht guter Laune weiter. Die Müdigkeit, welche ich spürte, ließ mich den Entschluß fassen in Baidar, welches an der Poststraße liegt, dem ungewohnten Reiten ein Ende zu machen und meinen Gaul mit dem Postkarren zu vertauschen. Aber nach Baidar zu gelangen, dem Ziele der Erholung, war nicht leicht. Noch einmal verirrten wir uns im Gebirge und geriethen auf einen Pfad, der uns nur mit einem Umwege nach Baidar führte. Der Wald wurde so dicht, daß an's Reiten nicht mehr zu denken war. Ich überließ dem Ibrahim die Pferde, nahm meinen Knotenstock und ging voraus. Der Pfad wurde schwieriger, das Gestrüpp dichter; zuletzt kam eine völlige Wildniß; wir mußten in eine tiefe Schlucht an einer steilen Wand ohne Weg und Steg hinabklettern und an der andern Seite eine ebenso steile Anhöhe hinauf. Ich begreife nicht, wie die Pferde so haben klettern können, aber diese Thiere sind in der Tatarei, wie die Ponys in Schottland oder die Gemsen in Tyrol.

Endlich kamen wir in das Baidarthal. Zwei Meilen lang und eine Meile breit, von herrlich bewaldeten Bergen umgeben, von vielen Bächen durchzogen, mit üppigen Weideplätzen und reichen Gruppen von Nußbäumen auf den dunkelgrünen Wiesen, in der Thalebene und an den Bergabhängen Tatarendörfer — so stellte sich der Anblick dieses wegen seiner landschaftlichen Schönheit sowol, als auch wegen seiner Fruchtbarkeit berühmten Thales uns dar. Hier war keine specifisch südliche Vegetation, nicht der Zauber des Meeres, welches durch das Jailagebirge von dem Baidarthale getrennt ist, nicht die Waldromantik der Berglandschaft bei Mangup, aber hier war Alles behagliche Breite, wirthschaftliches Gedeihen, hier waren die günstigsten Bedingungen für Landbau und Viehzucht, Spielraum für Straßenbau, große Dörfer, weite Anpflanzungen. Die Défiléen, welche von verschiedenen Seiten: von Balaklawa, von Mangup und von der Südküste in das Thal führen, sind von dem Thale aus nicht wahrzunehmen. Alles ist von allen Seiten geschlossen, durch die großartige Kette des Jaila im Süden, durch die niedrigen Hügel des binnenländischen Gebirges von den anderen Seiten: ein wohnlicher, satter, ungemein freundlicher Eindruck.

Nach einiger Rast und guter Mahlzeit in dem europäisch eingerichteten Poststationshause — hier gab es denn doch wieder Stühle — ließ

ich anspannen und setzte meine Reise im Postkarren fort. So ein Fahren im polternden Karren ist nach einem Ritt von zwei und einhalb Tagen eine sehr angenehme Erholung. Die Straße nach der Südküste geht steil an dem Jaila-Gebirge hinauf und von derselben aus genoß ich, mich umschauend, den Anblick des Baidarthals bei Abendsonnenschein. Es ging höher und höher. Endlich erblickte ich ein in altrömischem Stil gebautes Thor. Wir fuhren durch dasselbe und mit einem Mal, wie durch einen Zauber, sahen wir das weite Meer, die Südküste mit Felsen und Gärten und der eigenthümlichen Mannigfaltigkeit der Vegetation. Hoch oben schwebten wir bei dem Baidarthor über dem unvergeßlichen Bilde, das man nicht beschreiben kann, das man eben gesehen, bei rothglühendem Abendsonnenschein gesehen haben muß, um dieses Bild als eine der schönsten Reiseerinnerungen, die man je und irgendwo gewinnen kann, aufzunehmen. Solche Farben, solche Dimensionen, solcher Rahmen zu dem Bilde, die zauberhafte Plötzlichkeit, mit welcher alles Dieses beim Thore erscheint — rechts und links ragen steile Felspartien senkrecht über der Küste und dem Meere zu beiden Seiten empor, mag man sonst an der Südküste vergebens suchen. In zahllosen Windungen stürzt die Straße von dem in schwindelnder Höhe zwischen Felsen eingemauerten Thor in die Tiefe hinab; Schluchten, Abgründe, Steinwände — ein Stück des Weges geht durch den Felsen in einem Tunnel; vielfach schwebt die Straße auf gemauertem Unterbau; das Meer tiefblau, violett, roth, blasser und blasser in der Ferne; in demselben Augenblick, als wir aus dem Thor herausfuhren, bog der Dampfer von Sewastopol kommend um den Felsvorsprung; eine ganze Meile konnte ich seinen Lauf nach Jalta hin verfolgen; wie eine Nußschale erschien er in der spiegelglatten Fluth.

Noch einige Stunden hatte ich die eigentliche Südküste entlang bis Jalta zu fahren. Hier ist die Küste schmal. In bedeutender Höhe führt die kunstreich und sorgfältig gebaute Chaussée; eine senkrechte, kahle Felswand, deren bewachsene Spitzen noch eine Meile von den letzten Strahlen der Abendsonne beschienen wurden, links, die bunte Mannigfaltigkeit der Küste mit reichen Anlagen, stattlichen Schlössern und Landhäusern rechts; so fuhr ich bis der Mond am Himmel stand und ich im Park des Schlosses von Alupka ein Nachtlager fand. Hier gab es ein Gasthaus, gute Betten, und anderen Tages einen Morgenspaziergang in dem herrlichen Garten, eine Besichtigung des im orientalischen Stil gebauten prachtvollen Schlosses des Fürsten Woronzow, und dann setzte ich meine Reise fort.

Alupka, Orianda und Livadia — jeder dieser Parks, jedes dieser Schlösser mit eigenthümlichem Charakter, in eigenthümlicher Bauart, bieten eine großartige Mannigfaltigkeit von Pracht und Luxus und edlem Geschmack und eine glückliche Mischung von Kunst und Natur. Die letztere bietet aber überall so viel, daß alle Erfindungen der Architektur, alle künstlich ersonnenen und mit ungeheuerem Kostenaufwande aufgeführten Bauten und Anlagen, Statuen, Springbrunnen, Lusthäuser wenig bedeuten, verglichen mit der imposanten Ruhe und Größe dieses Meeres, dieser Felsen, dieser überreichen, charaktervollen Pflanzenwelt . . . . Auf dem Wege nach Jalta erblickte ich wieder den Aju-Dagh, der mir wie ein alter Bekannter schon aus der Ferne zu winken schien.

In Jalta bestieg ich wieder den Dampfer, der mich vor Kurzem an die Südküste gebracht hatte. Ich hatte noch andere Reiseziele. . . . .

α . . ρ.

Zur Geschichte der Geschichte.

W. E. Hartpole Lecky, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. A. d. Engl. von Dr. H. Jolowicz. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung 1868. S. XXVIII u. 317 u. 322.

Zu den größten Errungenschaften des geistigen Lebens in unserem Jahrhundert gehört der Fortschritt auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, Geschichtsforschung. Keine frühere Zeit hat den Bestrebungen auf diesem Felde etwas Aehnliches zur Seite zu stellen. Sie sind charakeristisch für die geistige Entwickelung der letzten Jahrzehnte, für die moderne Bildung; als ebenbürtig treten sie dem Forschen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft zur Seite. „Künftige Zeiten", sagt Lazarus*): „werden im Rückblick auf die gegenwärtige die Signatur der geistigen Bestrebungen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehr als wahrscheinlich darin erkennen, daß, sowie die erste Hälfte eifrig und strebsam bemüht gewesen ist, die äußere Natur zu erforschen, an die Stelle subjectiver Begriffe objective Thatsachen zu setzen, mit der Fackel des Geistes in ihren Proceß und ihre Gesetzmäßigkeit hineinzuleuchten: so die zweite Hälfte, vorzugsweise das Wissen vom Menschen, als Natur- und Kulturwesen, vom Menschen, wie er aus der Geschichte und sie aus ihm hervorgeht, sich zur Aufgabe gemacht hat."

Vorzugsweise quantitativ sind die Leistungen der Geschichtswissenschaft in den letzten Zeiten von großer Bedeutung. Es fehlt der Geschichtsforschung nicht an einer Fülle von Material, dessen Reichthum sich täglich mehrt, es fehlt der Geschichtsschreibung nicht an der Wirkung auf die Lesewelt. Diese Studien gehören zu den beliebtesten; mehr als manche

*) Ueber die Ideen in der Geschichte. Eine Rectoratsrede. Abgedr. in der Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1865 III. Bd. S. 385—486.

andere vermitteln sie zwischen dem Fachmann und den allgemein gebildeten Kreisen. Fruchtbare Anregungen werden ihnen verdankt; ihr Einfluß auf die geistige Entwickelung überhaupt ist im Steigen begriffen. Bei dem Erscheinen von Niebuhrs Römischer Geschichte nahmen doch nur die eigentlich gelehrten Kreise an der Bewunderung und Freude über die neugewonnenen Ergebnisse und Gesichtspunkte Theil; Macaulay's Werk wirkte mehr auf den staatsmännischen Theil des Publicums und entzückte durch die glänzende Darstellung, durch politisch-rhetorischen Stil; Ranke's Meisterwerke werden in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nur von Fachmännern gehörig gewürdigt; die plastische Ruhe, diplomatische Vorsicht und Gelassenheit, der Farbenreichthum seiner Darstellungsweise wird nicht eigentlich populär, aber regt doch in weiteren Kreisen zur Beschäftigung mit der Geschichte an. Die Wirkung von Th. Buckle's Buche war durchschlagender. Mit der Originalität eines Autodidakten, mit dem Nachdruck eines Reformators auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, mit unnachsichtigem Tadel der bisherigen Weise historischer Studien trat er auf. Man darf die Wirkung dieser literarischen Erscheinung nicht unterschätzen. Es ging das Gefühl durch die allgemein gebildete Lesewelt, daß hier das Problem einer wissenschaftlicheren Auffassung der Geschichte energischer als bisher gestellt war; man horchte auf, indem man erkannte, daß es sich um eine Angelegenheit der ganzen denkenden Menschheit handelte. Die Fachmänner mochten achselzuckend über Buckle's Werk zur Tagesordnung übergehen; selbständigere Leser mochten die Grundgedanken von Buckle's unvollendetem Buche für verkehrt halten — aber die negativen Resultate, welche es erzielte, verdienten Beachtung. Man mochte wenigstens klarer als bisher erkennen, daß die Frage: ob Geschichte eine Wissenschaft sei, präciser gestellt werden müsse, daß man über das Wesen der Geschichte als Wissenschaft sehr lange schon im Unklaren sei.

Wenn die Historiker selbst es bisher fast gänzlich unterlassen haben genügende Auskunft über diese Fragen zu geben, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn es nur sehr unklare, widersprechende und seltsame Begriffe über dieselben giebt. Wichtigeres, Entscheidenderes über das Wesen der Geschichte ist nicht sowohl von Fachmännern, als von Dilettanten geschrieben worden. Bossuet und Vico, Voltaire und Herder, Hegel und Schopenhauer, Wilhelm v. Humboldt — waren nicht eigentlich Historiker von Fach, aber ihre Bemerkungen über diesen Gegenstand waren mehr zur Sache als manche von einem Zunftgenossen herrührende.

Bayle sagt, mit der Geschichte gehe man um, wie mit einem Stück Fleisch in der Küche; Jeder bereite es nach seinem Geschmack, nach Gutdünken. Ist dem so, dann kann es bei der Methode der Geschichtsschreibung nur mehr auf Recepte, auf praktische Anweisung ankommen, und nicht so sehr auf eigentliche Theorie. Guter Rath für die Technik hat bisher oft die Theorie ersetzen müssen. Mit dem Ablernen einzelner Kunstgriffe, die man wohl historische Kritik genannt hat, ist nicht selten die Frage von Wesen und Methode der Geschichte abgethan worden. Man weiß, wie andererseits einige Versuche eine „Philosophie der Geschichte“ zu construiren das ganze Fach einigermaßen in Mißcredit zu bringen geeignet waren. Einerseits, indem man die Geschichte nur als Kunst betrachtet hat, andererseits indem man apriorisch teleologische Systeme der Geschichte ersann — ist man nicht dazu gekommen den Begriff der Geschichte als Wissenschaft festzustellen.

Mit Recht hat noch vor Kurzem Heinrich Ritter darauf hingewiesen, daß, indem bei den alten Völkern die Geschichte viel mehr als Kunst, viel weniger als Wissenschaft behandelt wurde, dieser Umstand bis auf die neueste Zeit seine Nachwirkung gehabt habe. Wir bekennen uns, sagt Ritter, gern als Schüler der Alten in Wissenschaften und Künsten und daher hat auch unter uns die Erzählungskunst der Alten lange als Muster gegolten und wir haben lange die Geschichte mehr als Kunst, weniger als Wissenschaft behandelt.*) Die Künstler aber, welche Geschichte schrieben, etwa wie Rafael malte oder Beethoven componirte, sind eben als Künstler nur wenig dazu gekommen die Regeln ihrer Kunst in ein System zu bringen. Rafael hat keine Aesthetik geschrieben, Beethoven keine Compositionslehre. Hier ist mehr Intuition als Reflexion, mehr Phantasie als klares Denken, mehr der Trieb des Schaffens als die Fähigkeit der Analyse, mehr Anhäufung als Ordnung, mehr quantitative als qualitative Leistung. In dem Meere von Erscheinungen, Thatsachen verliert man den Compaß des wissenschaftlichen Denkens; nach allen Seiten zerstreut hat man kein Ziel vor Augen und wird sich nicht klar über einen bestimmten Weg, den man einzuschlagen habe. Man geht im Material unter. Man bleibt bei dem Besonderen stehen. Wo bleibt da die Wissenschaft?

*) Heinrich Ritter, An Leopold von Ranke über deutsche Geschichtschreibung. Ein offener Brief. Leipzig 1867. S. 18 u. 19.

Das Stärkste, was gegen die Geschichte als Wissenschaft gesagt worden ist, rührt doch wohl von Schopenhauer her. Er bemerkt in seinem Aufsatz „Ueber Geschichte“ u. A. Folgendes:*)

„Die Geschichte darf nicht in die Reihe der Wissenschaften treten ... denn ihr fehlt der Grundcharakter der Wissenschaft, die Subordination des Gewußten, statt deren sie bloße Coordination aufzuweisen hat. Daher giebt es kein System der Geschichte, wie doch jeder andern Wissenschaft. Sie ist demnach nur ein Wissen, jedoch keine Wissenschaft. Denn nirgends erkennt sie das Einzelne mittelst des Allgemeinen, sondern muß das Einzelne unmittelbar fassen und so gleichsam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen; während die wirklichen Wissenschaften darüber schweben, indem sie umfassende Begriffe gewonnen haben, mittelst deren sie das Einzelne beherrschen und, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, die Möglichkeit der Dinge ihres Bereiches absehen, so daß sie auch über das etwa noch Hinzukommende beruhigt sein können. Die Wissenschaften, da sie Systeme von Begriffen sind, reden stets von Gattungen; die Geschichte von Individuen. Sie wäre demnach eine Wissenschaft von Individuen, welches einen Widerspr ch besagt. Auch folgt aus Ersterem, daß die Wissenschaften sämmtlich von dem reden, was immer ist; die Geschichte hingegen von dem, was nur ein Mal und dann nicht mehr ist .....“

„... Sofern nun die Geschichte eigentlich immer nur das Einzelne, die individuelle Thatsache, zum Gegenstande hat, ist sie das gerade Gegentheil und Widerspiel der Philosophie, als welche die Dinge vom allgemeinsten Gesichtspunkt aus betrachtet und ausdrücklich das Allgemeine zum Gegenstande hat, welches in allem Einzelnen identisch bleibt ... Während die Geschichte uns lehrt, daß zu jeder Zeit etwas Anderes gewesen, ist die Philosophie bemüht, uns zu der Einsicht zu verhelfen, daß zu allen Zeiten ganz das Selbe war, ist und sein wird. In Wahrheit ist das Wesen des Menschenlebens, wie der Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf nur, um erschöpfend erkannt zu werden, der Tiefe der Auffassung. Die Geschichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu ersetzen .... Hierauf beruht das Widerspiel zwischen den philosophischen und den historischen Köpfen: jene wollen ergründen, diese wollen zu Ende zählen ....“

*) Die Welt als Wille und Vorstellung. II. 499—509.

Es ist begreiflich, wenn Schopenhauer mit souveräner Verachtung den Versuch zurückweist die Philosophie mit der Geschichte durch die Philosophie der Geschichte zu versöhnen. Er sagt in Bezug hierauf u. A.:

„Da nur das Individuum, nicht aber das Menschengeschlecht wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußtseins hat, so ist die Einheit des Lebenslaufes dieses eine bloße Fiction. Zudem wie in der Natur nur die Species real, die genera bloße Abstractionen sind, so sind im Menschengeschlecht nur die Individuen und ihr Lebenslauf real, die Völker und ihr Leben bloße Abstractionen. Endlich laufen die Constructionsgeschichten, von glattem Optimismus geleitet, zuletzt immer auf einen behaglichen, nahrhaften, fetten Staat, mit wohlgeregelter Constitution, guter Justiz und Polizei, Technik und Industrie und höchstens auf intellectuelle Vervollkommnung hinaus, weil diese in der That die allein mögliche ist, da das Moralische im Wesentlichen unverändert bleibt. Das Moralische aber ist es, worauf, nach dem Zeugniß unsers innersten Bewußtseins, Alles ankommt ...“

„Die Hegelianer ... sind auf Plato zu verweisen, der unermüdlich wiederholt, daß der Gegenstand der Philosophie das Unveränderliche und immer Bleibende sei, nicht aber das, was bald so, bald anders ist. Alle die, welche solche Constructionen des Weltverlaufs, oder, wie sie es nennen, der Geschichte aufstellen, haben die Hauptwahrheit der Philosophie nicht begriffen, daß nämlich zu aller Zeit das Selbe ist, alles Werden und Entstehen nur scheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal ... Die Thoren meinen, es solle erst etwas werden und kommen ...“

„... Die Geschichte ist nicht nur in der Ausführung, sondern in ihrem Wesen lügenhaft, indem sie, von lauter Individuen und einzelnen Vorgängen redend, vorgiebt, alle Mal etwas Anderes zu erzählen; während sie, vom Anfang bis zum Ende, stets nur das Selbe wiederholt, unter andern Namen und in anderem Gewande ... Das Identische und unter allem Wechsel Beharrende besteht in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes, — vielen schlechten, wenigen guten. Die Devise der Geschichte überhaupt müßte lauten: Eadem, sed aliter. Hat Einer den Herodot gelesen, so hat er, in philosophischer Absicht, schon genug Geschichte studirt. Denn da steht schon Alles, was die folgende Weltgeschichte ausmacht: das Treiben, Thun, Leiden und Schicksal des Menschengeschlechts, wie es aus den besagten Eigenschaften und dem physischen Erdenlose hervorgeht.“

So Schopenhauer. Lange vor ihm hat ein griechischer Weiser die Geschichte eine „ἀμέθοδος ὕλη" genannt; haben Beide Recht, so ist über die Geschichte als Wissenschaft der Stab gebrochen.

Aber sollte es nicht zu früh sein an der Geschichtswissenschaft zu verzweifeln? Manche Versuche die Geschichte in eine Wissenschaft zu verwandeln sind nicht glücklich gewesen. Andere werden vielleicht glücklicher sein. Ist die Geschichte keine Wissenschaft, so wird sie es vielleicht. Es giebt eben trotz Schopenhauer noch „Thoren, welche meinen, es solle erst etwas werden und kommen."

Alle Wissenschaften sind geworden. Was früher keine Wissenschaft war, wurde es später. Das Sammeln und Betrachten von Pflanzen ist noch keine Botanik, die Verwaltung des Staatshaushalts ist noch keine Finanzwissenschaft, Volkszählung noch keine Statistik. Alles spätere wissenschaftliche Arbeiten begann mit dem Besonderen, von welchem man zu dem Allgemeinen fortschritt.

Aber allerdings ist die Geschichte erstaunlich lange bei der Beschäftigung mit dem Besonderen geblieben. Eine bloße „Factensammlung", wie Schlözer noch die Geschichte nannte, ist freilich keine Wissenschaft. Noch in neuester Zeit liefen die Versuche das Wesen der Geschichte zu bestimmen, welche von einzelnen Vertretern der Ranke'schen Schule ausgingen, doch nur mehr darauf hinaus, in der Feststellung des Thatbestandes Zweck und Ziel der historischen Methode zu erweisen. Man hat die Technik der Beschäftigung mit den Quellen verwechselt mit den Aufgaben der Geschichtswissenschaft überhaupt. Man ist immer wieder bei der Frage stehen geblieben, ob die Urheber historischer Quellen die Wahrheit hätten wissen können und sagen wollen. In der sogenannten historischen Kritik, hat man das A und O der „Methode und Aufgabe der historischen Forschung" erblicken wollen,*) und damit die Geschichte zur Handlangerin der Philosophie herabgewürdigt. Es ist schwer begreiflich, wie auch in allerletzter Zeit noch von einem der geachtetsten Vertreter dieser Schule die förmliche Verzichtleistung auf höhere Aufgaben, das Genügenlassen an quantitativer Arbeit hat ausdrücklich ausgesprochen werden können. Oder was ist es Anderes, wenn Maurenbrecher seine Antrittsrede in Dorpat, welche die bekannten

*) S. u. A. Sybel, Ueber die Gesetze des historischen Wissens, Bonn 1868. Maurenbrecher, Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung, Bonn 1868.

Grundsätze der Quellenkritik als den Gesammtinhalt der Methode und Aufgabe der historischen Forschung darstellt, mit den Worten schließt:

„Auch die Forschung über die Geschichte einer Nation oder einer Periode oder vielleicht sogar einer einzelnen Persönlichkeit oder eines einzelnen Ereignisses, auch sie kann nur dann eine wahrhaft vollendete werden, wenn sie gehoben und getragen ist von weltgeschichtlichem Verständniß: wer eine Spanne aus der Geschichte dieser Welt verstehen will, kann der Einsicht in die weltgeschichtlichen Entwickelungsgesetze nicht entbehren. Und dies ist die letzte und höchste Aufgabe unserer Wissenschaft: sie weist das Gesetz der Entwickelung nach im Laufe der menschlichen Geschichte, sie zeigt den ruhigen, ununterbrochenen und stetigen Fortschritt der menschlichen Entwickelung; sie deutet auf die wenigen Gesetze der sittlichen Weltordnung hin. Hier ist aber auch die Stelle, wo der Geschichtsforscher dem Philosophen die Hand reicht und i h m d i e w e i t e r e A u s f ü h r u n g d i e s e s T h e m a s ü b e r l ä ß t."

Eine Bankerotterklärung in aller Form. Schopenhauer will die Geschichtswissenschaft durch Negation des Fortschritts morden; hier endet sie, indem sie auf die Lösung „ihrer letzten und höchsten Aufgabe" verzichtet durch Selbstmord; sie dankt zu Gunsten der Philosophie ab. Wo sie mit dem Handwerkszeug arbeitet, da spreizt sie sich als „historische Forschung", wo sie es mit dem Besonderen zu thun hat, da rühmt sie sich ihrer Technik, ihres Scharfsinns bei Erforschung des „Medium", durch welches wir von vergangenen Thatsachen wissen; wenn sie aber von dem Besonderen zu dem Allgemeinen fortschreiten, wenn sie als Wissenschaft Probe halten soll, da streckt sie sogleich die Waffen vor der Philosophie?

Uns will scheinen, daß sie „die weitere Ausführung jenes Themas" nicht der Philosophie zu überlassen brauche, wofern sie eine Wissenschaft bleiben will. Hic Rhodus, hic salta! Mag man der historischen Kritik noch so große Erfolge verdanken, mag in der Erforschung des Einzelnen die Technik noch so glänzende Siege feiern, aber wenn sie dabei stehen bleibt, förmlich und bewußt auf die Lösung einer höheren Aufgabe verzichtet, so hat sie ihr Urtheil sich selbst gesprochen: sie ist keine Wissenschaft.

Das ist also nicht der Weg die historische Forschung zu Ehren zu bringen. Bleibt man auf diesem Wege, so darf man sich nicht wundern, wenn die Geschichte von den andern Wissenschaften als unebenbürtig über die Achsel angesehen wird. Sie giebt sich selbst auf. Wie soll ihr da geholfen werden können?

So lange die Statistik nur bei der Aufzählung von „Staatsmerkwürdigkeiten" stehen blieb, war sie keine Wissenschaft. Indem sie von dem Besonderen zum Allgemeinen fortschreitet, wird sie eine Socialphysiologie. So lange die Geographie nur Beschreibung war, konnte sie nicht eine Wissenschaft heißen. Seit man sie „zum Philosophiren zwang", wird sie es. Aehnlich geht es der Geschichte.

Mochte die Geschichte zur Verherrlichung der Vaterlandsliebe oder zur Unterhaltung oder zur Erbauung oder zur Erörterung politischer Fragen oder zur poetischen Darstellung dienen, sie war früher keine Wissenschaft. Im Alterthum, im Mittelalter gab es auch kein Bedürfniß ihre Entwickelung zu einer Wissenschaft anzubahnen. Erst in den letzten Jahrhunderten haben einige der besten Köpfe eine solche Entwickelung für möglich gehalten, und für dieselbe gewirkt. Im 16. Jahrhundert schon hatte Bodin die Welt, das Staatenleben als einen Organismus anzusehen begonnen, welcher gewissen Entwickelungsgesetzen unterworfen sei; er hatte den Versuch gemacht die mittlere Lebensdauer der Staaten zu berechnen und damit Quetelet und Buckle in sehr gewagter Weise anticipirt. Bossuet's Versuch, die Geschichte nach den Gesichtspunkten des officiellen Christenthums zu construiren, Leibnitzens Optimismus, der ein Grundgesetz der Perfectibilität aufstellte, Giambattista Vico's Streben das scheinbar Zufällige als Nothwendiges zu erkennen, seine Versuche durch Analogie eine, wenn man sagen darf, historische Physiologie herzustellen, allgemeine Gesetze zu finden; Montesquieu's, Hume's, Pascal's Umhertasten nach allgemeinen Gesichtspunkten — Alles dieses beweist, daß die Frage von der Geschichte als einer Wissenschaft als ein wichtiges Problem erkannt war, daß die Lösung dieses Problems postulirt wurde. Mochte man nun in allem historischen Leben einen ewigen Kreislauf erkennen wollen, ein ewiges Aufblühen und Verwelken, eine trostlose Danaidenarbeit, ein stetes Auf und Ab, oder mochte man einen fortwährenden Fortschritt, eine stets aufsteigende Linie, die Perfectibilität als Grundgesetz des historischen Lebens annehmen — beiderlei Reihen von wissenschaftlichen Versuchen gehören zu den vielverheißendsten Studien, die je gemacht wurden, obgleich von Schopenhauer's Gesichtspunkte aus, der Versuch die Weltgeschichte in eine Naturwissenschaft zu verwandeln ebenso verächtlich erscheinen mag, als das Streben eine Philosophie der Geschichte zu construiren.

Allerdings galt es bei solchen Versuchen mancherlei Gefahren zu vermeiden; es wurden viele Fehler gemacht; aber es war schon etwas, wenn

man aus dem bloß quantitativen Arbeiten herauskam, wenn man nicht bloß empirisch Geschichte trieb, wenn Schopenhauer's Vorwurf, daß die Geschichte „auf dem Boden der Erfahrung fortkrieche" nur irgendwie ungerechtfertigt erschien. Mit einem unermeßlichen Wuste von Thatsachen — mochte jede einzelne auch noch so gut beglaubigt, durch historische Kritik sicher festgestellt sein — kam man noch zu keiner Wissenschaft, sondern nur zu einem Wissen. Aber auch die Leichtigkeit Geschichte philosophisch zu construiren, war gefährlich. Die Mannigfaltigkeit historischer Thatsachen in das Prokustesbett willkürlich aufgebauter philosophischer Systeme hineinzuzwängen, war leichter als Philosoph und zugleich Historiker zu sein. Mit dem Dogma allein war auch nichts gethan.

Baco hat schon auf die Möglichkeit beide Gegensätze zu vereinigen hingewiesen: die Empiriker, sagt er, seien mit Ameisen zu vergleichen, welche nur sammeln und verzehren, die Dogmatiker mit den Spinnen, welche den Faden nur aus sich ziehen; an den Bienen dagegen sei ein Beispiel zu nehmen: sie sammeln und verarbeiten. So hat sich auch der Historiker nicht auf bloße formlose Accumulation von Kenntnissen über das Geschehene zu beschränken; er muß sich vor dem in der Luft stehenden Schematismus hüten. Es muß sammeln und verarbeiten.

Diejenigen, welche, wie Maurenbrecher, bei der historischen Kritik als dem punctum saliens der Geschichte als Wissenschaft stehen bleiben, kommen nicht über das Ameisenthum hinaus. Sie verwechseln das bloße Wissen vom Geschehenen mit der Geschichte als Wissenschaft. Maurenbrecher, wenn er auch in jener Rede ausdrücklich betont, er spreche nicht im Namen Aller, (d. h. doch wohl aller Vertreter der Ranke'schen Schule) er theile nur seine Auffassung mit, will doch die Gesetze historischer Forschung darstellen, „wie sie Ranke's Schule uns überliefert"*). Und allerdings sagt er auch nur, was vor ihm Sybel und vor Sybel gelegentlich auch der Altmeister Ranke selbst gesagt haben; daß es sich bei Erforschung der historischen Thatsachen um die ersten Quellen, um eine correcte Würdigung der Quellen handle. Das sind noch keine Gesetze, sondern nur einige praktische Anweisungen, die allerdings von der Ranke'schen Schule besonders bei der Erforschung der Geschichte des Mittelalters zu glänzenden Ergebnissen geführt haben. Aber alle noch so glückliche Anwendung des Mikroskops schafft noch keine Botanik oder keine vergleichende

*) A. a. O. S. 9 u. 10.

Anthropologie. Die Anweisung mit dem Mikroskop zu arbeiten ist noch kein Kanon für das Wesen und die Methode der Naturwissenschaften überhaupt, sondern nur ein Mittel quantitativ vorzuarbeiten für allgemeinere Ergebnisse. Das Sehen mit dem Mikroskop ist noch nicht das Endziel der Wissenschaft, sondern nur mehr eine Manipulation, ein sehr wesentlicher Theil des technischen Verfahrens, um auf Grund mikroskopisch untersuchter, also unzweifelhaft sicher festgestellter einzelner Thatsachen weitere Schlüsse zu machen. Je präciser alles Einzelne feststeht, desto erfolgreicher kann man inductiv arbeiten. Aber es ist die Feststellung des Einzelnen doch nur ein Sammeln, die Ameisenarbeit, und diese ist noch keine Wissenschaft.

Auch Ranke hat wohl die Feststellung des Thatbestandes als die Aufgabe der Geschichtswissenschaft bezeichnet, aber er hat es nicht mit dem Anspruch gethan, damit den Inbegriff historischen Arbeitens erschöpfend zu bezeichnen. Gelegentlich betont er die Wichtigkeit der Kritik bei Erforschung des Thatbestandes. So sagt er in seinem Aufsatze über Don Carlos*):

„Sollen wir aufgeben den Irrthum in's Auge zu fassen, dasjenige was man wußte, von demjenigen, was man entweder zu wissen meinte oder glauben machen wollte, zu sondern? Sollen wir uns der Kritik entschlagen, damit man fortfahren dürfe, unter widerstreitenden Angaben diejenige zu ergreifen, welche etwa der Persönlichkeit eines Jeden am Meisten zusagt? Wir halten es noch für möglich den nach beiden Seiten ausschweifenden Meinungen ihren Mittelpunkt festzustellen: er läßt sich noch finden ... es lassen sich noch Gesinnungen, Ereignisse, Thaten wie sie waren, und aus ihnen die allgemeinen Entwickelungen nicht durch Divination, sondern durch redliche Forschung erkennen; und es ist möglich die Geschichte rein herauszuarbeiten. Ohne diese Zuversicht wären alle unsere Bemühungen eitel."

Man sieht wohl, daß hier Geschichte und Geschehenes als identisch gilt. Aber wie wenig Ranke und seine Schule die „reine Herausarbeitung" der Geschichte, d. h. die Feststellung der Thatsachen in der Praxis für die alleinige Aufgabe, für das einzige Ziel ihrer Forschung halten, zeigt jedes Geschichtswerk, das von ihnen herrührt, zeigen die zusammenfassenden Betrachtungen, welche nicht das bloße Ergebniß der sichern Feststellung von Thatsachen sind, sondern vielmehr die Frucht wahrhaft historischen Denkens,

*) Wiener Jahrb. 1829. II. 247.

der historischen Interpretation, des philosophisch-historischen, wahrhaft wissenschaftlichen Erkennens. Ranke's Schule thut selbst natürlich viel mehr, als sie verspricht. Ihre Praxis ist viel weiter als ihre Theorie. Verschwindend klein erscheint die einzelne Thatsache, relativ unbedeutend die Wichtigkeit der historischen Kritik, wenn ganze große Reihen von Entwickelungen angeschaut werden, auf die es doch am Ende ankommt. „Die einzelnen Thatsachen der Geschichte", sagt Lazarus, „sind keine farbigen Steine und Stifte, aus denen man durch bloße Anordnung ein Mosaikgemälde machen kann. Auch mit dem Kitt der Reflexionen und dem moralisirenden Maßstab der Ethik ist es nicht gethan: sondern, um es zunächst figürlich anzudeuten: in farbige Atome für die Palette des Historikers müssen alle Thatsachen sich verwandeln, daß er dann mit freiem Zug und Strich in fließenden Linien die Bilder des Völkerlebens schildern kann." *)

Im Grunde will Maurenbrecher dasselbe. Er fordert vom Historiker „nicht nur Kritik, sondern Auffassung und Urtheil," **) aber während der Verherrlichung der Kritik seine Antrittsrede fast ausschließlich gewidmet ist, geht er mit wenigen allgemeinen Sätzen über die Forderung der Auffassung und des Urtheils hinweg. Wilhelm v. Humboldt's genialer Schrift „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers" wird nicht erwähnt, während Droysen ihn „den Bacon für die Geschichtswissenschaften" nennt***) und in seinem hochgeistvollen „Grundriß der Historik" die Bedeutung der „Interpretation" betont, welche die Arbeit der Kritik zu ergänzen habe.

„Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen," sagt Humboldt, „ist noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht beschreiben lassen. Die historische Darstellung ist wie die künstlerische Nachahmung der Natur, die Grundlage von Beiden

*) Ueber die Ideen in der Geschichte. A. a. O. 102.

**) Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung. S. 25.

***) Grundriß der Historik. Leipzig 1868. S. 6.

ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Die Nachahmung kann geschehen durch unmittelbares Nachbilden der äußern Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorgängiges Studium der Art, wie die äußern Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen. Der Geschichtsschreiber wie der Zeichner bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange giebt. Das Auffassen des Geschehenen muß von Ideen begleitet sein. Ohne die Ideen erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich. Dem Geschichtsschreiber ist kein Organ verliehen, die Pläne der Weltregierung unmittelbar zu erforschen. Sie offenbaren sich an den Begebenheiten selbst. Die Zahl der schaffenden Kräfte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Hat der Geschichtsforscher auch alle einzelnen: Klima und Boden, Nationalcharakter, Einfluß der Kunst und Wissenschaft, bürgerliche Einrichtungen erforscht, so bleibt doch noch ein mächtig wirkendes nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst Anstoß und Richtung verleihendes Princip übrig — Ideen, die ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen. Alle Geschichte ist nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel. Das sind die Endursachen, denen der Geist nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag. Was dem Künstler die Kenntniß der Natur, das Studium des organischen Baues, ist dem Historiker die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältniß und Ebenmaß und der Begriff der reinen Form, sind jenem die still und groß sich im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtsschreibers ist in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung, Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen."

An diese Gedankenblitze anknüpfend hätte der Begriff der Geschichtswissenschaft weiter ausgeführt werden müssen. Aber nach Humboldt kam einerseits der Pessimismus Schopenhauers, andererseits die teleologische Willkür, der spielende Schematismus Hegels, dem die Fülle des Materials, die Ruhe und Sicherheit fehlte, welche allein eine unbedingte Herrschaft über dasselbe verleibt.*) In dieser unbedingten Herrschaft über das Material, in der reichen Fülle desselben hat die Ranke'sche Schule ihre Aufgabe gesucht und gefunden und damit ein gewaltiges Stück Arbeit gethan. Aber das Wesen der Geschichte zu bestimmen, auf diesem Wege zu bestimmen hat sie nicht vermocht. Sie betonte das Besondere, das Aeußerliche fast ausschließlich, während Humboldt durch den Hinweis auf das Allgemeine, auf die Ideen in der Geschichte den Grund gelegt hatte zu einer wissenschaftlicheren Auffassung der historischen Forschung. Er hatte angedeutet, worauf es ankomme, in flüchtigen Umrissen das zukünftige Bild einer Geschichte als Wissenschaft gezeigt, den Weg gewiesen. Die Ranke'sche Schule hat die Wichtigkeit der Ameisenarbeit betont, Hegel und die ihm folgten (z. B. Michelet) haben wie die Spinnen den Faden aus sich gesponnen, es galt nun die Arbeit der Bienen zum Muster zu nehmen: zu sammeln und zu verarbeiten.

Alles Sammeln wird in dem Maße fruchtbar, alle specielle Forschung in dem Maße erfolgreich, als es beim Sammeln und Forschen leitende Gesichtspunkte giebt. Will man nicht bloßen Ballast für das Gedächtniß zusammentragen, oder läßt man sich nicht an einer Belebung der spielenden Phantasie genügen, so muß man auch bei dem geringsten Detail der historischen Forschung das Ganze im Auge behalten, auf welches sich Alles, auch das Kleinste, bezieht. Jede Thatsache, jede Erscheinung kann als ein Stück Peripherie betrachtet werden, das auf einen Mittelpunkt hinweist. Im Gegensatz zur fragmentarischen Auffassung der Empirie, welche nur die einzelnen und vereinzelten Antriebe, Gedanken, Werke, Motive sieht, gilt es das Ganze des historischen Verlaufs zu erkennen. Es gilt wie Gervinus sagt, die Geschichte „nicht herauszubuchstabiren im Einzelnen, sondern herauszulesen im Ganzen."

Man klagt wohl, daß der Historiker oft vergeblich arbeite, weil es so viele Schwankungen gebe im historischen Wissen: je größer die Fortschritte der Forschung, desto häufiger geschehe es, daß Thatsachen, welche bisher

*) S. Albert Jansen, Die Idee des Fortschritts in der Geschichte. S. 14.

als bewiesen galten, sich später als irrig erwiesen und daß so der spätere Historiker oft den früheren zum Theil vernichte. Das gilt allerdings doch nur von den Ergebnissen der Detailforschung, bei der vieles Unwesentliche als Endziel der Untersuchung betrachtet wurde. Richtet man sich auch bei der Specialforschung auf allgemeinere Ergebnisse, so wird man sich über solche Verbesserungen im Detail und in der Technik leichter zu trösten wissen. Nicht auf äußerliche Correctheit so sehr als auf innere Wahrheit kommt es an. Aber diejenigen, welche die historische Kritik, das „reine Herausarbeiten der Geschichte", die Herstellung des Thatbestandes als das Ziel historischer Studien ansehen, bleiben eben bei der äußeren Correctheit stehen, bei der technischen Prüfung des Materials, vorzugsweise bei der Untersuchung von Ueberresten politischer Geschäfte, bei Archivalien. Hier besonders, bei der kritischen Prüfung von Urkunden, Geschäftspapieren ist in der That Eminentes geleistet worden. Aber nicht bei allen, sondern nur bei verhältnißmäßig sehr wenigen historischen Objecten steht diese Kritik im engeren Sinne unter den Mitteln der Technik in erster Reihe, vorzugsweise bei Erforschung eines äußeren Verlaufes der politischen Geschichte, bei dem Studium einer Staatsbegebenheit. Aber gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich die Menge historischer Objecte unendlich vermehrt, das Gebiet historischer Forschung in's Ungemessene erweitert. Man hat außer dem Nacheinander historischer Begebenheiten, das Nebeneinander historischer Zustände, das allmähliche Werden, die langsame geschichtliche Entwickelung zu betrachten angefangen. Aus der Erzählung ist oft eine Betrachtung geworden. Man hat Diagnosen stellen müssen nicht bloß für acute Krankheiten von Staat und Gesellschaft, sondern auch für chronische. Was gilt da die einzelne Thatsache, das einzelne Geschäftspapier? Man vergegenwärtige sich nur die Erfolge Niebuhr's bei Erforschung der Römischen Geschichte, indem er, nicht bei dem äußeren Verlaufe der Begebenheiten stehen bleibend, die Zustände, die langsam werdenden Institutionen erforschte. Man erinnere sich, welch größere Klarheit, welch tieferes Verständniß für alle Kenntniß von der französischen Revolution dadurch gewonnen wurde, daß außer dem Drama der wenigen Schreckensjahre das Jahrzehnte und Jahrhunderte lang währende Siechthum Frankreichs erforscht wurde. Bei solchen Studien gilt die Kritik der Aechtheit nicht so viel als bei der einzelnen Thatsache; die Würdigung der einzelnen Quelle, der einzelnen Geschichtserzählung erscheint dabei unbedeutend. Es gilt eine Gesammtauffassung des Ganzen zu

gewinnen, und das Einzelne in diesem Ganzen hat gar nicht, oder nur selten den Charakter oder die Bedeutung eines Ereignisses, eines äußern, episch darstellbaren Verlaufes. Bei der vergleichenden Rechtsgeschichte, welche für die historischen Studien überhaupt von großer Anregung gewesen ist, wird die sogenannte historische Kritik nur sehr untergeordnete Dienste leisten können. Als es galt die Kunstgeschichte der Zeit Rafaels und Dürers zu verarbeiten, da war mit den „Quellen" und der Quellenkritik nicht weit zu kommen, wenn man auch in Vasari u. A. wenigstens für die italienischen Meister ganz erwünschte äußerliche Nachrichten fand; in ihren und ihrer deutschen Zeitgenossen Werken lag ein ganz anderes, das eigentliche Material der Forschung vor; ein Material freilich, mit dem in's Reine zu kommen der Forscher ein Rüstzeug besonderer Art brauchte.*)

Als d'Aguesseau bei einem Besuche Malebranche's von letzterem bei der Lectüre des Thukydides angetroffen wurde, machte ihm Malebranche den Vorwurf, er thue unrecht seine Zeit der Beschäftigung mit zufälligen Thatsachen zu widmen. Schopenhauers oben mitgetheilte Ansichten zeigen, daß von gewisser Seite das geringschätzige Urtheil über die Geschichte sich in den letzten anderthalb Jahrhunderten nicht geändert habe. Die Geschichte hat vielleicht selbst nicht genug gethan, den ihr gemachten Vorwurf, daß sie sich nur mit dem Besonderen und nicht mit dem Allgemeinen, mit dem Zufälligen und nicht mit dem Nothwendigen beschäftige, zu entkräften. Man hat mehr gesammelt als verarbeitet. Wo soll es hinaus mit dem Wuste von historischen Thatsachen, wenn sich in denselben keine organische Einheit nachweisen läßt? Soll Leibnitz mit seinem Spruche: Les sciences abbrègent en augmentant nur in Bezug auf die Geschichte Unrecht haben und in Bezug auf andere Wissenschaften Recht? Oder soll er überhaupt Recht behalten, weil die Geschichte nicht unter die Wissenschaft zu zählen ist?

Ein großer, fruchtbarer Versuch die Geschichte zum Range einer Wissenschaft zu erheben, geschah durch die Philosophie der Geschichte. In der Geschichte der Geschichte wird Herders Verdienst unsterblich bleiben. Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" war auch ein solcher Versuch die Idee der Menschheit und ihrer Geschichte als ein Ganzes zu erfassen. Selbst die übrigens in Spielerei und Willkür ausartenden Constructionen bei Vergleichung des Lebens der Staaten und Völker mit dem Menschen-

*) Droysen, Kunst und Methode, Beilage zum Grundriß der Historik S. 84.

leben, welche von Johannes von Müller u. A. versucht wurden, enthielten manchen anregenden Irrthum, der zur relativen Wahrheit führen konnte. Die Betrachtung der historischen Welt als eines einigen Kreislaufs, als einer ununterbrochenen Bewegung auf und ab, war in ihrer äußerlichen, mechanischen Auffassung irrig, in ihrem Pessimismus trostlos und unhistorisch, aber sie regte doch zu ferneren Erörterungen an. Das Bestreben die Geschichte in den Kreis der Naturwissenschaften hineinzuziehen, sie in eine „Sociologie" oder in eine Physiologie von Staat und Gesellschaft zu verwandeln, gehört zu den fruchtbarsten Irrthümern in der ganzen Geschichte der Geschichte.

Diese falsche Alternative die Geschichte entweder metaphysisch construiren oder physikalisch erklären, sie entweder in ein philosophisches Schema hineinpressen oder die historischen Mächte in Naturgesetze auflösen zu wollen, war ein Vortheil und Gewinn für die historischen Studien. Die Geschichte konnte sich auf ihre Stellung im Kreise der Disciplinen besinnen. Es galt die Frage von ihrer Existenz zu lösen. Wollte sie nicht einerseits durch Metaphysik ein Dogma, nicht andererseits eine Naturwissenschaft werden und damit ihre Selbständigkeit, ihre Eigenart aufgeben, so mußte sie aus dieser Alternative heraustreten. Es galt zu zeigen, daß sowohl die eine als die andere Art die Geschichte zu betrachten eben als unhistorisch verworfen werden muß, daß die Rose keine Tulpe und keine Nelke sei.

Die Geschichte verdankt der Philosophie fruchtbare Anregung, aber sie konnte nicht umhin auf das Unhistorische in dem Verfahren der Philosophen der Geschichte hinzuweisen. Wenn z. B. von einem Schüler Hegels der Versuch gemacht worden ist, den pythagoräischen Lehrsatz in der Geschichte dadurch zu beweisen, daß er Europa das maßgebende Dreieck, Afrika und Asien die Quadrate der Katheten und Amerika das Quadrat der Hypothenuse benannte, so war dieses doch höchstens ein witziger Einfall und noch kein wissenschaftliches Experiment; wenn man ein Axiom aufstellt, daß die Civilisation sich stets nach Westen bewege und hieran die Berechnung knüpft, daß nach Maßgabe des bisherigen Fortschritts der Bildung vom Euphrat bis nach England hin, dieser Fortschritt jährlich 50 Secunden betrage, so daß die Bildung nach etwa 2000 Jahren Labrador erreichen werde, so ist das nicht sowohl tiefsinnig, auch nicht einmal witzig, sondern aberwitzig; wenn ein italienischer Gelehrter von der Zahl 30 als der Zahl der Jahre für die mittlere Lebensdauer einer Generation

ausgehend, alle historischen Ereignisse durch eine solche Algebra erläuterte, daß die Zahl von 30 Jahren überall wiederkehre, so daß Mohamed für den Sieg des Islams 30 Jahre gebraucht habe, daß eine eben solche Periode für die Gründung des Reichs Karls des Großen nöthig gewesen sei, daß sowohl die Perserkriege als auch der peloponnesische Krieg 30 Jahre gedauert habe, von dem eigentlichen 30jährigen Kriege gar nicht zu reden — so gewinnt die historische Wissenschaft dabei so wenig, wie bei den Hirngespinnsten der französischen Socialisten, welche wie Fourier für den ganzen Proceß der Weltgeschichte einen Zeitraum von 80,000 Jahren in Anspruch nehmen, einen Zeitraum, an dessen Ende das Meer wie Limonade schmecken und jeder Mensch genau sieben Pfund Fleisch täglich essen werde, oder welche wie Proudhon eine willkürliche Reihe von Epochen der Menschheitsgeschichte postuliren und dieselben „Elend", „Arbeit", „Maschinen", „Concurrenz" und dergleichen benennen. — Solche Dinge erinnern fast an jene indischen Sagen, denen zufolge ein König 2 Millionen Jahre alt war, als er zur Regierung kam, 6,300,000 Jahre regierte, abdankte und sich noch 100,000 Jahre so hinschleppte.

Mit der Regel de Tri und Algebra, mit dem pythagoräischen Lehrsatze und allerlei Zahlenmystik kann der Geschichte als Wissenschaft nicht auf die Beine geholfen werden, und jeder Schematismus im Kleinen, ist ebenso sehr wie diese kolossalen Phantastereien geeignet die Geschichte bei den andern Wissenschaften in Mißcredit zu bringen, obgleich auch diese recht gut thäten sich zu erinnern, daß es vor der Astronomie nur eine Astrologie, vor der Chemie nur eine Alchymie gegeben habe.

Schopenhauer erwartet von der Zukunft nichts, von der geschichtlichen Entwickelung nichts. Er sagt: „Der oft wiederholten Lehre von einer fortschreitenden Entwickelung der Menschheit zu immer höherer Vollkommenheit, oder überhaupt von irgend einem Werden des Weltprocesses, stellt sich die Einsicht a priori entgegen, daß bis zu jedem gegebenen Zeitpunkt bereits eine unendliche Zeit abgelaufen ist, folglich Alles, was mit der Zeit kommen sollte, schon da sein mußte." An einer andern Stelle heißt es: „Die Thoren räumen der Geschichte eine Hauptstelle in ihrer Philosophie ein, und construiren dieselbe nach einem vorausgesetzten Weltplane, welchem gemäß Alles zum Besten gelenkt, welches dann finaliter eintreten soll und eine große Herrlichkeit sein wird. Demnach nehmen sie die Welt als vollkommen real, und setzen den Zweck derselben in das armselige Erdenglück, welches, selbst wenn noch so sehr von Menschen

gepflegt und vom Schicksal begünstigt, doch ein hohles, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Constitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können. Besagte Geschichtsphilosophen und Verherrlicher sind demnach einfältige Realisten, dazu Optimisten und Eudämonisten, glätte Gesellen und eingefleischte Philister, zudem auch eigentlich schlechte Christen u. s. w." Dies ist wesentlich gegen Hegel und seine Schüler gerichtet. Es könnte auch von den Socialisten gelten, welche W. Menzel in seiner kleinen Schrift „Der Geist in der Geschichte"*) tadelt, aber ebenso willkürlich eine dem socialistischen Optimismus entgegengesetzte Ansicht aufstellt. Sehr treffend eifert er gegen den Schematismus in der Geschichtsphilosophie, und bemerkt dazu, daß es nicht auf den Schlußpunkt der Geschichte, sondern auf deren gesammten Inhalt ankomme. „Es kommt," sagt er, „nicht auf den Generalbaß, sondern auf die Fülle der Melodien, nicht auf die Geometrie, sondern auf die lebendige Fülle der Gestalten, nicht auf Construction der Geschichte, sondern auf diese selbst an. Palästrina, Händel und Mozart haben nicht componirt, um den Contrapunkt anzuwenden. Homer hat nicht gedichtet, damit Thiersch eine griechische Grammatik schreiben könnte u. s. w." — Menzel tadelt ferner die Optimisten, welche einen politisch-ökonomischen Idealzustand in dem Sinn von Rousseau's Contrat social oder S. Simon's Association erhoffen, und bemerkt, daß ja nach Erreichung eines solchen Zieles für die ganze Menschheit ein sehr langweiliger Friedenszustand mit einem ewigen Einerlei von Arbeit und Austausch der Producte beginnen würde, ein Mechanismus wie in einem Bienenkorbe, eine philiströse Alltäglichkeit, die nur damit enden könnte — und nun beginnt auch Menzel selbst die Geschichte zu construiren — daß die allzu starke Volksvermehrung die Menschen aus ihrer Ruhe reiße. Menzel prophezeit sodann ebenso unhistorisch wie die Socialisten: „Man hoffe vergebens auf Tugendrepubliken und Utopien: die Erde werde nicht selig einschlafen und als Himmel erwachen, sondern in Feuersglut zerstört werden," „die Verherrlichung des Schönen im Kampf und Untergang sei der Inhalt der Geschichte," „man könne den Visionen der Apokalypse Glauben schenken: die Mittel zum Bösen haben noch lange nicht die Energie und das kolossale Ansehen gewonnen, das sie ohne Zweifel annehmen werden," „nie sei ein Volk aufgeblüht ohne wieder

*) Wolfgang Menzel, der Geist der Geschichte. Stuttgart 1835.

hinzuwelken und in ekler Fäulniß zu enden." Das Christenthum, sagt Menzel, sei entartet, die Ritterzeit sei entartet, das Bürgerthum sei entartet, die Herrschaft der Gemeinheit „der letztgeborenen Tochter der Hölle" breite sich aus, die Geschichte müsse in einer allgemeinen Verwilderung enden, ein allgemeiner Vertilgungskampf wie die Edda ihn weißsage werde das Ende sein, wie im Niebelungenliede: das sei ein würdiger Schluß des Heldengedichts unserer Erde.

So wird auch hier die Geschichte construirt aber in pessimistischer Richtung, wie der Mythos wohl an den Anfang der Zeiten ein goldenes Zeitalter gestellt hat; wie wohl J. J. Rousseau eine Rückkehr zum Naturzustande, also eine Negation der Geschichte predigt, so verlockend predigt, daß Voltaire ihm schrieb, man möchte wenn man Rousseau's Erörterungen lese, auf allen Vieren kriechen. Aehnlich meint wohl Friedrich Schlegel, die Mythen seien Bruchstücke einer vergangenen verlorenen Cultur, deren letzte Spuren man in dem Zustande der Wilden erkennen könne, oder Klöden, wenn er sagt, daß Südamerika bis zum Eindringen der Europäer vorwaltend das Gebiet der sündenlosen Natur gewesen sei u. dgl. m.

So wird auf dem Gebiete der Construction der Geschichte in gewagter Weise experimentirt. Je sicherer, apodiktischer sich eine solche Philosophie der Geschichte geberdet, desto leichter stellt sie sich als Spitzfindigkeit, als phantastische Seifenblase dar. Aber daß solche Versuche immer wieder und wieder gemacht werden, daß von den verschiedensten Seiten her kühne Experimentatoren an diese Fragen herantreten, zeigt, daß es sich hier um ein wichtiges Problem handelt, dessen Lösung man nicht unmöglich nennen darf, ebenso gewiß aber nicht für so leicht halten darf, als Manche zu glauben scheinen. Man will sich nicht bei dem Spruche Salomo's beruhigen, „es geschehe nichts Neues unter der Sonne"; Schopenhauers Glaube, daß im Wesentlichen Alles unverändert bleibe, hat nur wenig Anhänger. Und auf eine Entwickelung, Vervollkommnung des Wesentlichen kommt es an, auf eine Perfectibilität in dem Gebiete der sittlichen Mächte, der Ideen.

Sehr treffend macht Lazarus in seinem schon erwähnten Vortrage auf die Verschiedenheit der Art und Weise aufmerksam, wie Hegel und W. v. Humboldt diese Fragen behandeln, beide die Gewalt der Ideen betonend. „Bei Hegel tritt die Allgemeinheit, bei Humboldt die persönliche Individualität in den Vordergrund; dort ist das Individuum nur

Mittel, Gefäß, wenn es hoch kommt, Organ, hier ist es der höchste Ausdruck, das eigentliche Leben der Idee; dort ist der Ausspruch charakteristisch: daß nicht wir die Ideen, sondern sie uns haben; hier die Lehre: daß nur in der schöpferischen Persönlichkeit die Ideen ein schöpferisches Dasein gewinnen. Bei Hegel erscheinen die Begriffe überall bestimmt und klar, weil sie in einer absichtlichen und künstlichen Abstraction erhalten werden, einen logischen Calcul mit lauter unbenannten Zahlen, ja mit algebraischen Zeichen ausmachen; Humboldt will überall die höchsten Begriffe erfassen, aber sie zugleich in ihrer wirksamen Beziehung zur concreten Erscheinung durchsichtig machen. Bei Hegel ist die Erfahrung ohne Wirklichkeit durch die Speculation überwältigt, aber so, daß man längst erkannt hat, es sei überall Gewalt angethan; bei Humboldt ringen Speculation und Erfahrung in einem end- und sieglosen Kampfe mit einander. In Hegel ergreift das wissenschaftliche Interesse, wie ein persönliches, Partei für die Speculation, es beutet den Gehalt der Erfahrung aus, um sie hinterher als gehaltlos fortzuwerfen; in Humboldt ist ein unparteiisches Suchen nach dem Rechte beider, ein Streben, die speculativen Begriffe voll und lebendig zu erfassen, als eine concrete Erfahrung, und die Erfahrung tief und rein zu begreifen, wie eine Speculation. Mit straffer Sicherheit konnte Hegel vorwärts schreiten, seine Begriffe können klar und bestimmt sich aus sich selber entfalten, ungehemmt von den Thatsachen der Erfahrung und der Nothwendigkeit ihrer Auffassung. Die Idee als das dialektische Subject ist an Stelle der realen Substanz, der Proceß des Begriffs an die Stelle des wirklichen Geschehens, die dialektische Gesetzmäßigkeit an die der natürlichen und historischen Gesetze getreten. Hoch über den Thatsachen der Wirklichkeit schreiten die Begriffe von denselben, wie die Göttin über die Häupter der Lebenden, als glanzvolle Erscheinung es verschmähend den Boden zu berühren; eine logische Abstraction und eine metaphysische Deutung der Thatsachen giebt Ersatz für die reale Erkenntniß derselben. Fern von dieser täuschungsvollen Sicherheit sind die speculativen Gedanken Humboldts das Werk eines mühevollen Suchens und eines genialen Findens. Die „Ideen Humboldts entbehren der vollen Klarheit und Bestimmtheit ihres Gehalts, aber sie wirken dennoch mit einer unwiderstehlichen Gewalt auf theoretische Ueberzeugungen, ethische Gesinnungen und ästhetische Anschauungen. Das ist aber das echt historische Verdienst Humboldts, nicht nur, daß er Probleme des Wissens erkannt und Lösungen derselben versucht hat, sondern, daß seine Lösungen zu tieferen

Problemen sich gestaltet haben; und dies gilt vor Allem von seiner Deutung der Geschichte als Wirkung der Ideen."

Die Geschichte will eben historisch betrachtet, nicht metaphysisch construirt werden. Mit Deductionen a priori machte man sich es bei dem Versuche die Geschichte in eine Wissenschaft zu verwandeln zu leicht, und statt für die Geschichte als Wissenschaft einen festen Grund zu legen, verlor man den Boden unter den Füßen. „Es muß anerkannt werden," sagt Lazarus, daß alle mystischen und philosophischen Speculationen, welche, zu solchen Gebilden emporsteigend, die wirkliche Welt des sittlichen Lebens mit Verachtung hinter sich zurücklassen, aus keinem Antriebe so sehr als aus einem ästhetischen (und vorzugsweise auf das Erhabene gerichteten) hervorgehen. Es ist dies in Wahrheit nur ein künstlerisches Schaffen aus den feinsten und reinsten, aber künstlich gesteigerten Gedankenstoffen; aber dieses Schaffen ist ein Sehen ohne Licht und Farbe, ein Bilden ohne Maß und Form, ein Denken ohne Sinn und Gehalt; Blumen aus eitel Duft, Bäume aus eitel Blüthe. Nicht wer im Luftballon vom Boden sich erhebt und den Erdball fliegend umschwärmt, daß er wie ein dunkler Fleck unter seinen Füßen liegt, sondern nur wer seine Gewässer befährt und seine Länder durchzieht, wird die Erde und ihre Bewohner kennen, verstehen und veredelnd auf sie wirken lernen."*)

So führte, nachdem Humboldt seinen Versuch die Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu bestimmen, gemacht hatte, die Philosophie der Geschichte, indem sie nicht an Humboldts „Gedankenkampf" anknüpfte, zu ganz anderen Zielen als zu einer Geschichte als Wissenschaft. Die Metaphysik konnte hier nicht helfen. Sie zeigte nur, wie man es nicht machen dürfe, um das gewünschte Ziel zu erreichen.

Da kamen denn wissenschaftliche Experimente ganz entgegengesetzter Art. Die Metaphysik hatte die Geschichte nicht in eine Wissenschaft verwandeln können. Vielleicht gelang es sie in eine Naturwissenschaft zu verwandeln. Die Induction wurde das Mittel bei der neuen Behandlungsweise. Damit glaubte man festen Boden für eine Geschichtswissenschaft gewonnen zu haben.

Man bewegte sich in einer falschen Alternative, indem man glaubte, die Geschichte könne entweder gar keine Wissenschaft oder sie müsse eine exacte sein. Man glaubte an die Möglichkeit einer im mathematischen

---

*) S. a. a. O. 425—27, 485.

Sinne exacten Methode bei historischen Forschungen. Man hoffte es damit sehr weit zu bringen und meinte: früher sei gelacht worden, wenn Jemand eine Sonnenfinsterniß vorausgesagt hätte; die Zeit sei nicht ferne, daß Niemand lachen werde, wenn die Historiker ein geschichtliches Ereigniß vorher verkündigen würden. Comte und Buckle sprechen von Gesetzen in der Geschichte: diese Gesetze seien zu ergründen. So könnte, meinte man, die Geschichte eine exacte Wissenschaft werden. Man spricht von Entdeckungen auf historischem Gebiete, als könne man solche auf dem Wege der Berechnung finden, als habe man es mit Integralen und Differentialen zu thun. Auf dem Wege der Vergleichung, der Analogie, der Hypothese, durch die Philosophie der Geschichte meinte man nichts mehr entdecken zu können: man begann zu rechnen, zu beobachten, statistisch zu combiniren. Hatte man erst eine Gesetzmäßigkeit auf intellectuellem und ethischem Gebiete constatirt, so konnte man sich zur Aufgabe stellen die einzelnen Gesetze, welche das historische Sein und die historische Entwickelung beherrschen, zu entdecken. Man suchte gleichsam nach dem Schlüssel, vermittelst dessen man die ganze Chiffreschrift der Geschichte der Menschen im Laufe von Jahrtausenden leicht und einfach ablesen könnte. Das ganze bunte Gewirr, die reiche Mannigfaltigkeit historischer Zustände, Ereignisse, Entwickelungen sollte sich auf einzelne allgemeine Grundgesetze zurückführen lassen können; es galt nur den Mechanismus der Weltgeschichte zu beobachten, und derselbe, so hoffte man, werde sich sehr viel einfacher, durchsichtiger darstellen, als er auf den ersten Blick erscheine. Man ging auf anderem Wege als die oben erwähnte Philosophie der Geschichte an die Aufgabe den pythagoräischen Lehrsatz in der Geschichte zu beweisen. Ging das erfolgreich weiter, so konnte man vielleicht schon bald aus der Geschichte der Völker und Staaten die Quadratwurzel ausziehen, die Geschichte der Revolutionen mit Logarithmen berechnen, historische Ereignisse durch trigonometrische Functionen erklären.

Der Versuch, die Geschichte zu einer positiven Wissenschaft zu erheben, wird zum Theil der Entwickelung der Statistik und der Geographie verdankt. Bodin, Montesquieu, Ritter hatten geistreiche und treffende geographisch-historische Betrachtungen angestellt, auf die Wichtigkeit der geographischen Bedingungen für die geschichtliche Entwickelung hingewiesen. Jetzt wurde der Versuch gemacht, möglichst viele, fast alle historischen Erscheinungen auf solche Einflüsse von Klima, Bodenbeschaffenheit, Thier- und Pflanzenwelt zurückzuführen. So fruchtbar und anregend überhaupt

Erörterungen auf diesem Gebiete sein mochten, so schoß man über das Ziel doch hinaus, indem man den Einfluß solcher natürlichen Bedingungen überschätzte.

Die Statistik hatte auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit in den Erscheinungen des socialen Lebens hingewiesen, auf die regelmäßige Wiederkehr derselben oder annäherungsweise derselben Zahlen bei den jährlich verübten Verbrechen, vorkommenden Beinbrüchen, geschlossenen Ehen, unbestellbaren Briefen u. dgl. Ebendieselbe Regelmäßigkeit, meinte man, sei in der ganzen historischen Welt nachzuweisen; jedes Individuum sei für seine Handlungen, alle historischen Ereignisse solchen Gesetzen unterworfen. Somit war die Geschichte nicht mehr, wie man ihr vorgeworfen hatte, eine Wissenschaft von Individuen, sondern die Wissenschaft von der gesetzmäßigen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Dieselbe Regelmäßigkeit, mit welcher sich aus dem Samenkorn der Halm, die Blüthe, die Frucht entwickelt, wollte man in der jahrtausend langen Geschichte nachweisen können. Man wollte die Natur des Fortschritts ergründen.

Und diese Natur des Fortschritts glaubte man darin gefunden zu haben, daß man nachweisen zu können hoffte, wie die intellectuelle Entwickelung der Menschheit den Fortschritt bedinge, während die moralischen Wahrheiten ohne oder fast ohne Einfluß auf den Fortschritt seien. Der Fortschritt der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften, sei die Bedingung und der Maßstab der Civilisation, alles Andere: Religion, Literatur, Regierung sei nicht sowohl die Bedingung als das Ergebniß dieser von der Summe und Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse bedingten Civilisation u. dgl. m.

Dieses Alles wurde mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit, mit gewaltigem Talent im Stil, mit ungewöhnlicher Beredsamkeit vorgetragen und zugleich in der Ueberzeugung, daß alles bisherige Verfahren bei dem historischen Arbeiten unvollkommen, dilettantisch, willkürlich, unwissenschaftlich gewesen sei. Comte hatte das Problem einer Sociologie gestellt, Buckle, so schien es, hatte es gelöst.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Tadel der bisherigen Weise geschichtlicher Forschung fast durchweg nur allzu gerecht war, daß durch Buckle's Weise der Geschichtsbetrachtung eine große Menge neuer anregender Gesichtspunkte gefunden wurden. Bei der Beweisführung von der Gesetzmäßigkeit in den historischen Ereignissen mochten die Vertreter der Naturwissenschaften jubeln; bei dem keck und herausfordernd ausgesprochenen

Vorwurf, daß die Bevormundung durch Kirche und Staat das größte Unglück, der schlimmste Hemmschuh des Fortschritts gewesen sei, mochten die liberalen und radicalen Parteien frohlocken. Den Theologen war ein Streich gespielt, indem die göttliche Providenz geleugnet wurde; die Psychologen sollten vernichtet werden durch Ueberbordwerfen der Willensfreiheit. Man hatte es nicht mehr mit den durch eine Weltregierung vorgezeichneten Geschicken, nicht mehr mit der Selbstbestimmung der Individuen zu thun. Es arbeitete sich sehr viel leichter, nachdem man sich dieser Imponderabilien entledigt hatte, mit dem Rest. Man konnte wägen, messen, rechnen. So konnte man die historischen Ereignisse beweisen, erklären.

Alles dieses war eigentlich nicht neu. Noch nicht dagewesen war nur das ungewöhnliche reiche Wissen, die fabelhafte Belesenheit, der kolossale gelehrte Apparat, mit welchen Buckle's Werk auftrat. Schon oft hatten Historiker und Nichthistoriker versucht lange Reihen von historischen Ereignissen durch den Hinweis auf einzelne sehr einfache Ursachen zu erklären. Es war ein sehr willkürlicher Pragmatismus, wenn Herrera, ein Zeitgenosse Philipps II., die ganze Geschichte des Verfalls von Spanien durch die Einführung und Verbreitung des Maulthiers beim Ackerbau erklären wollte, des Maulthiers, welches beim Pflügen eine nur unzureichend tiefe Furche zu ziehen vermöge. Aehnliches that Liebig, indem er in der Bodenerschöpfung die Ursache erblickte zu dem Verfalle der asiatischen Staaten, der Colonisation Griechenlands, dem Verfall der hellenischen Republiken u. s. w. — ob nicht ebenso der Feldzug Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812 durch Bodenerschöpfung zu erklären sei? — hat man mit Recht über solchen subjectiven Pragmatismus lächelnd gefragt.*)

Aehnliche Willkür giebt es bei der Betonung des intellectuellen Fortschritts und der Nichtachtung der moralischen Wahrheiten in der Geschichte. Die Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, meinte man, seien der Schlüssel zur Erklärung der größten historischen Umwälzungen. Es ist wohl gesagt worden, Bacon habe mehr als alle Andern die Revolution der Vierziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts in England gemacht, und ebenso sei Newton der eigentliche Urheber der Revolution von 1688.**)

*) Герье, Очеркъ развитія исторической науки. Русскій Вѣстникъ 1865. 10 и 11 кн.

**) L. Etienne, le positivisme dans l'histoire. Revue des deux mondes 1868. LXXIV 15 mars 1868.

Es ist bedenklich die Geschichte Irlands durch die Anpflanzung und Verbreitung der Kartoffel als Hauptnahrungsmittel erklären zu wollen. Man darf von dem Volksreichthum nicht das ganze Schicksal eines Volkes abhängig glauben, die Geschichte überhaupt nicht mit der Geschichte des Capitals identificiren wollen. Wenn man aus den Erdbeben in Spanien die Hauptmomente der Geschichte dieses Landes herausinterpretiren will, so thut man wohl sich zu erinnern, daß es auch in andern Ländern Erdbeben, aber doch eine ganz andere Geschichte gegeben habe. Durch die Anpflanzung von Reis und Mais in Indien soll der ganze Charakter der Geschichte Indiens erklärt werden: das ist subjective Willkür, und statt eine Naturwissenschaft aus Erfahrung und Beobachtung objectiver Thatsachen zu schaffen, hat man eine Reihe von Paradoxen hervorgebracht, die ebenso anregend als gefährlich, ebenso neu als angreifbar sind.

Wir können es uns nicht versagen auf die Hauptargumente Droysen's gegen Buckle hinzuweisen. Es ist wohl das Stärkste, was gegen Buckle vorgebracht ist, und am Meisten zur Sache.

Buckle hofft „für die Geschichte etwas Aehnliches zu leisten, wie andern Forschern in den Naturwissenschaften gelungen sei: in der Natur seien die scheinbar unregelmäßigsten und widersinnigsten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewissen unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nachgewiesen werden; wenn wir die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir sicher alle Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg."

Hierauf fragt Droysen: „Giebt es denn immer nur einen Weg, eine Methode des Erkennens? sind die Methoden nicht je nach ihren Objecten andere und andere, wie die Sinneswerkzeuge für die verschiedenen Formen sinnlicher Wahrnehmung, wie die Organe für ihre verschiedenen Functionen? Wer an die Möglichkeit einer Wissenschaft der Geschichte glaubt, der müßte, nach unserer deutschen Art logisch und sachgemäß zu denken, nicht die Richtigkeit dieses seines Glaubens dadurch beweisen wollen, daß er uns überzeugt, man könne auch mit den Händen gehen und mit den Füßen verdauen, man könne auch Töne sehen und Farben hören. Giebt es nicht noch andere Erkenntnißformen, andere Methoden, die vielleicht eben das, was die naturwissenschaftliche nicht will und in richtiger Consequenz ihres Gesichtspunktes nicht will, die historische nicht kann oder in nur unzulänglicher Weise kann, nach ihrer Natur können und wollen? Gäbe es darum etwa kein ästhetisches Urtheil, weil es auf juristischem Wege nicht zu finden

ist? darum keinen Rechtssatz, weil man einen solchen auf ästhetischem Wege vergebens suchen würde? Wer der geschichtlichen Welt den Fortschritt vindicirt, der mag bedauern, daß nur ein Theil dieser eigenthümlichen Bewegung des Menschengeschlechts unserm Blick erreichbar, er mag bedauern, daß nur die Richtung dieser Bewegung, nicht ihr Ziel, nur die Thatsache dieser Bewegung, nicht das Bewegende erkennbar ist; aber wird er sich dabei beruhigen, wird er nach dem tiefsten Bedürfniß des Geistes, dem, sich als Totalität zu empfinden und zu wissen, sich dabei beruhigen können, daß die eine Form der Empirie ihm ein Räthsel zeigt, welches die andere Form ihm nicht löst? wird er, nachdem er erkannt, daß da ein Problem, ein Räthsel ist, es für nicht vorhanden erklären, weil er es nicht lösen kann? nicht lösen kann, weil er es entweder als Charade oder als Logograph, entweder als Sylben- oder Buchstabenräthsel gelöst sehen will, während es ein Sinnräthsel ist? ... wenn wir das Licht nicht mit den Händen greifen und mit den Ohren hören können, ist es darum nicht? Es wird keinem Verständigen einfallen zu bestreiten, daß auch die statistische Betrachtungsweise der menschlichen Dinge ihren großen Werth habe, aber man muß nicht vergessen, was sie leisten kann und will. Gewiß haben viele, vielleicht alle menschlichen Verhältnisse auch eine rechtliche Seite; aber darum wird man doch nicht sagen wollen, daß man das Verständniß der Eroica oder des Faust unter den juristischen Bestimmungen über das geistige Eigenthum suchen müsse."

Ueber Buckle's Suchen und Finden von Gesetzen in der Geschichte spottet Droysen sehr nachdrücklich in folgender Weise.

„In allen übrigen Gebieten der Forschung, sagt Buckle, wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von Jedermann zugegeben, und wir begegnen edlen Anstrengungen, auf besondere Thatsachen gestützt die Gesetze zu entdecken, unter deren Herrschaft die Thatsachen stehen. Also Verallgemeinerungen sind die Gesetze, die Buckle sucht; auf dem Wege der Verallgemeinerung glaubt er die Gesetze finden zu können, welche die Erscheinungen der sittlichen Welt erklären, d. h. mit Nothwendigkeit bestimmen. Sind denn die Regeln einer Sprache Sprachgesetze?" Nach Buckle gelten vier Hauptgedanken für die Grundlagen der Geschichte der Civilisation: 1) daß der Fortschritt des Menschengeschlechts auf den Erfolg beruhe, womit die Gesetze der Erscheinungen erforscht und auf dem Umfang, bis zu welchem diese Kenntnisse verbreitet werden; 2) darauf ferner, daß ein Geist des Skepticismus solche Forschungen hervorrufe; 3) daß wissen-

schaftliche Entdeckungen den Einfluß intellectueller Wahrheiten stärken, dagegen den der sittlichen Wahrheiten, welche sich überhaupt weniger entwickeln, relativ schwächen; endlich 4) daß die Bevormundung durch Staat und Kirche der Hauptfeind der Civilisation sei.

„Wenn das Gesetze sind," sagt Droysen, „Gesetze in denen das Studium der Geschichte der Menschheit seine wissenschaftliche Höhe erreicht haben soll, so ist der glückliche Finder in der Naivetät, mit der er sich über ihre außerordentliche Seichtigkeit auch nur einen Augenblick hat täuschen können, wahrhaft beneidenswerth. Gesetze von dieser Sorte könnte man täglich zu Dutzenden und zwar auf demselben Wege der Verallgemeinerung finden, Gesetze, von denen keines an Tiefsinn und Fruchtbarkeit hinter dem bekannten Satze zurückbleiben sollte: daß der Maßstab für die Civilisation eines Volkes dessen Verbrauch an Seife sei."

Um diese Gesetze finden zu können, beseitigt Buckle ein vorläufiges Hinderniß mit der einfachen Alternative: „sind die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft bestimmten Gesetzen unterworfen, oder sind sie das Ergebniß entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung?" „Ja wohl," meint Droysen hierauf: „diese Wolke ist ein Kameel oder entweder ein Wiesel oder Walfisch."

Es ist eben viel leichter Buckle'sche Gesetze zu finden wenn man die göttliche Providenz und die Willensfreiheit außer Rechnung läßt, sie für Illusionen erklärt und über Bord wirft. Solche Gesetze sind „nur Gemeinplätze, die für heute und gestern eine gewisse Richtigkeit haben mögen, aber Angesichts der Jahrtausende der Geschichte völlig nichtssagend erscheinen." Solche Gesetze, welche die Summe der Geschichte sein, welche die Geschichte zum Range einer Wissenschaft erheben sollen, indem sie ihre Erscheinungen erklären, erreichen diesen Zweck nicht. Die historischen Erscheinungen sind damit, wie Droysen bemerkt „so wenig erklärt, wie die schöne Statue des Adorante mit dem Erz aus dem sie gegossen, dem Thon, aus dem die Form gefertigt, dem Feuer, mit dem das Metall in Fluß gebracht worden ist."

Und hier kommt Droysen auf den Hauptpunkt seiner Argumentation gegen Buckle. „Wenn man Alles," heißt es in Droysens Aufsatz, „was ein einzelner Mensch ist und hat und leistet, A nennt, so besteht dieses A aus a + x, indem a Alles umfaßt, was er durch äußere Umstände von seinem Land, Volk, Zeitalter u. s. w. hat, und das verschwindend kleine x sein eigenes Zuthun, das Werk seines freien Willens ist. Wie verschwindend klein immer dies x sein mag, es ist von unendlichem Werth,

sittlich und menschlich betrachtet allein von Werth." — „Von den sittlichen Mächten — Bereichen, innerhalb deren Gesetze von ganz anderer Art und Energie, als die neue Wissenschaft sie sucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben — denkt Buckle außerordentlich gering; er sieht von Kirche und Staat nichts als Bevormundung und Uebergriffe, ihm sind Recht und Gesetz nur Schranken und Lähmungen, ... zu einem so außerordentlich rohen Freiheitsbegriff kommt Buckle, weil er es versäumt den Arbeitern in der geschichtlichen Arbeit die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, weil er nur an das mäßige Capital Civilisation, nicht an das immer neue Erwerben, das das Wesen der Bildung ist, denkt, weil er nicht sieht oder nicht sehen will, daß in jenem verschwindend kleinen x der ganze einzige Werth der Persönlichkeit liegt." *)

Ebenso verwirft Heinrich Ritter diese Grundsätze Buckle's, „das sind auch universale Auffassungen", sagt er in seinem offenen Briefe an Ranke: „man möchte sie Caricaturen wenn nicht des Heiligen, doch des Sittlichen nennen. In dieser Richtung hat man das sittliche Leben der mechanischen oder der statistischen Berechnung unterwerfen wollen. Die Berechnung traf zu, aber nur das Mechanische und Natürliche in ihm, nicht das ganze sittliche Reich wurde von ihr betroffen; man meinte aber das ganze sittliche Leben in das Gebiet der Natur ziehen zu dürfen." **)

Gegen einen solchen Versuch die Schranken zwischen ethischen und Naturwissenschaften einzureißen, die Geschichte in eine Naturwissenschaft zu verwandeln, mußte protestirt werden. Jetzt galt es zu zeigen, ob eine Weltanschauung, welche die sittlichen Mächte, die Weltregierung und jenes verschwindend kleine x leugnete, gerechtfertigt war in der Geschichte oder nicht. ***) Mit dem Nachweis einer gleichsam mechanischen durch wissenschaftliche Entdeckungen fortschreitenden Civilisation ist denn doch wahrlich keine irgend erschöpfende Auffassung der Geschichte gegeben. Mit Recht sagt Schopenhauer, es komme nicht auf den materiellen und intellectuellen Fortschritt an, sondern auf den ethischen. Von einem ethischen Fortschritt

*) Droysen, Beilagen zum Grundriß der Historik. 40—62.

**) H. Ritter a. a. O. S. 62.

***) „Buckle espère qu'avant un siècle nous posséderons toute la chaine des observations nécessaires et que dans cent ans il n'y aura pas un historien pour nier l'inflexible régularité du monde moral, comme il n'y a pas aujourd'hui un physicien qui nie la régularité du monde matériel." Etienne, a. a. O. S. 375.

aber will Schopenhauer in der ganzen Geschichte keine Spur entdeckt haben, es sei im Wesentlichen Alles dasselbe geblieben.

Diese Negation des ethischen Fortschritts durch Schopenhauer, diese ausschließliche Betonung des intellectuellen Fortschritts, welcher allein die Civilisation bedinge, durch Buckle — deuten schon auf die eigentliche Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft. Sie hat den allseitigen Fortschritt, die wahre civilisatorische Entwickelung zu erforschen und nachzuweisen, darzuthun, daß auch auf dem Gebiete der sittlichen Mächte Alles im Werden begriffen ist. Sie soll auf eine Sittengeschichte hinarbeiten, wie etwa Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" als ein solcher Entwurf zu einer Philosophie der Sittengeschichte angesehen werden darf, oder wie Herder die ganze Culturgeschichte als eine gesetzmäßige Entwickelung der Vernunft und der Freiheit darzustellen suchte.

An Lessing, Herder, W. v. Humboldt anknüpfend muß man die Geschichte als die Erforschung des Processes der Vervollkommnung auf sittlichem Gebiete auffassen. Hier giebt es kein Verlorengehen in dem Einzelnen und kein willkürlich construirtes philosophisches Dogma hier wird man bei jedem und allem Detail das Ganze im Auge behalten; hier wird die historische Kritik mit ihrer Feststellung von Thatsachen und reinen Herausarbeitung der Geschichte nicht mehr sich für den Inbegriff des Wesens und der Methode historischer Forschung halten dürfen, man wird nicht mehr „die Zubereitung der Speise statt der Speise selbst geben;" hier braucht man nicht in metaphysische Spielereien zu verfallen, hier wird man keine Gesetze finden, wie jenes Bucklesche von der Bevormundung durch Staat und Kirche, und wird doch die Geschichte, welche eine ἀμέθοδος ὕλη war, in ein organisches Ganze verwandeln können, die unwissenschaftliche Geschichte in eine wissenschaftliche. Man wird sammeln und verarbeiten.

Wir wiesen anfangs auf den der Geschichte gemachten Vorwurf hin, sie sei nur ein Wissen vom Besonderen, eine Wissenschaft von Individuen und letzteres sei ein Widerspruch. Albert Jansen in seiner geistreichen Studie „die Idee des Fortschritts in der Universalgeschichte," hat Schopenhauers geringschätziges Urtheil über die Geschichte dadurch zu entkräften gesucht, daß er Schopenhauers eigene Ansichten als mit seinen der Geschichte gemachten Vorwürfen im Widerspruche stehend darstellt. Albert Jansen sagt:

„Es gilt das Eine in der Vielheit zu finden — den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht durch philosophischen Scharfsinn, durch

Combination zu erkennen und die Summen zu ziehen. Wenn der unendliche Individualismus als das Charakteristicum des Menschenlebens und zwar als das einzige und ausschließliche hingestellt wird, so ist gar nicht zu begreifen, wie auch nur die Vorstellung eines Fortschritts zu Stande käme, aber der Mensch fühlt sich nicht bloß in seinem Ich, sondern in seiner Gesammtheit. Schopenhauer sagt selbst: „„Die Idee aber, oder die Gattung ist es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und sich manifestirt."" — „„Der Mensch lebt im Makrokosmos."" Dadurch aber entsteht schon statt der Coordination, eine Subordination vom Allgemeinsten zum Besondersten. Ist die Geschichte nicht eben darum eine Wissenschaft, weil sie es versteht diese Einheit als factisch in dem Reichthum ihrer Erscheinungen hervortretend zu zeigen?"

Schopenhauer ist durchaus damit einverstanden, daß der Mensch durch Natur und Ethik in das Gemeinleben, in das Gattungsdasein verwiesen werde. Er sagt: „Wir werden durch Betrachtung der unendlichen Größe der Welt in Raum und Zeit ... den verflossenen Jahrtausenden und den kommenden, durch ihre Unermeßlichkeit nicht niedergedrückt, sondern erhoben. Es ist Erhebung über das eigene Individuum, das Gefühl des Erhabenen" wozu Jansen bemerkt, Schopenhauer sage sehr wunderlich: „nur die Philosophie mache das Alles möglich," während doch kein Mensch leugnen werde, daß diese Ansicht die eigentlich historische ist, und nur in der Natur- und Geschichtsforschung gewonnen werden könne.

In dem Aufsatze über die Geschichte sagt derselbe Schopenhauer, welcher einige Seiten vorher bemerkte: „nur das Individuum, nicht aber das Menschengeschlecht habe wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußtseins und dah r sei die Einheit des Lebenslaufes des Menschengeschlechts bloße Fiction" Folgendes:

„Was die Vernunft dem Individuum, das ist die Geschichte dem menschlichen Geschlechte. Vermöge der Vernunft nämlich ist der Mensch nicht, wie das Thier, auf die enge anschauliche Gegenwart beschränkt, sondern erkennt auch die ungleich ausgedehntere Vergangenheit, mit der sie verknüpft und aus der sie hervorgegangen ist: hiedurch aber erst hat er ein eigentliches Verständniß der Gegenwart selbst und kann sogar auf die Zukunft Schlüsse machen. Ein Volk, das seine Geschichte nicht kennt, ist auf die Gegenwart der jetzt lebenden Generation beschränkt, erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewußt. Demnach ist die Geschichte als das vernünftige Selbstbewußtsein des

menschlichen Geschlechts anzusehen und ist diesem das, was dem Einzelnen das durch die Vernunft bedingte, besonnene und zusammenhängende Bewußtsein ist, durch dessen Ermangelung das Thier in der engen, anschaulichen Gegenwart befangen bleibt. Daher ist jede Lücke in der Geschichte wie eine Lücke im erinnernden Selbstbewußtsein eines Menschen. Die Geschichte vertritt die Stelle eines dem ganzen Geschlechte unmittelbar gemeinsamen Selbstbewußtseins, so daß erst vermöge ihrer dasselbe wirklich zu einem Ganzen, zu einer Menschheit wird. Dies ist der wahre Werth der Geschichte, und dem gemäß beruht das so allgemeine und überwiegende Interesse an ihr hauptsächlich darauf, daß sie eine persönliche Angelegenheit des Menschengeschlechts ist. Was nun für die Vernunft der Individuen, als unumgängliche Bedingung des Gebrauchs derselben, die Sprache ist, das ist für die hier nachgewiesene Vernunft des ganzen Geschlechts die Schrift: denn erst mit dieser fängt ihre wirkliche Existenz an, wie die der individuellen Vernunft erst mit der Sprache. Die Schrift nämlich dient, das durch den Tod unaufhörlich unterbrochene und demnach zerstückelte Bewußtsein des Menschengeschlechts wieder zur Einheit herzustellen; so daß der Gedanke, welcher im Ahnherrn aufgestiegen, vom Urenkel zu Ende gedacht wird: dem Zerfallen des menschlichen Geschlechts und seines Bewußtseins in eine Unzahl ephemerer Individuen hilft sie ab, und bietet so der unaufhaltsam eilenden Zeit, an deren Hand die Vergessenheit geht, Trotz. Als ein Versuch dieses zu leisten, sind, wie die geschriebenen, so auch die steinernen Denkmale zu betrachten, welche zum Theil älter sind als jene, ihr Zweck war zu den spätesten Nachkommen zu reden, in Beziehung zu diesen zu treten und so das Bewußtsein der Menschheit zur Einheit herzustellen." *)

So stimmt denn Schopenhauers eigentliche Auffassung von der Geschichte durchaus mit der Auffassung etwa Droysens zusammen, welcher bemerkt: „Die große praktische Bedeutung der historischen Studien liegt darin, daß sie — und nur sie — dem Staat, dem Volk, dem Heere u. s. w. das Bild seiner selbst geben" und an einer andern Stelle: „Jenes allgemeine, das Ich der Menschheit, ist das Subject der Geschichte. Die Geschichte ist das γνῶθι σαυτόν der Menschheit, ihr Gewissen." **) Nicht sehr weit von Schopenhauers Auffassung abweichend dürften auch Hegels, des von

*) Schopenhauer a. a. O. 504, 507—8.

**) Droysen, Grundriß der Historik 25, 35.

ihm so arg mitgenommenen, Sätze sein, wenn er sagt: „Die gegenwärtige Gestalt des Geistes begreift alle früheren Stufen in sich. Das Leben des gegenwärtigen Geistes ist ein Kreislauf von Stufen, die einerseits noch neben einander bestehen und nur andererseits als vergangen erscheinen. Die Momente, die der Geist hinter sich zu haben scheint, hat er auch in seiner gegenwärtigen Tiefe," wobei denn Hegels Hauptgedanke sich ergiebt: „Die Weltgeschichte zeige, wie der Geist die Stufen der Vervollkommnung erringe; diese Stufen zu realisiren sei der unendliche Trieb des Weltgeistes, sein unwiderstehlicher Drang. Die Weltgeschichte zeige, wie der Geist allmählich zum Bewußtsein und zum Wollen der Wahrheit komme, es dämmere in ihm, er finde Haltpunkte, am Ende gelange er zum vollen Bewußtsein u. s. f." *)

Also die Auffassung von der Geschichte als eines Ganzen, als eines Allgemeinen, als des Gesammtbewußtseins des menschlichen Geschlechts giebt Schopenhauer zu. Damit ist denn schon viel gewonnen. Andere gehen weiter und knüpfen an dieses Bewußtsein von dem Vergangenen das Moment der Vervollkommnung an. So Lessing, Herder, Hegel u. A. „Die Geschichte," sagt Droysen, „ist Bewußtwerden und Bewußtsein der Menschheit über sich selbst. Die Epochen der Geschichte sind nicht die Lebensalter dieses Ich der Menschheit — es altert nicht, es bleibt auch nicht, was es war oder ist — sondern Stadien seiner Selbsterkenntniß, Welterkenntniß, Gotterkenntniß," und ein andermal: „Alle Vergangenheiten, die ganze Geschichte ist ideell in der Gegenwart und dem was sie hat, enthalten." „Das in der Geschichte der Zeiten und Völker, der Menschheit Erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach, als Continuität durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung." **)

Bei solcher Auffassung von der Geschichte, deren genauere Formulirung in der allerletzten Zeit Fortschritte gemacht hat, kann man sich bei der Anerkennung eines nur materiellen und intellectuellen Fortschritts in der Geschichte nicht beruhigen. Hat man erst erkannt, daß die Geschichte nicht sowohl eine Reihe von äußeren Begebenheiten und Thatsachen, sondern eine Reihe von Systemen der menschlichen Vernunft ist, hat man erst constatirt, daß wir von der Geschichte nur das wissen wollen, was sich als ein Erzeugniß der Idee darstellt, und daß alles Andere nur gleichgültg sein kann, daß es gilt die geistigen Kräfte kennen zu lernen, welche in der

*) Hegel, Einleitung in die Philos. d. Gesch. Werke. Bd. . S. 1—98.

**) Droysen a. a. O. 37, 51.

Geschichte wirken, so wird man auch einen allseitigen Fortschritt als das Wesen der Geschichte erkennen und den Nachweis auch des ethischen und besonders des ethischen Fortschritts als die Aufgabe der Geschichtswissenschaft bezeichnen müssen. Jenen Fortschritt der Civilisation, welchen Buckle als mit der Erforschung und Verbreitung intellectueller Wahrheiten identisch bezeichnet, wird man vielmehr in einer Geschichte der Ideen zu suchen haben, der Ideen als der Ideale der Wirklichkeit, der Ideen als der höchsten und reinsten Form des Erkennens alles Realen, der Ideen, welche dem Menschen Leben und Richtung geben, welchen die Institutionen in Staat und Gesellschaft ihr Dasein verdanken, welche in der Sittlichkeit wurzeln. „Aus dem Umfang und der Energie im Erfassen der Idee," sagt Lazarus,*) „entspringt das Maß der Bildung; aus der Innigkeit und Hingebung an die Idee die Gesinnung. Beide bilden die Individu*alität*, den Charakter des Menschen und der zeigt sich in der Geschichte. In den hervorragenden Individuen der Geschichte finden wir die jedesmalige Erfüllung der Ideen; in den Massen aber liegt die Aufgabe der Geschichte; an den Individuen haben wir den Maßstab für diese Aufgabe, welche sich unmittelbar als eine unendliche erweist ... an die reale Existenz persönlichen Rechtsbewußtseins, welches ihr Träger ist, gebunden, ist sie dennoch von dem Wechsel der Individuen und der Generationen unabhängig; sowie die Form des Organischen beharrt, während die Moleküle in andauerndem Stoffwechsel andere und andere werden. Man sieht leicht, wie das Leben der Idee zugleich über Individuen und Zeiten erhaben und dennoch an sie gefesselt, wie es, nach dem Maße der Originalität und der Energie der wirklichen Geschichte in auf- und absteigenden Linien sich bewegen kann. Wiederum aber ist es die Gesetzmäßigkeit im geistigen Leben der Menschheit, durch welche nicht bloß Erhaltung, sondern auch Fortbildung, nicht bloß Dauer, sondern Förderung und Entwickelung der Idee im Weltlauf verbürgt ist." „Die Würde der Ideen liegt darin, daß sie in der Geschichte wirksam werden, das edelste Sinnen, wenn es isolirt bleibt, ist eine Blüthe, die welkt ohne Frucht. Von der Ausbreitung der Ideen in den Massen der handelnden Menschen, von der Beseelung der Gesammtheit mit den Zwecken der Idee, von ihrem Kampfe gegen Dunkel und Egoismus hängt die Würde unseres Lebens ab. Das Verhältniß der Ideen zum Volksleben ist die Signatur des Zeitalters."

*) Zeitschr. f. Völkerpsychol. a. a. O. 462.

Mag man nun den Fortschritt in der Geschichte „Civilisation" nennen, oder „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit," oder „Verwirklichung der Ideen", — genug daß dieser Fortschritt, der in dem Wesen des Menschen wurzelt, auch das Wesen der Geschichte ausmacht und daß er nachweisbar ist, Gegenstand der Forschung werden kann. Dieses ist aber in dem Maße nur möglich, als man nicht bei dem Besonderen, Einzelnen stehen bleibt, sondern auf dem Wege der „Verallgemeinerung", Zusammenfassung, „Verdichtung" ganze Reihen von Erscheinungen betrachtet. An der Spitze von Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts finden wir den Grundsatz: alle Geschichte, in kleineren Zeiträumen betrachtet, bewegt sich in einem gleichartigen Charakter, der von bestimmten vorherrschenden Einflüssen gestaltet wird. In größere Perioden zusammengefaßt, gewährt sie das Bild steter Schwankungen zwischen entgegengesetzten Antrieben, die allem Uebergewicht einer einzelnen Idee, einer leitenden Macht oder Bewegung zuwider wirken. Ganz im großen Verlauf der Geschichte überschaut, ist dann wieder in diesem Wechsel von Ebbe und Fluth eine stete Strömung nach einer bestimmten Richtung, der Fortschritt einer herrschenden Idee ganz unverkennbar.

Auf einen solchen Fortschritt kommt es in der That an. Er stellt sich in der Geschichte dar, nicht ein ewiger Kreislauf, in dem Sinn etwa, daß z. B. nach Vico's Auffassung die Geschichte der Staatsordnung uns immer dieselbe Reihenfolge der Herrschaft eines Einzigen, dann Weniger, dann Vieler, dann Aller und dann Wieder eines Einzigen u. s. f. darstellt, oder daß, wie Peter der Große in einer öffentlichen Rede einmal bemerkte, die Cultur, die einst in Griechenland blühend gewesen sei, von da abwechselnd in verschiedenen Ländern sich ansiedele, einmal gelegentlich auf einige Zeit auch nach Rußland komme, um von da wieder nach Hellas zurückzukehren, oder daß die Cultur stets nach dem Westen flüchtend Europa als einen abgelebten Welttheil auf einige Zeit der Barbarei überlasse, um dann wieder einmal wie schon früher den Proceß der Orientalisation Europa's von vorn zu beginnen, oder daß Völker und Staaten stets in derselben Weise aufblühen und untergehen. Das wäre eine Penelopenarbeit. Stellte die Geschichte uns wirklich nichts anderes dar als ein ewiges Vorwärts und Rückwärts, so wäre dieses, wie Kant bemerkt, ein Drama, das nur kurze Zeit interessant wäre, so daß, auch wenn die Schauspieler darin nicht müde würden zu spielen, die Zuschauer der Bühne sehr bald den Rücken kehren würden. Nicht mit der Kreislinie, die in sich selbst

zurückkehrt, sei die Bewegung der Weltgeschichte zu vergleichen, hat man recht geistreich gesagt, sondern mit der Spirallinie einer Schraube ohne Ende, die ebenfalls umherkreist aber zugleich stets weiter dringt und tiefer greift.

Die Kreislaufstheorie ist eine naturalistische Auffassung der Geschichte; sie muß der moralischen weichen. „Der Naturalismus," sagt Ritter,*) „hat die Zwecke in der Welt geleugnet und würde hierin Recht haben, wenn in der Welt alles Natur und nichts Vernunft wäre. Die Culturgeschichte fordert dagegen Fortschreiten nach einem Ziele, Näherkommen dem Zwecke, der sittlichen Bestimmung des Menschen in allen Zweigen der Cultur. Es ist begreiflich, daß die Ansichten, welche der Naturalismus von der Geschichte zeitigte, die rechten allgemeinen Grundsätze für die Beurtheilung ihrer Thatsachen nicht an die Hand geben konnten. Nur auf Punkte konnten sie aufmerksam machen, welche in der Geschichte des sittlichen Reiches von principieller Bedeutung bleiben, weil die Fortschritte der Vernunft vom Boden der ursprünglichen Natur ausgehen, und ausgeschlossen war dabei auch nicht, daß in den Zeiten, in welchen die naturalistische Ansicht vorherrschte, doch auch Gedanken sich regten, welche an die sittliche Bestimmung des Menschen erinnerten. Wie hätte dies in den neueren Zeiten ausgeschlossen sein können, welche die Lehren der alten Philosophie und des Christenthums gehört und auch nicht unbeherzigt gelassen hatten?"

„In ihren Individuen bauend und formend," sagt Droysen, „im Arbeiten werdend, schafft die Menschheit den Kosmos der sittlichen Welt. Ihr Werk würde wie ein Gebirge von Infusorienschalen sein ohne das Bewußtsein der Continuität, ohne Geschichte. Ihre Continuität würde eine nur sich wiederholende Kreisbewegung sein ohne die Gewißheit der Zwecke und des höchsten Zweckes, ohne die Theodicee der Geschichte," und an einer andern Stelle: „Dem endlichen Auge ist Anfang und Ende verhüllt. Aber forschend kann es die Richtung der strömenden Bewegung erkennen. In die enge Schranke des Hier und Jetzt gebannt, erkennt es das Woher und Wohin."**)

Wer aber denkt bei solchen Betrachtungen nicht an Lessings Satz von dem Streben nach Wahrheit, welches dem Besitz der vollen Wahrheit

*) Ritter a. a. O. 43.
**) Droysen, Historik 27, 37.

vorzuziehen sei? Eben die Uebersicht über das Ganze der menschlichen Bestrebungen ist die Geschichte. Haben wir auch noch lange nicht alle Thatsachen so zur Hand, daß sie sich leicht und faßlich zu einem Ganzen verarbeiten lassen, dennoch wenn wir dieses Ganze im Auge behalten, werden wir vielfach anders als bisher Specialgeschichte treiben. Dieser Gesichtspunkt drängt mit vollem Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit sich uns auf und dieses giebt den universalen Geist in der Geschichtswissenschaft ab, dessen wir uns jetzt rühmen.*)

Wie müßig und unzureichend erscheint bei diesen Betrachtungen Buckle's historisches Gesetz, daß die Erforschung und Verbreitung der intellectuellen Wahrheiten, nicht der sittlichen, den Fortschritt der Civilisation bedinge. „Die Frage," sagt Guerier, „ob der Fortschritt der Civilisation mehr durch intellectuelle oder mehr durch ethische Vervollkommnung bedingt werde, ist so müßig, wie die, ob eine Locomotive durch Kohlen oder durch Dampf bewegt werde. Wer möchte allen Ernstes z. B. den von der positiven Schule ausgesprochenen Satz vertreten, daß nicht Milton und nicht Shakespeare den Fortschritt im siebenzehnten Jahrhundert gefördert haben, sondern Baco und Newton? Mag man immerhin behaupten, daß die Sittlichkeit stets dieselbe geblieben sei von Anbeginn der Welt her, daß es stets für eine Tugend gehalten worden sei Anderen Gutes zu erweisen und den Nächsten zu lieben wie sich selbst, seinen Feinden zu vergeben, seine Leidenschaften zu beherrschen, daß alle Systeme der Moral unter sich gleich seien, während alle wissenschaftlichen Systeme sich von einander unterscheiden; mag immerhin Cuvier behauptet haben, daß alle Tugenden nur ephemere Wirkung übten, während wissenschaftliche Entdeckungen ewige der Menschheit erwiesene Wohlthaten seien; mag immerhin Mackintosh den Satz aufgestellt haben, daß auf dem Gebiete der Moralität keine Entdeckungen möglich seien und daß während der letzten dreitausend Jahre nicht ein irgend wesentliches Moment auf diesem Gebiete sich geändert habe**) — eine wahrhaft historische Auffassung von der menschheitlichen Entwickelung zeigt, daß eine solche Trennung zwischen dem Gebiete der intellectuellen Wahrheiten und der Sittlichkeit gar nicht bestehe, und das vielmehr die intellectuellen Wahrheiten direct und in sehr wirksamer Weise den ganzen Kreis der sittlichen Anschauung ändern, neu gestalten.

*) Vgl. Ritter a. a. O. 35.

**) Etienne a. a. Orte in der Revue des deux mondes.

Die Geschichte lehrt im Widerspruch mit Buckle und Schopenhauer, daß die Sittlichkeit der Menschheit sich entwickle, fortschreite; ein flüchtiger Blick in die historischen Ueberlieferungen des alten und neuen Bundes lehrt uns, daß das Maß der Tugend und Menschenliebe, der reinen Humanität im Laufe der Jahrhunderte ein ganz anderes und höheres geworden ist. Jede fernere Periode weist ein solches neues, höheres Maß der Sittlichkeit auf. Es gilt eben die sittliche Welt in ihrem Wachsen und Werden, in ihrer Bewegung zu betrachten, d. h. sie geschichtlich zu betrachten. Das ist das Wesen der Geschichte, als der Wissenschaft, welche die Betrachtung, Erforschung des Werdens zum Gegenstande hat. Emancipirt von dem ehemaligen Einfluß der Philologie und Theologie, der Philosophie und der Naturwissenschaften wird die Geschichtswissenschaft bei solcher Aufgabe ihre Eigenart mehr und mehr ausprägen und die Bedeutung des Werdens und Wachsens auch der andern Wissenschaften darthun.

Wenn der Versuch gemacht worden ist, die Geschichte in eine Naturwissenschaft zu verwandeln, so ist es um so anziehender diese letzteren bisweilen auch historisch arbeiten zu sehen. Die Naturgeschichte begann mit der Beschreibung der Natur. Eine historische Auffassung der Natur zeigt wie in verschiedenen Perioden zuerst eine todte Masse ohne Form, Leben und Beseelung bestanden habe, wie allmählich Form und Gesetz und krystallisches Gefüge entstanden sei, wie sodann vegetabilisches Leben, aus dem vegetabilischen Leben sich animalisches entwickelt habe, wie die Machtentwickelung des Menschen darauf gefolgt sei. S. den Aufsatz v. Baers „Das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwickelung," wo es zum Schluß heißt: „Der Erdkörper ist nur das Samenbeet, auf welchem das geistige Erbtheil der Menschheit wuchert, und die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte fortschreitender Siege des Geistes über den Stoff."

(Schluß im nächsten Hefte.)

Mitauer Correspondenz.

Indem ich die gegenwärtigen Zustände Mitau's zu schildern unternehme, versetze ich mich in Gedanken zurück in den Anfang dieses Jahres, das schon seit ein paar Monaten die Ziffer 1869 trägt.*) Bot doch der diesmalige Jahreswechsel ganz besondere Veranlassung die dunkeln und die heitern Loose zu überdenken, die im Zeitenschooße liegen; ja, war doch sogar das Gefühl banger Unsicherheit damals in unsrer guten Stadt Mitau vorherrschend. Früher rechnete man nur mit bekannten Factoren, da standen alle Combinationen über das neue Jahr auf sicherem, langbetretenem Boden; jetzt aber war alle Berechnung zerstört, denn ein großes X hatte sich unter die althergebrachten Lebensformen gedrängt: unsre neue Eisenbahn. Es war höchst interessant zu beobachten, wie allgemein in Mitau ein solches Bewußtsein geworden war: selbst unsre vertrocknetsten Philister ahnten, daß mit der Eisenbahn eine neue Periode Mitauer Lebens begonnen hat, nur waren die Empfindungen sehr verschieden, mit denen wir alle das schnaubende Dampfroß betrachteten. Die Einen hörten im schrillen Pfiff der Locomotive die wahre Zukunftsmusik, die Eisenschiene werde alles Heil bringen, alle schlimmen Verhältnisse würden gebessert, dem Gewerbe und Handel werde der Markt eröffnet, dem regern geistigen Verkehr die Bahn gebrochen werden. Die Andern sahen in dieser „modernen Einrichtung" eitel Verderben und Untergang, Mitau die alte ehrwürdige Herzogsstadt werde zum Flecken herabsinken, Riga habe diese Bahn nicht für uns, sondern nur zur eigenen Verherrlichung erbaut. Als an dem

---

*) Und wiederum ein paar Monate sind vergangen, seitdem die Redaction schon im Besitz dieser Correspondenz ist, so daß etwaige kleine Anachronismen nicht dem Herrn Verfasser derselben anzurechnen sind. D. Red.

denkwürdigen 21. November in seltener Eintracht alle gemeinnützigen und geselligen Vereine, alle Gewerke der Stadt und zahllose Menschenmassen zum neuen Bahnhof hinausströmten, da klagte mir ein ehrlicher Bürgersmann über die schwere Verblendung, welche alle dem Verderbenbringer entgegentreibe, und daß man mit Fahnenschwenken und Jubelrufen den Feind empfangen wolle, der sicherlich alles zu Grunde richten werde. Und fürwahr — die ersten Erfahrungen schienen des alten Mannes Rede zu bestätigen, denn nicht bloß handelte die Rigaer Direction mit beispielloser Nichtachtung und Rücksichtslosigkeit gegen das kleinere Mitau, sondern über diesen ersten kalten Tag dieses Winters sauste auch geistig und in der Natur ein eisiger Nordost, der uns allen das Mark in den Gliedern erkältete. Nachdem wir nun unter wechselnden Gefühlen mit unsrer Eisenbahn die ersten Flitterwochen durchlebt hatten, war zugleich der Jahresschluß über uns gekommen. So gestaltete sich die Frage: „was bringt das Jahr 1869 für Mitau?" in die andere Frage um: „was wird die Eisenbahn uns bringen?" ja beide Fragen gestalteten sich zu der einen: „welchen Einfluß wird die neue Eisenbahn auf das neue Jahr bei uns ausüben?" Ich meinerseits möchte meinen Mitbürgern einige Gedanken als Antwort auf diese Frage vorlegen. Während ich in den folgenden Zeilen noch einmal ein Bild von dem alten Mitau, was es treibt und wie es lebt, zu fixiren versuche, möchte ich diejenigen Punkte andeuten, an denen eine Aenderung eintreten muß und eintreten wird. Es ist aber eine eigenthümliche Mischung von Wehmuth und Freude, die mich bei dieser doppelten Betrachtung beschleicht: von Wehmuth, denn manche Eigenart und manches Original, an das die Erinnerung so lieb ist, wird vom Sturme der Neuzeit hinweggefegt werden; von Freude, denn manches faule und schlechte Wesen wird seine Endschaft erreichen. Das Eine aber ist sicher: mit unsrer provinzialen Abgeschlossenheit und kleinbürgerlichen Selbstgenugsamkeit ists zu Ende, wir müssen den Gedanken aufgeben, daß Mitau nicht allgemeinen, sondern nur specifisch Mitauer Gesetzen in seiner Entwickelung folgen dürfe, denn wir sind mit Riga und durch Riga mit dem Weltverkehr direct verbunden.

Beginnen wir unsere Betrachtung bei dem Aeußerlichen: Production und Consumtion, Industrie und Handel. Kein sorgsamer Beobachter wird verkennen, daß es unter uns manchen tüchtigen Gewerker und Kaufmann giebt, daß bei uns einzelne Artikel solid und billig geliefert werden, daß mancher Handelszweig nicht unbedeutend florirt. Und doch — trägt alles

den Stempel des Einseitigen, Selbstzufriedenen, Beschränkten, Spießbürgerlichen an sich, der enge Horizont des Producenten ist an allen unseren heimischen Producten ersichtlich. Darum haben wir auch des Absonderlichen und Aparten so viel, von unsrer einzigartigen Straßenbeleuchtung bis auf unsern besonderen Feuerspritzen-Fabrikanten*) und unsere sich auf der Aa prächtig präsentirende, ganz apart schwimmende Badeanstalt, die „Pumpe". All' unser Handel trägt den Charakter des Privaten an sich, es erscheint so, als ob der Kaufmann zu seinem Privatvergnügen sein Geschäft betreibe und als ob die Consumenten, sein „Anhang", sich familienweise um ihn lagern. Größere und umfassende Handlungen und Magazine giebt es fast gar nicht, ein Artikel, der je nach der Art der Handlung hier oder da vorhanden sein müßte, muß oft vergeblich in vier oder fünf größeren Buden gesucht werden und findet sich entweder garnicht oder in mancher aparten kleinen Winkelbude. Der Fremde, der sich in Mitau niederläßt, hat es anfänglich sehr schwer seinen Lebensbedarf ordentlich und zu mäßigem Preise zu erlangen, meistens fällt er zuerst in die Hände vorgeschobener unreeller Händler, von denen er allerdings nur einmal und dann nie wieder kauft. Erst nachdem er gründlich sein Lehrgeld bezahlt hat, stößt er wie zufällig auf die soliden und ordentlichen Quellen, bis er später als eingebürgerter Mitauer trefflich und billig zu Allem kommt. Das ist in der großen Stadt, das ist namentlich auch in Riga anders. Da giebts große umfassende Magazine, da giebts zahlreiche öffentliche Anzeigen, da giebts große und starke Concurrenz. Wenn daher unsere Kaufleute mit Angst darauf sehen, daß Mitau eine Vorstadt von Riga geworden ist, so haben sie in gewissem Sinne Recht. Denn erstens werden gewiß und namentlich in der ersten Zeit viele Mitauer ihren Bedarf an Manufacturen und Modewaaren, ja sogar an Markt- und Colonialwaaren in Riga einkaufen, schon deßhalb weil die Meisten die Eisenbahnfahrt probiren und sich persönlich Riga ansehn. Zweitens ist es aber auch natürlich, daß wir an der größeren Auswahl, den festen Preisen, der anerkannten Güte vieler Rigaer Waaren Gefallen finden. Schon in dieser Weihnachtszeit klagte mancher Mitauer Kaufmann und wir meinen, daß sich diese Klagen noch steigern werden,

---

*) Es ist einer unserer Kupferschmiede, dessen Eifer gewiß anzuerkennen ist, der in seiner Art ganz Brauchbares geleistet hat und von dem wir hoffen, daß ihn unsere Eisenbahn auch mit anderen Fabriken von Feuerspritzen in Berührung bringen wird.

wenn bei uns alles beim Alten bleibt. Aber wir hoffen mit Zuversicht, sowohl daß die Consumenten, wenn die Eisenbahn eine alltägliche Sache geworden sein wird, wieder zu dem naheliegenden Guten zurückkehren, als auch daß die Producenten manches Neue von Riga lernen werden. Vor allem wird die Concurrenz ihre gedeihliche Wirksamkeit beginnen. Wenn sie bisher bei uns geübt wurde, ging gewöhnlich der Concurrent theils am eignen Ungeschick, theils an der Indolenz unseres Publicums zu Grunde, ein lebendiges Beispiel ist (um aus den Todten das Beispiel zu wählen) die Herzfeld-Michelsohnsche Diligence. Bei wahrer Concurrenz muß aber sowohl das Publicum als der Kaufmann gewinnen, denn die Waare wird billig und gut, und doch hat der Kaufmann bei dem vergrößerten Absatz seinen Gewinn. Von der Concurrenz hoffen wir auch, daß sie uns von den vielen frechen Vorkäufern befreien werde und daß die Unzahl der kleinen Winkelbuden, welche meistens auf dem Boden des Puffsystems von dem sauren Schweiß der Armen leben, sich derart vermindern wird, daß nur die reellen und soliden kleinen Händler weiterbestehn. Das wird ein wahrer Segen für unsere Stadt und besonders für die ärmeren Bewohner sein. Von den größeren Handlungen aber hoffen wir, daß sie an Extension bedeutend zunehmen und sich zu ordentlichen umfassenden Magazinen umgestalten werden, damit sie den Rigaer Magazinen oder deren etwaigen Zweiganstalten hier in Mitau die Stange halten können. Vielleicht nimmt die Zahl unserer Handlungen anfänglich ab, mancher kleinere Kaufmann wird wiederum Commis oder associirt sich mit einem anderen; aber auch das brauchte dann nicht einzutreten, wenn unsere Eisenbahn den localen Charakter verliert, und unsere Stadt durch eine Linie nach Libau oder Windau ganz Kurland zum Hinterlande erhält, was, so Gott will, in nicht zu ferner Zeit geschieht. Dann kann Mitau nicht zum Flecken oder zur bedeutungslosen Vorstadt Rigas herabsinken, sondern muß einen ähnlichen Aufschwung nehmen, wie Liegnitz trotz seiner Nähe von Breslau oder Frankfurt a. d. O. in der Nähe von Berlin.*) Aber auch als Rigaer Vorstadt muß Mitau die Concurrenz mit Riga aushalten können, denn was der Kaufmann durch geringeren Umsatz verliert, kann er am eignen Haushalt ersparen, denn unsere Wohnungen sind halb so billig als in Riga,

*) Vgl. die treffliche Auseinandersetzung eines „früheren langjährigen Eisenbahnbeamten in den beiden preußischen Provinzen Schlesien und Preußen“ in der Zeitung für Stadt und Land vom 18. Decbr.

und die meisten Marktwaaren sind billiger und werden auch billiger bleiben, denn Riga ist weithin von öden Sandflächen und Morästen umgeben, Mitau aber von grünen Triften und von dem trefflichsten kurischen Waizenlande. Sollte aber gar manches Capital eines Kaufmanns aus dem reichen Riga in unsere arme Stadt übersiedeln, so kann das uns gewiß nicht zum Schaden gereichen. Unsere wenigen Kornhändler werden vielleicht nicht mehr an den „Pforten" ihre gewandten „Auffänger" halten, statt dessen aber wird unser Aafluß belebt sein und manches reichbeladene „Bording" von hieraus direct seine Absatzstelle aufsuchen. Verkehr ist Bewegung und Bewegung ist Leben, niemals aber kann lebendiger Verkehr, das ist also frisches Leben, den Handel und das Gewerbe schädigen. Mögen auch durch das neue Leben einzelne Producenten und Kaufleute zu Grunde gehen, die starken und kühnen Schwimmer werden auch in dem größeren Strome ebenso sicher schwimmen lernen, als sie es bisher in kleinen Wässerchen thaten.

Eine noch größere Veränderung als unserem Handelswesen steht dem öffentlichen und dann wohl auch dem geselligen Leben unserer Stadt bevor. Wir denken zunächst an die „trügerische Fata Morgana der baltischen Presse", an Justizreform und neue Städteverfassung, die überall in unseren baltischen Landen ersehnt werden, nirgends aber nöthiger sind als in Kurland, weil wenigstens in Livland die Justiz doch nicht so verzwickt, die Städteverfassung nicht so miserabel ist wie bei uns. Es ist ein Irrthum wenn man hie und da außerhalb unserer Provinzen noch immer meint, in übermäßigem Conservatismus und Separatismus stemmten wir uns gegen jede Neuerung. Allgemein ist man bei uns von dem Gedanken durchdrungen, daß Verfassung, Justiz und Verwaltung bei uns anders werden müssen; wir wünschen, wie das unsere zahlreichen Vorschläge sattsam erweisen, wir erstreben Weiterbildung und organischen Fortschritt in unserem provinziellen Gemeinwesen. Mit der neuen Landgemeindeordnung und der Gewerbefreiheit hat man gründlich in unsere alten Formen Bresche geschossen, und wenn auch die neuen Gemeindevorstände und die neuen Patentmeister manchen gerechten Tadel verdienen, immerhin haben beide Institutionen segensreich gewirkt, und man darf ja einem Jungen in den Flegeljahren (sind denn diese Uebergangsjahre etwas anderes?) seine Streiche nicht gar zu hoch anrechnen. Die meisten Menschen aber verstehen sich in Uebergangszeiten garnicht zu finden, so auch die meisten

unserer alten Meister, die im aufgehobenen Zunftzwang nur Verderben erblicken.

Schlimmer steht es um unsere bürgerliche Verfassung und um unsere Stadtfinanzen. Nach wie vor bestehen die Collegien der Rathsherrn und Stadtältesten nur aus Kaufleuten und Gewerkern. Hat dieses System schon in Riga (wo es ja übrigens nur theilweise besteht) seine großen Uebelstände, wieviel mehr bei uns, wo die Auswahl unter den zu Wählenden eine so sehr geringe ist. Zudem sind fast alle städtischen Aemter unbesoldete Ehrenämter, erfordern aber doch soviel Aufwand an Zeit und Kraft, daß nur ein wohlhabender Mann und auch der kaum ohne Schaden seines eigenen Geschäfts diesen Functionen obliegen kann. Das ist der Hauptgrund, weßhalb mancher Kaufmann und Gewerker jetzt nicht mehr das örtliche Bürgerrecht erkauft, mit dem er neben dem für ihn schlimmen passiven Wahlrecht keinen weitern Vortheil erlangt als den, sich auch activ an den Wahlen betheiligen zu können. Dadurch ist es soweit gekommen, daß es hier keinen einigermaßen angesehenen Kaufmann oder Gewerker giebt, der nicht bereits ein Rathsherrn- oder Aeltestenamt bekleidet hat oder noch bekleidet und daß man bei großen Wahlen, wie wir sie z. B. dieses Mal am 15. Juli und 15. October hatten, buchstäblich fast keinen Candidaten mehr für die erledigten Aemter auftreiben kann und Personen zu wählen gezwungen ist, denen man unter andern Umständen die Verwaltung der Stadt wohl nicht übertragen hätte. Vor 5 Jahren versuchte man auch hier der zu erwartenden Justizreform vorzuarbeiten und bestimmte 33 Literaten, meist jüngere Juristen, zum Eintritt in die Bürgerschaft. Aber auch die hieran geknüpften Hoffnungen erwiesen sich als illusorisch, denn jene Männer erlangten nicht das passive, sondern nur das active Wahlrecht, das ihnen ab und zu, wie z. B. bei der letzten Stadtpredigerwahl noch verkürzt wurde. Auf die Bürgerversammlungen konnten die neuen Literaten-Bürger nicht wie ihre Genossen in Riga Einfluß üben, denn die Bürgerschaft wird hier nur bei Wahlen oder zum Abgeben ihrer Stimme convocirt, nie aber zu großen gemeinsamen Berathungen und gründlichen Discussionen. Als sich vor einigen Jahren die hiesige Bürgerschaft für Beibehaltung des Näherrechts der Bürger beim Verkauf städtischer Immobilien aussprach, erhob die Rigasche Zeitung in fulminanten Leitartikeln ihre Stimme gegen Mitau, den Hort aller mittelalterlichen Barbarei und den Sitz des bewußtesten Rückschritts.

Jeder mit Mitauer Verhältnissen Bekannte mußte über diesen Aufwand von Athem lächeln, denn von den 3 bis 400 Bürgern Mitau's waren im Lauf von 2 Stunden ca. 30 auf dem Rathhause erschienen und hatten einer nach dem andern ihre Stimmen abgegeben. 7 von denen wußten, um was es sich handelte, nämlich um ein ähnliches Bürgerprivilegium, wie man es am Adel im alleinigen Güterbesitzrecht ernstlich bekämpft hatte; diese 7 stimmten natürlich für die Aufhebung des veralteten Privilegiums. Die andern 23 ahnten nur dunkel, wovon die Rede sei, die meisten identificirten bona fide das Näherrecht mit dem Nachbarrecht*) und ahnten nicht, welch ein Zeugniß sie sich selber ausstellten, indem sie als Ritter für ein Recht eintraten, das, abgesehen von seiner politischen Bedeutung, den durch die große Steuerlast schon unbequem gemachten Grundbesitz noch weniger wünschenswerth machte und also indirect den Werth der Immobilien ebenfalls herabdrückte. Aber, wird man fragen, wie ist solche Unwissenheit und solcher Indifferentismus möglich? wie ist's möglich, daß nicht einmal 10% aller Betheiligten bei einem wichtigen politischen Act auf dem Platze erscheinen? — Antwort: an einem Orte, wo es noch gar keine öffentlichen Interessen giebt, wo alle, auch die wichtigsten Anzeigen nur durch die Gouvernements-Zeitung gemacht werden können, wo seit Jahrzehnten nie eine Berathung der gesammten Bürgerschaft stattgefunden, — an einem solchen Orte kann es garnicht anders sein. Diese Stadtverfassung ist unser Glück nicht. Will man die gesammte Bürgerschaft entscheiden lassen, nun gut, so lasse man sie auch tagen und berathen. Ist man kein Freund dieses breiten Princips, so wähle man aus der gesammten Bürgerschaft**) ein Collegium von Stadtverordneten oder Stadtältesten, denen man auch wahrhaft die Repräsentation der Stadt und die Beschlußfassung im Namen der ganzen Bürgerschaft anvertrauen kann. Der jetzige Zustand ist besonders für Mitau ganz unhaltbar. Wir haben ja ein Stadtältesten-collegium von 24 Personen, 12 Kaufleuten und 12 Gewerkern, aber es entbehrt alles Ansehens und alles Einflusses. Wie allgemein dieses Bewußtsein ist, geht daraus hervor, daß man die wichtige Berathung und

*) Wir wünschen übrigens von Herzen, daß auch dieser alte Zopf, der nur noch von Speculanten genützt wird, um 25 oder 50 Rbl. zu erpressen, ebenso wie das Näherrecht beseitigt werden möge.

**) Wir meinen hier selbstverständlich nicht bloß die Kaufleute und Gewerker, sondern alle besitzlichen und ansäßigen Bewohner, sei ihr Stand und Beruf, welcher er wolle.

Beschlußfassung über das Deficit in unsrem städtischen Budget den Stadtältesten allein weder anvertrauen konnte noch wollte. Ein höherer Befehl bestimmte, daß die Stadtältestenbank für diese Frage durch je 4 grundbesitzende Personen aus dem Adel, den Literaten und Juden verstärkt werde — eine Maßregel, die zwar in unserer bisherigen Verfassung nicht vorgesehen, aber social nothwendig und geboten war, da eben die reformirte Verfassung so lange auf sich warten läßt.

Ein ebenso wunder Punkt wie unsere Stadtverfassung sind unsere Stadtfinanzen. Alle unsere baltischen Städte, Mitau voran, scheinen dem finanziellen Ruin entgegenzugehen. Der Grund für diese auffallende Thatsache liegt wohl zum Theil auch darin, daß unsere Stadtverfassung sich in einem solchen Uebergangsstadium befindet, hauptsächlich aber unterscheiden sich unsere Städte von den andern Städten des Reichs wohl dadurch, daß wir selbst unsere Justiz, Verwaltung, Polizei bezahlen und daß uns zugleich durch allgemeine Steuern die Quellen verschlossen worden sind, aus denen bisher unsere Specialmittel flossen und aus denen sie in Zukunft fließen könnten. Am klarsten ersieht man das aus der Accise und der Immobiliensteuer. Die Accise betrug, bevor die allgemeine Accisevervaltung eingeführt wurde, für Mitau ca. 14,000 Rbl., das ist mehr als $1/3$ sämmtlicher Stadteinnahmen. Dieser Ausfall war für die Stadtkasse natürlich sehr empfindlich, sie hat um eine Entschädigung aus den allgemeinen Staatseinnahmen, welche auch 4 Jahre hindurch geleistet worden ist, zuerst mit 12,000, dann mit 9,000, darauf mit 6,000 und endlich mit 3,000 Rbl., jetzt fließt keine Entschädigung mehr ein. Als die Stadt nun daran dachte, durch eine Besteuerung des Grundbesitzes ihren Ausfall zu decken, wurde statt der städtischen eine allgemeine Steuer auf unsere ohnehin schon schwer belasteten Immobilien gelegt. Bisher ist es noch leidlich gegangen, durch intelligente Finanzspeculationen und große Sparsamkeit wurde das sinkende Schifflein unserer Stadt glücklich über Wasser erhalten, aber im verflossenen Jahre wurde die Noth zu dringend, das Deficit soll auf 10,000 Rbl. gestiegen sein und nirgends ist Hülfe zu erblicken. Vergeblich haben Magistrat und Kämmerei ihre Vorschläge eingereicht, vergebens hat eine Commission unter eigener Leitung des frühern Herrn Civilgouverneurs über diese Sache getagt, vergebens sind im nichtofficiellen Theil der kurländischen Gouvernements-Zeitung kühne Pläne gesponnen worden. Einer dieser Pläne mit der Ueberschrift „das Mitausche Stadtbudget und die städtische Polizei“ (in

Nr. 37 der kurl. Gouv.-Ztg., nebst Erwiederung in Nr. 40 und Schlußwort in Nr. 45) ist durch die Rigasche Zeitung auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. In diesen Artikeln wurde alles Ernstes der Vorschlag gemacht, das städtische Deficit dadurch zu decken, daß man das Budget der Polizei d. h. 9,738 Rbl. einfach streiche und statt der bisherigen eine „freiwillige" Polizei nach Analogie der freiwilligen Feuerwehr, welche ebenso „wie Rom nicht in einem Tage erbaut sei," für Mitau organisiren möge.*)

Bei unseren Finanzcalamitäten sollten wir vor allen Dingen aufhören, Luftschlösser zu bauen und hergebrachten Illusionen nachzuhängen. „Accise-entschädigung", „Landesprästanden" das sind solche trügerische Nebelgebilde, die bei uns spucken, sobald man unserer Finanznoth Erwähnung thut. Aber das scheint nicht bloß bei uns so zu sein, denn auch im „Verwaltungsbericht der Rigaschen Stadtkasse für das Jahr 1867" fand ich gleich auf der ersten Seite unter den veranschlagten, aber nicht eingekommene Einnahmen obenan: 97,824 Rbl. als Acciseentschädigung für 4 Jahre und 58,128 Rbl. aus den asservirten $^{3}/_{5}$ der kaufmännischen Landesprästanden. Auf äußere Hülfe dürfen wir nicht rechnen. Also „hilf dir selber" aber wie? Sollte es rathsam sein, jetzt wo die neue Justizeinrichtung und die neue Verfassung nicht mehr gar lange auf sich warten lassen können, definitive Einrichtungen zu treffen, etwa die aus der Mitte des Raths selber vorgeschlagene Steuer auf Mehl und Fleisch? oder scheint es nicht vielmehr dringend geboten, jetzt nur den Palliativen Raum zu gewähren? Wie man hört, hat das, wie oben erwähnt für diese Frage verstärkte Aeltesten-Collegium seine Arbeit einer Commission von 5 Personen übergeben, über welche ein Einsender in der Rigaschen Zeitung vom Juli die Hoffnung aussprach, daß sie der Noth ein Ziel stecken werde. Zunächst freilich schweigt sie, und zwar schon seit 7 Monaten; ob sie noch etwas zu Tage fördern wird, wer mags entscheiden? Nur den einen negativen Dienst, das hoffen wir, wird diese Commission der Stadt leisten, daß sie noch einmal auf's Bestimmteste eine zweite Immobiliensteuer zu Gunsten

*) Die sachgemäßen beiden Erwiderungen gegen diese „freiwilligen" Artikel geben die Mängel unserer Polizei zu, führten aber ganz richtig aus, wie eine Besserung nur durch Vermehrung der Polizeibeamten und bei Erhöhung der so furchtbar geringen Gagen möglich sei.

der Stadtkasse verweigert.*) Die staatliche Immobiliensteuer beträgt nur 2½ pro mille, im Ganzen ca. 10,000 Rbl. für Mitau; man sollte es nicht glauben, aber es ist so, um dieser Steuer willen, zuweilen wegen 10 oder 15 Rbl. kommen alljährlich eine Reihe von Immobilien unserer Stadt in öffentlichen Verkauf. Von den Hausbesitzern Mitau's ist nämlich höchstens der sechste Theil so wohlhabend, daß er wenigstens die Hälfte vom Werth seines Besitzthums wirklich sein eigen nennt; die meisten Häuser sind um ihren ganzen Werth, manche über denselben hinaus verschuldet, daher sind die meisten Haubesitzer eigentlich nur Hausverwalter, die kümmerlich von der Hand in den Mund leben. Darum kann auch der Grundbesitz eine neue, etwa eben so große wie die staatliche Immobiliensteuer nicht tragen. Von manchen Seiten ist eine Miethsteuer vorgeschlagen worden, aber auch durch diese würde unser bisheriges Steuersystem vollkommen umgeschaffen werden, denn bisher wurden unsere directen Steuern nur vom Grundbesitz und von der Anschreibungs-, nicht aber von der Wohnungsgemeinde entrichtet, und es könnte der abnorme Fall eintreten, daß wir Mitauer doppelte Steuern, hier als Wohnende, anderswo als Angeschriebene entrichten müßten. Solange also unsere Verfassung keine Aenderung erfahren hat, wird von einer principiellen Verbesserung unseres Budgets keine Rede sein können. Sind aber erst die beengenden Schranken gefallen, welche unsere Bürgerschaft bisher an gedeihlicher Entfaltung gehindert, wird erst die Bürgerschaft der Stadt von allen Bewohnern derselben gebildet, dann wäre es gewiß am zweckmäßigsten eine Miethsteuer einzuführen und alle andern Steuern, die jetzt auf den Immobilien lasten, z. B. für Straßenpflaster und Straßenbeleuchtung in diese Miethsteuer hineinzurechnen. Wir legen hierbei einen besonderen Nachdruck darauf, daß diese Steuer von den Miethern selbst**) und nicht etwa von den Hausbesitzern für die Räume, welche sie vermiethen, erhoben werde, denn es ist durchaus irrthümlich zu meinen, daß jeder Hausbesitzer die Miethsteuer einfach auf die Wohnungsmiethe aufschlagen kann. Einmal ist nämlich die Höhe eines Miethzinses von dem Zudrang und der Concurrenz abhängig, wenn ein Hausbesitzer, und sei es auch

*) Wie wir vernehmen, hat sich die im Text erwähnte Commission unterdessen resolvirt, und zwar allerdings im Sinne einer entschiedenen Ablehnung der neuen Immobiliensteuer. Die Redaction.

**) Wohnungen, welche weniger als 50 Rbl. jährlichen Miethpreis zahlen, sollten von einer solchen Steuer eximirt sein.

zum Besten der städtischen Steuer, 10 oder 20 Rbl. aufschlägt, so verliert er seine Miether, sodann aber würde der Hausbesitzer, falls seine Wohnung Jahr und Tag leer steht, nicht bloß die Miethe, also die Zinsen seines Capitals verlieren, sondern noch gar zuzahlen müssen. Wird die Miethe dagegen vom Miether erhoben, was allerdings das Eintreiben schwieriger macht, so fallen diese Uebelstände fort; nur müßte natürlich der Hausbesitzer für den taxirten Werth seiner eigenen Wohnung ebenfalls die Steuer entrichten. Wie alle diese Calamitäten ihre Lösung und Aufhebung finden werden, wer weiß es? Gewiß ist nur, daß es anders werden muß.

Wenden wir unsern Blick von der ernsten Verfassungs- und Finanzfrage auf das sociale und gesellige Leben unserer Stadt. Auch hier ist's gewiß, daß wir vor Neuem stehen und umfassenden Aenderungen entgegensehen müssen. Aus der Colonistenstellung, welche wir in unseren baltischen Landen einnehmen, hat sich bei uns eine eigenthümliche ständische Abgeschlossenheit gebildet, und weil bei uns allgemeine und öffentliche Interessen nicht auch allgemein und öffentlich verhandelt werden, steht ein jeder Stand und auch jeder einzelne Mann nur für sich ganz allein. Gilt das schon von unseren 3 Provinzen überhaupt und von unseren Städten insbesondere, so excellirt unsere gute Stadt Mitau doch noch an starrer Ständesonderung und Mangel an Oeffentlichkeit. Das muß vor 100 Jahren ebenso wie heute gewesen sein, denn Hippels Beschreibungen passen noch auf unsere eigenthümlichen Zustände. Als vor einigen Jahren von einem der Redacteure im Feuilleton der Rigaschen Zeitung Parallelen zwischen den „Lebensläufen" und dem jetzigen Mitau gezogen wurden, da konnte man aus der Art des allseitigen Aergers und der allständischen Aufregung recht ersehen, daß er einen wunden Fleck getroffen hatte. Der „Baron" und der „Krippenreiter" waren da ebenso treffend gezeichnet, wie der „Literatus", von dem Hippel kühl bemerkt, daß er in Kurland eben keinen Gelehrten, sondern nur „ein unseelig Mittelding von Edelmann und Bauer" bedeute. Lebhaft steht noch vor mir die Erregung eines Literaten oder, wie die Herren jetzt gewöhnlich sagen, eines von „unserer Gesellschaft". Voll Ueberzeugung sagte dieser: „Nun Herr E. wird sich hüten, sobald wieder nach Mitau zu kommen! Bevor er schrieb, hätte er auf den großen Club kommen sollen, dann hätte er die Einheit unserer Stände kennen gelernt."

Es ist eine fable convenue bei uns, daß im Gegensatz zu dem unfamilienhaft lebenden Deutschland bei uns das Eldorado eines Familienlebens existire, und doch ist die Sache gerade umgekehrt. In Deutschland

ist viel, sehr viel öffentliches Leben, am Familienleben participiren nur die Hausgenossen. Bei uns giebts im Allgemeinen kein abgeschlossenes geistiges Zusammenleben des Hausvaters mit seiner Familie, aber recht viel breite Geselligkeit. Hier existiren große Gesellschaftskreise, welche nach außen hin eng abgerundet sind, nur innerhalb dieses Kreises sucht man die Geselligkeit, nur im engen Zirkel bewegt sich das Sinnen und Trachten. Am ausgeprägtesten zeigt sich das bei unserer Casino-Gesellschaft. Zu derselben gehört nicht nur der Adel, der ganz in Mitau lebt, sondern auch eine Reihe von anderen Adelsfamilien bis tief in's Oberland und weit in's untere Kurland herab, welche die Wintermonate, namentlich die Zeit von Weihnachten bis zur Passionszeit in Mitau zubringen. Im Ganzen beträgt die Zahl der Glieder einer solchen „Saison" (natürlich nicht bloß Tänzer und Tänzerinnen, sondern überhaupt alle erwachsenen Personen) 2 bis 300. Drei Monate hindurch kommt die Mehrzahl dieser Personen täglich gesellig zusammen: hier ein Diner, dort ein Souper; hier ein Zweck-Theater, da ein Zweck-Bazar, eine Verloosung; hier ein Rout, da eine große Schlittenpartie; hier ein Eislauf bei Musik und bunter Beleuchtung, da ein Ball im Casino oder in einem der größeren Adelshäuser. So gehts Tag aus Tag ein, früh Morgens und spät Nachts, immer dieselben und nur dieselben Personen. Was anfänglich interessant und erquickend ist, wird mit der Zeit abspannend und ermüdend. Endlich sind alle Gesprächsstoffe erschöpft, sie schrumpfen zusammen, jedes einzelne Glied der Saison hört man mit genau denselben Worten über alle landläufigen Dinge reden, es sind ja die Worte, die einzelnen Tonangebern nachgeredet werden, und nirgends beugt man sich williger der Tradition. Schlimm ist's, wenn der Todesfall eines angesehenen Gliedes das stete Einerlei der Saison unterbricht, dann muß nothwendig Hoftrauer erfolgen, denn fast alle sind ja unter einander verwandt. Als höchstes Ergebniß bringt die Saison eines, vielleicht gar zwei Brautpaare, dann ziehen die Gäste aus einander, um nach einigen Monden in gleicher Weise wiederum zusammen zukommen.

Weniger oft als dieser „erste Zirkel" findet sich die Gesellschaft der „Literaten" zusammen, denn deren Berufsgeschäfte nehmen ihre meiste Zeit in Anspruch, aber an starrer Abgeschlossenheit leisten auch sie das Ihrige. Mit strenger Kritik wird darauf geachtet, ob Jemand durch den Besuch einer Universität ebenbürtig geworden, oder ob er durch seine Stellung als höherer Bürger oder Beamter sich dieses Kreises werth gemacht, häufig werden selbst höhere Beamte, zumal wenn sie von unten hinaufgestiegen

sind, von dieser Gesellschaft fern gehalten. Als Kennzeichen der Zugehörigkeit zu diesem Kreise dient im Allgemeinen die Mitgliedschaft bei der Pumpe und besonders bei der Soirée-Gesellschaft. Die „Pumpe" oder „Douche" ist ein niedliches auf der Aa schwimmendes Badehaus mit Frühstücksrestauration, der sogenannten „Apotheke". Zu gewissen Mittags- und Abendstunden findet sich hier im Sommer stets eine Anzahl von jüngeren Literaten zusammen. Die „Soirée" ist die Literaten-Tanzgesellschaft, die einige Male im Winter zusammenkommt, wo die Töchter der Literaten in's „Leben" eingeführt zu werden pflegen. Hier gilt nur der Ebenbürtige und das Altbergebrachte. Als ein altes Glied dieses Kreises einst einigen Widerspruch von jüngeren Personen erfuhr, wollte es sich verächtlich über diese „Neuen" hinwegsetzen, mußte sich aber die Mahnung gefallen lassen, daß er doch seine alten Soirée-Glieder auf dem „Literaten-Kirchhof" aufsuchen möge. Mag dieser Kreis sich immerhin zu größerer Geselligkeit in seiner Abgeschlossenheit zusammenfinden, das wird kaum zu vermeiden sein; daß aber im kleineren Kreise auch stets nur dieselben Personen mit demselben eigenthümlichen Gesichtskreis zusammentreffen, das ist ein Uebel. Und tritt man diesen Gesellschaften näher, so wird man erstaunen, wie wenig da im Allgemeinen, trotzdem daß die meisten studirt haben und viele tüchtig in ihrem Fache arbeiten, von geistigem Leben und wissenschaftlichen Interessen die Rede ist. Es erscheint so, als ob für die Berufsarbeit der eine, für das Vergnügen ein anderer Schrein des Herzens da sei. Die ziemlich regelmäßige Beschäftigung bildet das Kartenspiel (wir meinen hier nicht bloß einige Literaten-Kränzchen mit absonderlichen Namen), die übrige Zeit füllen die Stadtgespräche und die „kurische Gemüthlichkeit". Es ist eine behagliche phäakische Existenz, welche diese Herren führen, über viele Arbeit wird zwar geklagt, aber im Allgemeinen ist's damit nicht so schlimm, mit der Arbeit der Gebildeten Deutschlands darf man die Arbeitslast der meisten hiesigen gar nicht vergleichen.

Obgleich doch in Mitau eine recht große Zahl von Studirten zusammen ist, zu allgemeinen wissenschaftlichen Zwecken werden sie nicht zusammengebracht. Zwar haben die Aerzte ihren „medicinischen Abend", die Pastoren ihr „theologisches Kränzchen", aber allgemein ist nur die „kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst" und deren Hauptfehler ist eben, daß sie so allgemein ist und Himmel und Erde und noch etwas in ihren Mauern bergen soll. Entstanden ist sie aus der großen geistigen Bewegung, welche dem Sturze Napoleons voranging und nachfolgte;

Männer wie Recke, Lichtenstein, Watson, Schlippenbach, Offenberg, der alte Pancker, der alte Trautvetter und andere haben sie gegründet, sie sollte eine Art von Akademie, der geistige Mittelpunkt nicht allein Mitau's sondern auch ganz Kurlands werden. Der kolossale Sammeleifer unserer Alten hat manche Schätze in unserem Museum zusammengebracht, aber im Lauf der Jahre ist das Interesse der Gesammtheit daran geschwunden. An einzelnen tüchtigen und arbeitsamen Kräften hat es der Gesellschaft niemals gefehlt, die Zahl der Arbeitenden ist aber gegenwärtig sehr gering. Zwar wurde vor einigen Jahren von einem jungen, eben nach Mitau gekommenen Manne ein stürmischer Anlauf zur Hebung der Gesellschaft unternommen, mit großer Bestimmtheit wurde damals auf einen Angriff Schirren's, den er im Dorpater Tagesblatt gegen diese „sitzende Gesellschaft" erließ, geantwortet, aber im Grunde scheint doch Schirren Recht gehabt zu haben. Zweierlei erscheint uns hier Noth, 1) daß die Gesellschaft ihre allgemeinen Pläne aufgebe und als Gesellschaft für kurländische Geschichte und Alterthumskunde weiter arbeite, 2) daß sie ähnlich wie ihre Schwestern in Riga und Reval ihre und des Museums bedeutende Geldmittel zur Herausgabe einheimischer Quellenwerke verwende, statt daß sie wie jetzt Capitalien sammelt. Ließe sich noch gar durch eine regelmäßigere Verbindung der fünf Gesellschaften in Reval, Dorpat, Riga, Arensburg und hier, etwa unter Schirren's Leitung, ein System in die Herausgabe unserer Quellen bringen, dann wäre viel erreicht.

Bei dem bürgerlichen Vereinswesen unserer Stadt spielt die Musik eine Hauptrolle. Wir meinen hier nicht die unter Leitung unseres tüchtigen Musikdirectors stehenden musikalischen Abende im Gymnasiumssaal; wir meinen auch nicht die „Harmonie, deren Name auf Musik schließen lassen könnte, denn das ist bloß eine gesellige Vereinigung unserer Kaufleute, bei der leider auch das Kartenspiel die Hauptbeschäftigung bildet; sondern wir denken an unsere alte Liedertafel, unsern neuen Liederkranz und den aus einer Secession von letzterem entstandenen Männergesangverein. Die Musik wird stets einen der wichtigsten Bestandtheile aller Geselligkeit ausmachen, sie übt insbesondere einen civilisirenden Einfluß, indem sie ganze Lebenskreise wie z. B. die Handwerkergesellen zu feinerer und anständiger Geselligkeit heranzieht. Das ist hier besonders beim Liederkranz geschehen, und darum sind in diesem Verein die Anfänge einer besseren Zukunft zu erblicken. Aber die Musik darf nicht das einzige geistige Vergnügungsmittel bleiben. Auch der Rigaer Gewerbeverein ist

aus einem Musikverein entstanden, wir wünschen aufrichtig, daß unser Liederkranz sich ähnlich entfalte. Seine Mitglieder zählen bereits nach Hunderten, der Handwerkerstand bildet den Grundstock, aber Personen aller übrigen Stände haben sich bereits dem Verein angeschlossen. Man scheint auch anderweitige geistige Zwecke in den Verein haben hineinbringen zu wollen, indem man einige Vorlesungen veranstaltete, dieselben scheinen jedoch bisher zu selten angeordnet und zu wenig auch von den Vortragenden auf Weiterbildung ihrer Hörer angelegt worden zu sein. Hoffentlich erstehen im Liederkranz im Lauf des nächsten Jahres ein Zeitungs- und Zeitschriftentisch, eine Bibliothek, Unterrichtsstunden und regelmäßigere Vorlesungen; man könnte immerhin einige Maskeraden, Bälle, Ausfahrten dafür missen.

Eine große Rolle spielen in unserer Stadt die Wohlthätigkeitsvereine: die Erziehungs- und Armenanstalten Rom, Altona &c., das Diakonissenhaus und der Frauenverein. Der Mitauer Frauenverein wirkt bereits 47 Jahre und entfaltet durch sein Armen- und Waisenhaus, durch seine Suppenanstalt und wohl auch durch seine Unterstützung mit Victualien und Holz eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Schlimm steht es dagegen mit dem Aufsuchen der Armen (mehrere Damen haben sich in die Straßen getheilt) und mit den regelmäßigen Geldunterstützungen; letzteres deßhalb weil der Verein nicht auf regelmäßigen Beiträgen der Stadtbewohner beruht, sondern sich seine Summen wesentlich aus Gnadengeschenken des Allerhöchsten Kaiserhauses und aus Erträgen von Theatervorstellungen und Verloosungen beschafft, ersteres deßhalb weil zu Armenpflegern in der That nur Männer geeignet sind. Das scheint auch eine Anzahl Männer gefühlt zu haben, welche sich im April d. J. zur Beseitigung des Bettels vereinigten. Aber die Sache wurde hier wohl am verkehrten Ende begonnen. Statt einen Verein zu begründen, der Beiträge sammelt, von sich aus die Armen unterstützt und keinen Straßenbettel mehr zuläßt, wollten diese Herren jeden Bettler aufsuchen und nur die wirklich Bedürftigen mit einem Zeugniß versehen, worauf hin die Polizei veranlaßt wurde, solchen attestirten Bettel zu sanctioniren. Hieraus entwickelte sich in Folge Auftrages des kurländischen Gouvernements-Gefängniß-Comités eine Bekanntmachung des Mitauschen Polizeiamtes, aber jene Herren hielten es für gerathen, sich mit dem ersten Anlauf zufrieden zu geben. Sie selbst sind nie wieder zusammengekommen, die zahlreichen Bettler besitzen keine Zeugnisse und das Ganze scheint keinen andern Zweck gehabt zu haben, als unsere Polizei zu

einer Proclamation zu nöthigen, welche den Staatsgesetzen wider den Bettel widerspricht. Die Sache klingt lächerlich, ist aber tief ernst. Hier liegt ein schreiender Nothstand vor, denn an unsere Thüren pochen täglich wenigstens 20 Bettler und man hat nur das drückende Gefühl, seine Gabe häufig an Unwürdige zu geben und oft einen schuldlos Verarmten zu gering unterstützt zu haben, weil man ihn eben nicht kennt. Wir sind mit schweren Hungerjahren heimgesucht, vielleicht wird die Noth die Männer unserer Stadt zusammentreiben, ihrer Pflichten zu gedenken und für ihre Armen zu sorgen.

Bei einer Rundschau über unser Vereinswesen tritt uns auch in Mitau ein unvermeidlicher Thierschutzverein und ein Consumverein entgegen, dem es ebenso wie seinem Rigaer Bruder schlecht geht. Sein Ziel: gegen Lieferanten-Willkür und das allgemeine Puffsystem ein Gegengewicht zu bilden, hat er bei seiner kleinen Ausdehnung nicht erreichen können, statt vorwärts scheint er rückwärts zu gehen. Wahrhaft gedeihlich scheinen doch auch diese Vereine sich nur dann zu entfalten, wenn sie aus der Arbeiterbevölkerung hervorgehen und ihre Stärke gegen die kleinen Händler und Vorkäufer richten; so lange bei uns nur die höheren Stände am Verein participiren wollen, wirds nichts Gedeihliches werden. — Ein anderer unserer neueren Vereine hat viel von sich reden gemacht: unsere freiwillige Feuerwehr. Feuer hat dieser Verein zwar wenig zu löschen bekommen, denn unsere Spießbürger haben Recht „in Mitau brennts nicht“, aber in socialer Hinsicht hat er segensreich gewirkt, indem er zu nützlichem Zweck alle Bewohner der Stadt ohne Unterschied des Standes und Berufs „an einem Strang“ vereinigte. Dadurch scheint angezeigt, wo eine Vereinigung der schroff geschiedenen Stände zu versuchen ist: nicht sowohl in der Geselligkeit und beim Vergnügen, als vielmehr bei der Arbeit und dem Nützlichen. Interessant ist es zu beobachten, welch eine Wandlung in der öffentlichen Meinung über diesen Verein vor sich gegangen. Die Einsichtigeren fielen ihm, als er vor 3 Jahren gegründet wurde, zwar sofort alle zu, wer nicht activ mitarbeiten konnte, betheiligte sich durch freiwillige Beiträge, aber dem Gros, besonders unsern Handwerkern erschien die militärische Uniformirung und Organisation anfangs lächerlich, wer allein in der Blouse über die Straße ging, setzte sich leicht dem Spott aus. Jetzt ist das grade umgekehrt, bezeichnend dafür ist jener Artikel über die freiwillige Polizei, dessen wir oben gedachten, wo ganz naiv die Errichtung der Feuerwehr mit dem Ausbau Roms verglichen wird. Zwischen

Anfeindung und Anerkennung muß sich auch hier noch die richtige Mitte herausbilden.

Wir sind am Ende unserer Rundschau und richten fragend unsere Blicke auf die Zukunft. Wie wird sich die Oeffentlichkeit und das frischere Leben bei uns zuerst kundthun? Wir wünschen aufrichtig und sehnlich, daß das durch ein öffentliches Blatt, eine Zeitung geschehe. Während die Zahl der in Livland erscheinenden Zeitschriften 20 beträgt, haben wir nur die kurländische Gouvernements-Zeitung, die Libausche Zeitung, eine lettische Zeitung, die in Livland redigirt, und die theologischen Mittheilungen, die in Riga gedruckt werden. Lange Jahre hindurch hat Mitau eine eigene Zeitung besessen, sie ist aus Mangel an innerer Kraft und Mangel an Abonennten zu Grunde gegangen. Wenn wir jetzt zu unsern Mitbürgern sprechen wollen, so müssen wir es via Rigasche Zeitung thun. Das ist ein abnormer Zustand, der nicht mehr lange dauern kann. Bisher hatten wir doch noch den nichtofficiellen Theil der kurl. Gouv.-Ztg., der zwar sehr absonderlich war, aber doch etwas Oeffentlichkeit repräsentirte. Mit dem neuen Jahr hörten auch die „neuesten telegraphischen Nachrichten" (Abdruck aus der Rig. Ztg.) und die interessanten „neuen Zeitungsnachrichten" auf. Wir haben diese letzteren regelmäßig gelesen und oft mit Bedauern an die Köpfe der armen Verwalter vom Lande gedacht, welche daraus allein ihre politische Nahrung zogen. Da gingen Nachrichten aus Paris und aus Sibirien, aus Dorpat und Francisco, aus Hasenpoth und Lissabon und Berlin wild durch einander und manche Nachrichten waren ganz aparter Art. Was sollten z. B. die Armen denken, wenn sie aus Nr. 60 erfuhren, daß im Jahr 1866 Graf Usedom preußischer Ministerpräsident gewesen, daß es (Nr. 90) nur einen Exfürsten von Hannover und Hessen gebe? Was für schreckliche Vorstellungen mußten sich die Bedaurenswerthen aus der Beschreibung des Kampfes mit dem Kraken (Nr. 75) und gar aus dem eigenthümlichen Artikel „Registrirung und Sacrament" in Nr. 90 gewinnen! Immerhin sehen wir aber den nichtofficiellen Theil mit Wehmuth scheiden, sein „Locales" war doch oft gut gemeint. Vielleicht ists aber gut, daß auch hier die Noth auf's Höchste steigt, vielleicht wird das Bedürfniß nach Oeffentlichkeit dann um so schreiender. Ich hoffe von Herzen, daß hiemit in Ihrer scheidenden Monatsschrift auch einer für unser Mitau scheidenden Periode der Nichtöffentlichkeit und Selbstgenügsamkeit der Scheidegruß wird zugerufen worden sein.

Notizen.

Gustaf Adolf. Von G. Droysen. Erster Band. Leipzig, Veit u. Comp. 1869. XII und 369 S.

Für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges giebt es noch viel zu thun. Die zusammenfassenden Darstellungen, welche diesen Stoff behandeln, weisen bisher keineswegs eine allseitige und gründliche Durcharbeitung des vorhandenen Materials auf und sind oft wesentlich von einem Parteistandpunkt verfaßt worden. Wenn, wie wohl berichtet worden ist, der Altmeister Ranke mit einem Werke über Wallenstein beschäftigt ist, dann dürfen wir einen ungewöhnlich reichen Beitrag zur Geschichte dieser Zeit erwarten. Es bleibt noch manche Lücke auszufüllen und besonders eine möglichst vielseitige Kenntniß der gleichzeitigen Zustände und Ereignisse an verschiedenen Punkten Europas wird jederzeit eine Hauptbedingung größerer Erfolge bei der Erforschung der Geschichte des deutschen Krieges sein müssen. Mit um so größerer Freude begrüßen wir das Werk des jungen Droysen über Gustaf Adolf, dessen erster Band vorliegt und von ebenso reicher Begabung als großer Belesenheit des Verfassers zeugt, der schon durch manche Specialforschungen vornehmlich zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt geworden ist. Diese Studien haben viel versprochen, sie haben zu bedeutenden Ergebnissen geführt.

Droysen beabsichtigt nicht eine Biographie Gustaf Adolfs zu schreiben. Ihm genügt es eine Reihe von Verhältnissen darzulegen, in die der Schwedenkönig eingegriffen hat, auf den Zusammenhang hinzuweisen zwischen ihm und den europäischen Verhältnissen, seine welthistorische Stellung zu erörtern. Es handelt sich wesentlich darum nachzuweisen, daß es nicht vorwiegend Angelegenheiten des kirchlichen, sondern vielmehr Fragen des

politischen Lebens gewesen sind, welche Gustaf Adolf zum Eingreifen in die deutschen Dinge veranlaßten. Politische Machtverhältnisse, diplomatische Combinationen stehen hier im Vordergrunde. Nicht sowohl der Glaubensheld, der Beschützer des Protestantismus als der klar denkende, kühn und scharf berechnende Staatsmann ist in Gustaf Adolf zu bewundern. Er ist mehr ein bedächtiger, umsichtiger Schachspieler, der jeden Augenblick die Bedeutung seines Zieles, den Umfang seiner Mittel sicher erkennt, als ein von der religiösen Verfolgung seiner Glaubensgenossen auf dem Continent mächtig ergriffener, wie unwillkürlich in den Strudel des gewaltigen Kampfes hineingerissener Fanatiker. Lebhafter als der Wunsch das Evangelium zu retten, die Glaubensfreiheit zu schützen, treibt ihn das Verlangen der anwachsenden Macht der Habsburger entgegenzutreten, Schwedens Stellung in Europa aufrechtzuerhalten, die Gerechtsame und Interessen Schwedens auf dem baltischen Meere zu wahren.

Man darf sich darüber freuen, daß durch das vorliegende Werk diese Auffassung von der welthistorischen Stellung Gustaf Adolfs einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich gemacht wird. Droysen's Buch, auf gründliche Quellenforschung gestützt, ist gleichzeitig eine wissenschaftliche Leistung und ein Kunstwerk. Es zeugt von dem tiefen Takt und feinen Verständniß, mit denen die neueren Geschichtschreiber zwischen Wissenschaft und Kunst zu vermitteln streben. Die außerordentlich geschmackvolle, hier und da vielleicht ein wenig in das Pretiöse verfallende Darstellungsweise erinnert an die Kunst, mit welcher Ranke einzelne historische Tableaux, Portraits geschichtlicher Größen zu beleuchten versteht. Einzelne äußere Züge, plastische Details, Citate aus zeitgenössischen Briefen, Flugschriften, Actenstücken verleihen der Erzählung einen eigenthümlichen Reiz. Die kunstvolle Mosaik wirkt durch die Frische und Originalität der aus den unmittelbaren Quellen geschöpften Localfarben. Dadurch wird das trockene Detail der diplomatischen Wirrnisse überwunden. Man merkt es dem Verfasser an, wie er mit hohem Genuß, mit feinem Verständniß für das Charakteristische, Bedeutende, historisch Wichtige arbeitet, wie er in dem überreichlichen Material schwelgt. Die Fülle von Geist und Witz, Scharfsinn und Takt der Diplomaten jener Zeit tritt uns in lebendiger, anregender Frische entgegen, in den Bemerkungen des Camerarius, Rusdorf, Conway u. A. Mit Spannung folgen wir den vielfach gewundenen Gängen der internationalen Geschäfte und Beziehungen, beobachten die Wirkung gleichzeitiger Ereignisse an verschiedenen Enden Europas

auf einander, sehen wir die Ansichten und Interessen der verschiedenen Staatsmänner aufeinanderplatzen, sich an einander abarbeiten. Es ist vorzugsweise eine Geschichte der politischen Combinationen jener Zeit, welche der Verfasser uns bietet, eine Monographie über die staatsmännischen Ideen, die während der ersten Phasen des dreißigjährigen Krieges bestimmend auf die Verhältnisse eingewirkt haben.

Die Materialien, über welche der Verfasser verfügte, haben ihn in Stand gesetzt, möglichst Vollständiges zu bieten. Außer den gedruckten allgemeinen und Einzeldarstellungen, Sammlungen von Briefen und Actenstücken, welche mit großer Sorgfalt benutzt wurden, hat Droysen Gelegenheit gehabt, einerseits ungedruckte Urkunden einzusehen, andererseits die außerordentlich reiche Flugschriftenliteratur jener Periode für seine Darstellung zu verwerthen. Er hat in dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden, dem Reichsarchiv und der königlichen Bibliothek in München gearbeitet, auch mehrere Actenstücke des Berliner Staatsarchivs benutzt. Sehen wir in solchem Material die handelnden Personen in den politischen Verwickelungen auftreten, mit einander verhandeln, folgen wir hier dem Notenwechsel und officiellen Federkriege, so setzt uns die Tagesliteratur in Stand, die Atmosphäre zu beobachten, in welcher diese Vorgänge sich ereignen, die Wirkung, welche sie auf die Zeitgenossen hervorbringen, die Wünsche und Hoffnungen, die Entrüstung oder den Beifall der Regierten zu erkennen, die Tragweite dieses oder jenes Meisterzuges in dem politischen Schachspiel zu bemessen. Bieten uns z. B. die Geschäftspapiere, welche der Verfasser auf der königl. Bibliothek in München einsah, Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Pläne Gustaf Adolfs ums Jahr 1624, (s. z. B. S. 203 ff.), welche er in Bezug auf den bevorstehenden Krieg in Deutschland hegte; so liefern uns mancherlei Broschüren über das Dominium maris Baltici, gegen die habsburgischen Bestrebungen gerichtet, einen mächtigen Maßstab für die Beurtheilung der damaligen Ansichten über das Vorhaben der Ferdinand, Wallenstein, Maximilian von Bayern u. A. Flugschriften, wie der „Hansische Wecker", zeigen, wie lebhaft und tief begründet die Hoffnungen waren, welche man auf Gustaf Adolf setzte (s. S. 343 ff.); andere, wie die losen Drucke über die Einnahme von La Rochelle (s. S. 352), geben uns eine Vorstellung davon, mit welcher Theilnahme man in Deutschland damals den Ereignissen auch in den Nachbarländern zu folgen gewöhnt war und welcher Zusammenhang zwischen den religiösen Parteien in Deutschland und Frankreich bestand.

Dieser letztere allgemein historische Standpunkt zeichnet das Werk Droysens aus. Der Titel ist viel zu eng. Das Buch ist eigentlich eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, noch mehr eine Geschichte der europäischen Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Es ist eine Monographie, eingereiht in das große Ganze der historischen Entwickelung; alles Einzelne, das mitgetheilt wird, erscheint in welthistorischer Beleuchtung, der Zusammenhang vieler bisher gesondert betrachteten Erscheinungen erhöht das Interesse an jeder einzelnen unter denselben. Man erkennt, wie innig verwachsen und vielfach verschlungen die Interessen der mancherlei politischen Factoren gewesen sind, wie feinfühlend die Cabinette schon damals in Bezug auf jede Veränderung in den europäischen Machtverhältnissen geworden waren, wie wenig gleichgültig man sich an jedem Hofe den Ansichten der anderen gegenüber verhielt, mochte auch halb Europa dazwischen liegen. Es ist die Zeit, in welcher Gustaf Adolf den Ausspruch hat thun können, daß jeder Krieg ein europäischer Krieg sein müsse.

Der vorliegende Band behandelt die Zeit bis zum Jahre 1630. Es ist die Genesis der eigentlichen Intervention Gustaf Adolfs, welche den Gegenstand derselben bildet.

In kurzen Zügen, scharf, geistvoll und farbenreich wird in dem ersten Buche das Emporkommen Schwedens, die europäische Politik des Hauses Wasa geschildert. Gustaf Adolfs Anfänge, die deutsche Frage, Gustaf Adolfs auswärtige Politik bis 1625, das Directorium Dänemarks — bilden den Gegenstand der folgenden Bücher. Schwedens Beziehungen zu der continentalen Politik sind der Hauptgegenstand der Betrachtung. Klar, übersichtlich wird der Gegensatz zwischen dem Herzog-König Karl von Schweden und Sigismund von Polen geschildert. Der Ausgang dieses Kampfes ist von Interesse, von höchster Bedeutung für den ganzen Welttheil (s. S. 43); bei der böhmischen Frage wird die englische Politik eingehend behandelt, ebenso wie das Streben Gustaf Adolfs erwähnt, den Zaren Michail zu einer Intervention in Polen zu Gunsten Böhmens zu bestimmen; die Beziehungen zwischen Rußland und Dänemark werden berichtet; die Betrachtung der englischen und französischen Politik, die Rivalität zwischen Gustaf Adolf und Christian von Dänemark, die Beziehungen des Schwedenkönigs zu den protestantischen Mächten bieten hohes Interesse.

An einzelnen Stellen des Buches stellt der Verfasser die Mittheilung eingehenderer Monographien über einzelne Fragen in Aussicht. So

beabsichtigt er über das Project des Zaren Iwan IV., ein von Rußland abhängiges Livland zu schaffen, Weiteres mitzutheilen; so bereitet er einen Aufsatz über die Universalmonarchie vor, welche das Ziel der habsburgischen Politik war; so hofft er binnen Kurzem Beiträge zur Kritik der Quellen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges liefern zu können.

Ein Paar Berichtigungen seien uns gestattet. Auf S. 9 ist des Großfürsten Wassili IV. erwähnt, der 1505--1534 regiert haben soll. Es war Wassili III., der schon im Jahre 1533 starb. An zwei Stellen findet sich das Wort „Tartaren." Correct ist die Schreibart „Tataren". Zu der ersteren Schreibart hat ein Wortspiel Ludwigs IX. in einem Briefe an seine Mutter Blanche Veranlassung gegeben, wo die Tataren mit dem Tartarus in Verbindung gebracht werden (s. Strahl. Gesch. des russ. Staats, II. 3). — S. 83 ist Augdow statt Gdow geschrieben. S. 85 und 86 ist wiederholt der Name des englischen Diplomaten „Merich" statt „Merick" geschrieben. Wir haben sonst durchgängig die letztere Schreibart gefunden, u. A. auch in mehreren Actenstücken, welche in einer ussischen Monographie über den Frieden von Stolbowa mitgetheilt werden, in Adelung's Buch „Uebersicht der Reisenden in Rußland", in Solowjew's „Geschichte Rußlands" u. a. — Allerdings kam später ein Engländer „Merrich" nach Rußland und zwar im Jahre 1679 (s. Adelung II. 363); der Diplomat aber, welcher eine wesentliche Rolle bei den Friedensverhandlungen zwischen Schweden und Rußland spielte und schon seit Jahrzehnten vorher sich in Rußland aufhielt, hieß John Merick. — S. 84 soll es heißen „Staraja Russa", nicht „Staraja Ruß". — S. 95 ist von einem Zaren Feodor die Rede, soll heißen „Michail". —

Was die Beziehungen zwischen Rußland und Schweden am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts anbetrifft, so sind in der letzten Zeit in der russischen Geschichtsliteratur mancherlei Materialien hierüber veröffentlicht worden, welche für den Gegenstand des vorliegenden Buches von Interesse sind und bei einer etwaigen zweiten Auflage des „Gustaf Adolf" Berücksichtigung verdienen dürften. Im Jahre 1857 erschien die Monographie N. Lyshins über den Frieden von Stolbowa und die Verhandlungen, welche demselben vorausgingen. (Столбовскій договоръ и переговоры ему предшествовавшіе. Сочиненіе Н. П. Лыжина. Съ приложеніемъ Актовъ. 242 Seiten). Der Verfasser hatte Gelegenheit, die Gesandtschaftspapiere im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu benutzen und theilt mehrere Actenstücke als Beilage zu seiner Erzählung

mit. Ferner hat Solowjew für seine Darstellung dieser Verhältnisse vielfach Archivalien benutzt, aus welchen er in dem neunten Bande seiner Geschichte Rußlands sehr anziehende Einzelheiten mittheilt.

Wir erlauben uns u. A. auf folgende einzelne Züge aufmerksam zu machen.

Ueber die Stimmungen im russischen wie im schwedischen Lager, in Nowgorod, in Moskau, bei den Schweden, welche Pskow belagerten, werden u. A. in Herrn Lyshins Buche Auszüge aus Privatbriefen u. dgl. mitgetheilt, aus denen zu ersehen ist, daß der Haß gegen die Schweden in Rußland auch zu der Zeit lebhaft glühte, als es gelungen war, eine schwedische Partei in Nowgorod zu bilden, als davon die Rede war, den russischen Thron dem Bruder Gustaf Adolf's zu überlassen. Auch waren in dieser Zeit die Schweden im schwedischen Lager, mit Ausnahme weniger Führer, ungleich weniger kriegslustig, als die Ausländer, welche im schwedischen Heere dienten. Nur die furchtbare Lage Rußlands zur Zeit des Interregnums, die Bedrängniß von Polens Seite konnte die russische Regierung, den Zaren Wassili nöthigen, den Schweden bedeutende Zugeständnisse zu machen. Da konnte es wohl geschehen, daß der Zar Wassili dem König Karl IX. sich verpflichtete: „Wir, die Zarische Majestät, werden Euch, dem lieben König Karolus, für Eure Liebe, Freundschaft und Hülfe welche Ihr uns geleistet habt und noch leisten werdet, volle Entschädigung geben, Ihr möget bitten, was Ihr wollt: Städte oder Landstrecken oder bestimmte Gebiete.“ (Solowjew VIII. 306). Ueber die Gräuel, welche in Nowgorod während der dortigen Anwesenheit der Schweden vorfielen, werden sehr ausführliche Details mitgetheilt. Die allgemeine nationale Erhebung, welche der Wahl Michail Romanow's vorausging, kam auch in Nowgorod und im Norden zum Ausdruck. Der Fürst Posharski konnte mit den Schweden eine entschiedenere Sprache führen. Wenigstens bestand man energisch darauf, daß der schwedische Prinz, welcher als Bewerber um den russischen Thron auftrat, sich griechisch taufen lasse. — Der Abt des Solowezkischen Klosters, Antonius, schrieb an den König von Schweden: „Bei uns im Solowezkischen Kloster und längs dem ganzen Küstengebiete ist man einmüthig entschlossen; wir wollen keinen Andersgläubigen zum Zaren und Großfürsten haben, sondern nur einen eingeborenen Bojaren des Moskauischen Reiches.“ — Dagegen schickte die schwedische Partei aus Nowgorod im Jahre 1611 eine ganze andere Botschaft nach Schweden. Der Metropolit Isidor, der Fürst Odojewski, welcher einige Monate zuvor

von dem schwedischen Könige ein Landgut zum Geschenk erhalten hatte, und Andere baten um einen schwedischen Prinzen, indem sie ausdrücklich betonten, daß „ja auch die früheren Herrscher in Rußland Waräger gewesen seien.“ — Die Schweden hofften, indem sie Nowgorod besetzten und dort eine schwedische Partei bildeten, auch die anderen Theile des Reiches zu erhalten, „das Fürstenthum Wladimir“ und „das Fürstenthum Moskau“. Bei solchen Verhältnissen sind die Protokolle der Verhandlungen vor dem Frieden von Stolbowa wohl von großem Interesse. Sie werden in den obengenannten Werken mitgetheilt. — Auch ist es beachtenswerth, daß zwischen Nowgorod und Moskau gleichzeitig zweierlei Verhandlungen betrieben wurden. In officiellen, für die Veröffentlichung bestimmten Actenstücken reden die Nowgoroder wohl noch zu Gunsten der Schweden, weil sie in der Hand der letzteren sich befinden und jeden Augenblick der Rache derselben zum Opfer fallen können. In geheimen Sendungen dagegen sprechen sich die Nowgoroder in nationalem Sinne aus und bitten um Schutz gegen Schweden. Ebenso schilt in öffentlichen Manifesten der Zar Michail gleich nach seiner Thronbesteigung die Nowgoroder Verräther, weil sie den Prinzen Karl Philipp als Throncandidaten anerkannt hätten; unter der Hand aber schickt er dem Metropoliten Isidor einen geheimen Brief, in welchem er den Nowgorodern völlige Verzeihung verspricht. — Die Gespräche der schwedischen und russischen Diplomaten, welche zum Theil wörtlich mitgetheilt werden, zeigen, mit welcher Gewandtheit, aber auch mit welcher zum Theil undiplomatischen Lebhaftigkeit die Verhandlungen geführt wurden. Die Schweden warfen den Russen vor, daß letztere einen Wahlfürsten hätten, während in Schweden ein Erbfürst den Thron inne hätte, worauf denn die russischen Diplomaten mit großer Schlagfertigkeit Beispiele von Verletzungen der Legitimität aus der schwedischen Geschichte citirten. — Die Russen verlangten einige Städte von Livland für sich, worauf die Schweden mit der Weigerung herausplatzten, daß Rußland so wenig diese Städte sehen würde als die russischen Gesandten ihre eigenen Ohren u. dgl. m.

Man einigte sich. Es war für Rußland wichtig genug, wenigstens nach der einen Seite hin Frieden zu haben. Die Beziehungen zu Polen blieben drohend. Letzteres versagte die Anerkennung des Zaren Michail auf dem Thron. Man weiß, wie geschickt Gustaf Adolf diese Bedrängniß Rußlands benutzte, um letzteres vom Meere abzuschneiden, wie er über den Frieden von Stolbowa wie über eine segensreiche Fügung der gött-

lichen Vorsehung jubelte. Er selbst hatte mit der westlichen Politik zu thun. Von dorther ermahnte man ihn, mit Rußland Frieden zu machen, um die Hände frei zu behalten zum Kampf mit Polen, zur Intervention in Deutschland. Bei mancherlei Streitigkeiten, die es auch nach dem Friedensschluß zwischen Schweden und Rußland über die Grenzregulirung und andere Fragen gab, hatte man doch das Gefühl davon, daß man zusammenstehen müsse gegen den gemeinsamen Feind Polen, dessen Solidarität mit der habsburgisch-katholischen Macht immer klarer hervortrat.

Die Bedrohung Stralsunds durch Wallenstein, ein wichtiges Moment für die Geschichte der Intervention Gustaf Adolfs in Deutschland, veranlaßte den Schwedenkönig zu einer Sendung an den Zaren Michail. Er suchte die Unruhen der Saporoger-Kosaken zu benutzen, um sie mit Hülfe der russischen Regierung vollends gegen Polen aufzuwiegeln; er ließ im Jahre 1629 den Zaren um freien Durchzug der schwedischen Truppen durch russisches Gebiet ersuchen, indem er auf die „Verschwörung des römischen Kaisers und der Päpstlichen" hinwies, welche „mit großer Macht die starke Handelsstadt Stralsund, an dem Waräger Meere gelegen, belagerten." In dem Actenstücke heißt es dann weiter: „Seine Königliche Majestät ist zu seinem eigenen und zu seines ganzen Reiches Schutze, sowie zum Schutze vieler Nachbarn und Glaubensgenossen, mit großer Kriegsmacht aufgebrochen, um dieser Stadt zu helfen und sie zu befreien, und dies ist auch gelungen. Es ist Eurer Zarischen Majestät wohl bekannt, wie der Römische Kaiser und die Päpstlichen in Deutschland einen großen Theil der evangelischen Fürsten unterjocht und die wichtigsten Punkte und Mündungen an der Küste von Dänemark, Mecklenburg und Pommern besetzt haben. Jetzt rüsten sie nun mit großem Eifer, um in dem kommenden Sommer eine gewaltige Seemacht (Sammlung von Schiffen) in dem Waräger Meere herzustellen, womit sie nicht allein dem Handel zu schaden trachten, sondern auch alle die angrenzenden Staaten: Schweden, Preußen, Dänemark erobern und dem päpstlichen Joch unterwerfen wollen. Daher fordert Seine Königliche Majestät Ew. Zarische Majestät auf, bei Zeiten zu erwägen, welche Gefahr über Ew. Majestät und Ihren Staaten schwebt: kommt es erst dahin, daß der Kaiser und die päpstlichen Verschwörer das ganze schwedische Land besiegen, so werden sie auch darnach trachten, die Russen zu verderben und den alten griechischen Glauben auszurotten; — dieses will ebendeßhalb bei Zeiten ordentlich erwogen sein. Man darf annehmen, daß Ew. Zarische Majestät vor

Ablauf des Waffenstillstandes mit dem Könige von Polen keinen Krieg anfangen werden; dennoch aber muß den armen und bedrängten Leuten in Deutschland und Dänemark geholfen werden! Seine Königliche Majestät gedenkt ihre ganze Kraft dazu aufzubieten; aber ein so zahlreiches Heer erfordert bedeutende Vorräthe, während die Ernte in Schweden in Folge allzufeuchter Witterung mißrathen ist. Daher ersucht der König den Zaren in des letzteren Staaten 50,000 (?) Roggen und anderer Lebensmittel ankaufen und ausführen zu dürfen, will aber Ew. Zarische Majestät zum Besten dieser Weltfrage (мірскому дѣлу) Geld oder Getreide beisteuern, so wird es der allmächtige Gott den Staaten Ew. Majestät ganz besonders vergelten. Der Papst, der römische Kaiser und das ganze österreichische Haus trachten nur danach, wie sie wohl den ganzen Weltkreis beherrschen möchten, und sie sind jetzt in der That nicht fern von diesem Ziele; wenn wir aber sehen, daß des Nachbars Haus brennt, so müssen wir rasch Wasser herbeischleppen und löschen helfen, um auch unser Hab und Gut zu bewahren; es ist wahrlich Zeit für Ew. Zarische Majestät darauf zu sinnen, wie den Nachbarn zu helfen und das eigene Interesse sicherzustellen sei."

Dieses von Solowjew (Bd. XI. S. 179—180) mitgetheilte Actenstück zeigt, daß die russischen Archive reichliche Ausbeute auch für die Lage West-Europas darbieten. Auch für diese Zeit ist in den obenangeführten und anderen russischen Geschichtswerken noch mancher wichtige Beitrag zu finden. Bisher sind übrigens in Rußland viel mehr Actenstücke herausgegeben als eigentlich verarbeitet und gewürdigt worden. Man muß mit dem für einzelne Fragen wahrhaft großartigen Rohmaterial umgehen lernen.

A. Brückner.

Winkelmann (Ed.). Bibliotheca Livoniae historica. Systematisches Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel zur Geschichte Estlands, Livlands und Kurlands. Erstes Heft. St. Petersburg, 1869. (VI., 307 S. 4°).

Die Anzeige dieses Buches ist uns leider zugleich ein Abschied von dem Verfasser desselben, denn Herr Dr. Winkelmann hat bereits aufgehört, einer der Unsrigen zu sein: einem Rufe nach Bern folgend, hat er Dorpat verlassen.

Wie Arndt, Gadebusch, Brotze in älterer, Hansen, Pabst und Andere in neuerer Zeit, so hat auch Winkelmann zu denjenigen Gelehrten gehört,

die, aus Deutschland zu uns einwandernd, für die Erforschung der Geschichte ihrer neuen Heimat das nachhaltigste Interesse faßten und sich um dieselbe verdient machten. Es schienen von ihm noch viele Arbeiten auf diesem Gebiete in Aussicht zu stehen, nun aber hat sich's anders gefügt und das hier angezeigte Werk, dessen zwei Hefte einen recht stattlichen Band bilden werden, ist gleichsam ein Vermächtniß, daß der Scheidende uns hinterläßt.

Und zwar ein Vermächtniß, daß nicht ermangeln kann, dem Erblasser ein langwährendes, dankbares Gedächtniß unter uns zu stiften. Diese Bibliotheca Livoniae historica wird fortan ein unentbehrliches Hülfsbuch sein in der Hand eines Jeden, der, sei es berufsmäßig oder nur gelegentlich, sei es im Ganzen oder im Einzelnen, sei es, um unserer Provinzen selbst willen oder im Interesse der Nachbarländer, mit unserer Provinzialgeschichte etwas zu schaffen hat. Ja, das allerunentbehrlichste unter allen für den nämlichen Zweck etwa noch in Betracht kommenden und bisher gebrauchten Hülfsbüchern wird es sein. Des bahnbrechenden Gadebusch „Abhandlung von livländischen Geschichtsschreibern" (1772), und Napiersky's Fortsetzung derselben (1824), sind alt und in Vielem veraltet; J. Pauckers „Literatur der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands aus den Jahren 1836 bis 1847" verzeichnet nur die in dem angegebenen Zeitraum erschienenen Schriften, läßt also sogar noch eine muthwillige Lücke zwischen sich und dem angeführten Werke Napiersky's und ist überdies so confus angelegt, daß nur selten Einer darin gefunden haben mag, was er suchte; eine wiederum von Napiersky verfaßte Fortsetzung dieser Paucker'schen Arbeit bis zum Jahre 1855 hatte natürlich auch nur einen im Verhältniß zu dem kurzen Zeitabschnitt beschränkten, und, so zu sagen, zufälligen Gebrauchswerth; das „Schriftsteller-Lexikon" von Recke und Napiersky endlich, nebst den Nachträgen von Beise, verfolgt eine ganz andere Absicht als die eines literarischen Apparats für Geschichtsstudien und entbehrt auch aller für einen solchen Gebrauch allenfalls als denkbar zu setzender Hülfsregister. Immerhin noch der beste Rathgeber für Jeden, der sich über eine bestimmte Periode, ein bestimmtes Ereigniß oder ein bestimmtes sachliches Moment unserer Geschichte die nöthigsten Literaturnachweise zu verschaffen wünschte, war bis dahin der Citatenschatz in v. Richters „Geschichte der Ostseeprovinzen"; doch auch dieser nur ein Nothbehelf, denn sowohl an Vollständigkeit der Quellenaufzählung, als auch an Ausführlichkeit und Genauigkeit der Titelangaben blieb hier viel

zu wünschen übrig, für gar viele Fragen aber war dieses allgemeine und nur bis zum Anfang der russischen Herrschaft reichende Geschichtswerk natürlich gar nicht der Ort. Es war also in der That einem Bedürfniß abzuhelfen, und Winkelmann hat es gethan. Wir prophezeien seinem Buche, so trocken es seiner Natur nach ist, eine gewisse Popularität im Lande.

Für die praktische Brauchbarkeit eines solchen Werkes kommt natürlich nicht weniger als Alles auf das Fächerwerk an, in welches der Stoff vertheilt worden ist, und durch nichts besser als durch einen Einblick in dieses Fächerwerk kann man sich von dem Umfang und Inhalt des Werkes einen Begriff machen. Daher möge das ganze Schema der Winkelmannschen Eintheilung hier wiedergegeben werden.

Erster Theil: Einleitendes.

I.

Allgemeines über die geschichtlichen Studien in Beziehung auf die Provinzialgeschichte.

Bibliographische Hülfsmittel.

Zeitschriften der baltischen Provinzen und andere historischen Inhalts. Publicationen der gelehrten Gesellschaften.

Urkunden-Sammlungen und Nachrichten von Urkunden: a) Baltische Urkunden-Sammlungen, b) Außerbaltische Urkunden-Sammlungen. Anhang: Baltische Diplomatik.

Chroniken-Sammlungen.

Miscellan-Werke.

II.

Allgemeine Geographie der baltischen Provinzen: a) Reisen und Beschreibungen, b) Karten.

Oro- und Hydrographie: a) Orographie, b) Hydrographie (das Meer, die Landseen, die Flüsse).

Geographie und Statistik der einzelnen Provinzen: a) Estland, b) Livland, c) Kurland, d) Die Inseln.

III.

Allgemeine Ethnographie der baltischen Provinzen: a) Der finnische Stamm im Allgemeinen: Esten (Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Religion, Sitten und Gebräuche), Liven, Kreewingen; b) Der littauische Stamm im Allgemeinen: Letten (Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Religion, Sitten und Gebräuche); c) Die Schweden; d) Die Deutschen

(Sprache, Poesie und Sage, Literatur, Aberglauben, Sitten und Gebräuche); e) Die Russen; f) Die Juden.

Anhang: 1) Luxusgesetze, 2) Hexenprocesse.

IV.

Alterthümer im Allgemeinen: a) Bauerburgen und Ritterschlösser; b) Grabstätten (eingemauerte Menschen); c) Münzen (orientalische und andere in den Ostseeprovinzen gefundene Münzen, livländische Münzen und Medaillen, inländische Münzsammlungen); d) Verschiedene Alterthümer.

Zweiter Theil: Zeitgeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen.

Zur allgemeinen Rechtsgeschichte

Geschichte einzelner Zeitabschnitte. Erste Abtheilung: a) Urzeit; b) Von der Gründung der deutschen Herrschaft bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit (1561). (Allgemeine Geschichte dieser Periode. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse).

Anhang: Ueber die Beziehungen der livländischen Territorien zu dem römisch-deutschen Reiche.

II.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte. Zweite Abtheilung: a) Polnisch-schwedische Zeit (1561—1710). (Allgemeine Geschichte Polens 1561—1660. Zur livländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte der polnischen Periode. Geschichte einzelner polnischer Könige. Allgemeine Geschichte Schwedens 1561—1710. Zur livländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte der schwedischen Periode. Geschichte einzelner schwedischer Könige. Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen in der polnisch-schwedischen Zeit. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse.) b) Russische Zeit (1710 ff.). (Allgemeine Geschichte der baltischen Provinzen in dieser Periode. Zur Rechtsgeschichte seit 1710. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse).

Dritter Theil: Ständegeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte der baltischen Stände.

Der Orden der Schwertritter und der deutsche Orden.

II.

Kirche und Geistlichkeit: a) Die römisch-katholische Kirche bis zum Jahre 1561. (Bisthum Livland-Riga. Erzbisthum Riga. Bisthum Dorpat. Bisthum Oesel-Wiek. Bisthum Selonien-Semgallen-Kurland. Erzbisthum Lund. Bisthum Reval. Bisthum Wirland. Die Klöster.) b) Die römisch-katholische Kirche seit 1561. (Bisthum Livland, Pilten, Jesuiten.) c) Die lutherische Kirche. (Allgemeine Geschichte der lutherischen Kirche in den baltischen Provinzen. Kirchengeschichte Livlands. Kirchengeschichte Estlands. Kirchengeschichte Kurlands und Piltens. Kirchengeschichte Oesels.) b) Die reformirte Kirche. e) Die Brüder-Gemeinde. f) Protestantische Sekten. g) Die griechisch-katholische Kirche.

Anhang: 1) Geschichte des Schulwesens; 2) Geschichte der Landesuniversität.

III.

Allgemeine Geschichte der baltischen Ritterschaften: a) Herkunft und Geschichte; b) Rechte und Gerichte; c) Güter-Besitz; d) Wappen-Sammlungen.

Geschichte der einzelnen Ritterschaften: a) Estland (Ritterschule zu Reval und Fräuleinstift zu Finn); b) Livland (Fräuleinstift zu Dorpat); c) Oesel; d) Kurland (Fräuleinstift zu Mitau).

IV.

Die Städte im Allgemeinen: Allgemeines zur Geschichte der baltischen Städte. Stadtverfassungen. Handel: a) Allgemeine baltische Handelsgeschichte; b) Die baltischen Städte als Glieder der Hansa; c) Der Handel mit Rußland; d) Der Handel mit Holland und England.

V.

Die Bauern. Anhang: Freibauern. Kurische Könige.

Vierter Theil: Provinz- und Ortsgeschichte.

I.

Allgemeine Geschichte Estlands.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. (Zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Estlands).

Geschichte einzelner Ortschaften: Reval, Stadt und Dom. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute).

Kleinere Städt, Ortschaften, Güter u. dgl. 1) Narva. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Schlacht bei Narva den 20. November 1700. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). 2) Iwangorod. Gdow. Jamburg.

II.

Allgemeine Geschichte Livlands.

Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. (Zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Livlands).

Geschichte einzelner Ortschaften: Riga. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Dorpat. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Kleinere Städte, Ortschaften, Güter u. dgl. Anhang: Polnisch-Livland (Dünaburg).

Allgemeine Geschichte Oesels.

Geschichte einzelner Ortschaften.

III.

Allgemeine Geschichte Kurlands und Semgallens. (Zur kurländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte.)

Geschichte Piltens. (Zur piltenschen Rechts- und Verfassungsgeschichte).

Allgemeine Geschichte der Herzöge von Kurland und Semgallen.

Geschichte einzelner Herzöge, Zeitabschnitte und Ereignisse.

Geschichte einzelner Ortschaften: Mitau. (Namen. Allgemeine Geschichte. Pläne und Ansichten. Geschichte einzelner Zeitabschnitte und Ereignisse. Geschichte einzelner Oertlichkeiten und Institute). Kleinere Städte, Ortschaften, Güter u. dgl.

Fünfter Theil: Familien- und Personengeschichte.

Sechster Theil: Abschließendes.

I.

Curiosa-Varia.

Nachträge.

II.

Register der Autoren, Herausgeber, Uebersetzer, Zeichner und Stecher.

Register der anonymen Schriften.

Register der Schriften in russischer Sprache.
Register der Handschriften nach ihrem Aufbewahrungsorte.

Dies die Inhaltsangabe für das ganze Werk, dessen vorliegendes „erstes Heft“ bis zur Rubrik „Curiosa-Varia“ des sechsten Theiles reicht, so daß für das zweite Heft nur noch die Nachträge und die Register übrig bleiben. Man sieht, wie eingehend und übersichtlich die Eintheilung ist. Nur ist es leider ein Vergehen gegen die Logik, daß die Nachträge und Register auch in die Eintheilung gezogen und mit dem letzten wirklichen Eintheilungsgliede, jenen „Curiosa-Varia“, unter einer so unbestimmten Ueberschrift wie „Abschließendes“ zu einem „Theil“ zusammengefaßt werden. Steht doch auch dieses „Abschließende“ nur dem Worte, nicht dem Inhalte nach in einem Gegensatze zu dem berechtigteren „Einleitenden“ des *ersten* Theiles.

Die Gesammtsumme der in diesem „ersten Hefte“, also abgesehen von den Nachträgen in dem Werke überhaupt, aufgezählten Schriften — theils selbständiger Bücher, theils längerer oder kürzerer Artikel in Sammelwerken und Zeitschriften — beträgt 8164. Die alphabetisch geordnete „Familien- und Personen-Geschichte“ (der „fünfte Theil“) enthält allein 1358 Nummern, obgleich von denjenigen Personen, über welche schon das „Schriftsteller-Lexikon“ Auskunft giebt, nur die wenigsten auch hier wieder notirt zu werden brauchten. Mit der Nummernzahl verschiedener anderer Abtheilungen ließen sich vielleicht statistische Experimente anstellen, so gut wie mit allem Uebrigen in der Welt. Z. B. Geschichte der baltischen Ritterschaften 319 Nummern, der Bauern 232, der Städte 100; Geschichte der lutherischen Kirche 222, der römisch-katholischen seit 1561 65, der griechisch-katholischen 15, der reformirtrn 3, der Brüdergemeinde 27; Geschichte der Stadt Riga 705, Reval 221, Narva 192, Dorpat 104, Mitau 87. Sollte es nicht der Fall sein, daß sich in diesen Ziffern auch das objective provinzialgeschichtliche Werthverhältniß der genannten Dinge ausgedrückt findet?

Als Gadebusch seine schon oben erwähnte „Abhandlung von livländischen Geschichtsschreibern“ herausgab, damit zuerst eine methodische Orientirung auf dem Gebiete unserer Geschichtsforschung ermöglichend, war er selbst verwundert über die große Zahl der von ihm gefundenen Autoren, und doch hatte er deren nicht einmal ein volles Hundert gefunden,

mit einer Summe von literärischen Productionen, deren Gesammtziffer sich auch nur auf wenige Hunderte erheben mag. So sehr also hätte sich seit ungefähr hundert Jahren unser historischer Apparat vergrößert, theils durch neuere schriftstellerische Leistungen, theils durch fortgesetzte Aufspürung verborgen gewesener älterer. Brächten wir bei dieser Vergleichung auch alles das in Abzug, was unter der Druckschriftenmasse des letzten Jahrhunderts, obgleich nur wiedergekäutes und für die eigentliche Geschichtsarbeit werthloses Stroh, doch um der erstrebten möglichsten Vollständigkeit willen neben dem Wesentlichen und Brauchbaren Platz gefunden hat, und lassen wir auch den Umstand nicht unbeachtet, daß Winkelmann in weit größerem Umfange als einst Gadebusch auch solche Quellen und Hülfsmittel herbeigezogen hat, die nur theilweise oder nur mittelbar der livländischen Geschichtsforschung dienen, so bleibt die Differenz doch immerhin eine so erhebliche, daß dieselbe, auch ganz äußrrlich genommen, gewisse befriedigende Gedanken hervorzurufen geeignet ist. Denn wie sollte man nicht denken, daß eine Lebensform, die soviel Geschichte hat, auch noch einige Zukunft habe? Selbst zum Ueberwinden der bloßen vis inertiae in einer einmal vorhandenen Masse gehört Kraft und Zeit.

Leider nur ist zu bemerken, daß es bei diesem nämlichen Buche einen andern Umstand giebt, der nicht umhin kann auf unser provinzielles Selbstbewußtsein gerade im entgegengesetzten Sinn zu wirken. Es ist die Geschichte seiner Herausgabe. Zwar wurde Herr Winkelmann dabei von unseren mit provinziellen Geschichtsstudien sich beschäftigenden Vereinen zu Mitau, Riga, Dorpat, Reval, Narva insofern unterstützt, als jeder dieser Vereine eine kleine Summe zur Deckung der Kosten für die im Interesse der Arbeit zu unternehmenden Reisen beitrug. Aber diese Vereine sind arm; ihre Einkünfte bestehen meistens nur in den Jahresbeiträgen der eben nicht zahlreichen Mitgliederschaft, und nur einer derselben, wenn wir nicht irren, besitzt einen eigenen Fonds, zugleich aber, wie man sagt, mehr Neigung zum Sparen als zur zweckmäßigen Verausgabung. So wäre wol die Beschaffung der Druckkosten innerhalb der Provinzen selbst nicht leicht geworden. Glücklicher Weise hat die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg die Sache auf sich genommen — unter anderen Gründen, insbesondere auch aus Rücksicht auf das Bedürfniß der russischen und polnischen Historiker. Der Herr Akademiker Kunik ist es, dem wir diesen Beschluß der Akademie, sowie schon manche andere Veranstaltung

oder Förderung von Publicationen, die mehr oder weniger auch unserer Provinzialgeschichte zu gut kamen, vorzugsweise zu danken haben.

Noch wäre hier ein Urtheil abzugeben über den in dem Werke erreichten Grad von Vollständigkeit in der Aufzählung der Schriften und von Genauigkeit in der Angabe der Titel, sowie über einiges Verwandte. Doch steht dafür schon gewissermaßen der Name des durch exacte Arbeiten bekannten Verfassers ein, und in der That hat auch eine nicht ganz oberflächliche Durchsicht des Werkes uns davon überzeugt, daß, wenn einst eine zweite Ausgabe desselben ermöglicht werden sollte, dann zwar Manches zu berichtigen, noch weit mehr zu ergänzen sich finden wird, daß aber die Leistung auch jetzt schon eine sehr sorgfältige und namentlich ihrem praktischen Zwecke zunächst vollkommen genügende genannt werden muß.

Wie wir hören soll wirklich auch eine verbesserte neue Ausgabe von vornherein von der Akademie selbst in Aussicht genommen und deßhalb die vorliegende nur in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Exemplaren gedruckt worden sein. Dennoch wird an eine zweite Ausgabe gewiß nicht eher gegangen werden, als bis man Gelegenheit gehabt haben wird, die der ersten etwa noch anhaftende Mängel deutlich zu übersehen. Um so mehr ist es die Pflicht jeden Kenners der provinziellen Geschichtsliteratur und insbesondere der erwähnten historischen Vereine, sofort auf eine allmählige Ansammlung bezüglicher Notizen und Materialien Bedacht zu nehmen.

Bei seltenen Büchern hat Herr Winkelmann öfters die Bibliothek oder die Bibliotheken angezeigt, in welchen sie zu finden sind. Man wird den Nutzen dieses Verfahrens nicht verkennen. Wenn dasselbe einerseits mit möglichst umsichtiger Abgrenzung des Begriffs der Seltenheit und andrerseits mit durchgängiger Berücksichtigung aller zunächst in Betracht kommender Bibliotheken durchgeführt wäre, so könnte das Winkelmannsche Werk geradezu als eine Art Generalkatalog der größeren dieser Bibliotheken dienen; denn von den gewöhnlichen Büchern wäre eben anzunehmen, daß sie in ihnen allen vorhanden sind, und bei den seltenen wäre Anwesenheit oder Abwesenheit für jede von ihnen angezeigt. Leider nur finden wir, daß gerade in diesem Punkte die Angaben noch sehr ungenügend sind; wenn Winkelmann bei einer selteneren Druckschrift eine der von ihm durchforschten Bibliotheken notirt, so folgt daraus in der Regel noch gar nicht, daß dieselbe wirklich in keiner der übrigen zu finden sei. Bei einer zweiten Ausgabe würden wir eine betreffende Revision des ganzen Werkes für unerläßlich halten.

Eine bei dem ersten Anblick vielleicht auffallende Einrichtung ist es, daß der Verfasser außer dem gesammten Heer der Druckschriften auch eine gewisse Anzahl von Manuscripten zugelassen hat; denn, könnte man fragen, wo ist da die Grenze? Nimmermehr vermöchte er sich doch z. B. über sämmtliche provinzielle Archivalien geschichtlichen Inhalts auszudehnen. — Allerdings! Aber andrerseits wäre es denn doch eine empfindliche Lücke gewesen, wenn z. B. die Codices unserer Chroniken, sowohl der bereits herausgegebenen als auch der andern, gefehlt hätten. Mochte die Grenze des aufzunehmenden Handschriftlichen auch nur durch einen gewissen praktischen Takt zu bestimmen sein, so war es doch durchaus geboten, die Grenze des bloß Druckschriftlichen zu überschreiten. Die Registrirung der zur Provinzialgeschichte gehörigen Pergamente und Papiere inländischer und ausländischer Archive — in der Weise, wie Schirren sie begonnen hat — bildet freilich eine von der Bibliotheca Livoniae historica verschiedene und zwar weit größere Aufgabe. Es hängt aber von der werdenden Geschichte ab, ob für die Vertiefung in die vergangene noch so viel Athem sein wird.

Pflichtmäßig hätten wir in diesem Hefte unserer Zeitschrift noch einige Bücher baltischen Interesses anzuzeigen gehabt, die, im Auslande gedruckt, doch zu derjenigen Kategorie gehören, die uns zu kaufen, zu lesen und reservatis reservandis öffentlich zu besprechen erlaubt ist, — wie die „Baltischen und russischen Culturstudien" von Eckardt, die „Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands" von Harleß, den „deutsch-russischen Konflikt an der Ostsee" von Bock. Aber unsere Leser werden Nachsicht mit uns haben, wenn wir — dem Ende unserer redactionellen Thätigkeit so nahe stehend — dieser unter den gegebenen Umständen immerhin nicht sehr bequemen Pflicht uns lieber entziehen mochten.

Das vorliegende Doppelheft, genannt „October und November 1868", wird von uns erst am 24. Mai 1869 abgeschlossen. In Kurzem erscheint unser letztes Heft, und bis dahin versparen wir auch die Anzeige über eine eventuelle Fortsetzung der Baltischen Monatsschrift unter veränderter Redaction.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. Mai 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Zur Geschichte der Geschichte.

W. E. Hartpole Lecky, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. A. d. Engl. von Dr. H. Jolowicz. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung 1868. S. XXVIII u. 317 u. 321.

(Schluß.)

II.

Die Geschichtsschreibung und -Forschung hat es, wie wir in dem Vorstehenden andeuteten, versäumt, sich über ihre Aufgabe vollkommen klar zu werden. Letzteres wäre eher geschehen, wenn die Geschichtsforscher häufiger, als dieses vorgekommen, ihre eigene Wissenschaft zum Gegenstande ihrer Studien gemacht hätten. Alle nur erdenklichen Stoffe sind eher historisch behandelt worden als derjenige, welcher für die Historiker eigentlich von dem allergrößten Interesse sein müßte: die Geschichte der Geschichte. Es ist sehr auffallend und nur durch das oft bisher völlig mangelnde Bedürfniß einer Theorie der Geschichte zu erklären, daß die Geschichte vieler andern Disciplinen unverhältnißmäßig gründlicher und umfassender behandelt worden ist als die Geschichte der historischen Studien. Alle Wissenschaften mögen sich bewußt sein, daß ihre Fortentwickelung wesentlich von der genauen Erkenntniß ihrer Vergangenheit bedingt wird. Wer die Hauptmomente der Geschichte einer Wissenschaft, ihrer Methoden, der von ihr eingeschlagenen Richtungen kennt, wird leichter die Aufgaben erfassen, die demnächst zu lösen sind, die Richtungen bezeichnen, welche ein ferneres Gedeihen und Wachsen der Wissenschaft bedingen. Seltsamerweise ist gerade dieses Bewußtsein bei den Historikern, wie es scheint, weniger vorhanden als bei den Vertretern anderer Wissenschaften. Man braucht nur an die fruchtbar angebaute und vielfach behandelte Geschichte der Philosophie zu denken, um sich zu erinnern, wie gewaltig in dieser Beziehung die Historiker hinter den Philosophen zurückgeblieben sind, während

sie doch gerade als Historiker allen andern in der Erforschung ihrer eigenen Wissenschaften zum Beispiel dienen sollten. Dagegen ist gerade der Einfluß der Philosophie auf die Geschichte darin wahrzunehmen, daß man wohl in der letzten Zeit angefangen hat die Systeme der Philosophie der Geschichte historisch darzustellen.*) Aber eine allseitige, erschöpfende Geschichte der Geschichte ist noch nicht geschrieben worden. Die Würdigung einzelner Geschichtschreiber wie etwa des Thukydides durch Roscher; die literar-historische Besprechung der Leistungen einzelner neuerer Forscher, wie Macaulay's Aufsatz über Ranke, Gervinus' schöner Nekrolog Schlosser's und ähnliche Arbeiten, haben bisher nur einige Materialien für eine Geschichte der Geschichtswissenschaft geliefert. Man hat mehr Quellenkunde der Geschichte getrieben, als eine Literaturgeschichte der Geschichte schreiben wollen. Seit Wachler's großem Werke über den letzteren Gegenstand ist ein halbes Jahrhundert vergangen, ohne daß ein solcher Versuch wiederholt worden wäre. Aber bei einer Geschichte der Geschichte würde es sich um noch ganz Anderes handeln als um eine Geschichte der historischen Literatur. Die Geschichte der Geschichtschreibung wäre nur ein Theil der Geschichte der Geschichte. Die Geschichte der Methode historischen Arbeitens, die Geschichte der Objecte der Geschichtschreibung u. s. w. würde dahin gehören. Die Geschichte jedes Objects der historischen Studien hat ihre Geschichte, bei welcher nicht, wie bisher geschehen, der Gesichtspunkt der Correctheit, der Glaubenswürdigkeit, der historischen Kritik im engeren Sinne maßgebend sein muß, sondern das Bestreben jedes Geschichtswerk als ein Product der jeweiligen Zeitverhältnisse zu würdigen und darzustellen. Mit den allerranziehendsten und wichtigsten Theil einer Geschichte der Geschichte müßte die Erforschung der Umstände ausmachen, welche die Beschäftigung mit immer neuen und neuen Gebieten menschheitlicher Entwickelung bedingten und welche neben den Studien der Kirchen- und Staatsgeschichte die der Kunst-, Rechts-, Literatur- und Wirthschaftsgeschichte beginnen und blühen ließen; die Erforschung der Umstände, unter denen der Gedanke einer National- und kosmopolitischen Geschichte, der der Geschichte der Civilisation, der der Philosophie der Geschichte möglich war u. s. f.

Die Bedeutung dieser Fragen auf dem Gebiete der Theorie und Geschichte der historischen Studien mögen die vorstehenden Erörterungen

*) So z. B das Buch von Stassuljewitsch, Опытъ исторіи системъ философіи исторіи.

entschuldigen. Letztere entstanden bei der Beschäftigung mit W. E. Hartpole Lecky's Buche Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa, welches unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Geschichtsliteratur zählt und daher eine eingehendere Würdigung verdienen dürfte.

Bereits im Jahre 1865 erschien die erste Ausgabe des englischen Originals, History of the rise and influence of the spirit of Rationalism in Europe. Schon im folgenden Jahre war eine dritte Auflage nöthig geworden, aber erst im Laufe dieses Jahres (1868) erschien die mit Bewilligung des Verfassers übersetzte deutsche Ausgabe von Dr. H. Jolowicz, welcher „Rationalism" mit Recht in diesem Falle durch „Aufklärung" übersetzen zu müssen gemeint hat.

Lecky ist ein Irländer von Geburt und war bei dem Erscheinen seines Buches ein Jüngling von 27 Jahren. Er studirte zuerst in Dublin Theologie, widmete sich aber nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein Vermögen hinterließ, historischen Studien und sammelte besonders auf Reisen in Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien, Italien die Materialien zu dem nun vorliegenden Werke. — Ein solcher äußerer Lebensgang erinnert an die Verhältnisse, unter denen Buckle's Werk entstand. Buckle hat längere Zeit hindurch gesammelt, glänzt durch eine noch größere Gelehrsamkeit und Belesenheit als Lecky, aber der letztere stellt sich die Aufgaben seiner Darstellung klarer, präciser und erreicht in dem von ihm gewählten und gründlich erforschten Gebiete gründlichere Resultate. Die einzelnen Theile der Bücher Beider sind Essays zu nennen, die zusammen noch kein geschlossenes Ganzes bilden, deren Reihe noch sehr viel weiter fortgesetzt werden könnte. Die Fortsetzung von Buckle's Werk wurde leider durch den Tod unterbrochen: Lecky's vollendetes Buch läßt noch bedeutendere Arbeiten erwarten. Beide haben inductiv gearbeitet; eine unermeßliche Reihe von Thatsachen sich vergegenwärtigend, haben sie aus denselben die Summe zu ziehen versucht. Die einzelnen Erscheinungen sind ihnen Exemplificationen eines Satzes, einer Idee, deren Realisirung in der Geschichte nachgewiesen werden soll. Es liegt nahe zu glauben, daß Buckle's Beispiel auf die Art der Arbeiten Lecky's von Einfluß gewesen ist.

Lecky's Buch zerfällt in folgende Abschnitte: Ueber den abnehmenden Sinn für das Wunderbare — Magie und Hexerei, die Wunder der Kirche — Aesthetische, wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der Aufklärung — Ueber die Verfolgung, die Ursachen der Verfolgung, die

Geschichte der Verfolgung — Ueber die Säcularisation der Politik, die Geschichte der Industrie und die Aufklärung.

Es gilt dem Verfasser in diesen einzelnen Abschnitten die geistige Atmosphäre der verschiedenen Jahrhunderte vorzugsweise in Bezug auf theologische Ansichten zu erforschen; er betrachtet, wie sich ein Schriftsteller, den er anführt, ausdrückt, das „Klima der Meinungen", er schreibt eine Geschichte der Vorurtheile, des Aberglaubens und legt besonderes Gewicht auf die Symptome und Erscheinungen, welche das Schwinden eines Vorurtheils, eines Aberglaubens andeuten, beweisen. Die allmähliche Veränderung der allgemein verbreiteten Ueberzeugungen, die Hauptmomente der Entwickelung aufgeklärterer Ansichten, die Entstehung und die Wirkung bedeutender literarischer Erscheinungen, welche als Barometer der herrschenden Stimmung gelten können und welche bisweilen auch modificirend auf die herrschenden Stimmungen einwirken — das ist das Thema in Lecky's Buche, welches uns eine vergleichende Statistik der geistigen und sittlichen Zustände verschiedener Jahrhunderte darbietet. Hier haben wir reiche Beiträge für die Geschichte der Toleranz, des Mitleids, der echt humanen Bestrebungen, der allmählichen Emancipation vom Obscurantismus. Hier haben wir eine echt historische Würdigung der Geschichte des Christenthums, der verschiedenen Phasen theologischer und kirchlicher Systeme, der Beziehungen, die im Laufe der Zeit zwischen den Institutionen einerseits und den Massen der Bevölkerung, dem eigentlichen Zeitgeist andererseits bestanden haben. Hier wird uns der Weg gezeigt, welcher auf dem Gebiete einiger Hauptfragen der Theologie, der Politik, der Aesthetik, der Nationalökonomie zu den modernen Ergebnissen, zu den Institutionen und herrschenden Ansichten der Neuzeit geführt hat. Für diese moderne Bildung, für die Bestrebungen der allerneuesten Zeit giebt Lecky's Buch selbst einen Maßstab ab; es kann als ein Barometer in dem Klima der modernen Meinungen gelten.

Man hat es mit Recht Buckle zum Vorwurf gemacht, daß er frühere Zeiten mit dem Maßstab der modernen Bildung zu messen pflegte, daß er über Verkehrtheiten längstvergangener Jahrhunderte in tendenziöser, publicistischer Weise den Stab brach, statt sie objectiv historisch im Zusammenhange mit den Zeitverhältnissen zu würdigen. Lecky's Urtheile sind ruhiger, wie von größerer Reife, von einem echt historischen Sinn zeugend. Er preist die Errungenschaften der Jetztzeit, er verabscheut die Finsterniß und Beschränktheit in den herrschenden Ansichten früherer Jahrhunderte,

aber es geschieht das Eine wie das Andere mit einer Gelassenheit, welche auf ein weit höheres Alter des Verfassers schließen lassen könnte. Eine ungewöhnliche Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks zeichnet das Buch aus, eine Wärme spricht aus demselben; mit reichlich strömender Beredsamkeit ebenso sehr wie mit einem gewaltigen Apparat von Kenntnissen plaidirt der jugendliche Verfasser für den Fortschritt, aber er wendet sich nicht verachtend hinweg von den unerfreulichen Erscheinungen der Verfolgungssucht, des religiösen Haders, der kirchlichen Tyrannei früherer Zeiten; wie ein theilnehmender Arzt sucht er die Krankheiten der Gesellschaft, die Ausgeburten unvollkommener geistiger und sittlicher Zustände zu studiren: mit Spannung folgen wir an seiner Hand den langsam aber sicher sich ankündigenden Zeichen der Genesung in den Geistern und Gemüthern der letzten Epochen.

Der Uebersetzer sagt in seiner Vorrede: „Wie Voltaire in seinem Essai sur les moeurs den Faden der Culturgeschichte dort aufnahm, wo ihn Bossuet's Discours sur l'histoire universelle hatte fallen lassen: so möchte ich unser Werk mit dem größten Erzeugniß der neuen Geschichtschreibung, mit Gibbons Geschichte vom Verfall und Untergang des römischen Reichs in Verbindung setzen. Gibbon hatte sich den erschütterndsten Stoff der Weltgeschichte ausgewählt, denn der Fall des Römerreiches war der Fall der Menschheit (?) und er verfolgte ihn bis in die letzten verwitternden Trümmer der alten Weltstadt, bis von Norden her Pfleger einer neuen Bildung gepilgert kamen, um in dem Schutte dieser Trümmer mit liebevoller Theilnahme nach etwa noch vorhandenen Spuren der hier untergegangenen Cultur zu suchen. Wo Gibbons Fall des Römerreichs endet, hebt Lecky's Ursprung der Aufklärung an und bildet sein ebenbürtiges Gegenstück. Ist jenes die größte Tragödie der Geschichtschreibung, so ist dieses die göttliche Komödie in ihr, denn es ist auch ein Weltgericht wie Dante's unsterbliches Dichterwerk und es nimmt auch denselben Gang wie dieses. Es geht von der mit christlichen Scheiterhaufen erleuchteten Hölle der mittelalterlichen Kirche durch das Fegefeuer der Reformationskämpfe zu dem Paradies der Geistesfreiheit fort, das bald nach dem dreißigjährigen Kriege zu dämmern beginnt und sich mit dem achtzehnten Jahrhundert immer sonnenheller aufthut, wo

La gloria di colui, che tutte muove,
Per l'universo penetra, e risplende
In una parte più e mene altrove.

So gleicht unser Werk einem großem Rechnungsabschluß des Liberalismus wo sich wie in einem Brennpunkt alle die zerstreuten Strahlen des immer wachsenden Lichtes versammelt finden, die seit so viel Jahrhunderten das verfinsterte Europa erhellt, erwärmt, belebt und befruchtet haben. Und so sprudelt Allen, die nach diesem Lichte ringen und die in dem abderitischen Geschrei und Geschnatter der Dummheit und der Leidenschaften, das man Weltgeschichte nennt, nicht selten den Muth und die Arme möchten sinken lassen, hier ein unerschöpflicher Quell fester Zuversicht auf den Sieg der Wahrheit."

Bei so umfassenden Stoffen, die der Verfasser behandelt, bei so sicheren und klaren Ergebnissen, die er gewonnen, hat er nicht den Anspruch „Gesetze" in der historischen Welt gefunden zu haben. Ihm genügt die Erkenntniß, daß es einen Fortschritt giebt und zwar einen Fortschritt auf sittlichem Gebiete; ihm genügt die Beobachtung, daß ein solcher Fortschritt sehr langsam und fast unmerklich sich vollzieht; er ist weit davon entfernt diese Ergebnisse für Gesetze zu halten. Ein doch mehr sachliches als theoretisches Bedürfniß hat ihn getrieben sich so tief ernsten, weitschichtigen Studien zu widmen. Er meint nicht das Problem der geschichtlichen Methode gelöst, den Zweck der Geschichtschreibung erschöpft zu haben.

Das Buch tritt wie Buckle's Werk mit einem großen gelehrten Apparat auf. Dem Verfasser sind nicht bloß die Geschichtswerke früherer Zeiten bekannt, sondern auch die wissenschaftliche Literatur anderer Gebiete. Er citirt unzählige theologische, philosophische, staatswissenschaftliche Schriften; er kennt eine Menge halbvergessener oder nur sehr wenig beachteter Bücher, deren Bedeutung er zu würdigen weiß. Er hat unzählige Broschüren und Pamphlete gelesen, welche die Signatur ihrer Zeit, der momentanen Zeitverhältnisse tragen und den besten Maßstab abgeben für die Geistesrichtungen, welche sie vertreten. Er hat die Schriften der Kirchenväter ebenso gründlich durchforscht wie die Werke der Reformatoren; die Aufklärungsliteratur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ebenso gut wie unzählige Monographieen der letzten Zeit. Nur selten fällt in der Belesenheit des Verfassers eine wesentliche Lücke in die Augen, wie er denn z. B. bei der Geschichte der Hexenprocesse u. dgl. der Schriften des Thomasius nicht erwähnt. In den meisten Fällen ist seine Quellen- und Literaturkenntniß staunenerregend. Er hat eine ausgezeichnete encyclopädische Bildung und ist in der Theologie und in den Staatswissenschaften, in der Aesthetik und Wirthschaftslehre bewandert. Mit Ausführlichkeit handelt

er von den Hexenprocessen, wie von den Judenverfolgungen, von der Geschichte des Theaters und der Malerei, von der theologischen Dogmengeschichte und von der Entwickelung der Kirchenpolizei. Andere Schriftsteller könnten sich Glück dazu wünschen am Abend ihres Lebens so vielseitiges, durch rastlose Arbeit erworbenes Wissen für ein größeres Werk verwenden zu können. Lecky beginnt seine schriftstellerische Laufbahn schon mit einem so mächtigen Capital von Bildung und Kenntnissen.

Lecky hat ebenso wie Buckle ein klares Bewußtsein von der Bedeutung der Naturwissenschaften für die moderne Bildung, von der Wichtigkeit der Entwickelung des Volkswohlstandes für politische und sociale Institutionen. Er betont die Rolle, welche einzelne Denker in der Geschichte spielen und sagt wohl gelegentlich, daß Bacon, Descartes und Locke mehr als alle Anderen ihrer Zeit eine Richtung gegeben hätten. Er weiß den Einfluß zu würdigen, welchen die Entdeckungen der Naturwissenschaften, indem sie das Gebiet des Gesetzlosen und Unbegreiflichen beschränkt haben, auf den ganzen Denkkreis der modernen Menschen übten. Ebenso hoch schätzt er die Wirkung technischer Erfindungen, wenn er u. A. bemerkt, Watt und Stephenson hätten fast ebenso sehr zur Umgestaltung der Meinungen beigetragen wie Luther und Voltaire. Aber der Hauptgegenstand seiner Forschung bleibt stets die Frage, ob die allgemeinen Tendenzen der Civilisation von einer Zunahme oder einer Verringerung von Glück, Tugend und Menschenliebe begleitet gewesen seien. Die Entscheidung dieser Frage zu Gunsten des ethischen Fortschritts durch gewissenhafte Prüfung der historischen Thatsachen, die Geschichte der Meinungen, der Hinweis auf die gewaltige Strecke, welche die Menschheit während der letzten Jahrhunderte auf dem Gebiete der Sittlichkeit zurückgelegt habe, ist das Ergebniß seines Werks. Lecky ist durchaus liberal und wird den Hochkirchlichen fast ebenso bedenklich erschienen sein wie Buckle, aber mit sicherem Bewußtsein ist er ein Idealist, und weiß sich und den Zeitgeist im Gegensatze zum Materialismus und Atheismus.

„Der allgemeine Zug des Zeitgeistes", sagt er, „ist in der Richtung des Rationalismus; es herrscht die Neigung vor den Geist und das sittliche Element des Christenthums zu schützen, aber die dogmatischen Systeme und besonders die Wundergeschichten zu verwerfen ... Ueberall finden wir das Gefühl vorherrschend, die Vertheidigung des Christenthums in der Sicherstellung des Wesens der Religion und nicht in der Vertheidigung ihrer Außenwerke zu sehen. Die Religion soll ihren Beweisen

und ihrem Wesen nach für eine mehr dem sittlichen als dem intellectuellen Theile der menschlichen Natur zugehörige Angelegenheit gelten. Glaube und nicht Vernunft ist ihm Grundlage, aber dieser Glaube ist eine Art sittlicher Erkenntniß. Der Götzendienst des Dogmas schwindet dahin; das Christenthum, befreit von dem Sectengeiste und der Unduldsamkeit, die es entstellt haben, wird durch seinen eigenthümlichen Glanz leuchten und, erhaben über die ganze Atmosphäre der Streitigkeiten, wird es die ihm gebührende Stellung als ein Ideal und nicht als ein System, als ein Charaktertypus und nicht als ein Bekenntniß einnehmen."

„Wenn das wahres Christenthum ist," sagt er ein andermal, „mit leidenschaftlicher Liebe in die dunkeln Stätten des Elends und Lasters niederzusteigen und jeden Erdstrich mit dem befruchtenden Strom einer beinahe grenzenlosen Mildthätigkeit zu tränken, und alle Abtheilungen der Menschheit in den Kreis eines starken und kräftigen Mitgefühls einzuschließen; wenn das wahres Christenthum ist, die Scheidewände einzureißen oder zu schwächen, welche Klasse von Klasse, Volk von Volk getrennt haben, den Krieg seiner rauhesten Bestandtheile zu entledigen und die Erkenntniß der wesentlichen Gleichheit und echten Brüderlichkeit über alle zufälligen Ungleichheiten zur Herrschaft zu bringen; wenn das vor Allem wahres Christenthum ist, eine Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen, einen Geist der Aufrichtigkeit und Duldung gegen Alle ohne Unterschied zu pflegen — wenn dies die Zeichen eines wahren und gesunden Christenthums sind, dann war es seit den Tagen der Apostel nie so lebendig wie in der Gegenwart und der Verfall der dogmatischen Systeme und des geistlichen Einflusses war das Maß, wo nicht die Ursache seines Fortschritts."

Sehr beredt tritt Lecky der Behauptung entgegen, daß durch eine Schwächung des Dogmas, durch den Kampf der Wissenschaft gegen den Wunderglauben das Argument vom Weltplan zerstört würde und daß man auf diesem Wege bei der „Leugnung einer höchsten Intelligenz" anlangen müsse. Er sagt: „daß die Materie vom Geist regiert wird, daß alle Schöpfungen und Gestaltungen der Welt Erzeugnisse der Intelligenz sind, das sind ganz fest stehende Lehrsätze, mögen wir diese Schöpfungen für die Ergebnisse eines einzelnen, augenblicklichen Willensactes oder einer langsamen zusammenhängenden und geregelten Entwickelung ansehen. Die Beweise von einer coordinirenden und combinirenden Intelligenz bleiben beide unberührt und kann kein denkbarer Fortschritt der Wissenschaft in dieser Richtung sie ändern ... Die Bewegung der

Himmelskörper wird auf ihre Schwerkraft zurückgeführt, aber die Schwerkraft selbst ist nicht erklärt. Warum Körper einander anziehen wissen wir nicht und werden es auch vielleicht nie wissen ... Was das Leben und seine schließliche Ursache ist, sind wir ganz und gar außer Stande zu sagen. Wir sind unfähig das Dasein des kleinsten Insects, das Wachsthum der niedrigsten Pflanze zu erklären. Wir wissen nichts oder beinahe nichts von den Beziehungen des Geistes zur Materie ... Zu behaupten der Fortschritt der Naturwissenschaften verdränge den Begriff einer ersten Ursache aus der Schöpfung, weil er natürliche Erklärungen an die Hand giebt, heißt die Sphäre und die Grenzen vollkommen verkennen, auf welche er beschränkt ist." Dagegen stellt Lecky den Satz auf, die Naturwissenschaften hätten, indem sie die Gottheit mehr mit dem Normalen als mit dem Abnormen in Verbindung bringen lehrten, indem sie dem Unglück den Charakter der Strafe genommen hätten, die Beweise für das göttliche Wohlwollen unberechenbar vervielfältigt. — Er weist hin auf den wohlthätigen Einfluß, den die Wissenschaft auf die Sittlichkeit übe. Jedes vermehrte Wissen, sagt er, bewirkt eine vermehrte geistige Fähigkeit und jedes Wissensgebiet umfaßt nicht bloß eine besondere Art der Belehrung, sondern erzeugt auch eine besondere Form und Richtung des Urtheils. Mit Stolz weist er hin auf die Liebe zur Wahrheit, eine Tugend, welche nur höheren Civilisationen angehöre und welche noch nie in dem Umfange wie in der letzten Zeit zur Verwirklichung gelangt sei. Frühere Zeiten, sagt er, zeigten ein Streben nach Tugend um des Lohnes willen, später ein solches Streben um der Tugend selbst willen. Statt in der Abschwächung des Dogmas einen Verfall des Christenthums zu erblicken, nennt er das Christenthum als das einzige Beispiel einer Religion, welche von der Civilisation nicht geschwächt worden sei. Aus der Geschichte der Aufklärung hat er gelernt, daß dieselbe ebenso eine Geschichte der sittlichen wie der intellectuellen Entwickelung sei. Und für den sittlichen Typus des Christenthums tritt er gegen diejenigen in die Schranken, welche behauptet hatten, die Sittlichkeit des Christenthums habe nichts Eigenthümliches: die wahre Originalität eines Systems der Sittenlehre, sagt er, beruhe nicht so sehr auf seinen Bestandtheilen als auf der Art, wie sie in ein Ganzes verschmolzen seien, auf dem Charaktervorbild, das dadurch gebildet würde. In der Geschichte des Christenthums sieht er eine Erfüllung desselben; er zeigt wie das eigentliche Christenthum dadurch unberührt bleibe, daß die Dogmen früherer Zeiten verschwunden, welche mit unserm

sittlichen Gefühl unverträglich seien, daß Ceremonien, welche ohne dem Gewissen entgegen zu sein, wenigstens ganz jenseits seiner Sphäre lägen, ihren Einfluß verlören und daß mehr und mehr der Sinn für das Rechte als das Hauptmotiv der Tugend an die Stelle der Furcht vor der Strafe trete. „Daß das Christenthum", so schließt er seinen Abschnitt über die ästhetische, wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der Aufklärung, „dazu bestimmt war, Wohlwollen, Liebe und Mitgefühl zu erzeugen ist sicherer, als daß irgend ein besonderes Dogma ihm wesentlich sei, und wir haben daher in der Zunahme dieser sittlichen Gesinnungen den stärksten Beweis für den Sieg der Ideen seines Stifters."

So die Hauptgedanken in Lecky's Buche. Wir weisen in dem Folgenden in Kürze auf einzelne Ausführungen hin.

Man könnte Lecky's Buch auch eine Geschichte der Verweltlichung nennen, wie er denn auch einen Abschnitt desselben „die Säcularisation der Politik" betitelt. Er betrachtet die Verweltlichung der Wissenschaft und Kunst, der Industrie und des Staatslebens. Die allergrößte Aufmerksamkeit widmet er der Geschichte der Herrschaft der vorzugsweise dogmatischen, theologischen Weltanschauung und dem Jahrhunderte lang sich fortsetzenden Proceß der allmählichen Abschwächung des Dogmas. Er zeigt, wie zu gewissen Zeiten der Wunderglaube eine für unsere moderne Bildung schwer begreifliche Intensität erlangte und wie derselbe allmählich schwand. Er beobachtet den völligen Mangel an Skepticismus, welcher schwere Verirrungen in dem intellectuellen und sittlichen Leben der Menschheit herbeiführte, und wie sodann der Skepticismus auftritt und segensreiche Früchte trägt nicht bloß für die geistige Bildung, sondern auch für die Sittlichkeit. Er studirt die Ueberspanntheit und wissenschaftliche Beschränktheit der herrschenden religiösen Anschauungen des Mittelalters, er zeigt wie verschieden zu verschiedenen Zeiten der Grad der Verehrung der speculativen Dogmen und rituellen Bräuche gewesen sei, wie unzählige Ritualien im Mittelalter, z. B. das Verbot des Fleischessens an Festtagen bei Todesstrafe, keine Beziehung hätten zur Sittenlehre, wie zu gewissen Zeiten dogmatische Fragen, wie die von der doppelten Ausstrahlung des heiligen Geistes, von dem richtigen Osterfesttag, von der Natur des Lichts auf dem Berge Tabor, für wichtiger gehalten worden seien als die eigentlichen Grundsätze des Christenthums. Der geistige Despotismus der mittelalterlichen Kirche erzeugte einen beständigen Widerstreit zwischen den dogmatischen und sittlichen Elementen des Religionssystems. Die große

Aufmerksamkeit, welche den Dogmen z. B. in Schottland und in Schweden zugewendet wurde, hat in diesen Ländern keine höhere Sittlichkeit erzeugt. Die Vergleichung der Sittlichkeits-statistik dieser Länder mit der der Schweiz, wo eine größere Gleichgültigkeit gegen die Dogmen herrschte, zeigt, daß die Schweiz im Vortheil sei. Dagegen ist bei starrem Festhalten am Dogma die pia fraus, die Beschränkung der Liebe zur Wahrheit, die systematische Vernichtung des Ernstes der freien Forschung eine chronische Krankheit im Sittlichkeitsleben der Menschen.

Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gab es keine Theologie, kein System von Dogmen, wie dasselbe sich später entwickelte. Mit diesem System wuchs der Eifer der Verfolgung und erreichte seinen Höhepunkt als der Katholicismus nicht mehr in völliger Uebereinstimmung war mit den religiösen Bedürfnissen Europas. Diese Uebereinstimmung war vorübergehend. Sie konnte nicht erhalten werden durch Unterdrückung jedes kritischen Geistes, durch vollständige Lähmung aller speculativen Geisteskräfte. Der christliche Verfolgungseifer war schon gewaltig im vierten Jahrhundert, so daß der Kaiser Julian von den Theologen sagte: „Die wilden Thiere sind nicht so grausam wie diese Christen," während man im ersten Jahrhundert von den Bekennern der neuen Lehre gesagt hatte: „Seht, wie diese Christen einander lieben". In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ruhte die Verfolgung, aber dann trat im Laufe des zwölften Jahrhunderts ein Wechsel ein. Am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erfolgt dann die Gründung der Inquisition, die Niedermetzelung der Albigenser; 1215 verpflichtet das Lateranconcil alle Herrscher zu dem Eide, die Ketzer auszurotten. Die Kirche zog, wie schon im vierten Jahrhundert, die weltliche Macht herbei; die Beiziehung der Religion zum Staat wurde aus dem Beispiel des alten Testaments hergeleitet; die jüdische Kirche war in dieser Beziehung das Vorbild der christlichen: man richtete sich nach dem levitischen Gesetzbuch, dem ersten Codex der religiösen Verfolgung. Auf Augustinus, sagt Lecky, ruhe der Fluch der Verantwortung für die religiöse Verfolgung mehr noch wie auf Dominicus und Innocenz. Wie damals wenige Jahre des Eifers genügten, um das Heidenthum als besonderes System im Kaiserreiche erlöschen zu machen, so feierte vom dreizehnten Jahrhundert an die Kirche wiederum Triumphe, indem sie sich mit der weltlichen Macht gegen die Ketzer verbündete. Die Macht der Einmischung der Regierung war weit wirksamer für die

Verbreitung gewisser theologischer Satzungen als polemische Erörterung.*) Ebenso wie die Verfolgung das Christenthum in Japan ausgerottet hat, so knickte sie die Hoffnung der Albigenser und tilgte sie jede Spur des Protestantismus in Spanien. Frankreichs Katholicität rührt von der Bartholomäusnacht und der Aufhebung des Edicts von Nantes her. Zur Zeit der Toleranzacte in England betrug die Zahl der Dissenters 1/33 der Bevölkerung. Kaum ein Jahrhundert später war sie auf 1/4 angewachsen. So viel vermag die Gesetzgebung und Verwaltung in Bezug auf kirchliche Fragen. In den katholischen Ländern war der klerikale Einfluß stärker als in protestantischen; in den ersteren wüthete die Inquisition, welche 21,000 Personen dem Flammentode überlieferte und 29,000 andere zu minder harten Strafen verurtheilte. Ihre Opfer waren meist Männer von jugendlicher Begeisterung: alle Uebrigen glaubten an die Ewigkeit der Qualen, welche die Hingerichteten im Jenseits würden auszustehen haben. Man vergegenwärtige sich die Leiden der Angehörigen, der Mütter, Weiber, Schwestern und Kinder der Ketzer, welche mit einem Schandfleck zurückblieben, der sie von allem Wohlwollen, von aller Sympathie auszuschließen pflegte. Nur Kinder, welche ihre ketzerischen Eltern verriethen, erhielten ihr Erbtheil. Es war eine Verschwörung gegen die Sittlichkeit, wie gegen die Entwickelung des menschlichen Geistes, gegen den Fortschritt unparteiischer und ungehemmter Forschung. Diejenigen, welche in den allermeisten Fällen bei ihrer Hinrichtung bewiesen, daß sie mit den erhabensten und heldenmüthigsten Tugenden ausgerüstet waren, ertrugen unverdiente Leiden, wie sie in keiner andern Religion in dem Umfange vorgekommen sind als in der christlichen im Namen ihres Stifters geschah, und doch hatte gerade er gesagt: „Daran sollen Alle erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, daß Ihr Euch unter einander liebet."

An einzelnen bedeutenden Beispielen zeigt Lecky, wie die streng dogmatische Richtung im Wesen der Kirche und der Theologie im innigsten Verein stand mit dem Wunderglauben des Mittelalters. Sein Abschnitt über die Magie und Hexerei gehört unstreitig zu dem Anziehendsten, was über dieses Capitel der Sittengeschichte geschrieben worden ist. Allmählich

---

*) „Millionen von Katholiken und Protestanten würden zur Stunde ohne Zwangsgesetze ihren Glauben sogleich von sich werfen. Es giebt kaum ein Land, in welchem der herrschende Glaube nicht einer längst vergangenen Gesetzgebung zuzuschreiben wäre," sagt Lecky. II. S. 8.

kamen die Menschen zu dem Glauben an Hexerei und allmählich kamen sie dazu ihn für abgeschmackt anzusehen. Letzteres geschah zuerst bei denen, welche am wenigsten theologischen Einflüssen ausgesetzt waren, dann bei den gebildeten Laien, zuletzt bei den Geistlichen. Dem Glauben an Magie und Hexerei im Volke entsprachen als Rivalsystem die Begriffe der mittelalterlichen Theologie. Gegen die Wirkungen der Zauberei glaubte man mit den talismanischen Wirkungen des Weihwassers u. dgl. m. helfen zu können. Die Geistlichkeit aber vermehrte die Talismane in's Unendliche. Heilige erzeugten früher mit derselben Leichtigkeit Regen, wie später die Hexen. Heidnischer Glaube trat in die christlichen Dogmen über und mit fast jedem Theile des römisch-katholischen Glaubens vermischten sich Spuren des Heidenthums. Man vernichtete das Heidenthum wohl äußerlich, aber die Glaubensbestandtheile desselben erhielten sich, wenn auch unter neuem Namen. Der Glaube, daß das um den Hals gehängte Evangelium Johannis, ein Rosenkranz, eine Reliquie genüge, um die Anstrengungen der Bosheit des Teufels zu vernichten, ist im Wesentlichen nicht verschieden von den fratzenhaften Ceremonien der Hexen im Macbeth, welche dem alten Heidenthum entlehnt, zur Zeit Shakespeares noch nicht so unwirklich erschienen als jetzt. Wenn bei den Franken, als Fredegundens Sohn starb, viele Weiber als Hexen zu Tode gefoltert wurden, so ist es im Wesentlichen dasselbe, wie wenn Thomas von Aquino im dreizehnten Jahrhundert die Ueberzeugung aussprach, daß Krankheiten und Ungewitter nur vom Teufel herrührten, welcher Menschen durch die Luft tragen könne, ganz ebenso wie die Hexen beim Hexensabbath durch die Luft fliegen, oder wenn noch am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der Abbé Fiard ein Werk herausgab, worin er nachwies, daß die Philosophen und die Revolutionäre des letzten Jahrhunderts die Repräsentanten der alten Zauberei wären, daß sie unter der directen Eingebung des Satans handelten, daß die Kuren Meßmers oder Cagliostros, ebenso wie namentlich die Bauchrednerei der übernatürlichen Wirksamkeit des Teufels zugeschrieben werden müßten. Wie unter Constantius die Magier gefoltert und gekreuzigt wurden und wie man damals ihnen, wenn sie leugneten, das Fleisch mit Haken von den Knochen riß, so weist in England noch im sechszehnten Jahrhundert der Erzbischof Cranmer die Geistlichen an den Zaubermitteln nachzuspüren, und so wurde, obgleich die Tortur in England ungesetzlich war, unter Jacob I. der Doctor Fime beschuldigt den Sturm verursacht zu haben, welcher die Ueberfahrt des Königs aus Norwegen erschwerte:

in Gegenwart des Königs, den man den „weisesten Narren in Europa" genannt hat, folterte man den Angeklagten, indem man seine Beinknochen in kleine Stücke zerbrach.

Welche ungeheure Verbreitung der Glaube an die Magie und die Hexen hatte, zeigte der Umstand, daß selbst Männer wie Gerson diesen Glauben theilten und ein so angesehener und genialer Gelehrter wie Bodin den in Betreff dieses Punktes auftretenden Skepticismus zu bekämpfen suchte. Luthers Leichtgläubigkeit für das Teufelswesen ist bekannt. Leugnete Jemand die Kraft des Teufels, so verwies man ihn auf die Bibel und damit war jede Discussion abgeschnitten. Man glaubte so lange an Hexerei, bis der biblische Beweis davon in Frage gestellt wurde. Der Unglaube in Betreff der Hexen war ein Merkmal des Skepticismus im siebenzehnten Jahrhundert. Aber sowohl in protestantischen als in katholischen Ländern wurden gleichzeitig noch Hexen verbrannt. War auch der Aberglaube in England weniger stark verbreitet als auf dem Festlande, so kommen doch von den mehreren Tausend zum Feuertod verurtheilter und hingerichteter Hexen etwa 140 auf England, und insbesondere zur Zeit der Republik wurden in England mehr Hexen verbrannt als vor- und nachdem, was als ein Ergebniß der streng dogmatischen Richtung der puritanischen Lehre angesehen werden kann. Die Hexerei war eben, wie Lecky sagt, nicht das Ergebniß vereinzelter Umstände, sondern die Folge einer Denkungsart, einer bestimmten geistigen Temperatur, welche auf gewisse theologische Lehrsätze wirkte. Inmitten der Unwissenheit einer früheren Civilisation entstanden, wurde sie durch einen theologischen Kampf, welcher Terrorismus und Leichtgläubigkeit vereinigte, zu einem kräftigen Leben gestärkt, und verschwand dann allmählich unter dem Einfluß jener großen rationalistischen Bewegung, welche seit dem siebenzehnten Jahrhundert von allen Seiten auf die Theologie eindrang. Der Umschlag der Meinungen erfolgt langsam aber sicher. In einer Periode finden wir Alle geneigt an Hexen zu glauben; in einer späteren finden wir diese Neigung stillschweigend aufgegeben.

Die Gedankenrichtung, welche wir in solchen Erscheinungen wahrnehmen, ist, wie Lecky bemerkt, so weit von der unseren entfernt, daß wir sie nur durch starke Anstrengung der Einbildungskraft begreifen können. Die Fälle von Hexerei sind so vielfach überliefert, so gut bezeugt, daß wenn wir die Hexerei überhaupt für wahrscheinlich hielten, der hundertste Theil der Zeugnisse, die wir darüber besitzen, genügte, sie außer Zweifel zu stellen. Aber es dauerte lange, ehe es gelang das Uebel zum Weichen zu bringen,

und nur der Skepticismus nicht der Terrorismus war das richtige Mittel die Hexerei auszurotten. Aber in jenen Zeiten war eben die Nachfrage nach Wundern grenzenlos: das Angebot suchte ihr zu entsprechen. In einer Zeit, wo Fische sich zum Ufer drängten, um den heiligen Antonius predigen zu hören, wo der heil. Antonius während einer Messe drei Stunden lang ohnmächtig, bei seinem Erwachen aussagte, er habe in Tours bei dem Leichenbegängniß des heil. Martin ministrirt — eine Angabe, die in wenigen Tagen bestätigt wurde; wo der heil. Augustinus 70 Wunder des heil. Stephan aufzählte, darunter 5 Todtenerweckungen; in einer Zeit, wo man bei dem Kanonisiren jedes Heiligen Beweise für die Wunder beibrachte, die er gethan haben sollte — galt Vieles für möglich, was später, als der Fortschritt der Civilisation eine Stimmung und Richtung der Gedanken erzeugt hatte, welche die Menschen mit Widerwillen sich von den Wundern lossagen machte, unmöglich erschien. Die Kirchenväter glaubten an die Wunder, die zu ihrer Zeit geschehen sein sollten; der Glaube an Ordalien, an die christlichen Talismane, an die Heiligkeit des Wassers (daher die Schwimmprobe bei den Hexenprocessen) in späteren Zeiten, zeigen, daß das Auftreten der Skepsis sich Jahrhunderte lang verzögerte; auch jetzt noch glauben Katholiken, welche mit Hohn eine Wundergeschichte, die zu ihrer Zeit geschehen sein soll, verwerfen, an die Thatsächlichkeit der Wunder von mittelalterlichen Heiligen. Aber die Welt ist denn doch um ein gewaltiges Stück weiter. „Der Fetischismus erbleicht zum Anthromorphismus.“ Ein Beispiel solchen Fortschritts bietet die Vergötterung der Jungfrau, welche wie Lecky zeigt, mit den Erinnerungen an die altägyptischen Vorstellungen der Nacht als Mutter des Tages und aller Dinge, an Isis, an Latona, an Flora und Cybele verbunden, doch zu einem höheren, reineren Ideal ausgeprägt wird, und überaus heilsamen Einfluß geübt hat.

Die Ansicht, daß man bei der Theologie Vernunft anwenden müsse, war dem Mittelalter fremd. Der Glaube war der Gegensatz des Zweifels und des Geistes des Zweifels. Es war eine Anomalie, wenn der heil. Agobard, Erzbischof von Lyon, im neunten Jahrhundert schon die Thorheit derer aufdeckte, welche Hagel und Donner übernatürlichen Mächten zuschrieben, wenn er die volksthümlichen Vorstellungen von der Epilepsie abschwächte, die Lächerlichkeit der Gottesurtheile bloßlegte und die Bilderverehrung als Götzendienst anklagte. — Um mehrere Jahrhunderte später, auch im Reformationszeitalter selbst, welcher doch einen Skepticismus hervorrief,

begegnen wir immer noch dem Festhalten am äußerlichen Dogma. Ja gerade damals erregte jede spitzfindige Erklärung des Dogmas vom Abendmahl mehr Interesse als die großen Fragen der Sittlichkeit. Als Servede um seiner abweichenden Meinungen über die Dreieinigkeit willen in Genf verbrannt worden war, billigten sogar Männer wie Melanchthon, Farel und Beza, eine solche Strenge. Als Joh. Weier in seinem 1563 erschienenen Buche, de praestigiis Daemonorum, für die Hexen in die Schranken trat, indem er behauptete sie litten unter den Täuschungen des Teufels, suchte Bodin ihn zu widerlegen, wobei er die Hölle als von 7,405,926 Teufeln bevölkert schilderte, und in Weier's Buche eine Gotteslästerung erblickte. Als Zwingli die Lehre, daß die Seligkeit nur in der Kirche möglich sei, verwarf, zweifelte Luther an der Möglichkeit der Seligkeit Zwingli's und später noch entsetzte sich Bossuet darüber, daß Zwingli die Hoffnung ausgesprochen hatte, Socrates, Aristides, Scipio u. s. w. zugleich mit Abraham in Gegenwart Gottes zu sehen. — Castellio, der die Hinrichtung Servedes tadelte und als der erste Verfechter vollständiger Religionsfreiheit angesehen werden kann, der zuerst die Ansicht aussprach, daß das Hohelied Salomonis einfach ein jüdisches Liebesgedicht sei, ward für solche Kühnheit aus Genf vertrieben. In Basel, wohin er sich hierauf begab, lehrte er, daß die Dogmen dazu da seien den Menschen zu bessern und daß daher diejenigen Dogmen, welche nicht dazu beitrügen, gleichgültig seien. Er behauptete: die Fragen über die Dreieinigkeit, die Vorherbestimmung und die Sacramente seien in große, fast undurchdringliche Unklarheit gehüllt, sie hätten keinen moralischen Einfluß und daher brauche man sich nicht lange bei ihnen aufzuhalten; über den Unterschied von Gesetz und Evangelium zu streiten, sei dasselbe, als wenn ein Mensch darum stritte, ob ein Prinz zu Pferde oder zu Wagen, in Weiß oder in Roth ankommen würde. Im Hinblick auf die Hinrichtungen von Ketzern meinte er, man könne wahrhaftig glauben, Christus sei eine Art Moloch oder eine andere derartige Gottheit, der Menschenopfer lieb seien. Aber solche Freisinnigkeit zog dem Castellio den allgemeinen Haß zu. Er starb arm und fast verhungert, nachdem er die letzte Zeit seines Lebens in der Freundschaft mit dem ebenso aufgeklärten Socinus einigen Trost gefunden hatte. Montaigne gedenkt seines Todes als einer Schande für die Menschheit.

Der Geist des Protestantismus war sehr unduldsam. Mochte sich auch Erasmus bemühen dir Verfolgung zu mildern, mochte auch Thomas Morus in seiner Magie die Tolerenz verherrlichen, dennoch gab es im

sechszehnten Jahrhundert bei den Protestanten kein Beispiel nachdrücklicher Befürwortung der Toleranz, das nicht von allen Theilen der Geistlichkeit gehässig und allgemein denuncirt wurde. Die Verfolgung machte bei den ersten Protestanten eine bestimmte Lehre aus. Die religiöse Freiheit hat dem Protestantismus als einem dogmatischen System wenig zu danken. Aber mittelbar war der Einfluß des Protestantismus doch wohlthätig, indem der Reformation das Auftreten des rationalistischen Geistes zu danken ist, der schließlich die Verfolgung aufhielt.

Seit der Reformation neigte sich die Theologie mehr den Fragen der Sittlichkeit zu, trat eine Verringerung der Bedeutung der Geistlichkeit, die Verweltlichung des europäischen Geistes ein, welche das Merkmal der modernen Civilisation ist. — Langsam begann der menschliche Geist sich von den Irrthümern loszumachen. Montaigne, der erste große Repräsentant der modernen Aufklärung, von welchem die rationalistische Schule datirt, trat zuerst dem Aberglauben entgegen, indem er der Einbildungskraft zuschrieb, was die Orthodoxen dem Teufel zuschrieben, indem er behauptete, es sei viel wahrscheinlicher, daß unsere Sinne uns täuschten als daß ein altes Weib auf einem Besenstiel den Schornstein hinauffahre, und daß überhaupt die Hexerei höchst unwahrscheinlich sei. Ebenso erklärte Charron bald nach Montaigne das Hexenwesen für durchaus unwahrscheinlich. Bald wuchs die Zahl der Gegner des orthodoxen Glaubens, die sich vereinigten, um die Hexerei in Verruf zu bringen. Glanvil untersuchte die Glaubwürdigkeit des Wunderbaren, schrieb „über die antifanatische Religion und die freie Philosophie." Während noch zur Restaurationszeit in England der Glaube an Hexen bei den Ungebildeten allgemein war, suchten schon einzelne Gelehrte selbst die Beispiele von Besessenheit in der Bibel als Fälle der Epilepsie zu erklären, und bemühten sich einzelne Prediger zu zeigen, daß das Christenthum mit der Vernunft im Einklang stehe. Mochten auch Männer wie Newton sich sehr vorsichtig über die Wunder aussprechen, so machte sich der Einfluß der Naturwissenschaften auf den Wunderglauben als ein diesen schwächender geltend. Die theologischen Vorstellungen konnten sich einem solchen Einfluß nicht entziehen, wie denn die astronomische Entdeckung, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls sei, modificirend auf manche theologische Vorstellungen wirken mußte und ja auch noch in der allerletzten Zeit Gegenstand sehr lebhafter Controverse gewesen ist. Bald kam die Zeit, wo wenigstens in den höhern Gesellschaftskreisen jede Anekdote von der Einwirkung des Teufels verlacht wurde und Voltaire

die Bemerkung machte, daß die Hexen in Frankreich seltener geworden wären, seit es dort Philosophen gebe. Indem Bacon unablässig aufforderte die Theorien mit den Thatsachen zu confrontiren, indem eine gesteigerte Unduldsamkeit gegen das Falsche und gesteigerter Argwohn gegen das Zweifelhafte Platz griffen, ward der Geist der Wahrheit verbreitet. Man gewöhnte sich an's Gewissen zu appelliren. Instinctmäßig und fast unbewußt beurtheilten allmählich die Menschen die Lehren nach ihrem intuitiven Rechtsgefühl. So verschwand der Glaube an Hexen, an die Verdammniß der ungetauften Kinder, an die ausschließliche Seligkeit innerhalb eines Bekenntnisses, an die Prädestination u. s. f. Man lehrte seit Montaigne die Schuldlosigkeit des Irrthums und die Gottlosigkeit der Verfolgung. Harrington, Milton und Taylor handelten Alle von der Toleranz. Milton sagte, daß alle dogmatischen Unterschiede zwischen den Secten nur *Dinge* betreffen, welche die Seligkeit nicht berühren. Das Quäkerthum behauptete die Unwirksamkeit religiöser Ceremonien. Die Toleranzacte wurde die Magna Charta der religiösen Freiheit in England. Die Freidenker sagten sich von vielen Traditionen los. Der Protestantismus mußte darauf bedacht sein sich mit der Aufklärung zu verschmelzen; es mußte sich zeigen, in wie weit eine Vereinigung der kühnsten Speculationen mit dem protestantischen Gottesdienste sich verwirklichen ließe. Es galt zu zeigen, daß man tolerant und protestantisch zugleich sein könne. Als in Schweden vor einigen Jahren sechs Frauen, die zum römisch-katholischen Glauben übergegangen waren, außer Landes verwiesen wurden, protestirte der Erzbischof von Canterbury gegen diesen Act als eine Verletzung der Grundsätze der Protestantismus. War bis zum siebenzehnten Jahrhundert jede Anstrengung der Philosophie als Sünde gebrandmarkt, waren unsittliche Handlungen als Tugenden eingeschärft worden, so änderte sich dies sehr wesentlich seit den Zeiten der Freidenker und der Aufklärungsliteratur in England und Frankreich. Die Verfolgung der Ketzer war wenigstens milder geworden. Erst hatte man die Ketzer verbrannt, dann sie durch allerlei Strafgesetze zu erdrücken gesucht; später begnügte man sich sie von Würden und Einkünften auszuschließen; und heutzutage hat man sich gewöhnt die Menschen überhaupt nicht nach ihrem Glauben zu beurtheilen. Nach Voltaire erschien die Verfolgung nicht bloß als verbrecherisch, sondern auch als verächtlich. Seitdem sucht sie sich wenigstens einigermaßen vor der Beobachtung zu verbergen. Auf den Universitäten wurden Glieder aller Bekenntnisse zugelassen. Andere sociale Reformen erleichterten derartige

Maßregeln. Männer der verschiedensten Bildungsgrade begannen für die Toleranz zu kämpfen. Der Bekenntnißglaube suchte den Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden, und die Ueberzeugung, daß die Forschung nach Wahrheit den Gott der Wahrheit nie beleidigen könne, gewann mehr und mehr Anhänger. Die Lehre von der Strafbarkeit des Irrthums ward vergessen.

Auf diese und ähnliche Thatsachen hinweisend, tritt Lecky für den vielverschrienen Rationalismus in die Schranken. Der Rationalismus, sagt er, erhebt das Gewissen als religiöses Organ in die höchste entscheidende Stellung. Er schließt die Religion aus dem allgemeinen Gesetz des Fortschritts nicht aus. Weil aber die erste Bethätigung des Rationalismus darin bestand, die biblischen Wunder wegzuerklären, so glauben Viele, daß der Rationalismus eben nur in dem Letzteren seine Aufgabe erblicke. Sehr beachtenswerth ist Lecky's Bemerkung: der Protestantismus habe früher höher als der Katholicismus gestanden, jedoch habe sich dieses Verhältniß in sofern geändert, als von denjenigen, die sich von den Lehren und Bräuchen des Katholicismus losgesagt hätten, nicht viele eigentliche Protestanten geworden seien. Die protestantischen Secten hätten, meint Lecky, durch den Verfall des alten Rivalen nichts gewonnen: was der Katholicismus verliere, gewinne der Rationalismus; auch in den katholischen Ländern herrsche die rationalistische Denkweise vor, welche die Geistlichkeit mit Unrecht als die Religion umstürzend darzustellen suche. Mit Unrecht erkläre man die Doctrin für unchristlich, die Religion könne die Bestimmung haben, eine Reihe von Entwickelungsstufen durchzumachen; es sei zu verwundern, daß die Idealkirche immer als in der Vergangenheit liegend gedacht werde und daß ihre Unveränderlichkeit als Bedingung ihres Lebens gelten solle. Lecky sagt u. A.:

„Ein in die Theologie versenktes Zeitalter wird Alles nach einem theologischen, ein weltliches Zeitalter Alles nach einem rationalistischen Standpunkte beurtheilen..... Von Geschlecht zu Geschlecht verkleinert sich das Gebiet des Wunderbaren und der Kreis des Skepticismus erweitert sich.... Die Stellung der Wunder in den Systemen der Theologie ist durch den Einfluß des Rationalismus verändert. Das Ansehen und die Farbe der Religion ist verändert. Es war gottlos zu forschen; jetzt betrachtet man das Christenthum als ein System, das die strengste Untersuchung herausfordert.... Diese Bewegung ist eine der unzweifelhaftesten, allgemeinsten Bewegungen in der Geschichte."

„Die Zeit der Sectenstifter“, sagt er ein andermal, „ist vorbei.... Die einzigen Bewegungen, die im schwächsten Grade den Zauber der Secten des sechszehnten Jahrhunderts noch ausüben, sind demokratische und philanthropische Anstrengungen, wie diejenigen S. Simon's oder Mazzini's. Alle großen Fragen, welche Europa durchzucken, stehen jetzt mit den Rechten der Nationalität, dem Fortschritt der Demokratie oder dem Werth der Arbeit im Zusammenhange. Diese sind jetzt an die Stelle der dogmatischen Fragen getreten u. s. w.“

Es ist wunderbar, wie bei dem Vorherrschen des Dogmas die Wissenschaft trotz aller Hindernisse hat aufblühen können. Jede Art Neuerung wurde für ein Verbrechen gehalten. Ein theologisches System lag wie ein Alp auf der Christenheit. Sehr allmählich befreite sich die Chemie von der Alchymie, die Astronomie von der Alchymie. Die Astronomie bewies, daß unsere Erde nur ein kleiner Bruchtheil der Schöpfung sei. Diese Entdeckung war auch ethisch wichtig: die Erde brauchte demnach auch nicht der Mittelpunkt der sittlichen Weltplane zu sein. An die Stelle der übernatürlichen Vermittelung trat der Begriff des Gesetzes. Weil der Mensch außer Stande war, den Würfelfall zu berechnen, glaubte man, daß dieser durch jedesmalige göttliche Dazwischenkunft bestimmt werde, und das Looswerfen wurde ein Lieblingsmittel, sich der Gottheit zu nähern. So lange man abnorme Naturerscheinungen für die unmittelbaren Thaten der Gottheit hielt, wurden alle Versuche, sie wissenschaftlich zu erklären, unterdrückt. Alles änderte sich nach dem Auftreten der Kopernikus, Keppler, Galilei, Tycho de Brahe, Descartes, Newton u. A. Eine Zeitlang blieben Kometen noch die Zufluchtsstätten des Aberglaubens, aber selbst die Theologen versuchten wohl bisweilen die vermeintliche Wirkung der Kometen rationalistisch zu erklären, indem sie behaupteten, die Kometen seien schädliche Dünste, welche Krankheiten erzeugten, und diesen Krankheiten müßten vorzugsweise diejenigen Könige erliegen, deren Anstrengungen und Ausschweifungen sie mehr, als dies bei anderen Menschen der Fall sei, schwächten. Als Halley nun gar die Laufbahn eines Kometen berechnet hatte, da waren sie vollends in das Gebiet der Gesetze verlegt. Alle Stürme, Seuchen, Hungersnoth, welche unsere Ahnen in wahnsinnigem Schrecken als Strafen ansahen, stellten sich als unter dem Einfluß von Naturgesetzen stehend dar.

Nicht lange, so begannen die Menschen ihre kritische Befähigung auf die h. Schriften anzuwenden. 1655 erschien ein Buch von La Peyrère,

in welchem behauptet wurde, die Geschichte des Sündenfalles sei ein Irrthum, die Bücher Mosis seien lange nach Mosis entstanden, die Wunder in der Geschichte seien nur localer Art, die Verlängerung des Tages auf Geheiß Josuas sei ein einfaches meteorisches Phänomen gewesen, ebenso wie die Finsterniß bei der Kreuzigung; das Licht über der Krippe sei als ein Meteor zu verstehen, da ein Stern nicht mit Genauigkeit die Lage eines Hauses bezeichnen könne. Allerdings wurde der Verfasser dieses Buches bald dennoch römisch-katholisch und wiederrief sein Buch, aber bald kamen Andere wie Lessing, welcher den Satz aufstellte, kein biblisches Dogma sei anzuerkennen, das nicht mit der Vernunft im Einklange stehe, und noch Andere, welche weiter und weiter forschten und den Einfluß der dogmatischen Theologie noch weiter beschränkten.

Die „Säcularisation der Politik“ ging Hand in Hand mit dieser Bewegung auf dem Gebiete der Wissenschaft. Besonders im Zeitalter der Reformation trat eine solche Verweltlichung des Staates ein. Die theokratische Idee vom christlich-germanischen Reiche schwand vor den rationellen, dynastischen Staaten. Die Interessen der modernen Politik standen oft in directem Gegensatze mit den confessionellen Sympathien und Antipathien. Franz I. von Frankreich, der allerchristlichste König, verband sich mit dem Sultan, Richelieu, der katholische Cardinal, mit den Protestanten in Deutschland; auf die strengen Tendenzen der republikanisch-puritanischen Regierung in England folgte die größere Toleranz zur Zeit der Restauration; auf die Periode der Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich die religiöse Indifferenz unter der Regentschaft. Das Ansehen des Papstthums schwand. Statt daß früher die Interessen des Staats denen der Kirche untergeordnet waren, kam umgekehrt die Kirche unter die Botmäßigkeit der weltlichen Macht. Die Theologie wurde aus immer mehr und mehr Gebieten der Politik gebannt, bis das ganze System der Regierung sich verweltlicht hatte. Statt der römisch-katholischen Großstaaten — des deutschen Reiches, Spaniens, Frankreichs — kamen die nichtkatholischen — Holland, England, Preußen, Rußland — zu größerer Bedeutung.

Im Mittelalter hatten zur Zeit der Kreuzzüge vorzugsweise die Päpste Politik gemacht; in der neueren Zeit diente sogar die Inquisition bisweilen mehr als Organ der weltlichen Macht wie der geistlichen. Die geistlichen Territorien waren früher wesentliche politische Factoren gewesen. Jetzt erfolgt die Säcularisation der geistlichen Güter, die Aufsaugung derselben durch weltliche Staaten, die Aufhebung der Klöster. Früher hatten

Geistliche sehr oft die wichtigsten Stellen im Staate in Besitz, später war ihr Einfluß sehr wesentlich vermindert. Unter Heinrich III. machten die geistlichen Peers die Hälfte des Oberhauses aus, am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts $^1/_8$, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts $^1/_{14}$. Eine der Hauptfragen der gegenwärtigen Politik betrifft den Verfall der einzigen noch übriggebliebenen Theokratie. Früher wurde die Frage, ob der Papst das Recht habe, weltliche Fürsten abzusetzen, bisweilen zu Gunsten des Papstes entschieden; jetzt hängt die Fortdauer der weltlichen Macht des Papstes nur von dem Uebereinkommen weltlicher Regierungen ab.

In den einzelnen Staaten siegt allmählich mit dem Princip der Toleranz auch das Princip der Rechtsgleichheit und der bürgerlichen Freiheit. Durch die Toleranz wurden die theologischen Fragen der Sphäre der Politik entrückt, und durch die Freiheit wurde das Princip der Autorität von der theologischen auf die weltliche Grundlage gestellt. Dabei zeigte denn namentlich der Protestantismus die Biegsamkeit seiner Lehre und die Fähigkeit, sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen.

Früher galt der Grundsatz, daß eines Menschen Vaterland nicht das sei, wo er geboren wurde, sondern das seiner Religionsgenossen, wobei mancherlei Landesverrath als gerechtfertigt erscheinen konnte. Jetzt weist Irland allenfalls das einzige Beispiel solcher Meinungen auf. Früher, als das Fieber der Theologie herrschte, war das Gefühl der menschlichen Würde, welches im Alterthum von so hervorragender Bedeutung gewesen war, in den Hintergrund gedrängt und der Typus des Helden kam im christlichen Mittelalter verhältnißmäßig wenig in Betracht; selbst die Heldensagen des Alterthums wurden theologisch gedeutet, so daß nach einem mönchischen Erklärer der Ilias Troja die Hölle vorstellte, Helena die menschliche Seele, Paris den Teufel, Ulysses — Christus, Achilles — den heil. Geist. Ebenso galt der von seinen Hunden zerrissene Aktäon für ein Sinnbild der Leiden Christi, der von Cäsar überschrittene Rubikon für ein Sinnbild der Taufe u. dgl. m. Später gab die Verweltlichung einen richtigeren Maßstab an die Hand für die Würdigung der historischen Ereignisse des Alterthums. Die Erneuerung der Kreuzzüge, an welche wohl noch am Anfange der neueren Geschichte gedacht wurde, erschien unmöglich, ebenso wie Religionskriege, wie sie noch im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert stattfanden, unmöglich sein würden. Die moderne Verweltlichung der Grundlagen der Autorität und die moderne Freiheit ist den Lehren der Kirchenväter geradezu entgegengesetzt. Jetzt hat das

Nationalitätsprincip die Kraft eines öffentlichen Rechts erlangt. „Die Freiheit und nicht die Theologie ist die Begeisterung des neunzehnten Jahrhunderts", sagt Lecky.

Auch auf dem Gebiete der Kunst weist Lecky mit wenigen Zügen auf die Veränderungen hin, welche durch die Verweltlichung bewirkt wurden. Er zeigt, wie die Malerei, während sie nur der Kirche diente, vorzugsweise das andächtige Gefühl und viel weniger den ästhetischen Geschmack berücksichtigen konnte, wie in früheren Epochen die volksthümliche Ehrfurcht bei den Bildern der Heiligen an einem besonderen Gesichtstypus, an gewissen Formen der Körpergestalt und der Kleider festgehalten habe, daß schon dadurch eine Neuerung in der Malerei oder eine Vervollkommnung derselben unmöglich gemacht worden sei, solange der klösterliche Typus der Religion eine Geringschätzung der physischen Schönheit zur Folge hatte. Die besondere Form des religiösen Gefühls mußte einen ungünstigen Einfluß auf die Kunst üben, solange die Leidenschaft herrschte vorzugsweise die Schrecken der Kreuzigung, die Qualen gemarterter Heiligen, die Leiden der Verdammten in Bildern darzustellen und, sofern wie dies geschehen ist, sogar die Ueberlieferung von der Häßlichkeit Christi gepflegt wurde. Die Maler mußten die Anforderungen der Kunst denen der Religion unterordnen, bis endlich das Studium der Alten zur Veredlung und Verfeinerung beitrug und den Sinn für die menschliche Würde entwickelte; da wurde denn der Stil der Verweltlichung populär, da machte Michel Angelo das jüngste Gericht zu einem Studium nackter Figuren, da entstand die Peterskirche, welche bestimmt war das ewige Monument von der Herrlichkeit und Allgemeinheit des Katholicismus zu sein und welche statt dessen das sprechendste Zeugniß seines Verfalls geworden ist. In dieser Zeit lernten die Gebildeten die Religion nicht mehr in Gemälden zu suchen. „Das Zeitalter der Dome war vorüber, das Zeitalter der Buchdruckerkunst hatte begonnen." „Die Religion einer Zeit," sagt Lecky, „ist oft die Poesie der nächsten. Religiöse Ideen gehen unter wie die Sonne; ihre letzten Strahlen, die wenig Wärme mehr besitzen, dienen nur noch zur Verschönerung."

An einer andern Stelle erwähnt Lecky der Entstehung des Theaters, welches gegen die Geistlichkeit polemisirte, zur Verweltlichung beitrug, aber zugleich eine verfeinernde Wirkung übte. Ebenso verweltlichte sich die Musik und es entstand neben dem Oratorium die Oper. „So wurde das Scepter der Musik der Kirche entwunden. Der Stern der heiligen

Cäcilie erbleicht und der des Apollo erglänzt wieder." Man duldete das Theater und die Oper, deren Componisten anfänglich auch Kirchenorganisten, und deren Choristen Kirchensänger waren. Man duldete die Schauspieler und allmählich schwand auch das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, ein Vorurtheil, welches heutzutage noch vorzugsweise von dem geistlichen Stande gehegt wird.

In ähnlichen flüchtigen Andeutungen mehr als in eingehenden Erörterungen betrachtet Lecky die Bedeutung der Aufklärung auf dem Gebiete der Wirthschaftsgeschichte. Hier finden sich treffende Bemerkungen über die Geschichte der Sclaverei, in denen Lecky den wohlthätigen Einfluß des Christenthums schildert, zugleich aber darauf hinweist, daß namentlich die Juden als Sclavenhändler von der Kirche verfolgt wurden. Der Geist des Christenthums schuf die Barmherzigkeit, gebot Selbstaufopferung. Die Kirche empfahl die Freilassungen der Sclaven und schirmte mit der ganzen Maschinerie ihrer Disciplin die sonst unbeschützte Keuschheit der Sclavinnen. Lecky würdigt das Bestreben der Kirchenväter die Arbeit anzupreisen, auch die Bedeutung der Mönchsarbeit, aber auch die nachmalige Emancipation der Arbeit von den theologischen Vorstellungen, von den Klöstern; die Verweltlichung der Industrie in den Städten Belgiens und Italiens wird von ihm in ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Volkswohlstandes ins rechte Licht gestellt. Ausführlicher handelt er von der Frage vom Wucher und zeigt, wie da die Anschauungen des alten Testaments und des kanonischen Rechts hemmend auf die volkswirthschaftliche Thätigkeit und auf die Capitalbildung wirken mußten. — Ebenso wirkte der Begriff der mönchischen Armuth, das Einschärfen der Feindschaft gegen den Reichthum von Seiten der Kirchenväter nachtheilig auf die Industrie. Die Verfolgung der Kirche richtete sich oft gegen die fleißigsten und am besten mit Capital versehenen Arbeiter im Staate. Ueber die Judenverfolgungen spricht Lecky ebenfalls ausführlicher und schildert beredt die Leiden und den Glaubensmuth der Verfolgten. Sodann weist er hin auf den toleranten antimönchischen Sinn der Industrie und des Handels, welcher die confessionellen Unterschiede in den Hintergrund drängte und den Aberglauben schwächte. Allmählich überwog die rationalistische Denkweise auch hier und statt der Autorität oder Tradition galt das eigene Rechtsgefühl, die Judenverfolgungen begannen aufzuhören, das Zinsnehmen wurde gestattet. Das raschere Aufblühen des Volkswohlstandes in protestantischen Ländern ist ein entsprechendes Zeugniß zu

Gunsten der Toleranz. Indem der Protestantismus sich gegen die Askese richtete, geschah Unendliches für die Hebung des Volkswohlstandes.

An solche und ähnliche Betrachtungen knüpft sich denn leicht der Hinweis auf das Princip der Vervollkommnung, der Hinweis auch auf den sittlichen Fortschritt und namentlich auf diesen. Es kommt, wie Lecky sagt, wesentlich darauf an, zu entscheiden, ob die allgemeinen Tendenzen der Civilisation eine Zunahme oder Verringerung von Glück, Tugend und Menschenliebe bewirkt hätten. In allen Abschnitten des Buches finden sich solche Betrachtungen, in denen gewissermaßen die Summe gezogen und gezeigt wird, daß die Aufklärung, indem sie die Meinungen umgestaltet habe, auch für die Sittlichkeit und das Glück der Menschheit fruchtbar gewesen sei, wie die Veränderungen in dem „Klima der Meinungen" die „sittliche Erkenntniß" geschärft hätten. Wir möchten solche Betrachtungen den Schlußstein des Gebäudes nennen, welches der Verfasser aufgeführt hat.

Lecky macht darauf aufmerksam, daß in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung eine heiterere Weltanschauung geherrscht und sich auch in den religiösen Vorstellungen ausgeprägt habe. Auch in der Kunst stellte sich mehr Frohsinn dar als etwas später. Man stand noch unter dem Einfluß der Alten, welche keine besondere Neigung hatten, Leidensgestalten zu verewigen, keine so häufige Aufwallung von Bitterkeit und Klage kannten, wie dieses in einer mittelalterlichen Periode der Kunstgeschichte auffällt. Die Kreuzigung wurde früher viel seltener dargestellt: man malte dagegen häufig Blumenkränze, beschwingte Knaben mit schönen freundlichen Gesichtern. Bis zum eilften Jahrhundert war die Parabel vom guten Hirten ein Lieblingsgegenstand der Maler. Die ernsteren Darstellungen des Christenthums waren seltener. Dann trübte sich die Reinheit der ästhetischen Entwickelung. Es trat eine wachsende Neigung der Künstler ein den Gegenstand der Anbetung unmittelbar darzustellen und eine Neigung des Volks den Bildern eine besondere Heiligkeit beizumessen. Ein finsterer, strenger Geist entwickelte sich.

Von den Alten hatte man ohnehin keine unbegrenzte Menschenliebe lernen können. Die alten Civilisationen ermangelten der sanfteren Tugenden. Leiden und Schwäche fanden damals noch nicht die Theilnahme oder Hülfe wie später. „Das größte Laster des alten Patriotismus war die von ihm erzeugte Beschränktheit des Mitgefühls." Man konnte sehr gleichgültig sein gegen fremde Leiden. Eigentliche Wohlthätigkeitsanstalten waren

unbekannt, und die ersten Regungen der Philanthropie erregten keine Bewunderung. Im Mittelalter ändert sich das zum Theil: die Kirchenväter ermahnten zur Barmherzigkeit, die Klöster wurden Mittelpunkte der Wohlthätigkeit. Dennoch zeigen sowohl die dogmatischen Anschauungen, als die weltlichen Gesetze im Mittelalter, daß die Nächstenliebe sehr wenig allgemein war, daß eine fast unglaubliche Gemüthsrohheit als herrschend angenommen werden kann. Nur in einem solchen finstern Zeitalter war die Lehre der Theologen möglich, welche für Millionen von Nichtchristen ewige Qualen im Jenseits in Aussicht stellte. Daß der religiöse Irrthum das größte Verbrechen sei, war vor der Reformation die allgemeine Lehre der christlichen Kirche. Können wir uns wundern, daß es Leute gab, welche sich weigerten, diese Lehren als ein Evangelium anzusehen? Fast allen Menschen war ein unsägliches Leiden nach dem Tode in Aussicht gestellt. — Während Origenes das Höllenfeuer nur bildlich erklärt wissen wollte, während im neunten Jahrhundert noch wenigstens Scotus Erigena dieselbe Ansicht vertrat, wandte sich etwas später die Literatur, Malerei, Beredsamkeit besonders gerne diesem schrecklichen Thema, dieser Wahnsinn und Elend erzeugenden Theorie zu. Heutzutage ist die Tendenz allgemein abschreckende Bilder zu meiden oder zu mildern. Für die ästhetische nicht bloß, sondern namentlich auch für die sittliche Stimmung einer früheren Zeit ist der Glaube, daß die Seligen ihre Seligkeit mehr genießen, wenn sie die Leiden der Sünder sehen und beobachten, ein unaussprechlich verdammendes Zeugniß. Und eine solche wahrhaft teuflische Lehre von der Seligkeit wurde sogar von Männern wie Thomas von Aquino vertreten. „So lange solche Lehren galten," sagt Lecky, „konnte das milde, freundliche Ideal des Neuen Testaments unmöglich von Einfluß sein. Die Religion wurde von der Moral auf die Dogmatik abgelenkt; sie wurde ein Kunstproduct von Reliquien und Gebräuchen, von Leichtgläubigkeit und Verfolgung, von Askese und Terrorismus." Der Verfasser zeigt, daß die Theologen die rücksichtslose Wahrhaftigkeit und Vernunft gehaßt hätten, daß in jener Zeit die Tendenz wahrzunehmen sei, die Theilnahme abzustumpfen, das Wohlwollen zu zerstören, und ein Hang zu Thaten der Barbarei und eine Verhärtung der Charaktere. Zuerst war man unempfindlich gegen die Leiden Anderer, dann ergötzte man sich bei diesen Leiden, schließlich wurde die Unempfindlichkeit eine Tugend. Heutzutage gilt bei der Criminaljustiz die Frage von den mildernden Umständen sehr viel und man beruft sich dabei auf die öffentliche Meinung als auf einen

idealen Maßstab. Früher galt wohl die Ansicht, daß ein Kind, welches einmal mürrisch gewesen sei, ewiges Leiden verdiene. Früher beschäftigte man die Phantasie mit Bildern von den Qualen, welche die Verstorbenen im höllischen Feuer zu erdulden hätten; jetzt begegnen wir in den Strafsystemen einer fast weiblichen Empfindsamkeit, einem fast kränklichen Widerwillen Strafen aufzuerlegen. Das hervorragendste Merkmal des modernen Christenthums ist die unbegrenzte Menschenliebe.

Von einer tiefen Sittlichkeitsstufe zeugt auch die Lehre von der Erbsünde. Die Menschen wähnten, wo sie Leiden sehen, auf Schuld schließen zu müssen. Man glaubte an die ewige Verdammniß ungetaufter Kinder, daran, daß auf dem Boden der Hölle unzählige solche Kinder „keine Spanne lang“ umherkriechen. Thomas von Aquino sprach aus, es sei vielleicht möglich, daß Kinder, die im Mutterleibe sterben, gerettet würden. Während einige Kirchenväter die Ansicht vertraten, daß ungetaufte Kinder nach ihrem Tode an einen Platz kämen, wo weder Leiden noch Genuß sei, glaubten andere, und unter ihnen auch Augustinus, an die ewige Verdammniß solcher Kinder. „Man muß sich erinnern,“ sagt Lecky, „daß dieselben Heiligen, welche es für ausgemacht hielten, daß Kinder, deren Leben nur einen Augenblick dauerte, wegen eines viertausend Jahre vor ihrer Geburt geschehenen Apfelbisses in ewiges Feuer niederstiegen, auch behaupteten die Erschaffung und der Tod dieser Kinder wären die unmittelbaren, persönlichen und freien Thaten der Gottheit.“ Man denke sich die Angst und das Elend der Mütter, welche ihre Kinder der Hölle anheimgefallen glaubten. Die Kirche war eben eine einsame Arche auf einem grenzenlosen Meere des Verderbens.

Diese Verwilderung in der Weltanschauung, in der Sittlichkeit stellt sich in besonders grellem Lichte bei den Hexenprocessen dar. Schon daß man so allgemein an die beispiellose Bosheit, Verschmitztheit, Nichtswürdigkeit der Frauen glaubte, welche man für Hexen hielt, zeugt von der sittlichen Verirrung jener Zeiten; aber noch viel mehr die Strenge, mit welcher man sie verfolgte. Einige hielten das Erwürgen einer Hexe für viel zu nachsichtig; das Verbrennen der Hexen sei vorzuziehen, weil es schmerzhafter sei. Man vergegenwärtige sich die gegen Hexen angewandten Foltern, und erinnere sich, daß bei der ungeheuern Macht der Geistlichen ein Wort von ihnen genügt hätte, um solchen Qualen Einhalt zu thun. Aber wir finden eine erstaunliche Gefühlshärte selbst bei Männer, welche sonst edel und liebenswürdig waren. Sie waren nur der Ausdruck der

zu ihrer Zeit herrschenden Stimmungen, ihre Handlungen können den Maßstab für die Sittlichkeit jener Zeit abgeben. Mit dem Verschwinden der Magie und Hexerei war eine große Menge von Leiden beseitigt: für die unglücklichen Opfer ihrer eigenen Verirrung und der Verirrung Anderer gab es keine Linderung der Qualen durch Fanatismus; sie starben allein, von Allen gehaßt; sie hielten sich selbst für die Leibeigenen des Satans und glaubten an eine ewige Höllenpein.

Alles Streben der Aufklärung die Macht der dogmatischen Weltanschauung zu schwächen, die Humanität durch Milderung der Strafsysteme zu fördern, den Sinn für Wohlthätigkeit zu wecken — zeugt von einer Hebung des Niveaus der Sittlichkeit. Die Zahl der jährlichen Hinrichtungen ist im Abnehmen; der Agitation zur Abschaffung der Todesstrafe *steht ein* unvermeidlicher Sieg bevor. Von Geschlecht zu Geschlecht wird *die Kraft* der Sittlichkeit unbedingter. Heutzutage würde kein Papst einem Maler auftragen das Gemetzel der Bartholomäusnacht in majorem Dei gloriam auf die Wände des Vaticans zu malen, oder mit Zustimmung vieler Katholiken den Mörder Heinrichs III für einen Märtyrer erklären. Man kann nicht umhin, an die Wahrscheinlichkeit der Entwickelung einer Staatssittenlehre zu glauben. Und auch auf anderen Gebieten zeigen sich die Fortschritte der Humanität. Wenn z. B. Thierkämpfe allmählich abgeschafft werden, so tritt eine solche Veränderung nicht durch einen Zuwachs der Erkenntniß oder durch einen Proceß scharfen Denkens ein, sondern durch eine Steigerung des sittlichen Maßstabs. Vergnügungen, die einst allgemein waren, zogen sich von den Frauen auf die Männer, von den oberen auf die niederen Klassen, von den Tugendhaften auf die Lasterhaften zurück. Die Geschichte der Abschaffung der Tortur und der Strafen, der Behandlung der im Kriege Besiegten, der Befreiung der Arbeit zeugt von einer fortwährenden Schärfung der Gemüthsbewegungen und folglich des sittlichen Urtheils. Ein geistreicher Schriftsteller sagt: der Alterthumsforscher kann aus einem Säulencapitäl auf die Zeit schließen, aus welcher die Ruinen eines Gebäudes stammen; der psychologische Geschichtsforscher kann aus einer Handlung schließen, in welche Periode der Geschichte der Sittlichkeit sie gehört.

So im Wesentlichen die einzelnen Ausführungen und die Ergebnisse in Lecky's Buche. Hier wird in dem Sinne Heinrich Ritters auf eine

Sittengeschichte hingesteuert. Man begreift, daß es sich hier um das eigentliche Object der Geschichtsforschung handelt, um die Geschichte des sittlichen Fortschritts. Ein Werden, einen Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit anzunehmen, ist keine apriorische Construction, keine petitio principii. Dieses Werden, dieser Fortschritt stellt sich dar an allen Punkten und Theilen der Weltgeschichte, wofern man diese historisch betrachtet, wofern man das im Auge hat, worauf es nach Schopenhauer allein ankommt, die Sittlichkeit.

Eine in dieses Gebiet gehörende Monographie ist Lecky's Buch. Möge die Geschichtswissenschaft vorzugsweise solche Stoffe suchen, möge Lecky Nachahmer finden. An Lesern wird es ihm nicht fehlen.

Odessa, Ende 1868.

A. Brückner.

Zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts.

2. Die Anfänge der Agrarfrage.

Das Jahr 1765 bezeichnet bekanntlich den Anfang der Bewegung zu Gunsten der Umgestaltung der livländischen Bauerverhältnisse, da auf dem in diesem Jahre abgehaltenen Landtage die Browneschen Propositionen und Carl Friedrich Schoultz's Anträge auf Beschränkung der Leibeigenschaft zur Discussion kamen.

Bevor wir auf diesen wichtigen Wendepunkt der neueren livländischen Provinzialgeschichte eingehen, sei in Kürze der Ereignisse gedacht, welche zwischen dem Jahre 1737 (bis zu welchem unser letzter Bericht reicht) und dem Landtage von 1765 liegen.

Orientiren wir uns zunächst über die maßgebenden höheren Beamten und Landesrepräsentanten dieses Zeitabschnittes. Der im Jahre 1730 zum Gouverneur von Livland ernannte General en chef Graf Peter de Lacy *) bekleidete von 1741 bis 1751 das Amt des General-Gouverneurs. Nach seinem am 19. April 1751 erfolgten Tode fungirten Fürst Wladimir Petrowitsch Dolgoruki und General Peter Wojeikow als Vice-Gouverneure, bis im Jahre 1761 der General-Major Arschnewski zum interimistischen

*) Lacy oder Lascy. Welche Schreibart die richtige ist, dürfte kaum mehr mit Sicherheit festzustellen sein, da beide Versionen in den Schriftstücken des vorigen Jahrhunderts gleich oft gebraucht werden. Peter de L. war gleich seinem Nachfolger Browne zu Limmerik in Irland geboren (1678) und hatte in verschiedenen Armeen des Continents gedient. Sein Sohn Franz Moritz war während des siebenjährigen Krieges österreichischer Feldmarschall und starb als solcher im Jahre 1801 in Wien.

General-Gouverneur ernannt und im folgenden Jahre durch den Grafen George Browne ersetzt wurde, der dieses Amt volle dreißig Jahre bekleidete, länger als irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger. Während seiner Verwaltung traten vier Mal Veränderungen in der Besetzung des Vice-Gouverneur-Amts ein: 1763 trat Generallieutenant v. Meyendorff, 1777 v. Hartwiß, 1782 Generalmajor Naumow, 1783 der frühere Landrath Baron Campenhausen ein. Beinahe ebenso häufig wechselten die General-Superintendenten: von 1745 bis 1770 Jacob Andreas Fischer, 1770 bis 1777 Jacob Lange, 1777 bis 1798 endlich Christian David Lenz, der ehrwürdige und hochverdiente Repräsentant des livländischen Pietismus („Ich habe nur eine Passion — ihn, nur ihn" lautete sein charakteristischer Wahlspruch). In denselben Zeitraum fällt folgende lange Reihe von Landmarschällen: 1737 war Gustav Budberg gewählt worden, der wenig später das Vice-Präsidium des Hofgerichts übernahm und successive durch den Landrath von Rosen und Johann Heinrich von Patkul vertreten wurde. Sein Nachfolger wurde 1747 Heinrich Gustav Baron Igelström, der 10 Jahre lang im Amte blieb und 1757 Bernhard Johann v. Budberg zum Nachfolger erhielt. Nachdem dieser noch auf dem Landtage von 1765 die Verhandlungen geleitet hatte, trat für kurze Zeit Adolf Heinrich v. Anrep ein; als dieser schon im April 1765 starb, besorgten der Landrath von Meyendorff (1765) und Baron Igelström interimistisch die Landmarschallsgeschäfte. 1769 wurde Carl Gustav Mengden gewählt, aber auch dieser starb, noch bevor seine Amtsjahre zu Ende gegangen, im Jahre 1774; schon im nächsten Jahre folgte ihm sein provisorischer Amtsnachfolger v. Taube ins Grab, worauf die Geschäfte bis zum Jahre 1781 von dem alsdann auch zum Landmarschall gewählten Landrath v. Rennekampf versehen wurden. Noch während dieser fungirte wurde die Statthalterschaftsverfassung eingeführt und der Titel „Landmarschall" in die Bezeichnung „Gouvernements-Adelsmarschall" verwandelt. Außer Herrn v. Rennekampf hat Livland noch zwei Gouvernements-Adelsmarschälle besessen: von 1785 bis 1792 v. Gersdorff, (bekannt durch seine schweren und langjährigen Händel mit dem alten Grafen Browne und jene nach ihm benannte „Fournée", die bei der Wiederherstellung der alten Verfassung sämmtlichen in das Gouvernements-Geschlechtsbuch eingetragenen Familien Aufnahme in die Matrikel schaffte) und den hochverdienten Bauernfreund und Schöpfer der liberalen Bauerverordnung von 1804, Friedrich von Sivers (Ranzen).

Diese zahlreichen Wechsel in der Ritterschafts- und Landesvertretung, welche auf die schwankenden Landesverhältnisse einen höchst ominösen Einfluß übten, contrastiren in merkwürdiger Weise zu der Seltenheit der Landtagsversammlungen jener Zeit. Von 1737 bis 1742 fand gar kein Landtag statt, zwischen dieser und der nächsten Versammlung (Juni 1747) lagen wieder volle fünf Jahre. Dann wird im Sommer 1750, also schon nach drei Jahren, ein Landtag abgehalten, denkwürdig dadurch, daß Graf de Lacy damals die Prätension erhob, von allen Schlüssen in Kenntniß gesetzt zu werden, um über dieselben „an Hof" rapportiren zu können. Auf diese Versammlung und vielleicht im Zusammenhang mit dem Anspruch des Grafen folgt eine neunjährige Pause; gerade wie in den Jahren 1726, 1732 und 1739 wurde Anno 1742 auf die verfassungsmäßige Versammlung der Landesvertretung aus „politischen Rücksichten" verzichtet. Erst von diesem Zeitpunkt an werden die Landtage wieder häufiger; nachdem von 1737 bis 1765, also binnen 28 Jahren, nur drei Versammlungen abgehalten worden waren, fallen in die nächsten 40 Jahre deren sechszehn: Februar 1769, Februar 1772, Juli 1777, Juli 1780, September 1783, 1786, December 1789, December 1795, September 1796, Januar 1797, April 1798, Juni 1800, Februar 1802, Februar 1803, Februar 1805 und Juni 1806. Wie wir in der Folge sehen werden, steht diese plötzlich und beinahe fieberhaft erhöhte Thätigkeit der Landesrepräsentation mit der Agrarfrage und dem Eifer, welchen die Regierung für deren beschleunigte Entwickelung an den Tag legte, im engsten Zusammenhange.

So ereignißreich dieser reformatorische Zeitabschnitt ist, so öde und trostlos sieht es in den Jahren aus, welche ihm vorhergingen und die uns zunächst beschäftigen. Aus den Jahren 1737 bis 1740 berichten Gadebuschs Jahrbücher, wenn sie nicht mit Dorpater Localangelegenheiten beschäftigt sind, fast ausschließlich über Zunft- und Privilegienhändel und über die großen Fragen der auswärtigen Politik, welche der Mittelpunkt aller Thätigkeit und alles Interesses der russischen Politik waren. Von Wichtigkeit ist eigentlich nur eine am 17. Januar 1739 publicirte Resolution des Reichs-Justizcollegiums, der damaligen Oberbehörde für liv-, est- und und finnländische Sachen, welche es mit der Behördenverfassung verschiedener unserer höchsten Gerichtsstellen zu thun hat und uns einen Einblick darin gewährt, wie schwankend und unklar damals die Stellung der Provinzialverfassung war. Das Recht der livländischen Ritterschaft zur Besetzung der ländlichen Gerichte (Land- und Ordnungsgericht) wurde durch diese

Resolution ausdrücklich anerkannt, — ein Beleg dafür, daß dasselbe nicht über alle Zweifel erhaben gewesen war; dagegen wurde ausdrücklich bestimmt, daß das Hofgericht sich durch Cooptation zu ergänzen habe. Das Oberconsistorium wurde gleichzeitig dem Hofgericht subordinirt und außerdem decretirt, daß die Unterconsistorien nicht wieder zu erneuern seien; das Oberconsistorium sollte abwechselnd zu Riga, Dorpat und Pernau residiren, wahrscheinlich um die Functionen der städtischen Consistorien der beiden letztgenannten Städte zu übernehmen. Aus einer Note von Gadebusch wissen wir, daß diese letztere Vorschrift bis zum Jahre 1782 nicht in Ausführung gebracht worden ist. Das Gleiche scheint für die Abschaffung der Unterconsistorien gegolten zu haben, da wir diesen in den Hupelschen topographischen Nachrichten (dieselben sind 1782 erschienen) als zu Recht bestehenden Behörden begegnen und außerdem wissen, daß den Städten an der Erhaltung dieser geistlichen Gerichte außerordentlich viel gelegen war. Die Frage, wer das Oberconsistorium zu besetzen habe, wurde durch die Resolution von 1739 offen gelassen und der Usus beibehalten, nach welchem die Ritterschaft die Präsentationen machte. All' diese und zahlreiche andere auf die Gerichts- und Behördenverfassung bezügliche Fragen waren in dem Budberg-Schraderschen Landrechtsentwurf endgültig beantwortet. Trotz aller Anstrengungen der Ritterschaft ging es mit den Verhandlungen über die Bestätigung dieser wichtigen Arbeit aber nicht vorwärts, hauptsächlich wohl, weil das im Jahre 1740 erfolgte Ableben der Kaiserin Anna zu wichtigen Krisen in den höchsten Staats- und Hof-Regionen der Grund gewesen war und Jahre vergingen, bevor die erschütterte Ruhe und Continuität in den obersten Reichsbehörden wiederhergestellt werden konnte. Am 17. October 1740 war die Kaiserin verschieden und der unmündige Großneffe derselben Johann (Sohn des Herzogs von Braunschweig) als ihr Nachfolger proclamirt worden; Biron sollte die Regentschaft führen. Aber schon vier Wochen später, in der Nacht vom 19. auf den 20. November, wurde Biron gestürzt, des Kaisers Mutter zur Regentin erklärt und Münnich an die Spitze der Regierung gestellt, eine Veränderung die ihre Wirkungen auf Livland sofort dadurch geltend machte, daß der bis dazu höchst einflußreiche und bei der Ritterschaft beliebte Vice-Gouverneur v. Bismark, wie wir wissen Birons Schwager, verhaftet und in's Gefängniß abgeführt wurde. Diese Umwälzung war aber nur ein Vorspiel der größeren und wichtigeren Katastrophe, welche am 24. November 1741 die Tochter Peters des Großen,

Elisabeth auf den Thron erhob und Münnich, Ostermann, Löwenwolde, den Präsidenten des Commerz-Collegiums Baron Mengden und die gesammte zu dieser haltende deutsche Partei (zu welcher zahlreiche Liv- und Estländer gehörten) stürzte und nach Sibirien verbannte. Von wie eingreifender und nachhaltiger Bedeutung dieser Thronwechsel war, weiß Jeder, der auch nur die Umrisse der russischen Hof- und Staatsgeschichte des 18. Jahrhunderts kennt. Bezeichneten schon die fremden in Petersburg lebenden Diplomaten diesen Sieg der s. g. altrussischen Partei als das wichtigste Ereigniß seit der Zeit Peters des Großen, so liegt auf der Hand, wie ungeheuer die Nachwirkungen desselben für Liv- und Estland gewesen sein müssen, die sich vorzugsweise auf die gestürzte Partei gestützt hatten.

Als die Kunde von diesem Hergang nach Riga kam, hatte man sich eben erst durch die gestürzte Regierung die Privilegien confirmiren lassen. Landrath Berg und der Ritterschafts-Secretär v. Stackelberg waren noch in Petersburg anwesend, um für die Bestätigung des Landrechts zu agiren. Von dieser konnte fortan für längere Zeit nicht mehr die Rede sein, denn die betreffenden Verhandlungen waren vornehmlich durch zwei gestürzte Größen, den Geheimrath v. Brevern und den erwähnten Präsidenten v. Mengden (der als Vater der großfürstlichen Freundin, der bekannten Hofdame Juliane v. Mengden, besonders wichtig und einflußreich gewesen war) geführt worden. Alle übrigen in Bewegung gesetzten Geschäfte mußten für längere Zeit zurücktreten, da alle höheren Aemter neu besetzt, die leitenden Kreise überdies ausschließlich mit Vorbereitungen zur Krönung der Monarchin beschäftigt waren. Dem Generalmajor und Landrath Baron Campenhausen und dem Vice-Präsidenten Budberg war die schwierige Aufgabe zugefallen, der neuen Regierung die „Sollicitationes und Gratulationes" der Provinz zu überbringen, die bisher stets durch die Anhänger des gestürzten Regimes vertreten gewesen war. Dann mußten auf's Neue Schritte für die Privilegienbestätigung geschehen; Campenhausen und der Landrath Buddenbrock folgten der Kaiserin nach Moskau, um bei der Krönung zu repräsentiren und dann ihre Gesuche vorzubringen; wenig später trafen zu dem gleichen Zweck die Deputirten der Städte ein. Dorpat war durch den Rathsherrn Christian Bremer und den später als Schriftsteller bekannt gewordenen Stadtsecretär Thomas Zange vertreten; die dadurch verursachten Kosten hatte die verarmte Stadt nur mühsam aufbringen können. Die feierliche „Harangue" wurde von Campenhausen gehalten und war so geschickt formulirt, daß, wie dem nächsten Landtage

berichtet wurde, Ihro Majestät besonderes Gefallen an derselben zu finden und dieselbe nochmals in ihrem Cabinet zu verlesen geruht hatten. Von Fortschritten in Sachen der sehnlich gewünschten Bestätigung des Landrechtsentwurfs war und blieb während der Regierung der Kaiserin Elisabeth nichts zu hören, obgleich die Landräthe v. Bock und Baron Rosen diese Angelegenheit persönlich in der Residenz betrieben und später einen Herrn v. Reutz mit derselben eigens betrauten; auch der im Jahre 1743 zum Geschäftsträger in Petersburg ernannte Ober-Auditeur Merzahn v. Klingstedt und sein Nachfolger Translateur Fölkern vermochten trotz der ihnen bewilligten bedeutenden Summen nichts auszurichten. Wie es scheint ist Graf Lacy der Landrechts-Codification fortdauernd abgeneigt geblieben; in einem Bericht von 1747 ist mindestens davon die Rede, daß der Deputirte von Reutz die gewünschten Recommandationen von Sr. Erlaucht nicht erlangt und bei dem Mangel dieser durch Spenden von Burgunderwein zu wirken versucht habe.

Ueber dieser ganzen Periode lagen für unser Land dunkele Schatten und der Landmarschall v. Budberg hatte ganz Recht, wenn er in seiner Landtagsrede von 1742 über schwere Zeiten klagte und die Schwierigkeiten hervorhob, welche es gemacht, auch nur die Concession zu dieser Versammlung „trotz vielen Widerspruchs“ zu erwirken. Den Verhandlungen derselben sieht man es an, daß sie lahm geführt wurden und sich nur auf die dringendsten Geschäfte bezogen. Das Hauptthema bildeten die von den verschiedensten Seiten einlaufenden Klagen über die neue herrnhuthische Secte, zu deren Untersuchung besondere aus Predigern und Edelleuten gebildete Commissionen niedergesetzt wurden, die trotz der großen Kosten, welche sie verursachten wenigstens Anfangs nichts ausrichten konnten, da Graf Zinzendorff die Unterstützung des Synods angerufen hatte und die Petersburger Freunde vor allzu energischem Vorgehen in dieser Sache warnten. Die übrigen Beschlüsse, sind mit Ausnahme der Feststellung einer neuen, wesentlich auf Formalien beschränkten Landtagsordnung und frommer Wünsche für möglichst energische Betreibung der Landrechtsangelegenheit, völlig untergeordneter Natur: es sollten „Werstpfähle“ von vier Ellen Höhe „eingeschlagen“ werden, — ein Herr Jerding erhielt auf sein Ansuchen und nachdem er versprochen auch ohne Gage auf's Land zu fahren und Sectionen vorzunehmen das Prädikat eines „Ritterschafts-Doctors“ — Obrist Bayer, der „gute Connexiones mit Großen bei Hof“ und Aussichten auf eine „Fortune“ besaß, wurde, für den Fall, daß er

ein Diplom aufweisen könne, in die Matrikel aufgenommen. Auch die folgenden Landtage (1747 und 1750) sind, was ihre Resultate anlangt, ziemlich unfruchtbar zu nennen; 1747 wurden die zehn Jahre früher begonnenen Matrikelarbeiten zum Abschluß gebracht, die alten Beschlüsse über Besserung von Kirchen und Schulen erneuert, auf's Neue Geldmittel für die Deputirten bewilligt, welche die Bestätigung des Landrechts betreiben sollten. Interessanter sind zwei andere Resolutionen, die sich auf Materien heiklerer Natur beziehen und von denen die eine besonders charakteristisch ist für die eigenthümliche Art und Weise der Argumentation unserer Altvorderen. Die Kaiserin Elisabeth hatte, noch bevor sie den bekannten Ukas über die Abschaffung der Todesstrafe erließ, das Gelübde gethan, daß unter ihrer Regierung Niemand am Leben gestraft werden und zu diesem Behuf alle Todesurtheile an den Senat gesandt werden sollten. „In Livland," heißt es bei Gadebusch, „wurde dieses etliche Jahre nicht beachtet, ja der kaiserliche, darüber erlassene Befehl nicht einmal bekannt gemacht, bis Melissino Gouvernementsrath in Reval wurde." Die von diesem Zeitpunkt an beobachtete neue Praxis hatte das Mißfallen des Adels erregt und dieser faßte 1747 den Beschluß, „es solle dahin gewirkt werden, daß der Senats-Ukas über nothwendige Appellation aller vom Hofgericht decretirten Todesstrafen nicht auf die conquetirten Provinzen ausgedehnt werde, da es an Stockhäusern im Lande fehle und denen Possessores daraus große Unannehmlichkeiten und Kosten erwüchsen." Es versteht sich von selbst, daß man mit dieser wunderlich motivirten Resolution nichts ausrichtete und auf dem nächsten Landtage den Beschluß faßte „Stockhäuser" zu bauen „ohne welche böse Menschen gar nicht gebessert werden könnten." Der andere Beschluß bezog sich auf die Confiscation derjenigen Güter, welche „den unglücklich gewordenen russischen Herren" d. h. den Anhängern der Münnich-Ostermannschen Partei gehört hatten. Diese Güter waren zum Theil in Livland belegen und mit hypothekarischen Schulden belastet gewesen, welche die mit ihnen dotirten neuen Besitzer nicht anerkennen wollten. Schon 1745 waren die Deputirten Bock und Rosen beauftragt worden, dafür Schritte zu thun, daß die gefährdeten livländischen Hypothekargläubiger „zu ihrem Gelde kämen"; die Antwort darauf hatte gelautet, „daß der Zeitpunkt zum Reüssiren nicht günstig sei" da Graf Schuwalow dem die confiscirten Mengdenschen Güter verliehen worden, „dawider sei". Der Landtag von 1747 nahm die Sache wieder auf und empfahl dem Deputirten v. Reutz, die Angelegenheit nicht außer Auge zu lassen.

Gleichzeitig wurde zur Sprache gebracht, daß zahlreiche aus dem nordöstlichen Livland nach Petschur entlaufene estnische Leibeigene, wenn sie daselbst den griechischen Glauben angenommen, geschützt und troß der Reclamationen ihrer Herren nicht wieder ausgeliefert worden seien.

Ueber die Resultate dieser Klagen und Anträge erhalten wir aus einem vom Jahre 1750 datirten und dem in demselben Jahre versammelten Landtage vorgelegten Bericht des Deputirten v. Reutz ziemlich eingehende Mittheilungen. Wie schon häufig früher waren auch dieses Mal gerechte, das Wohl und das Recht des gesammten Landes betreffende Wünsche mit ausschließlich ritterschaftlichen Prätensionen durcheinander geworfen worden, so daß ein Theil der Landeskinder direct daran interessirt war, die Forderungen des Andern nicht erfüllt zu sehen. Herr v. Reutz war gleichzeitig beauftragt worden, Maßregeln zum Schutz gegen die Herrnhuther und zur Reluitjon der in nicht-adligen Händen befindlichen Güter zu bewirken, das Recht der hypothekarischen Gläubiger an den confiscirten Gütern und den Anspruch des Adels auf ein Vorzugsrecht bei den Arrenden publiker Güter zu vertreten; einem von dem neuen Vice-Gouverneur Fürsten Dolgoruki mißhandelten jungen Edelmann (v. Transehe) sollte er „gebührende Satisfaction" schaffen und die Begründung eines adligen Fräuleinstifts bewirken. Außerdem lag noch eine lange Reihe von Beschwerden wegen der Excesse vor, welche die Kronsbeamten bei Empfang der Fouragelieferungen auf den Stationen begangen hatten. — Die Antworten auf alle diese verschiedenartigen Klagen und Gesuche fallen fast alle gleich ungünstig aus. Bloß wegen der Excesse auf den Stationen und wegen des adligen Vorzugsrechts bei den Kronsarrenden war es dem Deputirten gelungen „eine günstige Ukase zu erringen," bezüglich aller übrigen Angelegenheiten hatten „die Freunde widerrathen" irgend etwas zu unternehmen. Namentlich die Beschwerden über die Mißhandlung des Herrn v. Transehe war „von vielen Vornehmen" als ein gefährliches Wagestück bezeichnet worden, wahrscheinlich wegen der zahlreichen und mächtigen Verwandten des bekannten Fürsten Dolgoruki.*) — Zu Entscheidungen und Beschlüssen von irgend welcher Bedeutung hat der Landtag von 1750, dem dieser Bericht

*) Wie wir aus einer andern Notiz erfahren, wurde die Sache später dadurch beigelegt, daß der Fürst, dem die adlige Qualität des jungen Transehe nicht bekannt gewesen, sich „vor zwei Zeugen" wegen dieses Irrthums entschuldigte.

vorgelegt wurde, ebenso wenig geführt, wie der auf ihn folgende Landtag von 1759. Zu bemerken wäre höchstens, daß im Jahre 1750 der Neubau des Ritterhauses beschlossen worden war, vielleicht ein Symptom dafür, daß die schwierige ökonomische Lage des Landes sich in den letzten Jahren wenigstens einigermaßen gebessert hatte.

Daß die politische Lage des Landes auch in den folgenden Jahren eine schwierige blieb, geht schon aus der ziemlich großen Anzahl von Deputationen hervor, welche bis zur Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. nach St. Petersburg gesendet werden mußten, obgleich von neu verlautbarten Wünschen des Landes ebenso wenig die Rede ist, wie von Verfolgung früher geltend gemachter Desiderien. 1757 geht der Hofgerichts-Assessor Löwenwolde in die Residenz, um „eine Redressirungs-Ukase" wegen der dem Lande auferlegten Lasten zu Gunsten neuer Festungsarbeiten zu bewirken; nachdem er die Gunst gewisser Personen gewonnen, hat der Deputirte seinen Zweck erreicht und werden die geforderten „tausend Arbeiter zu Fuß" dem Lande erlassen. In den Jahren 1759 und 1760 muß der Landrath Sivers längeren Aufenthalt bei Hof nehmen, um „verschiedene Neuerungen" abzuwenden, die Bestätigung der Hofgerichts-Präsentationen und die Erlaubniß freier Getreideausschiffung zu bewirken. Wir übergehen genauere Daten über die ungeheuren Ausgaben, mit denen diese Geschäftsreisen verbunden zu sein pflegten, und erwähnen nur, daß auch Landrath Sivers wieder davon zu berichten Gelegenheit hatte. 1761, 1762 und 1763 ging der Landrath Karl Friedrich Schoultz von Ascheraden nach St. Petersburg; die Gegenstände seiner Mission sind bereits aus anderen Darstellungen bekannt, ebenso daß er gemeinschaftlich mit dem Landmarschall Budberg und dem Landrath Taube im Jahre 1762 nach Moskau ging, um der Krönung Kaiser Peters III. und seiner Gemahlin beizuwohnen und die erneuerte Bestätigung der Privilegien zu erwirken. Den früheren Publicationen hierüber wären höchstens Notizen über nachgesandte Reitpferde, Austerntonnen, Lächse und Kisten mit „Citrons und Apfelsines" nachzutragen.

Ueber die städtische Geschichte dieses Zeitraums liegen uns nur ziemlich spärliche Mittheilungen vor, soweit dieselben nicht aus Gadebusch's fleißigen, aber hauptsächlich auf Dorpat bezüglichen Jahrbüchern geschöpft werden können. Bergmann's „Erinnerungen" beschränken sich auf einzelne Notizen, welche für die innere Geschichte Rigas völlig unergiebig sind und fast nur städtische Neubauten betreffen: daß 1746 das Retablissement des

Petrithurms erfolgte, 1749 die feierliche Einweihung von „Campenhausens Elend", 1753 die Einweihung der Kirche auf dem Stadtgut St. Olay und des wiederhergestellten Georgenhospitals, 1759 die Arbeiten zur Reinigung der Düna ihren Anfang nahmen, ist an und für sich nicht uninteressant, — schade nur, daß von anderen und wichtigeren Dingen nur flüchtig die Rede ist. Aus der Zahl derselben erwähnen wir, daß noch 1752 ausdrücklich festgesetzt wurde, Letten dürften nicht das Bürgerrecht gewinnen, daß im Jahre 1757 (unseres Wissens zum letzten Male) von dem Münzrecht der Stadt Gebrauch gemacht und sogen. Livonesen (zu 36 Kopeken) geprägt wurden und daß 1762 bestimmt wurde, Ausländer dürften sich, in so fern sie nicht Juden wären, in der Stadt niederlassen. Interessanter ist die im Jahre 1760 geschehene Begründung der „Rigaer Anzeigen" durch den Dr. Winkler, als deren verdientester und fleißigster Mitarbeiter Arndt genannt wird. Da dieser Gegenstand in einem 1805 von dem Rigaschen Almanach veröffentlichten Aufsatze ausführlich behandelt worden ist, kann er füglich übergangen werden. Einer Notiz des Wrangellschen Realregisters entnehmen wir noch, daß im Jahre 1744 in Riga zuerst Laternen auf den Straßen aufgestellt wurden und daß die in Riga lebenden Edelleute zu denselben contributiren sollten. Gadebusch's Berichte über die Dorpater Stadtgeschichte enthalten im Grunde nicht viel mehr als eine Aufzählung der endlosen Streitigkeiten, welche die verschiedenen Corporationen dieser Stadt unter einander, mit den benachbarten Gütern, dem Adel, beamteten und privaten Personen führten und bei denen es sich immer wieder um Privilegien von ziemlich zweifelhaftem Werthe und um kleinliche Zunft- und Schragen-Interessen handelte. Keine Prediger-, Rathsherrn- oder Aeltesten-Wahl geht vorüber, ohne daß es zu einem Strauß zwischen den Betheiligten kommt, der durch eine oder mehrere Instanzen geführt wird; in den Zwischenzeiten vertreibt man sich mit der Jagd auf Bönhasen oder herumziehende fremde Kaufleute die Langeweile. Wie üppig die Blüthe war, in welcher das Zunftwesen stand, geht schon aus der einen Thatsache hervor, daß dem Kupferschmied Christian Brackmann, der den Thurm der Johanniskirche unentgeltlich mit einem kupfernen Hahn und Knopf schmückte, dafür die Zusicherung ertheilt wurde, daß bei seinen Lebzeiten „kein anderer Kupferschmied in Dorpat angenommen werden sollte." — Die inneren Händel wurden ziemlich regelmäßig durch die Conflicte unterbrochen, zu denen die zahlreichen und meist sehr drückenden Einquartirungen durchmarschirender Truppen Veranlassung gaben. Im

Jahre 1741 standen zwei Cavallerie-Regimenter in der kleinen, erst seit zwanzig Jahren wieder aufgebauten Stadt und erlaubten die Offiziere des braunschweigischen Regiments so arge Gewaltthätigkeiten, daß das Rathhaus geschlossen werden mußte und der Rath bei dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig die Niedersetzung einer Untersuchungs-Commission durchsetzte, „deren Frucht aber durch die große Staatsveränderung (die Thronbesteigung Elisabeths) erstickt wurde". — Von kulturgeschichtlichem Interesse ist noch, daß (nach einer in der Wochenschrift „Das Inland", Jahrg. 1844, abgedruckten Notiz) aller Wahrscheinlichkeit nach die berühmte Schauspieler-Truppe der Neuberin, jener Frau, welche als Bundesgenossin Gottscheds in der deutschen Theatergeschichte eine sehr bedeutende Rolle spielte, im Jahre 1741 in Dorpat gewesen ist, um daselbst zu gastiren. Bei Gadebusch findet sich keine Notiz darüber, obgleich dieser Besuch ohne Zweifel für ein hochwichtiges Ereigniß im städtischen Leben angesehen worden ist; aller Wahrscheinlichkeit nach hat unser ehrsamer Chronist es unter seiner Würde gehalten, von dergleichen frivolen „Allotrias" Act zu nehmen; da er selbst erst zehn Jahre später nach Livland kam, ist es auch nicht unmöglich, daß das Gedächtniß an diese Unterbrechung des kleinstädtischen Stilllebens bereits erloschen war.

Es sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß mit dem Jahre 1743 die Reaction gegen das Herrnhutherwesen begann, welches seit dem Beginn der 30er Jahren in Liv- und Estland Fuß zu fassen begonnen hatte, und daß die zur Untersuchung der von dieser Gesellschaft begangenen Uebergriffe niedergesetzten Commissionen in Stadt und Land eine beträchtliche Rolle spielten, schon weil verschiedene höhere Geistliche, welche als Freunde der Brüdergemeinde verdächtig waren, von denselben ausgeschlossen wurden. Da diese Materie in anderen Schriften, namentlich in der verdienstvollen Harnacks ausführlich behandelt worden ist, gehen wir auf dieselbe nicht näher ein. — Ebenso muß daran erinnert werden, daß die in dem ersten dieser Aufsätze erwähnte Thatsache, daß in den Decennien „nach der Conquête" zahlreiche Bürgerliche zu Landrichter- und Assessoren-Posten zugelassen wurden, — wenigstens zum großen Theil auch für diesen Zeitraum gilt. (Vgl. Nr. 49 ff. der Zeitschrift: „Das Inland", Jahrgang 1844.)

Die äußeren Umstände, welche die Eröffnung des verhängnißvollen livländischen Landtages von 1765 begleiteten, sind von den Theilnehmern

desselben aller Wahrscheinlichkeit nach als günstige Omen angesehen worden. Es war damals noch Sitte, daß die versammelte Ritter- und Landschaft nach Abhaltung des Landtags-Gottesdienstes in corpore auf das Schloß zog, um den General-Gouverneur feierlich zu begrüßen und seine Propositionen in Empfang zu nehmen. Seit dem Jahre 1742 war es wiederholt vorgekommen, daß die gegenüber dem Schloß aufgestellte Hauptwache nicht mehr, wie früher üblich gewesen, unter das Gewehr trat, ja der vorüberziehenden Ritterschaft förmlich die Honneurs verweigerte — ein Umstand, der wiederholt zu Erörterungen Veranlassung gegeben hatte und von den Betheiligten als Kränkung empfunden worden war. Dieses Mal salutirte die Hauptwache, wie ausdrücklich im Receß bemerkt ist, in aller Form. Die Freude darüber mag nicht allzu lange gedauert haben, denn die Antwort des General-Gouverneurs Grafen Browne auf die Harangue des Landmarschalls Budberg lautete ziemlich unfreundlich, indem sie der Klagen Erwähnung that, welche wegen harter und grausamer Behandlung lettischer und estnischer Bauern bis zum Thron der Monarchin gedrungen seien. Dann erfolgte die Verlesung der elf Propositionen, welche der kaiserliche Statthalter dem Landtage zu übergeben hatte.

Von diesen Propositionen ist die auf die Lage des Bauernstandes bezügliche dritte wiederholt und ausführlich mitgetheilt worden. Die zehn übrigen, welche sie begleiteten, sind unseres Wissens bisher noch nicht veröffentlicht worden, obgleich sie auf die damalige Lage des Landes ziemlich lehrreiche Schlaglichter werfen und wenigstens zum Theil das Bild vervollständigen, welches die Proposition 3, „von dem Elend der Bauern, so Ihre Majestät auf Ihrer Passage durch die Province Liefland wahrgenommen“, entwirft. Aus diesen Gründen wird es nicht unangemessen sein, wenn wir den Inhalt aller elf Vorschläge, mit denen Browne damals vor das Land trat, der Reihe nach auszüglich mittheilen.

Proposition I weist auf die Nothwendigkeit einer strengeren Beaufsichtigung des Neubaues der Kirchen hin, welcher trotz aller früheren Landtagsschlüsse zum „öffentlichen Scandal“ verfielen. Ebenso gebiete die dringendste Nothwendigkeit, daß etwas für die seit lange als nothwendig erkannte Einrichtung von Kirchspielsschulen geschehe, da dieselben an den meisten Orten ebenso fehlten, wie die zu ihrer Aufnahme nothwendigen Gebäude. Da die Erfahrung beweise, daß die civilisirtesten Bauern immer auch die brauchbarsten seien, liege es im eigenen Interesse der Possessores,

daß etwas Entscheidendes und Ernsthaftes für die Sache der Volksbildung geschehe. Desgleichen werde vielfach darüber Klage geführt, daß die Kirchspiels- und Kirchenwege verfielen und nicht gehörig in Stand gehalten würden. Aus all diesen Gründen sei erforderlich, daß die Kirchenvisitationen öfter und pünktlicher abgehalten, ihre Beschlüsse und Anordnungen gewissenhafter ausgeführt und überwacht würden.

Proposition II verlangt eine Regulirung des Proviants, der den im Lande stehenden Truppen zu liefern sei. Die Verproviantirung der Truppen wurde jener Zeit dadurch bestritten, daß der Adel sich von einem Landtage zum anderen verbindlich machte, gewisse Naturalien-Quantitäten zu im Voraus vereinbarten Sätzen an die Commandeure der einzelnen Truppenabtheilungen zu liefern. Klagen über „Excesse" bei der Empfangnahme, Unregelmäßigkeiten bei den Zahlungen, Abweichungen von den Vereinbarungen über Ort und Zeit der Empfangnahme kehren durch das gesammte 18. Jahrhundert regelmäßig wieder, so daß es stets besonderer Anträge und Mahnungen bedurfte, damit die Glieder des Adels derartige Lieferungsverbindlichkeiten überhaupt eingingen. Von Interesse ist, daß Browne bei Gelegenheit dieser Proposition genau angiebt, wie viele Truppen im Lande standen „und beständig" bleiben sollten; es waren nicht weniger als 8 Infanterie-, 3 Küraßier-Regimenter, je ein Karabinier-, Kanonier- und Husaren-Regiment.

Die dritte Proposition enthält die bekannten Anträge auf Besserung der rechtlichen und materiellen Lage des Bauerstandes. Wir lassen sie folgen, um dem Leser die Uebersicht und das Verständniß der auf dieselben ertheilten Antworten zu erleichtern. Dem Hauptübelstande, daß dem Bauern durchaus kein Eigenthum auch selbst „in denen Stücken nicht, die er durch sein Fleisch und sein Blut erworben" zugestanden werde, müsse dadurch abgeholfen werden, daß des Bauern Recht zur eigenthümlichen Erwerbung von Mobilien anerkannt werde. Da die bäuerlichen Abgaben und Leistungen bisher vollständig unbestimmt, und dermaßen von der Willkühr der Herren abhängig gewesen, daß der Bauer sich täglich neuer Lasten versehen müsse, so sei nothwendig, die bäuerlichen Leistungen zu normiren und zu den ihnen eingeräumten Territorien in ein festes Verhältniß zu setzen. Endlich werde der Bauer bei seinen Vergehungen zu hart gezüchtigt und oft also hantbieret, wie es weder mit seinen Vergehungen noch mit den Empfindungen eines Christen übereinstimmt. Die Staatsregierung ver-

lange darum, daß den Ausschweifungen der Hauszucht „billige Grenzen gesetzt würden".

Ad IV klagte der General-Gouverneur über den merkbaren Verfall der Landpolizei, dem mit aller Entschiedenheit entgegen getreten werden müsse. Die Vorkäuferei in den Krügen habe in so erschreckender Weise zugenommen, daß den Bauern ihre Producte, welche sie in die Städte fahren wollten, förmlich abgepreßt und dafür Waaren aufgedrängt würden. Der Schaden hiervon treffe ebenso die Bauern, wie die Bewohner der kleinen Städte, welche gleichsam in der Geburt erstickt würden, da ihre Nahrung hauptsächlich durch unerlaubte Kanäle gehe und ehrenhafte Handwerker und Bürger von der Niederlassung in diesen Städten abgeschreckt würden. Auf ihnen ruhten die Lasten des bürgerlichen Erwerbs, während Andere die Vortheile hätten.

Ad V wurde die Niedersetzung einer besonderen Commission zur Erhaltung der Landstraßen und Wege und zur Repartirung der bezüglichen Arbeiten beantragt.

In der sechsten Proposition sprach der General-Gouverneur den Wunsch nach Erhöhung der Branntweinsteuer aus, „damit dem entsetzlichen Saufen der Bauern gesteuert werde". Punkt VII. verlangte, daß dem Menschenhandel, der in Anbetracht der Verschiedenheit der Bevölkerungsverhältnisse an und für sich nützlich sei, in soweit gesteuert werde, daß die Leute nicht außer Landes verkauft, auch nicht die Ehe- und Familienbande gelöst würden. Ad VIII. wird die Anstellung von Chirurgen für das flache Land, ad IX. eine bessere Aufsicht über die Holz- und Forstwirthschaft verlangt; in einzelnen Gegenden des Landes sei die Holzarmuth so groß, daß die Bauern wegen Mangel an Baumaterial gleich Thieren in Höhlen und Nester kriechen müßten. Nichts desto weniger werde gerade in diesen Gegenden „am heftigsten" der Küttiß- und Branntwein-Brand betrieben. Punkt X. verlangte die Anlegung von Getreide-Magazinen für das ganze Land; in denselben sollte per Haken je 20 Lof Getreide zurückgelegt werden. — Endlich wurde eine allgemeine Verbesserung der Stationen und der auf denselben gehaltenen Pferde verlangt. Selbst auf der Riga-Petersburger Straße, welche die beste und relativ die einzig gute Poststraße sei, komme es nicht selten vor, daß fünf bis sechs Stunden zur Zurücklegung einer einzigen Station erforderlich seien.

Die oberflächlichste Bekanntschaft mit dem Inhalt dieser Propositionen beweist bereits, daß die Besserung der Lage des Landvolks keineswegs durch

den viel citirten Punkt 3 derselben beabsichtigt war — die Propositionen 1, 4, 6, 7, 8 und 9 tangiren dieselbe ebenso direct, wie die drei Vorschläge zur Begründung bäuerlichen Eigenthumsrechtes an Mobilien, Regelung der Frohnen und „billige" Beschränkung der Hauszucht. Faßt man in's Auge, was Alles durch die Anträge des General-Gouvernements als mangelhaft und reformbedürftig bezeichnet worden, so bleibt an den Zuständen von 1765 eigentlich kein gutes Haar. Kirchen und Schulen sind verfallen und der obrigkeitlichen Beaufsichtigung und Leitung ebenso entbehrend, wie die Straßen und Wege, der Bauer rechtlos, arm, verwildert, ebenso an schlechte, irrationelle Wirthschaft, wie an harte Behandlung gewöhnt! Selbst zum Schutz der Familien- und Ehebande bedarf es besonderer gesetzlicher Maßregeln — von Sanitätspolizei und Anstellung von Aerzten ist bisher noch nicht die Rede gewesen. Um die herrschaftlichen Wirthschaften ist es trotz alles auf die Bauern geübten Druckes nicht besser bestellt, denn die Tagesordnung ist eine unvernünftige Ausbeutung des Augenblicks, die selbst den großen Waldreichthum zu zerstören droht. Die Streiflichter, welche auf den Zustand der kleinen Städte fallen, enthüllen ebenso trostlose Bilder: wie weit muß es mit der Zuchtlosigkeit und Desorganisation des wirthschaftlichen Lebens gekommen sein, wenn nach dem Zeugniß der Provinzialobrigkeit „kein anständiger Bürger und Handwerker" mehr in diese Städte ziehen will und der Wohlstand derselben als in der Geburt erstickt geschildert wird?

Und doch läßt sich nicht nachweisen, daß die vom Grafen Browne gebrauchten Farben allzu grell oder allzu dick aufgetragen gewesen. Die auf seine Propositionen gegebenen Antworten des Landtags erkennen die gerügten Mißstände ausnahmslos an und weichen nur bezüglich der Gründe und Ursachen derselben hie und da von den Anschauungen der Regierung ab, indem sie geltend machen, daß der auf dem Lande ruhende Steuer- und Contributionsdruck das Seine zu der Verarmung des Landvolkes beigetragen habe — den von den Propositionen behaupteten Thatsachen wird aber eigentlich nirgend direct widersprochen. Daß man nichts desto weniger weit davon entfernt war, die Lage des Landes als eine abnorme und auf die Dauer unerträgliche anzuerkennen, geht aus den Verhandlungen von 1765 leider ebenso deutlich hervor, wie die allgemeine Unlust und Unfähigkeit der nothwendigen Entwickelung zum Besseren irgend erhebliche Opfer zu bringen. Das damals lebende Geschlecht war unter zu traurigen und verkommenen Verhältnissen aufgewachsen, um an den

Luxus einer wirklich menschenwürdigen Existenz zu denken, und zum Luxus wurde Alles gerechnet, was über die gemeinen Sorgen des Tages hinausging. Erst jenseits der statthalterschaftlichen Periode sind die humanen und philosophischen Ideen der Zeit, welche in Frankreich, England und Deutschland bereits um die Mitte des Jahrhunderts die öffentliche Meinung beherrschten, auch in Livland zum Gemeingut geworden.

Von den Anträgen des General-Gouverneurs kam die Vorlage wegen besserer Beaufsichtigung der Kirchenbauten und des Schulwesens zuerst zur Discussion; sie war unterstützt worden durch ein vom Landraths-Collegium eingebrachtes Deliberandum wegen Annahme des von den Herren Landrath Baron Ungern-Sternberg und General-Superintendenten Zimmermann ausgearbeiteten neuen Schulplans. Bezüglich der Bauten und Reparaturen kirchlicher Reparaturen wurde beschlossen, die alten schwedischen Gesetze und Ordnungen in aller Strenge zur Ausführung zu bringen und diejenigen Eingepfarrten und Pastoren, welche sich ihren Verpflichtungen zu entziehen suchten, in Geldstrafen zu 50 Thaler Alb. zu nehmen. Bei der Debatte stellte sich heraus, daß der Hauptgrund der Säumigkeit und mangelhaften Controlle im Kirchenbauwesen in dem traurigen Zustande der Oberkirchenvorsteher-Aemter zu suchen gewesen war. Allen Beschlüssen früherer Landtage zum Trotz war es mit der Wiederaufrichtung derselben so langsam von statten gegangen, daß diese Aemter erst seit dem Jahre 1759 wieder „complet" waren — bis dazu hatte es in einem großen Theile des Landes mithin an jeder Controlle über die Kirchenvorsteher gefehlt. Im Wendenschen Kreise war die erste Visitation erst im folgenden Jahre und zwar in der Stadt Wenden abgehalten worden, oder vielmehr nicht abgehalten worden, da einer der Visitatoren, Propst Dietze, dieselbe „fruchtlos" gemacht hatte. Als dieser Mißstand zur Sprache kam, gaben die Herren Oberkirchenvorsteher übrigens das feste Versprechen, fortan sollten die Visitationes in allen Kreisen „aufgenommen" werden. — An der Hand der Ungern-Zimmermann'schen Vorschläge wurde sodann zu einer ziemlich eingehenden Erörterung der Schulfragen übergegangen. Der üble Zustand der Schulen ließ sich auf den einfachen Umstand zurückführen, daß es seit „Abschaffung" des Seminars zu Wolmar überall an Schulmeistern gefehlt hatte. Nichts desto weniger und ohne daß von Wiederherstellung des Seminars irgend die Rede war, wurde beschlossen, daß die Gutsherren für den Unterricht all der Bauerkinder durch „eigens dazu angestellte Leute" sorgen sollten, deren Aeltern nicht selbst lesen und schreiben könnten.

Um eine genaue Controlle darüber zu ermöglichen, daß Niemand sich unter dem Vorwande häuslichen Unterrichts der Schule entziehe, sollten die Prediger besondere Listen über diejenigen Aeltern führen, welche des Schreibens, Lesens und Katechismus mächtig seien, Verzeichnisse der schulpflichtigen Kinder aber regelmäßig den Gutsbesitzern zufertigen; den Bauern, welche ihre Kinder selbst unterrichteten, sollte solches von den Possessoren vergütet oder bei Feststellung des Gehorchs in Anrechnung gebracht werden — eine Maßregel, die sicher sehr gut gemeint, aber entschieden unpraktisch war. Auf je 5 Haken Landes — so wurde ferner festgesetzt — sollte eine Schule „beim Hof oder einem Gesinde" errichtet und alle vier Wochen vom Ortsprediger visitirt werden; die Bauerkinder solcher Güter aber, welche größer als fünf Haken seien, sollten zum Besuch der Kirchspielsschulen, welche meist in erträglichem Zustande seien, adstringirt werden. Gutsbesitzer, welche diesen Vorschriften nicht nachkämen, hätte der Kirchenvorsteher mit Geldstrafen zu 10 Thaler zu belegen, säumige Pastoren sollten beim Oberkirchenvorsteher-Amt und Consistorium verklagt werden. Endlich wurde festgesetzt, daß alle Kinder nach gehöriger Absolution des Lesens und des kleinen Katechismus zum Besuch der Kirchspielsschule angehalten, solche Schulen auch allenthalben, wo sie noch fehlten, angelegt werden möchten. Eine Frist zur Erfüllung dieser letzteren Forderung, deren Erfüllung nicht ohne Schwierigkeiten möglich war, wurde leider nicht beliebt. — Allgemein waren bei dieser Gelegenheit die Klagen über Theuerung der Bücher. Was in Königsberg drei „Ohrte" koste, sei in Riga nicht unter 7 Ohrten zu haben. Die Ritterschaft ersuchte das General-Gouvernement darum, die hiesigen Buchdrucker zur Herabsetzung ihrer Preise zu adstringiren oder den freien Import im Auslande gedruckter Schriften zu bewirken.

So bereit man sich zeigte, den Anforderungen der Regierung in Bezug auf Besserung der Schul-Einrichtungen zu entsprechen und wenigstens principiell eine Verpflichtung des Adels und der Geistlichkeit zur Förderung der Volksbildung anzuerkennen (die Landtagsschlüsse über das Schulwesen wurden obrigkeitlich bestätigt und als Schulpatent publicirt) so zähe und widerhaarig zeigte der Landtag sich in anderen Punkten, die es nicht mit den überirdischen, sondern mit dem irdischen Theile ihrer Leibeigenen zu thun hatten. Der Antrag auf Bestellung von Chirurgen auf dem flachen Lande wurde mit der nachstehenden merkwürdigen Motivirung abgelehnt: die Bauern curirten sich am liebsten und besten mit Hausmitteln, wie sie

auf jedem Hofe zu finden und zu haben seien; auch fehle es nicht an Leuten, welche diese Mittel gehörig zu appliciren wüßten. Die Anstellung von Landärzten oder Chirurgen sei durchaus unthunlich; wenn derselben je einer auch für je sechs Kirchspiele angestellt würde, so würde derselbe bei der großen „étendue" der bäuerlichen Wohnsitze doch nicht viel nützen können, dagegen große Kosten verursachen.

Wenn man bedenkt, daß der Mangel an wirklicher Hülfe auf dem Lande die sämmtlichen, entfernt von den Städten lebenden Gutsbesitzer, mithin einen beträchtlichen Bruchtheil des Adels ebenso empfindlich traf, wie den Bauernstand, so erhellt daraus, wie bescheiden die Ansprüche in sanitarischer Beziehung waren und zwar nicht nur für Andere, sondern auch für sich selbst.

Ad Punkt 4 (Klage über Verkommen der Landpolizei) hielt man eine verschärfte Anwendung der bestehenden Vorschriften über Aufkäuferei, Branntweinhandel, Bönhasen u. s. w. für genügend; neue oder außerordentliche Maßregeln wurden nicht beliebt. Wie wir aus früheren und späteren Landtagsverhandlungen, sowie aus Notizen Gadebusch's und anderer Schriftsteller wissen *), waren Stadt und Land gewohnt, sich die Vorwürfe wegen Aufkäuferei, Bönhasenthum, gesetzwidrigen Branntweinbrand und Aussaugung der Bauern, gegenseitig zuzuschieben und alle Schuld bei dem anderen Theile zu suchen. Die Bürger klagten über Verkürzung ihrer Nahrung durch landsche Handwerker und Händler, der Adel behauptete, die städtischen Marktbeamten, Wäger, Ligger und Wracker seien systematische Betrüger, die, gestützt auf uralte Mißbräuche, die Bauern verkürzten und an dem freien Vertrieb ihrer Producte hinderten; Gegenstand beständiger Klagen auf den Landtagen waren die Branntweinbrennereien in den Städten; ob dieselben wirklich nur als Förderer bäuerlicher Trunksucht oder auch als gefährliche Concurrenten der ländlichen Production verabscheut wurden,

*) Der Landtag von 1759 hatte z. B. förmlich beantragt, die Zahl der Bauerhändler (Käufer von Rohproducten, namentlich Flachs und Hanf) zu beschränken, gegen die „Schneller" vorzugehen, welche die Bauern aussaugten, endlich den Branntweinbrand in den Städten ganz abzuschaffen. — Einige Jahre früher (1751) hatte die Stadt Riga wiederum ihren Kaufleuten verboten, den Eingesessenen des flachen Landes mehr Salz und Eisen zu verabfolgen, als sie „für sich und ihre Bauern brauchten." Man wollte dadurch verhindern, daß einzelne Landbewohner in diesen Artikeln en gros Einkäufe machten, um dieselben im Detail wieder zu verkaufen, was den städtischen Kleinhändlern zum Schaden gereichen konnte.

mag dahin gestellt bleiben. Thatsache ist, daß das Hin- und Herreden darüber, auf welcher Seite das Hauptübel zu suchen sei, die Aufsuchung und Beseitigung der Quellen desselben verzögerte und hintertrieb.

Der eigentliche Kampf begann aber erst, als die dritte Proposition des General-Gouvernements (dieselben wurden nicht der Reihe nach vorgenommen) zur Discussion kam. Leider macht uns die jener Zeit übliche Art der Recessirung nicht mit den einzelnen Reden bekannt, welche für und wider die Vorlage gehalten wurden, — wir müssen uns mit den Resultaten begnügen, welche im Wesentlichen schon vor fünfzig Jahren (vgl. Merkels „Freie Letten und Esten") publicirt wurden. Immerhin bleiben die Recesse von 1765 denjenigen, welche zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, höchst lehrreich und interessant. Man sieht es ihnen an, daß sie mit vorsichtigem Bedacht und entschiedener Rücksicht auf die schwierigen Zeitläufte abgefaßt worden sind.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Hofmarschall Baron Delwig, dem Schuld gegeben worden war, die Bauersache „bei Ihro Majestät entamirt zu haben", sich zu einer betreffenden „Exculpation" veranlaßt gesehen hat, welches Schriftstück wir jedoch nicht mehr in den Acten aufzufinden vermochten.

Das Sentiment des Landraths Schoultz kann hier ebenso übergangen werden, wie der Wortlaut der Antwort, welche den Vorwürfen des General-Gouvernements gegeben wurde: wir verweisen bezüglich beider Punkte auf den Bericht, welcher im vorigen Jahre in dem Buche „Die baltischen Provinzen Rußlands von J. Eckardt" (S. 151 ff.) veröffentlicht worden ist. Die eigentliche Frucht der Berathungen ist in jenen vier Punkten niedergelegt, welche das Brownesche Patent vom 12. April 1765 publicirte. „Obgleich Alles was der Bauer hat, wie er selbst, Eigenthum des Herrn ist, so sollen ihm künftig sein Vieh, seine Pferde, sein Geld, seine Getraide, Heu und Alles was er erwirbt eigenthümlich zugehören" (Veräußerung dieser Gegenstände sollte nur mit Zustimmung der Herrn stattfinden dürfen). „Die Abgaben, welche der Bauer jetzt leistet, sollen nicht erhöht werden." „Obgleich die Erbherren berechtigt sind, ihre Leute zu allen Arbeiten zu gebrauchen, deren sie benöthigt sind, werden sie festsetzen und bekannt machen, wie viel sie nehmen wollen." — „Der Bauer darf wegen Nichteinhaltung dieser Punkte klagen, wird aber wegen unnützer Klagen gestraft". — Eine zweite Vorschrift vom selben Datum ordnete an, daß binnen vier Monaten, an die Ritterschafts-Kanzellei über das Maß der geforderten

Frohndienste berichtet, desgleichen von den Predigern über alle Vergehungen Anzeige gemacht werden sollte. Gleichzeitig wurde die Hauszucht auf 10 Paar Ruthen und 24 stündiges Gefängniß beschränkt. Das Ungenügende dieser Beschlüsse, der Mangel einer Garantie für die Ausführung und jeder wirksamen Controlle derselben ist ebenso häufig gerügt worden, wie die Widersinnigkeit der Bestimmung, daß mit Uebergehung der durch die Wackenbücher gegebenen Basis der Status quo der geforderten Leistungen maßgebend sein sollte und nur eine einfache, der Ritterschafts-Kanzellei gegebene Notiz über denselben gefordert wurde. Nichts desto weniger scheint diese erste Einschränkung der absoluten gutsherrlichen Gewalt auf die Zeitgenossen ebenso nachhaltig gewirkt zu haben, wie das von C. F. Schoultz in dem Römershof-Ascheradenschen Bauerrecht gegebene Beispiel. Wenn man die Verhandlungen der beiden folgenden Landtage (1772 und 1774) liest, so hat man den Eindruck, Ritterschaft und Regierung hätten in gleicher Weise das Bedürfniß gefühlt, sich von dem Schrecken zu erholen, den der tiefe Einschnitt in die uralte Landesgewohnheit allenthalben gemacht hatte. Auf beiden Landtagen wird der heiklen Materie mit keinem Wort Erwähnung gethan, nicht einmal darnach gefragt, ob und in wie weit die Vorschriften des Patents in Ausführung gebracht worden. Darüber, daß jene Maßregel an den hergebrachten Zuständen nichts Wesentliches verändert hatte, wird man sich schwerlich irgendwo Illusionen gemacht haben. Die Bedeutung der Sache lag ganz wo anders: in der Anerkennung der Thatsache, daß die Bauern als Staatsbürger unter dem Schutz des Staats stehen und daß der Gutsbesitzer über den Gebrauch, den er von seiner Gewalt gemacht, Rechenschaft abzulegen habe. Die Regierung hatte sich durch Verkündigung dieses Satzes und praktische Bethätigung ihres jus supereminens auf den Boden eines neuen Princips gestellt und gab dem Adel Zeit, sich daran zu gewöhnen.

Daß die Agrarfrage während der nächsten 12 Jahre nicht weiter zur Discussion kam hatte aber noch andere Gründe. Die Regierung legte dem Lande während dieses Zeitraums verschiedene Opfer auf, an deren Leistung ihr dringend gelegen war und die sie nicht durch etwaige Erschütterung des wirthschaftlichen Herkommens gefährden wollte. Katharinas vieljährige und mit wechselndem Erfolg geführten Türkenkriege hatten die finanziellen Kräfte des Staats so dringend in Anspruch genommen, daß man zur Bestreitung auch nur der nothwendigsten laufenden Bedürfnisse dem Fiscus neue Quellen erschließen mußte. Mittelst eines kaiserlichen Befehls vom

Jahre 1769 wurde den Provinzen Livland und Oesel sammt deren Städten eine außerordentliche Türkensteuer im Betrage von 100,000 Rubel auferlegt, welche der im Januar 1769 zusammentretende Landtag repartiren sollte, nachdem festgesetzt worden, das flache Land (inclusive die publiken Güter) habe $^2/_3$ dieses Betrages aufzubringen; den Rest sollten die Städte tragen.*) Die Abwickelung dieses schwierigen und undankbaren Geschäfts begann natürlich mit einem erbitterten Streit zwischen der Ritterschaft und der Stadt Riga, welche in ihrer doppelten Eigenschaft als Rittergutsbesitzerin und als Stadt auch doppelt herangezogen werden sollte. Anfangs stand der General-Gouverneur auf Seiten des Adels; u. A. drohte er „Ihro Majestät des Landes treuen Gehorsam und der Stadt résistance zu berichten." Als aber im April desselben Jahres auf kaiserlichen Befehl neue Verhandlungen angeknüpft wurden, die Stadt sich erbot ein Viertheil des Gesammtbetrages (25,000 Rbl.) zu zahlen und der Adel noch 4000 Rbl. verlangte, wandte das Blatt sich: Browne trat jetzt auf die Seite Rigas und stellte dem Adel eine 24stündige Frist zur Annahme der städtischen Vorschläge, welche denn auch erfolgte. — Die Aufbringung dieser für jene Zeit bedeutenden Summe scheint allen Theilen gleich schwer geworden. Es bedurfte der Anstellung von vier Kreiscommissarien zum Empfang dieser Steuer damit dieselbe überhaupt einkam und von allen Seiten wurde über ihre Höhe geklagt. Schon im Jahre 1770 erhielt der in Petersburg weilende Deputirte Baron Taube den Auftrag, Erkundigungen darüber einzuziehen, ob man nicht wegen Nachlaß der neuen Steuer suppliciren dürfe. Seine Antwort lautete abschlägig: man solle sich bis zum Friedensschluß gedulden. Im folgenden Jahre baten die vier für die einzelnen Kreise ernannten Steuerempfänger den Abschied von ihrem schwierigen Amt; Browne erklärte denselben nicht ertheilen zu können, bevor neue Commissarien bestellt worden. Als dieselben im Juli ihre Functionen einstellten und den empfangenen Summen noch eine Restanzienliste beilegten,

---

*) Auf demselben Landtage tauchte zum ersten Mal die Besorgniß vor Einführung der neuen s. g. Hoffmannschen Art der Hakenberechnung auf. Was es mit derselben auf sich hatte, hat der Verf. aus den ihm zu Gebote stehenden Quellen nicht feststellen können. Genauere Auskunft über die s. g. Hoffmannsche Sache kann unter den Lebenden vielleicht nur noch der treffliche und bewährte Kenner der livländischen Agrargeschichte Herr Prof. Dr. Graß in Dorpat ertheilen, da er derselben in seinen (leider auf einen engen Kreis beschränkten) Vorlesungen über Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung Erwähnung zu thun pflegte.

verweigerte der General-Gouverneur die Annahme derselben und dem Landraths-Collegium blieb nichts übrig, als den fehlenden Betrag „für Rechnung der Schuldigen zu negociren". 1772 geriethen Livland und Oesel (das nur 999 Thaler zahlte) in Streit, weil die publiken Güter dieser Insel 669 Thaler zu viel gezahlt zu haben behaupteten. Der General-Gouverneur nahm die Partei der Oeselschen Kronsgüter, machte die Ausstellung seiner Quittung davon abhängig, daß Livland jenen Betrag refundirte, und damit hatte es sein schließliches Bewenden.

Am 1. März 1775 hörte die Türkensteuer auf. Im vorhergehenden Jahre war indessen schon eine neue einmalige Abgabe erhoben worden; angesichts der Finanznoth hatte ein Senats-Ukas unter Berufung auf Gewohnheiten aus schwedischer Zeit von der Ritterschaft ein „außerordentliches Präsent" zur Hochzeit Sr. K. H. des Großfürsten Paul Petrowitsch verlangt. Auf die Remonstration des Landtags erklärte Browne, denselben bis zur Antwort des Senats in Permanenz erklären oder nach dem Eintreffen derselben wieder zusammenberufen zu müssen. Hierauf wurden 20,000 Rbl. „zu directer Uebersendung an Ihro Majestät" bewilligt. — Interessant ist, daß im engeren Ausschuß bei dieser Gelegenheit der (von dem Plenum zurückgewiesene) Vorschlag auftauchte in Anbetracht der Türkensteuer und der übrigen auf den Possessoribus ruhenden Lasten, die unbesitzlichen Glieder der Ritterschaft mit heran zu ziehen und mit ½ Procent von ihren auf livländischen Gütern ingrossirten Hypotheken zu belegen.

Andere Ausgaben wurden um dieselbe Zeit durch Veränderungen im Post- und Stationswesen veranlaßt. 1772 wurde eine fahrende Post „von Rennal bis an die Grenze" angelegt und der Bestand der Pferde auf den Stationen um je 8 erhöht — eine Maßregel, deren Ausführung auf 14,000 Rubel angeschlagen wurde, welche die Ritterschaft indessen nur zum Theil trug. — Vier Jahre später (1779) begannen die mehrjährigen Verhandlungen mit dem Postdirector Hahn, ebenso charakteristisch für die bescheidenen Ansprüche der Zeit an das Postwesen, wie für die Armuth des Landes. Der genannte Postdirector begann die von dem Lande in die Städte kommenden Briefe austragen und dafür je 3 Kop. erheben zu lassen; gleichzeitig sollten Postcomptoire in den kleinen Städten eröffnet werden. Um diese „Neuerungen" wurde ein vieljähriger erbitterter Kampf geführt, bei dem sich nur durchsetzen ließ, daß bloß diejenigen Briefe ausgetragen wurden, welche nicht 12 Stunden nach ihrem Eingang abgeholt worden waren. Nachdem der Senat und das Justiz-Collegium sich im

Jahre 1779 für den Postdirector Hahn ausgesprochen hatten, theilte derselbe im Jahre 1785 mit, daß nur für diejenigen Briefe Porto erhoben werden sollte, welche mit der von der Krone bezahlten Post befördert würden. In demselben Jahr wurde zu Wolmar wirklich ein Postcomptoir errichtet.

Die besondere Erwähnung dieser Zwischenfälle wird der Rechtfertigung nicht bedürfen. Der Einfluß der finanziellen Bedrängniß des Staats auf seine innere Politik und seine Stellung zur Agrarfrage bietet in der That die Haupterklärung dafür, daß die Agrarfrage in den Jahren 1765 bis 1777 von der Tagesordnung abgesetzt war. Auf dem Landtage von 1772, den der Landmarschall Carl Gustav Mengden leitete („Eine gegründete Freiheit, unterstützt von einer belebenden Gerechtigkeit, macht jeden Staat blühend" begann seine an den General-Gouverneur gerichtete Harangue) war nur davon die Rede, die Polizei zu bessern und „noble wie ignoble Possessores" von dem „gewaltsamen" Ankauf bäuerlicher Producte abzuhalten und den „mittelmäßigen Zustand" der Kirchen und Schulen zu bessern; 1774 hatte das oben erwähnte außerordentliche Präsent den einzigen Deliberationsgegenstand gebildet.

Anders war es auf dem Landtage von 1777, zu welchem wiederum eine längere Reihe von Anträgen des General-Gouvernements vorlag. Scharfblickende Landtagsglieder mögen schon aus der Eröffnungsrede des stellvertretenden Landmarschalls v. Rennenkampf darauf Schlüsse gezogen haben, daß es sich wiederum um Concessionen an den Bauernstand handeln werde, denn dieselbe hatte zu ihrem Hauptthema den Satz gehabt, daß Liebe zum Vaterlande und gleiche Liebe zu allen Menschen die Haupterfordernisse eines weisen Mannes seien. Dann wurden die fünf Propositionen des General-Gouvernements verlesen, die folgende Gegenstände betrafen:

Ad 1) sollten wegen erhöhter Fouragebedürfnisse der in Livland garnisonirenden Truppen die Preise fixirt werden, zu denen man dieselben liefern wolle. P. 2) brachte die Bauerverhältnisse zur Sprache und zwar in folgender Fassung: „Die Unruhen, welche zeithero durch die Bauerschaften verschiedener Güter erregt worden, sind landkundig und schon an den Thron gelangt. So viel man bishero bemerken können, sind die Klagen vorzüglich daher erwachsen, daß die beklagten Herren Possessores sich nicht an die nach dem Landtagsschluß de anno 1765 festgesetzten Prästanda gebunden, sondern vornehmlich in der Arbeit das Duplum und Triplum, auch wohl noch mehr, exigiret. Dieses ist mit der Billigkeit

auf keine Weise zu conciliiren. Denn obgleich nach der Landesverfassung und selbst nach der K. Schwed. Instruction de anno 1787 den Privat-Possessoribus vorbehalten ist, daß ein jeder in seinem Gute die Länder und Zinsen unter der Bauerschaft so einrichten und vertheilen mag, als er es am besten und nützlichsten für sich zu sein beprüfet, so müssen doch die Präſtanda der Bauern ihre allendliche Bestimmung haben. E. E. Ritterschaft hat die Nothwendigkeit hievon schon anno 1765 eingesehen und sich zu dieser Bestimmung feierlich verbunden. — Wie ich mich nun nicht entlegen kann, E. E. Ritter und Landschaft auf obigen Landtagsschluß zurück und derselben zu Gemüthe zu führen, wie sehr dergleichen dawider laufende Excesse dem Lande Vorwürfe zu ziehen,

so zweifle ich nicht, daß E. E. Ritter- und Landschaft selbst die Wichtigkeit dieses Moments einsehen und die Präcautiones ausmitteln werde, welche die von E. E. Ritterschaft selbst agnoscirte Verbindlichkeit in Effect setzen und alle Gravamina dieser Art abbeugen könne."

P. 3) verlangte, daß die Ritterschaft die Kosten für die Reparaturen der landgerichtlichen Gebäude, welche die Krone im Jahre 1765 hatte bauen lassen, fortan tragen sollte.

P. 4) setzte aus einander, daß nach der ruhmreichen Eroberung Westrußlands die Herstellung einer neuen Postlinie längst der Düna, sowie die Anlegung von Stationen auf den Gütern Kokenhusen, Römershof, Lennewaden und Talkhofen nothwendig und von der Ritter- und Landschaft auszuführen sei.

P. 5) beantragte endlich den Bau eines Lyceumsgebäudes, sowie die Erhöhung der Gagen der an demselben angestellten Lehrer und Beamten.

Daß die Empfindungen, mit denen der Landtag von 1777 diese Propositionen verlesen hörte, ziemlich peinliche waren und daß man namentlich von der herben Sprache verletzt war, welche der leidige Punkt 3 mit seinen Anspielungen auf Vernachlässigung der 1765 übernommenen Verpflichtungen führte, geht schon aus den auf diese fünf Punkte gefaßten Beschlüsse ziemlich deutlich hervor. Die materiellen Sorgen standen aber so im Vordergrunde, daß man auf die geforderten neuen Bewilligungen größeren Nachdruck gelegt zu haben scheint, wie auf die Agrarangelegenheit, bezüglich welcher ja auch keine bestimmten Vorschläge des General-Gouvernements vorlagen. Der Landtag begnügte sich damit, die Schlüsse von 1765 als völlig genügend zu bezeichnen und die Ueberschreitung der

bisher üblich gewesenen Frohnleistungen daraus zu erklären, daß einige Possessores die bis zum 1. August 1765 einzureichenden Nachrichten gar nicht eingegeben und sich daher berechtigt gehalten, ihren Bauern mehrere Prästanda, als zu welchen sie nach den Wackenbüchern verbunden, aufzulegen." Merkwürdig genug, daß hier ritterschaftlicher Seits auf die durch die Wackenbücher festgesetzten Normen der Frohne zurückgegriffen wird, obgleich Landtagsschluß und Patent von 1765 den Herren freigegeben hatten, ohne alle Einschränkung den bisher üblich gewesenen Forderungen normative Kraft zu verleihen; in dem Patent hatte es sogar geheißen, Nachrichten über die auf jedem einzelnen Bauergütchen ruhenden Lasten seien nicht nöthig, es brauche nur im Allgemeinen angegeben zu werden, wie viel von einem Häfner, Halbhäfner u. s. w. gefordert würde. Wie tief die Ueberzeugung, daß die alten schwedischen Wackenbücher die eigentlichen Normen seien, trotz aller Ansprüche selbstherrlichen Egoismus im Bewußtsein des Adels gewurzelt war, geht mit noch größerer Deutlichkeit aus den Vorschlägen zur Abhülfe der Klagen des General-Gouvernements hervor, welche dem Grafen Browne als Antwort auf die Proposition 2) übergeben wurde. Der Landtag sprach sich dahin aus, daß wo die mehr erwähnten, 1765 geforderten Angaben nicht gemacht worden, das Krons-Wackenbuch „pro basi" der gesetzlich von den Bauern zu fordernden Leistungen genommen werden sollte; außerdem verlangte Dienste sollten nach der Kronstaxe*) entschädigt, Contravenienten rücksichtslos mit Strafe belegt werden. Dagegen wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß unter den Bauern ein Geist des Aufruhrs und Ungehorsams herrsche (an einer andern Stelle derselben Antwort ist sogar von dem der Landeswohlfahrt schädlichen „Freiheitstriebe" der Bauern die Rede) der enschieden niedergehalten werden müsse, und daß mit aller Strenge sowohl gegen die Bauern, welche den Gesetzen zuwider schriftliche Klagen bei den Ordnungsgerichten einreichten, wie gegen die Concipienten solcher Schriften verfahren werden müsse. Der Widerwille gegen schriftliche Klagen und gegen Theilnahme dritter Personen an der Abfassung derselben, gehört zu den charakteristischesten Eigenthümlichkeiten der patriachalischen

*) Da Browne die Kreistage für nicht in allen Fällen ausreichend hielt, wurde beschlossen „daß, wie sich von selbst verstehe, in allen Fällen, wo die Gerichte fänden, daß die Bauern in einem vorkommenden Fall dadurch (d. h. durch die Kronstaxe) nicht entschädigt würden, denselben größere Summen zugesprochen werden müßten."

Gesetzgeber unseres Landes und hat sich fast ein Jahrhundert lang Gehorsam erzwungen; das Recht ihre Klagen durch Sachwalter führen zu lassen, ist den livländischen Bauern erst vor einigen Jahren ertheilt worden. Selbst die Bauerverordnung von 1849 hatte eine entgegenstehende Bestimmung beibehalten.

Ziemlich ablehnend war die Haltung des Landtags gegenüber den übrigen Propositionen des General-Gouvernements, in denen es sich allerdings nicht um Principien, sondern um fiscalische Interessen gehandelt hatte. Bezüglich der Proposition 1 machte man geltend, daß es angesichts der Ungewißheit über den Ausfall der Ernte unmöglich sei, den Preis des Getraides im Voraus zu bestimmen. Ueberdies habe man mit den allgemeinen Lieferungsverträgen in jüngster Zeit so schlechte Erfahrungen gemacht, daß der Landtag um Abänderung des bisherigen Brauchs bitten und Einführung freier, von jedem Einzelnen mit der Krone abzuschließender Lieferungsverträge erbitten müsse. Es sei in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen, daß die Intendantur ihre Zahlungen nicht in Silber, sondern in Kupfer geleistet habe, woraus für die Lieferanten ein Verlust von 3 pCt. erwachse; ferner hätten die Lieferungen nicht, wie ausgemacht worden, bloße 45, sondern 100 und mehr Werste verführt werden müssen; manche Empfänger hätten den Empfang und die Ausstellung der Quittungen um 10 bis 12 Tage verschoben und andere „Vexationes" verübt. Aus diesen Gründen müsse der Landtag um Abänderung des bisherigen Modus bitten; Se. gräfliche Excellenz könne aber davon überzeugt sein, daß solches nicht aus bösem Willen, sondern lediglich aus dem Unvermögen hervorgegangen sei, die bisher gebrachten Opfer ferner zu tragen.

Auch die Uebernahme von Stationsbauten an der Düna wurde als unter den obwaltenden schwierigen Zeitumständen unthunlich bezeichnet und diese Ablehnung mit in der That gewichtigen Gründen belegt. Der Landtag machte geltend, daß die an der Düna lebenden Gutsbesitzer sämmtlich an den Lasten für Erhaltung des Petersburger Traktes participirten und daß die bisherigen Erfahrungen bewiesen hätten, wie die Unkosten für Erhaltung der Stationen drei Mal größer seien als die Revenüen aus denselben. Auch hätten die Unordnungen und Excesse auf den Stationen einen unerträglichen Grad erreicht. Falls die hohe Krone die Anlegung der Stationen an der Düna selbst in die Hand nehmen wolle,

seien die anwohnenden Possessores gern bereit, einzelne Verträge mit hochderselben abzuschließen. — Was die gewünschte Uebernahme der Reparaturen der Landgerichtsgebäude anlangte, so verwies der Landtag darauf, daß diese Last niemals vom Lande getragen worden, auch nach der für die inneren Provinzen des Reichs neuerdings erlassenen Gouvernements-Verordnung als ein Onus des Staates angesehen werde; dagegen sei der Landtag bereit 48 Rbl. für die Beheizung der landgerichtlichen Localitäten zu bewilligen, für den Fall, daß damit die bisherigen Holzcontributionen aufhörten. Auch die gewünschte Unterstützung des Lyceums glaubte man in Erwägung der Unsicherheit aller Besitzer, welche eine Folge des Lehnsverhältnisses sei, nicht bewilligen, sondern die gesammte Anstalt nur der Gnade der Landesherrschaft empfehlen zu können.

Ein wirklicher Fortschritt der Agrar-Angelegenheit war, wie sich aus dem Vorstehenden ergiebt, auch dieses Mal nicht erzielt worden. Die vielfachen anderen Ansprüche, welche an die Ritterschaft gestellt wurden, brachten fast nothwendig mit sich, daß die Frage nach der Zukunft des Bauernstandes in den Hintergrund gedrängt, die Aufmerksamkeit der Regierung getheilt, ihr Interesse an dem Fortgang dieser Angelegenheit durch die Besorgniß vor Verminderung der Steuerkraft des Landes in Schach gehalten wurde. Je höher die Lasten wurden, welche das flache Land zu tragen hatte, desto schwieriger war es, das Maß der Frohnleistungen herabzusetzen.

Daß mit der Ausführung der Beschlüsse von 1765 und 1779 aber auch jetzt nicht der gehörige Ernst gemacht wurde, hatte, abgesehen von dem passiven Widerstande der „Possessores", noch andere, tiefergehende Gründe. Schon im Jahre 1779 waren Verhandlungen über die Einführung der Statthalterschafts-Verfassung angeknüpft worden, welche Regierung und Adel so ausschließlich beschäftigten, daß Zeit und Interesse für andere Dinge kaum übrig waren. Parallel mit der Verfassungsfrage liefen außerdem die Streitigkeiten mit der Landschaft, welche sich seit Einberufung der Moskauer legislativen Deputirten-Versammlung als eigener Körper constituirt hatte und durch ihre Marschälle eine eigene, adels- und landesfeindliche Politik trieb. So erklärt es sich leicht, daß weder auf den Landtagen von 1780 und 1783 noch auf den zu statthalterschaftlicher Zeit abgehaltenen Wahltagen von den Bauerverhältnissen die Rede war, selbst keine Spuren davon vorliegen, daß innerhalb dieses Zeitraums irgend

etwas für Beaufsichtigung und Durchführung der Beschlüsse von 1749 geschah. Alles, was in jener Zeit zu Gunsten des Bauerstandes geschah, beschränkte sich auf Maßregeln zur Förderung des ländlichen Schulwesens und gewissenhaftere Durchführung des uns bereits bekannten Lenz-Ungern'schen „Schulplans“; wenn außerdem auf Steuerung des Bettels und Anlegung von Armenhäusern (1783) oder auf Beschäftigung nothleidender Individuen (1785) hingearbeitet wurde *), so tragen die bezüglichen Beschlüsse doch mehr einen philanthropischen als einen politisch-reformatorischen Charakter.

Freilich gehört es zur Signatur jener Zeit, daß rein philanthropische und politische Maßregeln häufig zusammengeworfen werden und zum Schaden der Sache verwechselt wurden. Nicht nur, daß in den bezüglichen Propositionen und Landtagsschlüssen immer nur die humane Seite der Sache hervorgekehrt und gerade so gehandelt wurde, als hätten bei Einschränkung der Leibeigenschaft nur die Bauern und nicht auch die Herren zu gewinnen, selbst dem außerhalb stehenden gebildeten Publicum gebrach es fast ausnahmslos an richtigen Gesichtspunkten für Beurtheilung der Sachlage. Typisch sind in dieser Beziehung die Schriften des wohlmeinenden, aber in allen technischen Fragen geradezu unzurechnungsfähigen Garlieb Merkel. Davon, daß es hauptsächlich darauf ankomme, einen sicheren Maßstab für die Höhe der bäuerlichen Leistungen zu gewinnen, und daß dieser Maßstab für die Entwickelung eines kräftigen und unabhängigen Bauerstandes sehr viel wichtiger sei als alles Uebrige, ja selbst als alle Concessionen an die persönliche Freiheit der Leibeigenen — davon hat er weder 1794 bei Abfassung seiner „Letten“, noch fünfundzwanzig Jahre später, als er seine Erinnerungsschrift „Die freien Letten und Esten“ schrieb, auch nur eine Ahnung gehabt. Es ist bekannt, daß keine dieser für die Entwickelung des livländischen Agrarsystems so hochwichtigen Schriften auch nur eine Definition des Hakens enthält oder auf die Bedeutung der Wackenbücher näher eingeht. Demgemäß können wir uns nicht wundern, daß eigentlich Alles, was dieser Schriftsteller über den

*) Zur Steuerung der Noth und Aufmunterung der Industrie sollten die Höfe „dem Weibsvolk“ in den Gesinden während des Winters Flachs zu verspinnen geben und je 1 Pfund verarbeiteten Flachses mit 17 Kopeken, wenn der Bauer selbst den Flachs hergegeben mit 22 Kopeken bezahlen. Diese Flachsvertheilung sollte je „zwei Weibsmenschen vom Viertelhäckner“ zu Theil werden; außerdem traf man Anstalten, die gesammte Einrichtung vor Mißbrauch und gewaltsamer Ausbeutung der Arbeitskräfte zu schützen.

Einfluß der von ihm so überschwenglich gepriesenen Statthalterschafts-Verordnung auf die Entwickelung der agrarischen Dinge in Livland sagt, falsch oder doch schief ist. Weder läßt sich aus den Quellen nachweisen, daß die im Jahre 1784 geschehene Einlieferung der Wackenbücher eine allgemeine gewesen und praktische Folgen gehabt, noch spielte es für die agrarische Entwickelung irgend welche Rolle, daß Browne im Jahre 1785 eine Verordnung erließ, nach welcher den Erbherrn verboten wurde, ihre Leibeigenen, wenn sie die Vergehungen derselben selbst bestraft hatten, noch zu öffentlicher Strafarbeit abzugeben. Merkels Behauptung, daß die statthalterschaftliche Verfassung moralisch den größten Einfluß auf das Verhältniß zwischen Herren und Bauern ausgeübt habe, „da der Ritterschaft als solcher die richterliche Autorität genommen, ihre Behörden in von der Krone abhängige Gerichte verwandelt worden, deren Mitglieder zuweilen aus Bauern beständen", läßt sich geradezu in ihr Gegentheil umkehren. Die Aufmerksamkeit der Regierung war durch die neuen Ordnungen vollständig abgelenkt und wesentlich auf bureaukratische Aeußerlichkeiten gerichtet worden. Der Adel hatte dagegen das Gefühl, durch Aufopferung der alten Verfassung größere Freiheit in den Beziehungen zum Landvolk erkauft, die Regierung auf anderen Gebieten zufrieden gestellt zu haben. Er wußte recht wohl, daß zwei durchgreifende Aenderungen nicht gleichzeitig möglich waren, und glaubte durch Gehorsam gegen die eine, freie Hand für die andere erkauft zu haben. Außerdem war das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Geschick des Landes, mit dem die Ritterschaft sich bis dahin identificirt hatte, geschwunden oder doch stark beeinträchtigt; die Lösung der altgewohnten Bande, die Versetzung der Adels-Corporation mit neuen, fremden Elementen, hatte die Einzelnen dem öffentlichen Interesse entfremdet und fast ausschließlich ihren persönlichen und egoistischen Interessen zugewendet, und unter diesen stand die uneingeschränkte Herrschaft über Land und Leute oben an. Daß die Hinzuziehung bäuerlicher Richter zu den ländlichen Unterbehörden dem Adel imponirt habe, ist eine durch Nichts begründete optimistische Annahme Merkels, dessen Urtheile über jene Zeit in blinden Vorurtheilen für den Zuwachs dessen, was er Staatsgewalt nennt, befangen ist.

So erscheint die statthalterschaftliche Periode geradezu als ein Rückschritt in der Geschichte der agrarischen Entwickelung Livlands und es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß die Abwendung der Aufmerksamkeit der Regierung von dem Programm des Jahres 1765 mit ihr im engsten

Zusammenhange stand. Je näher man mit diesem Zeitabschnitt bekannt wird, desto mehr verliert er den liberalen Nimbus, mit welchem seine Anhänger (unter diesen ist namentlich auch Carl Gustav Jochmann zu nennen) ihn in treuem Gehorsam gegen die Doctrinen des 18. Jahrhunderts umgaben. Merkels eigene Angaben darüber, daß in den Jahren 1785—95 besonders zahlreiche Bauernaufstände vorkommen, liefern deutliche Belege dafür, daß man damals für alle anderen Dinge regere Theilnahme und Aufmerksamkeit hatte als für die agrarischen. Und im Grunde genommen konnte das auch nicht anders sein. Die ersten zwei Jahre des statthalterschaftlichen Regiments waren ein Uebergangsstadium im engsten Sinne des Worts; neben den neuen Behörden und Autoritäten bestand noch ein großer Theil der alten Einrichtungen fort; weder war die Adelsordnung durchgeführt, noch die alte städtische Verfassung ganz abgeschafft worden; der Gouvernements-Magistrat und der Rath der Stadt Riga lagen einander ebenso in den Haaren, wie das Landraths-Collegium mit den neugewählten acht Adelsmarschällen. Stündlich war die Aufhebung der übriggebliebenen Reste des alten Landesstaats zu erwarten und erst nachdem diese erfolgt war, konnten die neuen Autoritäten von den ihnen zugewiesenen Stellungen vollen Besitz nehmen. Als die neue Verfassung völlig eingeführt war, zeigte sich aber erst recht deutlich, wie wenig sie für die livländischen Verhältnisse paßte. Jahre vergingen, ehe die Räder der neu aufgestellten provinziellen Staatsmaschine gehörig in einander griffen, lange Zeit hindurch bot das gesammte öffentliche Leben der Provinz das Bild unsicheren Tappens und allgemeiner Rathlosigkeit — Uebelstände, die sich hinter hastiger Vielgeschäftigkeit und entfesselter Schreiblust zu verbergen suchten. Wie rapid die Schreibseligkeit sich entwickelte, geht schon aus dem veränderten Charakter der Landtags-Vorlagen und ihrer Behandlung hervor: wo sonst eine Proposition gemacht worden war, gab es jetzt ihrer fünf und doch wurde nichts Wesentliches gefördert.

Dazu kamen, nachdem die Einführung der neuen Adelsordnung erfolgt war, höchst peinliche und unangenehme Auseinandersetzungen wegen der Ritterschaftsgüter, welche die Gesammtheit des Adels, wie viele einzelne Glieder desselben in endlose Verlegenheiten brachten und Jahre lang im Vordergrunde aller Interessen standen. Nach Aufhebung des Landgerichts-Collegiums war mittelst Senats-Ukases vom 12. August 1786 die Einziehung der Güter angeordnet worden, welche im Jahre 1725 der Ritterschaft zur Erhaltung des Landraths-Collegiums donirt worden waren.

Die Ritterschaft gerieth dadurch in dreifache Verlegenheit: erstlich waren aus dem Ertrag jener Güter nicht nur die Ausgaben für das Landraths-Collegium, sondern verschiedene andere öffentliche Bedürfnisse gedeckt worden, für welche jetzt Rath geschafft werden mußten. Zweitens hafteten auf den Gütern beträchtliche Schulden, welche der neue Besitzer, der Staat, nicht anerkannte; wer sollte dieselben decken? Die Ritterschaft als solche existirte nicht mehr, der neue, durch zahlreiche Glieder der Armee und Büreaukratie erweiterte Adelsverband hatte juristisch keine Verpflichtung Schulden zu übernehmen, welche das Landraths-Collegium im Namen der Ritterschaft contrahirt hatte. Die Hauptschwierigkeit bestand aber in der Auseinandersetzung mit den Arrende-Inhabern jener Güter, welche für plötzliche Lösung ihrer Contracte, aufgewandte Meliorationen u. s. w. entschädigt sein wollten und sich, da die Krone diese Ansprüche nicht oder nur zum geringsten Theil anerkannte, an die Verpächter hielten. Da die Krone von ihrem neuen Eigenthum sofort Besitz zu nehmen wünschte, geschah eine förmliche Exmission der Arrendatoren durch die Kreisgerichte, welche zugleich die Entschädigungsfrage auszutragen hatten.*) Als Repräsentant der ritterschaftlichen Interessen fungirte dabei ein Advocat Kehl, der angewiesen war, gegen alle dem Verpächter ungünstige Entscheidungen die zulässigen Rechtsmittel einzulegen. Natürlich kam es in den meisten Fällen zu kostspieligen Processen; alle Schritte, welche zur Wiedererlangung der Güter oder zur Uebernahme der auf denselben haftenden Schulden durch die Krone, versucht wurden, blieben vergeblich, ja auf Rath des General-Gouvernements gab man es „um Aufsehen zu vermeiden“ schließlich auf, die Sache überhaupt noch zu betreiben. Nach Wiederherstellung der alten Verfassung wurden auch die Güter zurückgegeben; darüber, ob dieselben als Besitz des Landraths-Collegiums oder der Ritterschaft anzusehen seien und wer für denselben zu haften habe, entspann sich jetzt ein gehässiger, Jahre langer Streit, der von ungünstigstem Einfluß auf zahlreiche Landtags-

*) Kreisgericht war die statthalterschaftliche Bezeichnung für unsere Landgerichte, deren Competenzen übrigens verschiedenen Modificationen unterzogen wurden. — Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß die Ritterschaftsgüter, ehe sie 1788 eingezogen wurden, zuletzt im Jahre 1780 verpachtet worden waren und zwar Trikaten und Lipskaln für 3900, Planhof für 1505, Dutkenshof für 705, Neu- und Alt-Wrangelshof für 2501 Thaler. Diese Pachtsätze galten übrigens schon damals für niedrige und wurden durch die ungünstigen Zeitläufte und hohen Abgaben erklärt. „Das vorige Mal hatten sie 658 Thaler mehr abgeworfen.“

verhandlungen und — wie wir in der Folge sehen werden — auch auf den Gang der Agrarfrage war.

In Bewegung wurde diese letztere erst ganz am Ende der statthalterschaftlichen Zeit gebracht. Der im Jahre 1792 zum Gouvernements-Adelsmarschall gewählte Obrist Friedrich v. Sivers hatte sich mit einer Anzahl seiner näheren Freunde (unter denen namentlich der Graf L. A. Mellin, v. Bayer, Ekesparre und der Wendensche Kreismarschall Carl Otto v. Transehe-Roseneck genannt werden) darüber vereinigt, der im December 1795 zusammentretenden Adelsversammlung eine Vorlage wegen Einschränkung der Leibeigenschaft und Besserung der Lage des Bauerstandes zu übergeben. Während ein ähnlicher Antrag Bayers im Jahre 1792 der ungünstigen Zeitläufte und seiner allzu großen Tragweite wegen abgelehnt worden war, schienen die Verhältnisse dieses Mal ungewöhnlich günstig zu liegen. Sivers hatte inmitten der Schwierigkeiten, mit denen der Adel seit Einführung der neuen Verfassung zu kämpfen gehabt, ein so außerordentliches Geschick bewiesen, den in seinem hohen Alter immer eigenwilliger und unzugänglicher gewordenen Grafen Browne so taktvoll zu behandeln gewußt, daß er der allgemeine Vertrauensmann geworden war und in Stadt und Land einen außergewöhnlichen Einfluß übte. Seine Freunde Mellin und Transehe waren Männer von einer für ihre Zeit höchst seltenen Bildung und schon darum in hohem Maße angesehen: Mellin stand mit dem Großfürsten Paul in enger Beziehung und hatte viele Jahre bei Hof gelebt, nachdem ihm das Glück zu Theil geworden, gemeinsam mit zwei Prinzen von Holstein-Gottorp in der Schweiz erzogen zu werden; Transehe war in dem Utopien des 18. Jahrhunderts, in Amerika gewesen und konnte sich der persönlichen Bekanntschaft Washingtons und Hamiltons rühmen. Außerdem hatten die Ernennung des neuen General-Gouverneurs, Fürsten Repnin und die Verhandlung wegen Begründung eines Credit-Vereins den Adel aus der Apathie aufzurütteln begonnen, in welche er nach den schweren Erfahrungen der letzten Jahre gerathen war.*) Schon die Umstände, welche die Eröffnung der Versammlung

*) Der Creditverein kam bekanntlich erst sehr viel später zu Stande, stand aber seit 1789 auf der Tagesordnung. Unter seinen zahlreichen Gegnern stand der frühere Führer der Landsassenpartei, General Weißmann, ein aufgeblasener und durch seine Beziehungen zum Hofe höchst unbequemer Phraseur und Projectenmacher oben an. In einer seiner Eingaben gegen das Creditvereins-Project, welche auf dem Landtage von 1789 verlesen wurde, heißt es u. A.: In einem monarchischen Staate seien Reichthum und Besitz zum

begleiteten, machten einen wohlthuenden Eindruck und stachen von dem düstern Ernst ab, der in den letzten Jahren über den Eröffnungsfeierlichkeiten gelegen. Von Sivers und Mellin in das Geheimniß der projectirten bauernfreundlichen Vorlage gezogen, hielt der Adjunct des General-Superintendenten Dankwarth, Carl Gottlob Sonntag, damals Oberpastor zu St. Jacob, seine vielgenannte Predigt „Ermunterung zum Gemeingeist", die ungeheueren Eindruck machte, auf Kosten des Adels gedruckt und mit einer goldenen Dose belohnt wurde. Wir können uns nicht versagen, einige besonders charakteristische Sätze dieser von dem Feuer reinster und edelster Humanität durchglühten Ansprache mitzutheilen, welche trotz der etwas verschwommenen Allgemeinheit ihres Inhalts ein halbes Jahrhundert lang im Gedächtniß ihrer Hörer gelebt hat: „Gute Vorschläge hören und thun und befolgen Sie, Väter dieses Landes, besonders über jenen Gegenstand, der mit Allem zusammenhängt, was Ihnen heilig sein muß — mit Ihrem Sittlichkeitsgefühl, mit Ihrem äußeren Wohlstande, mit der Sicherheit des Landes, vielleicht mit dem Leben Ihrer Kinder und Enkel! Was anderes könnte dieses sein, als die Verbesserung und Erhöhung des Wohlstandes unseres Landmanns? Daß hier noch viel zu thun sei, sagen alle Gute und wahrhaft Edle unter Ihnen selbst laut — das fühlt Jeder tief, der die so scharf abstechende Cultur des Gebieters und des Gehorchenden beherzigt — das ruft Dir, Adel Livlands, die Stimme des gesammten gebildeten Europas auffordernd zu — — — — — So lange die menschliche und bürgerliche Existenz des Bauers nicht wohlbehaltener ist, so lange bleibt Alles, was moralisch gewirkt werden soll, meist nur guter Wille. Spreche Niemand: „Die Leibeigenen sind besserer Gefühle unfähig!" Eine Menge Beispiele rufen uns zu: „Sie sind ihrer fähig." Und man könnte fragen: Der Haufe, wodurch wurde er denn seiner edleren Menschenfähigkeit beraubt?"

Theil immer Objecte der Willkür, die der schützenden Decke der Dunkelheit nicht entzogen werden dürften. Wenn „ein Mächtiger" sich hinter die Creditcasse stecke, könne er viel Unheil anrichten und mit derselben Mißbrauch treiben; da Alles in der Welt zu Grunde gehe, könne das auch mit der „Charte" dieses projectirten Vereins der Fall sein. Europa werde durch dergleichen Unternehmungen ärmer, zumal dieselben den Luxum mehrten und das Geld in die Städte führten, wo es durch Banquiers verloren gehen könne u. s. w. — Auch der bekannte russische Staatsmann Graf Johann Jakob Sievers, der auf jenem Landtage anwesend war, hatte ernste Bedenken gegen das neue Project gehabt.

Als man sich unter dem Eindruck dieser begeisterten Worte im Rittersaale wieder zusammenfand und die Glückwünsche verlesen worden waren, mit denen der neue Gouverneur Baron Meyendorff seine versammelten Landsleute begrüßte, wurde Sivers mit ungeheurer Majorität wiedergewählt. Tags darauf berichtete der neu wiedergewählte Gouvernements-Marschall der Versammlung mit bewegter Stimme, er habe, als er nach Schluß der vorigen Sitzung in seine Wohnung gekommen, in derselben einen von dem Stadthaupt Sengbusch, dem Bürgermeister Bienemann und dem Stadtraths-Mitgliede Hollander unterzeichneten Zettel mit den Worten: „Dem Ehrenmanne nach alter Rigischer Sitte", und neben diesem eine Anweisung auf hundert Stöfe Wein aus dem Langerhans'schen Keller gefunden. Die anwesenden Vertreter der Stadt Riga erklärten, die Commune habe sich erlaubt, dem Herrn Marschall, der sich ihrer Stadt vielfach in liebreicher Weise angenommen, durch dieses Geschenk nach alter hanseatischer Sitte ihren Dank auszudrücken. Der Eindruck, den diese kurze Erklärung auf die Versammlung machte, war ein so großer, daß dieselbe der Stadt unter allgemeiner Rührung ihren Dank votirte und an das abwesende Stadthaupt Sengbusch ein besonderes Dankschreiben erließ.

Die günstige Stimmung, in die man sich durch alles Dieses versetzt fühlte, wurde noch erhöht, als Sivers den Bericht über die Resultate seiner bisherigen Amtsführung vorlas. Trotz der Schwierigkeit der Zeitläufte war es ihm gelungen, in vielen und wichtigen Angelegenheiten den Wünschen seiner Committenten zu entsprechen. Er hatte durchgesetzt, daß die Eintragungen in das adelige Geschlechtsbuch nur auf den Landtagen und nach förmlicher Prüfung der Ansprüche der Candidaten vorgenommen werden sollten, so daß eine gewisse Controlle möglich blieb. Das vom Adel beschlossene Postreglement war statthalterschaftlich bestätigt, das Project einer allgemeinen Güterregulirung Ihrer Majestät unterbreitet worden. Zufolge einer an höchster Stelle angebrachten Sollicitation wegen regelmäßiger Bezahlung der Progon für Kronskosten, waren die Posteinnahmen von 1900 bis auf 8000 Rbl. gestiegen. Bezüglich der Heu-Abgaben „ihrer Widergesetzlichkeit und Gräuel" war beim General-Gouverneur, beim Senat und beim Grafen Subow supplicirt worden. — Von sich aus und ohne specielle Mandate hatte Sivers die Aufhebung des widerrechtlicher Weise von Browne erlassenen Verbots der Hopfenausfuhr erwirkt, die willkürliche Decretirung von Geldstrafen, durch die Niederlandgerichte für die Zukunft abgeschnitten, endlich verhindert, daß die Statthalterschaft, wie

bisher, entlaufenen Bauern Scheine zur Anschreibung in den Städten ausreichte und bäuerliche Klagen annahm, statt dieselben an den Gouvernements-Marschall zu verweisen.*)

Eine so lange Reihe von Verdiensten um die Sache des Adels mußte den Vorschlägen, mit denen der Gouvernements-Marschall jetzt hervortrat, eine günstige Aufnahme im Voraus zusichern. Dadurch, daß er sich jeder Einmischung der statthalterschaftlichen Behörden in die Beziehungen zwischen Herren und Bauern widersetzte, hatte Sivers den Beweis geliefert, daß es ihm mit Aufrechterhaltung des adeligen Selbstbestimmungs-Rechtes Ernst sei — mindestens für „Landesverrath" konnten seine Anträge auf Verbesserungen der Lage des Bauerstandes nicht gelten. Er wünschte vor Allem eine endliche Feststellung der bäuerlichen Leistungen und ihres Verhältnisses zu den dem Bauerstande eingeräumten Territorien herbeizuführen. Da eine sofortige Lösung dieser Aufgabe der Natur der Sache nicht möglich war, so konnte Sivers es als einen entschiedenen Erfolg ansehen, daß am 19. December beschlossen wurde:

„Da dieser Gegenstand eine weitläuftigere Auseinandersetzung bedarf, als die Grenzen der Dauer des Landtags erlauben, so wird es dem Convent überlassen, die Principien zur festeren Bestimmung des Gehorchs und der Abgaben der Bauern auf das Genaueste zu bestimmen. Sobald dieses geschehen ist, müssen zur besseren Erwägung diese dergestalt entworfenen Grundsätze durch die Herren Kreismarschälle auf Kreisconventen den Gutsbesitzern mitgetheilt werden, quo facto die dadurch erhaltenen Resultate an den Adelsconvent zurückgehen, welcher alsdann Alles zu reguliren und festzusetzen hat, worauf solches als Landtagsschluß anzuerkennen und zu gesetzlicher Wissenschaft zu bringen ist."

Daß die allgemein lautende Fassung dieser Sätze, vor Allem der Mangel an Festsetzungen für den Termin, innerhalb welches die bezüglichen Arbeiten beendet werden sollten, einem Verschlepp der agrarischen Angelegenheiten Vorschub leisten und gemißbraucht werden konnten, liegt

*) Auf dem Landtage von 1765 war beschlossen worden, dergleichen Klagen an den Landmarschall zu verweisen, der sie unter Zuziehung zweier Kreisdeputirten (seit der Statthalterschaft zweier Kreismarschälle) untersuchen sollte. Klagen wegen Entschädigung übermäßiger Frohnforderungen ressortirten laut Beschluß von 1777 vor die Ordnungsgerichte (Niederlandgerichte).

auf der Hand. Ebenso deutlich leuchtet hervor, daß ein Mann wie Sivers, — und dieser blieb ja für die nächste Zukunft an der Spitze der Adelsrepräsentation — diesen Beschluß in segensreichster und wirksamster Weise ausbeuten konnte. Es erscheint darum höchst unreif und urtheilslos, wenn Merkel in seinen beiden Schriften — sowohl den „Letten", wie der „Erinnerungsschrift" — darüber Klage erhebt, daß Alles beim Alten geblieben und daß dem Convent nur aufgegeben werden, die Principien „über Gehorch und Abgaben, Nichts dagegen über die staatsbürgerliche Lage und andere Rechte" aufzustellen. Das halbe Jahrhundert, das seitdem vergangen, hat uns deutlich darüber belehrt, daß nur die Sicherung der materiellen Lage des Bauerstandes, d. h. gerade die Feststellung der Lasten und ihres Verhältnisses zum Grund und Boden im Stande war, solide Grundlagen der bäuerlichen Existenz zu schaffen und daß, so lange diese fehlen, alle Zugeständnisse „staatsbürgerlicher und anderer Rechte" von höchst zweifelhaftem Werthe waren. Wie unheilvoll die mangelhafte Einsicht in diesen Punkt und jene auch von Merkel getheilte Tendenz, vor Allem auf Concessionen an die persönliche Freiheit zu dringen, auf unsere agrarische Entwickelung gewirkt hat, ist mit voller Deutlichkeit erst ein Menschenalter später aus Licht getreten: die von Merkel vertretenen Anschauungen sind die Keime der verhängnißvollen Irrthümer von 1818 und 1819 und es kann kein redenderer Beleg für Sivers überlegenes und reifes politisches Urtheil herangezogen werden als der Umstand, daß er die Sicherung der materiellen Lage des Landvolkes und dessen Verknüpfung mit dem Grund und Boden an die Spitze seines Programms stellte und, so weit an ihm war, durchführte. Er wußte ganz genau, daß persönliche Freiheit und staatsbürgerliche Gleichstellung mit den übrigen Ständen den livländischen Bauern von selbst in den Schooß fallen würden, wenn dieselben erst sicher auf einem Grund und Boden säßen, der ihnen weder genommen, noch durch willkürliche Erhöhung der darauf ruhenden Lasten vertheuert werden könnte. Das es ihm nicht beschieden gewesen, sein mühsam und glücklich begonnenes Werk zu Ende zu führen, und daß in dem zweiten Jahrzehent unseres Säculums jene Irrthümer die Oberhand gewannen, deren Vorläufer die philanthropischen Klagen Merkels und anderer wohlmeinender Patrioten bilden, — das ist vielleicht das größte und entscheidendste Unglück in der neueren livländischen Geschichte gewesen, mindestens das Unglück, dessen Folgen in unserer Zeit am handgreiflichsten sind.

Die merkwürdigste und auffälligste Seite des Landtagsschlusses vom 19. December 1795 ist, daß die Bestimmung der bäuerlichen Lasten innerhalb der einzelnen Kreise nur durch die Kreistage vorgenommen werden sollte und daß deren durch den engeren Ausschuß geprüfte und revidirte Beschlüsse als Landtagsschlüsse angesehen und publicirt werden sollten. Um eine sichere Erklärung dafür sind wir verlegen. Wahrscheinlich erscheint indessen, daß die reactionäre Partei, welche damals wie später im estnischen Livland besonders mächtig war und an dem um die Begründung des Creditvereins verdienten aber höchst intriganten Baron Taube einen sehr geschickten Leiter besaß, die Absicht hegte, auf diese Weise wenigstens für die estnischen Kreise möglichst hohe und ungenirt zu erhöhende Frohnen zu retten und sich dem Einfluß des liberalen lettischen Adels zu entziehen. Für diese Annahme spricht ganz besonders der Umstand, daß — wie wir aus den biographischen Aufzeichnungen des Grafen Mellin wissen — von Taube und dessen Freunden etwa fünf Jahre später geltend gemacht wurde, die Arbeitsregulative von 1797 seien das Resultat lettischer Majorisirung gewesen und für das „von Lettland durch einen Abgrund getrennte estnische Livland" aus diesem Grunde völlig unanwendbar. Verstand es sich auch von selbst, daß für alle Theile des Landes nicht die gleichen Normen festgesetzt werden konnten und daß der verschiedene Werth des Grundes und Bodens in den verschiedenen Gegenden, Modificationen des Aequivalents der Leistungen nothwendig machte, so war und blieb doch in hohem Grade wünschenswerth, daß nicht nur gewisse allgemeine Grundsätze für die Abschätzung aufgestellt wurden, sondern daß die Plenar-Versammlung auch eine Controlle darüber ausübte, was in den einzelnen Kreisen beschlossen worden. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß der Beschluß vom 19. December darauf abzielte, das estnische Livland dieser Controlle zu entziehen und Sivers' und seiner Freunde Einfluß auf Lettland zu beschränken.

Wie wir in der Folge sehen werden, kam dieser Plan — einerlei welches die Motive zu demselben gewesen — nicht zur Ausführung, da der wider Erwarten im September 1796 versammelte außerordentliche Landtag veranlaßt wurde, sich sofort und direct mit der Angelegenheit zu beschäftigen, welche neun Monate früher auf die Schultern der Kreistage und des engeren Ausschusses gewälzt worden war. Von dem Landtage von 1795 können wir indessen noch nicht scheiden, ohne einzelner Beschlüsse und Verhandlungen zu gedenken, welche für die Nachwelt und auch für

die Entwickelung der agrarischen Dinge von Interesse sind. Dahin gehört vor Allem der Beschluß, die obrigkeitliche Bestätigung für die ökonomische Societät zu erbitten, zu deren Begründung ein edler Rigascher Patricier, v. Blankenhagen, im Jahre 1792 ein namhaftes Capitel hinterlassen und dem Landtage zur Disposition gestellt hatte; gleichzeitig wurde ein Antrag v. Bocks angenommen, die Familie v. Blankenhagen als eine alte mitbrüderliche Familie anzusehen, taxfrei in das livländische Geschlechtsbuch einzutragen und des verstorbenen Donators Bildniß von dessen Wittwe für das Ritterhaus zu erbitten. Zu Folge der Einziehung der Trikatenschen Güter und der Weigerung der Krone, die auf diesen ehemals ritterschaftlichen Besitzungen haftenden Schulden anzuerkennen, war der Adel in so schwierige Geldverhältnisse gerathen, daß man sich entschließen mußte, von der neuen Societät einen Vorschuß zur Tilgung dringender Schulden zu erbitten. Außer der Blankenhagenschen Stiftung lag noch ein anderes dem Adel dargebrachtes Geschenk vor. Der verdienstvolle Rigaer Arzt Dr. Huhn, ein intimer Freund Sonntags und Mellins, hatte in lettischer Sprache ein Handbuch für Hebammen verfaßt und dem Landtage überweisen lassen. Die Versammlung nahm diese Arbeit mit warmem Dank entgegen und ließ dieselbe für ihre Kosten drucken und vertheilen; da es, wie wir wissen, im vorigen Jahrhundert fast nirgend Landärzte gab, war dieses Büchlein von großer Wichtigkeit und entschiedenem Nutzen. Endlich beschloß man, der Kaiserin für die neuerdings erfolgte Aufhebung des vieljährigen Kornausschiffungs-Verbots zu danken und durch den Deputirten v. Bock wegen Abschaffung der noch immer vorkommenden Heurequisitionen suppliciren zu lassen. Die Kornausschiffungs-Verbote spielten — wie wir bei dieser Gelegenheit bemerken wollen — eine ominöse Rolle in der Geschichte der livländischen Landwirthschaft des 18. Jahrhunderts und haben dem Aufschwung derselben ebenso ernsthaften Schaden gethan, wie der Entwickelung des Handels, dem dadurch die Möglichkeit jeder gesunden und weiter aussehenden Speculation genommen wurde. Zu russischer Zeit war das erste derartige Verbot von Peter dem Großen erlassen worden; nachdem Stadt und Land in den Jahren 1725 und 1728 „conjunctiv" um Aufhebung desselben nachgesucht, erfolgte dieselbe (wie es nach den uns vorliegenden Daten scheint) unter der Kaiserin Anna. Aber schon 1742 erfolgte ein neues Verbot, welches 10 Jahre lang aufrecht erhalten wurde und nach wiederholten „Supplicationen" (1744, 1748 und 1751) erst im Jahre 1752 durch die Verwendung des damaligen livländischen Geschäftsführers

in Petersburg, Capitain Udam, aufgehoben wurde. Aber schon im folgenden Jahre remonstrirte das Kriegs-Collegium gegen diese Maßregel, von welcher eine Erhöhung des Militair-Budgets gefürchtet wurde, und drei Jahre später wurde dem livländischen Adel durch den General-Gouverneur mitgetheilt, „daß zufolge bei Hof gehaltener Conferenz und im Hinblick auf weitsehende Absichten den livländischen Gutsbesitzern verboten sei, wegen Verschiffung von Getreide nach ausländischen Oertern Contracte zu schließen". Die im Juni desselben Jahres erfolgte Zurücknahme dieses Verbots war von blos kurzer Dauer; aus dem Jahre 1759 liegt eine gemeinsame Supplik der Ritterschaft von Liv- und Estland, sowie der Städte Riga und Pernau vor, in welcher dieselben um das Recht freier Getreide-Ausschiffung bitten und sich verpflichten wollen, der Krone nöthigenfalls das erforderliche Korn zu einem niedrigen Preise zu liefern. Nachdem der Feldzeugmeister Graf Lacy sich der Sache angenommen, erfolgte im Jahre 1762 die Erfüllung dieses Gesuchs. Ein neues Verbot, welches durch den Krieg mit Schweden veranlaßt worden war, und für die Dauer desselben Geltung haben sollte, erfolgte im Jahre 1788. Wiederum wurde seitens der Ritterschaft und der Stadt Riga remonstrirt; nach längeren Verhandlungen erhielt man endlich im Jahre 1791 die Erlaubniß, aus dem Rigaschen Hafen kurisches und polnisches Getreide auszuschiffen, bei dem Verbot für livländische Producte müsse es vor der Hand noch sein Bewenden haben. Ein im Jahre 1793 verlautbartes Gesuch wegen gänzlicher Aufhebung fand im Jahre 1795 Erhörung und führte zu dem Beschluß jenes Dankes an Ihre Majestät, der zu der vorliegenden Notiz die Veranlassung gab.

So wichtig diese Verhandlungen auch waren, die Agrarfrage stand doch im Mittelpunkte aller Verhandlungen von 1795. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, Sivers Wünschen für sofortige Steuerung exorbitanter Frohnforderungen und wirksamer Controlle über Beobachtung der Landtagsschlüsse von 1765 und 1777 Vorschub zu leisten. Ganz besonders kam ihm und seinen Freunden zu statten, daß die wiederholte Einmischung der statthalterschaftlichen Behörden in bäuerliche Klagen den Adel in Schrecken gesetzt und von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, mit der Aufsicht Ernst zu machen, welche der Marschall und die Kreisvertreter üben sollten, indem sie die Klagen der Bauern regelmäßig entgegen nahmen. Einen nachtheiligen Eindruck hatte es gemacht, daß das Niederlandgericht zu Walk die Klage eines Adselschen Bauern entgegengenommen und diesen mit

seinem Erbherrn v. Rautenfeld — horribile dictu — confrontirt habe. Selbst den Gegnern des freisinnigen Gouvernements-Marschalls mag bei dieser Gelegenheit klar geworden sein, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehe und daß der Beschluß „die Hoffnung auszusprechen, solches werde künftig nicht mehr geschehen" nur dann Aussicht auf Effect habe, wenn eine wirkliche Abhülfe der bäuerlichen Klagen durch die Adelsrepräsentation ermöglicht worden. So gewann die ad deliberandum 24 getroffene Bestimmung, der aus dem Gouvernements-Adelsmarschall und zweien Conventsgliedern zu „etablirenden" perpetuellen Adelsrepräsentation die Erledigung der Bauerklagen zuzuweisen, dieses Mal ein ganz besonderes Gewicht.

Schon im September des nächsten Jahres (1796) wurde wiederum Landtag gehalten. Diese außerordentliche Versammlung war mittelst Ukases vom 20. Mai desselben Jahres einberufen worden, und zwar nicht (wie Merkel a. a. O. p. 177 anzunehmen scheint) um neue Concessionen an den Bauerstand herbeizuführen, sondern um die „Heusache" zum Abschluß zu bringen. Sivers konnte auch dieses Mal mit einem glänzenden diplomatischen Erfolge vor die Versammlung treten und dadurch seinen bauernfreundlichen Absichten eine freundliche Stätte bereiten. Er theilte mit, daß es ihm gelungen sei, dem „zwanzigjährigen Krebs" der Heurepartitionen zu steuern, und daß Ihre Majestät ihm und dem in dieser Angelegenheit nach Petersburg gesandten Deputirten v. Bock „concedirt" habe, daß die Heulieferungen, wenn sich Truppen innerhalb Landes befänden, innerhalb der Kreise geschehen oder mit Geld liquidirt, auch von den Adelsbeamten repartirt werden sollten. Ferner war bewilligt und mittelst Ukases festgesetzt worden, daß 1) die nöthigen Heu-Magazine angelegt, 2) die benöthigten Reste mit Geld liquidirt und 3) die Heulieferungen in natura nur bei Schlittenbahn und zwischen dem 1. December und 25. Januar geschehen sollten. 4) war vorgeschrieben, die Empfangnahme nach Anleitung des Ukases vom 26. September 1795 vorzunehmen und 5) sollte die Heuabfuhr in extraordinairen Fällen für Rechnung der außerordentlichen Summen des Hauptcommandeurs geschehen. — Wie wichtig diese Bestimmungen waren, geht einmal daraus hervor, daß die Ausführung derselben die Hauptveranlassung zur Einberufung des Landtags gebildet hatte und daß Sivers seine bezüglichen Eröffnungen an den Adel mit der Versicherung beschloß, seit Bestätigung der Privilegien sei kein Gesetz errungen worden, das diesem an Wichtigkeit zu vergleichen sei. Mit gleicher Befriedigung

wurde eine zweite Eröffnung des Gouvernements-Marschalls entgegengenommen, welche sich auf die Eintragungen in das adelige Geschlechtsbuch bezog. Der Adel hatte sich darüber beklagt, daß zahlreiche Personen, welche sich in den Besitz ausländischer Diplome von zweifelhaftem Werth gesetzt, die Eintragung in das Geschlechtsbuch auf Grund von ziemlich allgemein klingenden Vorschriften der statthalterschaftlichen Adelsordnung verlangt hätten. In Beantwortung dieser Vorstellung hatte Ihre Ma estät anerkannt, daß die Entscheidung über die Aufnahme in das Geschlechtsbuch nach Vorschrift von Art. 80 der neuen Adelsordnung im Ganzen Sache der Adelsversammlungen sei und daß eine Verbindlichkeit zur Reception nur bezüglich solcher Personen stattfinde, welche bürgerliche Tugenden aufzuweisen „oder sich Verdienste um das Vaterland erworben hätten".

Nachdem diese kaiserlichen Bestimmungen zur Kenntniß der Versammlung gebracht worden waren, ging Sivers in ausführlicher Rede auf die Hauptsache, die Agrar-Angelegenheit, über. Die Arbeiten des Convents seien beschlossen und könnten, da der Landtag aus den bekannten Gründen einmal zusammengetreten sei, diesem vorgelegt werden, statt den Kreis-Versammlungen der Gutsbesitzer. Der Convent habe sich bezüglich der den Bauern zu bewilligenden Freiheiten und Eigenthumsrechte so großer Vorsicht und so bescheidenen Maßes befleißigt, daß er nicht zu befürchten brauche, auf den Widerspruch des Plenums zu stoßen. Auf zwei Punkte komme es ganz besonders an: auf die Regelung des Gerichtsganges bei bäuerlichen Klagen und auf die Grundsätze bei Feststellung der Verbesserungen, welche bezüglich der Leistungen Platz zu greifen hätten.

Die Opposition beantwortete die Rede, mit welcher Sivers seine Vorlagen einleitete, zunächst mit dem Versuch, dieselben gar nicht zur Verhandlung kommen zu lassen. Drei ihrer Führer machten von verschiedenem Standpunkt aus geltend, daß die Sache für eine definitive Entscheidung noch nicht reif sei. Zunächst verlas v. Richter einen ausführlichen Loco-Receß, dessen Inhalt sich zu der Behauptung zuspitzte, daß vor einer Entscheidung darüber, wer den Richter zwischen Herren und Bauern abzugeben habe, eine Beschlußfassung über das Maß der zu machenden Concessionen unrathsam erscheine. „Wer wird," hieß es in dem v. Richterschen Loco-Receß, „die Grenzlinie zwischen unseren Aufopferungen und den Forderungen der Bauern ziehen. Werden es Mitbrüder sein, welche durch Compromiß zu Richtern bestimmt würden, oder müssen wir mit den Bauern den Gang der Chikane gehen. Im ersteren

Falle können wir weiter gehen, denn wir sind gesichert, im zweiten Falle dürfte man nur mit Vorsicht seinen Rechten entsagen." Aus diesen Gründen erscheine es rathsam, bis zur Feststellung der Jurisdictionsfrage alle definitiven und verbindlichen Beschlußfassungen auszusetzen und gemäß dem Landtagsschluß von 1795 den Kreis-Conventen weitere Vereinbarungen zu überlassen. Dem Richterschen Antrage schloß sich der nächste Redner, Herr v. Rosenkampff, an; er wünschte, daß man es zunächst bei Vorberathungen bewenden lassen und erst dem nächsten Convent einen systematischen Vorschlag machen sollte. In demselben Sinne sprach sich noch v. Zimmermann aus, indem er gleichfalls den im vorigen Jahre betretenen Weg festgehalten wissen wollte; die Kreis-Marschälle sollten die Resultate ihrer Berathungen mit den Kreis-Eingesessenen dem Convent übergeben, der dieselben prüfen und zu Landtagsschlüssen erheben sollte.

Es wurde wirklich beschlossen, daß eine allendliche Entscheidung von dem gegenwärtig versammelten Landtage nicht zu treffen sei; die Hoffnung der Opposition, die Sache dadurch zu verschleppen und in den Sand der Kreisberathungen verlaufen zu lassen, blieb aber nichts desto weniger unerfüllt. Die Vorlage des Convents wurde der Discussion übergeben und ihren Hauptpunkten nach geregelt — das Detail allerdings dem nächsten, im December zusammentretenden Convent vorbehalten.

Auf den materiellen Inhalt der Beschlüsse gehen wir dieses Mal nicht näher ein, da dieselben sammt den Ergänzungen, welche der nächste, schon im Januar 1797 zusammentretende Landtag beliebte, zum Druck befördert wurden und in der von Sivers redigirten Broschüre „Landtagsschluß zur Verbesserung des Zustandes der Bauern (Moskwa 1797)" noch gegenwärtig vorliegt, und überdies in dem bekannten Samsonschen „Versuch" den Hauptpunkten nach analysirt worden ist. Es genügt, wenn wir hinzufügen, daß dieselben sich im Wesentlichen auf der alten Basis von 1795 bewegten, in einem wichtigen Punkt aber bereits über das alte System hinausgingen. Die alten Vorschriften, daß der ordinaire Gehorch dem Werth des dem Bauern eingeräumten Grundes und Bodens entsprechen, daß jede extraordinaire Leistung vergütet werden solle, kehren unverändert wieder, ebenso die Androhung harter Strafen gegen solche Bauern, welche ohne vorhandenen Grund wegen Ueberschreitung dieser Bestimmungen geklagt haben. Die mildernden Vorschriften wegen Beschränkung der Hauszucht auf 30 Hiebe, Aufhebung der Bestimmung, daß kein Baer etwas verkaufen dürfe, ehe er es dem Herrn angeboten, kommen

nicht in Betracht, weil es hinsichtlich ihrer noch immer an allen Garantien für die stricte Beobachtung fehlte. Höchst wichtig ist dagegen, daß die Angaben der Gutsbesitzer über das Maß der zu fordernden Leistungen dieses Mal einer Revision und Regulirung durch die Oberkirchenvorsteher unterliegen und bis zum 1. August 1797 in der Ritterschafts-Kanzellei abgeliefert sein sollten. Mehr konnte für dieses Mal nicht durchgesetzt werden, aber daß dieser Fortschritt über das Maß der früheren Zugeständnisse ein höchst wichtiger war, zeigte sich schon in den nächsten Jahren: er bot die Handhabe zu einer Revision der Wackenbücher und machte möglich, daß der Grundsatz „die Leistungen des Bauern sollen dem ihm eingeräumten Grund und Boden entsprechen“ zur Wahrheit wurde. Bis dazu hatte es genügt, daß der Herr angab, wie viel er forderte — jetzt war ein Forum geschaffen, das das richtige Verhältniß zwischen Forderungen und Leistungen überwachte und in jedem einzelnen Fall prüfen resp. zur Durchführung bringen konnte. Die im Jahre 1795 beliebte perpetuelle Adelsrepräsentation war durch die (sogleich näher zu erörternde) Wiederherstellung der alten Verfassung beseitigt. Die Instanz für Regulirung des Gehorchs und für Annahme aller Klagen wegen Ueberschreitung desselben wurde in die Kreise verlegt und bestand aus dem Oberkirchenvorsteher und zwei Kreis-Deputirten; es war fortan ein und dieselbe Autorität, welche die einmalige Regulirung besorgen und deren Beobachtung überwachen sollte; dadurch war die Möglichkeit geboten, ungerechte und harte Herren unter beständiger Controlle erhalten und den Bauern eine Garantie für Einhaltung der Concessionen zu schaffen, zu denen der Adel sich einmal entschlossen hatte. Zieht man weiter in Betracht, daß Sivers und dessen nähere Freunde die Männer waren, welche als Oberkirchenvorsteher diese Controlle zu üben hatten, und daß sie, wie wir aus zeitgenössischen Quellen wissen — mit denselben von Hause aus bitteren Ernst machten, so wird man einräumen müssen, daß die Landtagsschlüsse von 1796 und 1797 einen wesentlichen Fortschritt in der agrarischen Entwickelung des 18. Jahrhunderts bezeichneten und daß es eigentlich nur kaiserlicher Bestätigung und obrigkeitlicher Theilnahme an der Ausführung bedurft hätte, um das Eis der Leibeigenschaft und der alten Willkürwirthschaft für immer zu brechen und die Perspective zur allmäligen bäuerlichen Freiheit zu eröffnen.

Die kaiserliche Bestätigung dieser Beschlüsse und ihre Verwandlung in ein förmliches, für alle Theile verbindliches Gesetz ist bekanntlich nicht

erfolgt, das Gesetz der Jahre 1796 und 1797 dadurch auf den Charakter einer häuslichen und privaten Vereinbarung des Adels beschränkt geblieben. Im Zusammenhange mit der Vor- und der Nachgeschichte der bäuerlichen Entwickelung Livlands betrachtet, spielt es aber schon als Vorbereitung und Grundlage der Legislation von 1804 eine wichtige Rolle.

In diese Rolle ist der in Rede stehende Landtagsbeschluß von 1796 und 1797 übrigens erst später und namentlich zu Folge der energischen Ausführungsmaßregeln eingetreten, welche Sivers und dessen Freunde, die Landräthe Graf Mellin und v. Gersdorff, ihm zu sichern wußten. Als die im September 1796 begonnene Arbeit im Januar 1797 zum Abschluß kam, waren die Gedanken der mit ihr beschäftigten Männer von einem anderen und — wie sie glauben mochten — wichtigeren Gegenstande eingenommen: dem am 17. November 1796 erfolgten Ableben der Kaiserin Katharina war die Wiederherstellung der alten Verfassung durch den sogen. Restitutions-Ukas vom 28. November (dem Jahrestage des Privilegiums Sigismundi Augusti) auf den Fuß gefolgt. Diesem wichtigen Gegenstande werden wir, ehe wir von der Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts Abschied nehmen, noch eine kurze Betrachtung zu widmen haben.

Die Quellen, aus denen diese Skizze geschöpft ist, enthalten leider keine näheren Angaben über die Umstände, denen Liv- und Estland die Wiederherstellung ihrer alten Verfassungen zu danken haben. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Tendenz der neuen Regierung in möglichst entschiedenen Gegensatz gegen das frühere Regime zu treten oder der Einfluß der kaiserlichen Erzieherin Fürstin Lieven oder andere Umstände diese folgenreiche Staatsveränderung (als solche wird der erwähnte Ukas auch von den russischen Schriftstellern aufgefaßt) bewirkt haben. — Sofort nach Eröffnung des zum Januar 1797 einberufenen Landtags wurde der kaiserliche Restitutions-Ukas und ein Antrag des General-Gouverneurs Fürsten Repnin auf Wiederherstellung des Landraths-Collegiums und Neubesetzung aller livländischen Behörden verlesen; nur die beiden Präsidenten des Hofgerichts, welche durch kaiserliche Majestät ernannt worden waren, sollten im Amte bleiben, alle übrigen Beamten neugewählt werden; bezüglich der Ordnungsgerichte wurde der Wunsch ausgesprochen, daß es deren fortan (wie zu statthalterschaftlicher Zeit) acht und nicht bloß vier geben sollte. — Deutlicher konnte die Regierung nicht aussprechen, daß sie den im Jahre 1783 begründeten Zustand als nicht rechtsbeständig ansah.*)

*) Die drei im Jahre 1783 begründeten neuen Provinzialbehörden: Gouvernements-Regierung, Cameral- und Domainenhof, sowie die Kreisrenteien wurden außerdem beibehalten.

Nach Verlesung dieses Antrags erhob der bisherige Gouvernements-Marschall Sivers sich zu einer überwältigenden Beglückwünschungsrede, welche „die zweite, in diesem Jahrhundert durch Gerechtigkeit bewirkte Restitution unserer Verfassung" ihrer ganzen Tragweite nach hervorhob. Dann forderte er dazu auf, das Amt der Landräthe wieder aufzurichten, damit diese, wie es in dem kaiserlichen Rescript geheißen, die Rechte des Adels wahren und die Ordnung im Lande überwachen könnten. Man war einstimmig der Meinung, die alten Landräthe sofort wiederum zu reactiviren und damit in die Fußstapfen des von der Regierung gegebenen Beispiels zu treten. Die vier anwesenden Glieder des Collegiums, Graf Münnich, v. Bock, Graf Mengden und v. Berg, traten sofort wieder in Function und Sivers legte den Stab in die Hände Münnichs nieder um die Neuwahl des Landmarschalls zu veranlassen; die abwesenden ehemaligen Landräthe Mengden und Helmersen hatten im Voraus abgelehnt, Graf J. J. Sivers war in Petersburg. Dann wandte man sich der wichtigsten und schwierigsten aller zu regelnden Fragen, der nach Wiederherstellung der Matrikel und der Bestimmung darüber zu, was aus den seit 1783 in das livländische Geschlechtsbuch eingetragenen Familien werden sollte. Die Landräthe traten mit den Immatrikulirten zu einer Specialconferenz zusammen, in welcher der Landrath Berg, in dessen Hände Münnich den Stab niedergelegt hatte, präsidirte. Nach kurzer Berathung kam man zu einer (wie die Tradition wissen will von dem ehemaligen Gouvernements-Marschall v. Gersdorff in Vorschlag gebrachten) Entscheidung, welche als sehr glücklich bezeichnet werden kann. Mit 87 gegen 18 Stimmen wurde beschlossen, alle im Geschlechtsbuch verzeichnete *besitzlichen* Edelleute, die (resp. deren Vorfahren) den 8. Klassenrang erworben oder Landesposten bekleidet hatten und Adelsdiplome aufweisen konnten, sofort in die Matrikel zu recipiren. Die Eintragung sollte durch eine eigene vom Grafen A. L. Mellin geleitete Commission besorgt, allen den Personen, die nicht besitzlich aber im Geschlechtsbuch notirt waren, das Recht vorbehalten bleiben, sich zum Ballotement zu melden. Auf Sivers Antrag wurde dieser Beschluß noch dahin erweitert, daß alle Erbbesitzer mit Oberofficiers-Rang oder im Besitz eines Diploms „ohne Rücksicht auf den Dienst" eingetragen und recipirt werden sollten. Die Zahl der auf diese Weise neu immatrikulirten Personen (diese, nicht die Familiennamen wurden einzeln gezählt) betrug 65, zu denen noch 10 in Oesel und Estland recipirte „Possessores" kamen.

Nach Erledigung dieses schwierigen Geschäfts, das leicht zu einer empfindlichen Herausforderung gegen die alte Landsassen-Partei hätte werden können, traten der Vice-Landmarschall und die alten Landräthe wieder ab, wie es scheint, um dem Wahlrecht der neuen Mitbrüder nicht zu nahe zu treten. Auf Wunsch der Versammlung entschlossen dieselben sich indessen, ihre Functionen zum zweiten Mal wieder aufzunehmen; die zur Vervollständigung des Landraths-Collegiums vorgenommenen neuen Wahlen lenkten sich auf drei Herren der liberalen Partei, Friedrich v. Sivers, den Grafen Mellin und den ehemaligen (1786—92) Gouvernements-Marschall v. Gersdorff. Der erstere abdicirte wieder, um provisorisch den Stab zu übernehmen, wurde am Schluß der Versammlung nochmals zum Landrath gewählt, nahm diese Würde aber erst nach längerem Sträuben an. Zum Landmarschall für das nächste Triennium wurde v. Samson-Urbs gewählt.

Außer den auf die bäuerlichen Zustände bezüglichen Beschlüssen, welche oben erwähnt sind, kommen noch verschiedene Desiderien zur Sprache, welche von den zur Krönung nach Moskau delegirten Vertretern der Ritterschaft geltend gemacht werden sollten. Von diesen und den ferneren Maßnahmen zur vollständigen Wiederherstellung der alten Verfassung soll in einem besonderen Aufsatz berichtet werden; da sie nicht auf dem Landtage von 1797 sondern erst mehrere Jahre später zum Abschluß kamen und mit den complicirten Verhandlungen über die künftige Verwendung der Ritterschaftsgüter im Zusammenhang stehen, liegen sie außerhalb des Zeitabschnitts, mit dem wir es hier zu thun haben. Diesen Abschnitt glauben wir aber nicht passender als mit einem Bericht über die Festlichkeiten beschließen zu können, zu denen der Besuch des Monarchen, der die alten baltischen Provinzialverfassungen wiederhergestellt hatte, Veranlassung gab. Die Quelle aus der wir dabei schöpfen, ist ein im Jahre 1839 veröffentlichter Artikel der Wochenschrift „Das Inland“ (Nr. 11), der in den dreißig Jahren, welche seit seinem Abdruck vergangen sind, so vollständig vergessen sein dürfte, daß seine Erwähnung an dieser Stelle nicht überflüssig erscheint.

Kaiser Paul hatte den Deputirten Livlands, Oesels, Estlands und Kurlands während der Moskauer Krönungsfeierlichkeiten das Versprechen gegeben, Riga schon in den nächsten Monaten mit einem längern Besuch zu beehren. „Auf Wiedersehen in Riga“ waren die letzten Worte gewesen, die er den Vertretern Oesels Landmarschall Ekesparre und Landrath v. Berg in der Abschieds-Audienz gesagt hatte.

Wenige Wochen später traf der Kaiser wirklich ein, um von den Bewohnern Rigas und den Vertretern der 4 Ritterschaften mit all' dem Jubel empfangen zu werden, den die Wiederherstellung der alten Verfassung erweckt hatte. Am 22. Mai fand auf dem Ritterhause ein solennes Bankett statt. Während der Tafel wandte der Kaiser sich an den neben ihm sitzenden Landrath Sivers: „Mein Wunsch", sagte er, so laut, daß die Worte auch von Anderen vernommen wurden, „mein Wunsch ist, da ich noch Großfürst war, immer gewesen, den Livländern ihre alten Rechte wiederzugeben, und ich glaubte sie beim Antritt meiner Regierung befriedigt zu haben. Allein ich habe zu meinem Erstaunen aus einigen Briefen, die mir Leute geschrieben haben, deren Namen mir entfallen sind, die aber Troschinski wissen wird, in Erfahrung gebracht, daß Livland bei der Einrichtung meiner Mutter glücklicher gewesen, als es jetzt bei meiner dem Lande wiedergegebenen alten Verfassung ist." Auf die Bedeutung dieses Wortes werden wir bei Beleuchtung der Ereignisse, welche am Wendepunkte des Jahrhunderts stattfanden, näher einzugehen Gelegenheit haben. Beantwortet wurden dieselben nicht von Friedrich v. Sivers, sondern von dem gleichfalls anwesenden Grafen Johann Jakob Sievers: „Es ist ein Glück," sagte der alte Hofmann, „daß Ew. Majestät die Namen dieser Ungeheuer vergessen haben." Der Kaiser lachte und rief den General v. Benkendorff zum Zeugen dafür auf, daß er einst in Gatschina gesagt habe: „Wenn ich zur Regierung komme, will ich meinen getreuen Livländern Alles wiedergeben, was ihnen mit Unrecht genommen ist." Als Benkendorff diesen Ausspruch mit einer Verbeugung bekräftigt hatte, klopfte der Kaiser dem Landrath Sivers auf die Schulter und sagte: „Sie haben das Ihrige gethan und ich das Meinige, Sie Alle werden mit mir zufrieden sein." Der Monarch, so heißt es am Schluß der Aufzeichnung, der wir diese Nachrichten entnehmen, saß wie ein Engel des Herrn unter uns, so froh war seine Miene, so bezaubernd sein Scherz. — Noch allgemeiner wurde die Freude über Wiederherstellung der alten Verfassung, als sich schon wenig später zeigte, daß die Regierung keineswegs Willens sei, die unter Katharina begonnene Arbeit zur Besserung der baltischen Agrarverhältnisse aufzugeben. Es zeigte sich vielmehr, daß die angeblich eifrigsten Freunde der „liberalen" Statthalterschaftsverfassung in ihren Reihen sehr entschiedene Gegner des bäuerlichen Fortschritts zählten, während die Partei der Verfassungstreuen zugleich die der wahren Bauernfreunde war.

Unsere literarisch-historischen Gesellschaften.

Die letzten Hefte der Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, des Magazins der lettisch-literärischen Gesellschaft und der Schriften der gelehrten estnischen Gesellschaft liegen vor uns. Unwillkürlich drängt sich da eine Vergleichung ihrer Leistungen auf und ... De. wird dabei nicht den Vorwurf eines vorschnellen Aburtheilens zu für... und haben, denn alle diese Gesellschaften haben mehr als ein Vierteljah... meisten hinter sich und in so langer Zeit muß sich doch wohl Charakter ebiete der ...d Be- deutung der einzelnen hinreichend deutlich ausgeprägt haben. ...rfen wir also einmal einen kritisch-prüfenden Blick auf unsere wissens...lichen und literarischen Associationen und untersuchen wir den gegenw...igen Stand ihrer Thätigkeit. Neben den oben genannten ziehen wir dabei in den Kreis unserer Betrachtung noch die estländische literärische und die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, welche letztere alle ihre Schwestern an Alter überragt.

Alle unsere gelehrten Gesellschaften sind nach deuts...n Muster gegründet und verdanken einzelnen geistig und wissenschaftliche...rvorragenden Persönlichkeiten ihre Entstehung. Es gab eine Zeit in Deutschland, gleich nach den Befreiungskriegen, in der man sich wunderbare Dinge und außerordentliche Erfolge für die einzelnen Wissenschaften von dem Zusammenwirken vieler Gelehrten versprach. Man meinte durch solche Vereinigung in raschem Fluge alle Schwierigkeiten überwinden und die höchsten Z... erreichen zu können. So entstanden überall Local- und Specialvereine in kürzester Frist nachholen und schaffen sollten, was in Menschen... gebracht versäumt worden war, und mit lebhafter Begeisterung ging man aus ... Allmählich erst brach sich die Einsicht Bahn, daß alle Gesellschaften ...scher

Welt die Arbeit des einzelnen Forschers nur erleichtern und unterstützen, niemals aber ersetzen oder entbehrlich machen können, und daß aller wohlgemeinte Eifer und alles noch so rege Interesse allein nicht hinreichen, dauernde und bedeutende Erfolge zu erringen. Sind doch in allen Wissenschaften die bedeutendsten Resultate nicht durch Gesellschaften, sondern durch die Genialität und die Arbeitskraft einzelner Männer gewonnen worden. So ist man jetzt in Deutschland von den früheren übertriebenen Erwartungen, welche man hinsichtlich der Gesellschaften hegte, längst zurückgekommen. Insbesondere hat man eingesehen, daß locale Gesellschaften ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie die Mittel liefern, neues Material herbeizu- [illegible] und zu veröffentlichen, und wenn sie Gelegenheit und Möglichkeit [illegible] inzelne Untersuchungen anzustellen und bekannt zu machen, die [illegible] gemacht würden oder ungedruckt blieben. Man hat erkannt: [illegible] re Aufgaben ins Auge gefaßt werden, je concentrirter die [illegible] er Gesellschaft ist, um so Bedeutenderes wird sie leisten können. A[illegible] Deutschland größere Betheiligung sachverständiger und mit- des [illegible] Mitglieder, die sich in ihren mannigfaltigen Forschungen gegen- antwort[illegible] dem glei[illegible]gen, selbstverständliche Voraussetzung.

U[illegible] dem Einflusse der oben charakterisirten geistigen Strömung in Deutschla[illegible] alle unsere Gesellschaften entstanden und stehen noch heutzutage un[illegible]. Ein frisches und rühriges Streben erwachte bei uns in den zwanzig[illegible] Jahren; die Geschichte und das Alterthum unseres Landes, die Sprache und Cultur der Urbewohner desselben begannen in weiten Kreisen lebendiges Interesse zu erregen und allgemeine Theilnahme folgte den in diesen Richtungen unternommenen Arbeiten. Und, wie es durch den eigenthümlichen Charakter unseres Landes bedingt ist, haben ebenso sehr praktische Interessen wie rein wissenschaftliche bei der Gründung unserer Vereine mitgewirkt. Die lettisch-literärische und die gelehrte estnische Gesellschaft gingen aus warmer Theilnahme für die Lage und die Zukunft des lettischen und estnischen Volksstammes hervor und erst allmählich nahmen sie gelehrteren Charakter an, ohne doch ihren ursprünglichen Tendenzen zu entsagen. Die Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen hat sich allerdings gleich von vornherein die Erforschung der vaterländischen Geschichte zur Aufgabe gestellt, aber sie fand es doch auch für nöthig, „den Gewinn und den Genuß, welchen das Studium der vaterländischen Geschichte bietet," ausführlich darzulegen. Allein die kurländische Gesellschaft [illegible] in einsamer Höhe ohne bestimmte Ziele und Aufgaben; nur die geistige

Anregung der Mitglieder unter einander ist ihr Zweck. Der ehrenwerthe und liebenswürdige Dilettantismus, der sie gegründet, hat in ihr bis heute seinen Platz behauptet.

Wie steht es nun gegenwärtig um unsere Gesellschaften und wie erfassen sie heute ihre Aufgaben? Was von allen Gemeinschaften für wissenschaftliche Zwecke überall gilt, hat auf unsere Gesellschaften ganz besondere Anwendung: ihr Gedeihen und ihre Thätigkeit hängt wesentlich von einzelnen Personen ab, die mit ihrer Arbeitskraft, ihrem Eifer und und ihrer geistigen Energie der Gesammtheit Leben einhauchen und ihr Wesen bestimmen. Scheiden solche Personen aus, so wird oft die ganze Physiognomie eine andere. Wie fühlbar ist der Hingang Napiersky's in Riga, wie unverkennbar der Mangel eigentlich leitender Persönlichkeiten in der estnischen Gesellschaft zu Dorpat, wie deutlich spiegelt sich in der kurländischen die Verschiedenheit ihrer Secretaire ab, wie sehr hat endlich die lettisch-literärische Gesellschaft unter ihrem jetzigen trefflichen Präsidenten gewonnen! Es läßt sich nicht verkennen, daß es gegenwärtig unseren Gesellschaften sehr an bestimmenden und arbeitsfreudigen Personen fehlt und daß in Folge dessen eine immer größere Lethargie sich über die meisten breitet, die nur selten gestört wird. Namentlich auf dem Gebiete der Landesgeschichte macht sich das Zurückbleiben immer bemerkbarer. Man vergleiche doch nur den regen Eifer im Bekanntmachen von Urkunden, Sammeln zerstreuten Materials, im fleißigen Zusammenstellen und in dankenswerthen Veröffentlichungen, wie er sich in den Jahren 1840 bis 1856 zeigt, mit der jetzigen Unfruchtbarkeit und Oede. Es ist so als ob mit den alten Arbeitern auch alle Arbeitskraft und alles Interesse in den Gesellschaften dahingegangen seien. Gegen das, was ein einziger Mann in den letzten Jahren geleistet, verschwindet die gesammte Thätigkeit aller unserer historischen Vereine. Und wenn doch noch eine Arbeit erscheint, so behandelt sie regelmäßig die geringfügigsten Dinge. So bringen uns z. B. die Mittheilungen die eingehendsten Beschreibungen und historischen Darstellungen von rigischen Kirchen, Wohlthätigkeitsanstalten, öffentlichen Gebäuden, während die Handels- und Verfassungsgeschichte Rigas, die ein dringendes Bedürfniß sind, vergeblich eines Bearbeiters harren und die betreffenden Schätze des Rathsarchivs ungehoben in ihrem Dunkel ruhen. Und als ob die Kirchenbeschreibungen epidemisch werden sollen, brachten die Sitzungsberichte der kurl. Gesellschaft, welche gleich fliegenden Blättern kommen und vergehen, jüngst ebenfalls genaue Schilderungen mitauscher

Kirchen. So treffend weiß man Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden! Es klebt eben allen unseren Gesellschaften etwas Dilettantisches an. Fast überall zeigt sich mehr das Interesse des Liebhabers, der zur Erholung diesen oder jenen Gegenstand behandelt, der seine eigentliche Kraft auf ganz anderen Gebieten verwendet. Die charakteristischen Eigenschaften des Dilettantismus: eifriges Sammeln und Vertiefen in alte Scherben und Töpfe, alte Spangen, Sporen und Ringe — Bestrebungen, deren relative Verdienstlichkeit, wenn sie wissenschaftlich getrieben werden, nicht geleugnet werden soll — Aufstellung von Hypothesen über Wohnsitze und Verwandtschaft der Völker in vorhistorischer Zeit ohne die Grundlage exacter sprachlicher und geschichtlicher Forschungen, Vorliebe für das Naheliegende und Locale, während allgemeinere Gesichtspunkte von großer Wichtigkeit unbeachtet bleiben — alle diese Eigenschaften finden sich in unseren Gesellschaften vertreten. Der Grund dieses Uebels liegt darin, daß es keine historische Schule bei uns gibt, daß jeder Einzelne immer wieder von vorn anfängt. Selbst das in der neuesten Zeit lebendiger denn je in der jüngeren Generation erweckte Interesse für die Geschichte Livlands hat zu keiner selbstständigen Production geführt. Jetzt allerdings, wo der Mittelpunkt aller geschichtlichen Studien unseres Landes verschwunden, ist weniger denn je Hoffnung auf Heranbildung einer Schule junger livländischer Historiker. Und wie groß ist doch das Arbeitsfeld, wie sehr bedürfen fast alle Abschnitte unserer Geschichte eingehender Untersuchung und Erforschung! Wie kann an eine auch nur einigermaßen befriedigende Geschichte unseres Landes gedacht werden, so lange noch die ersten Vorarbeiten für ganze große Zeitabschnitte fehlen. Wir haben doch nicht einmal eingehende kritische Untersuchungen über die Zeit Bischof Alberts, des großen Gründers deutscher Herrschaft in diesen Landen, oder über die Regierung Walters von Plettenberg. Wie oft schon ist die Einführung der Reformation in Livland behandelt, aber ungesichtet und ungeprüft schleppen sich stets dieselben Nachrichten und Ansichten durch alle diese Schriften fort. Rigas Stellung in der Hansa oder Estland unter der Dänenherrschaft — welche Aufgaben für historische Studien! Solche und ähnliche Untersuchungen und Forschungen wären recht eigentlich Sache der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen. Aber aus dieser scheint alle regere Thätigkeit geschwunden zu sein; nur Bibliothek und Sammlungen erfreuen sich altbewährter Pflege. Immer langsamer folgt ein Heft dem andern, immer dürftiger, immer einseitiger wird der Inhalt, immer geringer die Theilnahme

an der Gesellschaft außerhalb Rigas und auch innerhalb, so daß der Secretair im letzten gedruckten Jahresbericht von allem Anderen mehr als von einer erfolgreichen Thätigkeit der Gesellschaft zu berichten gewußt hat. Lassen wir doch einmal das officielle Schönfärben und Verhüllen und sprechen wir es unumwunden aus, daß die Gesellschaft augenblicklich sehr wenig ihrer Aufgabe genügt. Allein eine klare Einsicht in das, was uns fehlt, kann in Zukunft Abhülfe bringen. Statt dessen beruhigt man sich beständig mit solchen Entschuldigungen, wie, es fehle nun einmal an den geeigneten Kräften, den Einzelnen auch an Zeit, die Theilnahme im Publicum sei zu gering. Aber angenommen, es fehle wirklich in der Gesellschaft an Personen, welche geschichtliche Studien in der oben angedeuteten Art machen könnten, so bleibt immer noch eine Aufgabe, die Bekanntmachung ungedruckten Materials. Wie viel Stoff ist noch vorhanden zu einem dritten und vierten Bande Scriptores und vielen Bänden Monumenta! Die Chroniken und Urkunden über die Kalender-Unruhen in Riga, die Recesse aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die auf Livland bezüglichen Urkunden in Greifswald, Lübeck, im Deutschordens-Archiv zu Wien würden allein schon Bände des interessantesten Materials liefern. Sollte es denn wirklich ganz unmöglich sein, eine Vereinigung unserer sämmtlichen Gesellschaften zur Unterstützung und Ermöglichung solcher Herausgabe zu Stande zu bringen? Wie sehr freilich die geschichtliche Arbeit erlahmt und das Interesse für vaterländische Geschichte geschwunden ist, dafür gibt es keinen schlagenderen Beweis, als daß eine so bedeutende Quellenbereicherung wie Hermann von Wartberg und die so wichtige Auffindung des Codex Zamoscianus von Heinrich von Lettland, die vor 30 Jahren in den weitesten Kreisen Aufsehen erregt hätten, an unseren Gesellschaften spurlos vorübergegangen sind.

Am weitesten in geschichtlicher Forschung steht Kurland zurück. Die Gesellschaft, welche für alle möglichen Dinge Raum und Interesse hat und deren Publicationen in früherer Zeit auf dem Gebiete der Mathematik und Alterthumswissenschaft Ausgezeichnetes enthalten, hat für die Landesgeschichte seit Recke's Tode sehr wenig Theilnahme gezeigt. Im ganzen Lande giebt es seit Kallmeyers allzu frühem Tode keinen Geschichtsforscher mehr und die reichen Urkundenschätze der Güter, die hinreichendes Material zu einer kurländischen Brieflade bieten, das alte herzogliche Archiv, zum Theil auch die Sammlungen des Provinzial-Museums, liegen völlig unbenutzt und

undurchforscht. Für jeden echten Kurländer ist ja mit Cruse's Kurland unter den Herzögen alles erschöpft und jede weitere Forschung überflüssig; was vor Gotthard Kettler im Lande geschehen, ist ja gleichgültig. Aus lauter Fürsorge für mögliche Unglücksfälle in der Zukunft werden die zur Erhaltung und Vervollständigung des Museums bestimmten Summen gespart; dafür sucht man in der Bibliothek desselben unentbehrliche Werke, wie Theiners Monumenta Poloniae et Lithuaniae, Raczynski's Codex, die Scriptores rerum Prussicarum u. a. vergebens. Wenn die Gesellschaft nun einmal so unüberwindliche Abneigung gegen Untersuchung und Herausgabe von Urkunden hat, so könnte sie sich schon dadurch ein großes Verdienst um die Kenntniß der Vergangenheit erwerben, daß sie ihr Mitglied Bielenstein mit den erforderlichen Mitteln zur planmäßigen Entdeckung und Untersuchung der s. g. Burgberge in Kurland ausrüstete. Der eifrige Forscher würde sich zu einer solchen Unternehmung gewiß leicht bereit finden lassen und auf die historische Topographie des Landes würde dadurch ein neues Licht fallen. Doch jeder solche Vorschlag würde als eine unerhörte Verletzung des Althergebrachten erscheinen und auch diese Zeilen werden wol keinen andern Erfolg haben als den einiger unmuthiger Klagen über die negative Kritik der Gegenwart.

Was dagegen ein Verein auch bei uns zu leisten vermag, wenn er seine Aufgaben eng umschrieben hat, das zeigt trotz einzelner Mängel die lettisch-literärische Gesellschaft, die in der That erfolgreich wirkt und in erfreulicher und fruchtbringender Weise die Kenntniß der lettischen Sprache, Mythologie und Sittenkunde fördert.

Am wenigsten vermögen wir von der estländischen literärischen Gesellschaft zu sagen. Sie soll auch einige Sitzungsberichte herausgegeben haben, die wir aber aller Bemühungen ungeachtet nicht zu Gesichte bekommen haben. Jedenfalls hat sie sich durch die von ihr unterstützte Herausgabe des Archivs, zumal der letzten Bände, welche die Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit enthalten, ein großes Verdienst um die Landesgeschichte erworben. Warum sie aber mit dem 5. Bande der N. F. die Herausgabe eingestellt — denn daß der Herausgeber jener wichtigen Sammlung bereit gewesen wäre sie fortzuführen, wissen wir — ist weniger zu begreifen.

Die estnische Gesellschaft in Dorpat hat vor ihren Schwestern den Vorzug in lebendiger Beziehung zur Universität zu stehen; daher schwindet die wissenschaftliche Arbeit in ihr nie ganz. Auch hat sie von Anfang an das Glück gehabt, zu ihren Mitgliedern Männer zu zählen, die für estnische Sprache, Poesie und Alterthumskunde reges Interesse, verbunden mit genauer Kenntniß, besitzen. So gehört sie denn auch im gegenwärtigen Augenblick zu den nicht erfolglos wirkenden Gemeinschaften, wenn schon Theilnahmlosigkeit und Arbeitsscheu der Mitglieder auch hier reichlich vertreten sind. Sollte sich denn nicht endlich Jemand in Dorpat finden, der sich eine Geschichte der Stadt oder, was noch wichtiger, des Bisthums zur Aufgabe setzte?

Fassen wir alle unsere Bemerkungen zusammen, so werden wir sagen müssen, daß unsere Gesellschaften im Ganzen doch nur wenig von dem leisten, was sie wollen. Ueberall zeigt sich die echt baltische Abneigung praktisch einzugreifen, überall die Neigung lieber Mittheilungen Anderer anzuhören als selbst zu arbeiten, überall ein Eingehen auf das Kleine und Unbedeutende und ein Vorbeigehen an dem Bedeutenden und Wichtigen. Ich habe es oft bedauert, daß das Geschick uns nicht einen Gelehrten gegeben hat, der für die Geschichte Livlands das leistete, was Voigt für den Ordensstaat in Preußen gethan. Dann hätte jeder einzelne Forscher den unermeßlichen Vortheil, sich mit seinen Studien an etwas schon Gegebenes anschließen zu können, daran zu prüfen, zu bessern, Kritik zu üben, während es jetzt an jedem Mittelpunkte fehlt. Buch auf Buch über unsere Landesgeschichte hat die letzte Zeit gebracht, eines ungenießbarer, einseitiger, ungründlicher als das andere; aber die Unkenntniß der Vergangenheit im gebildeten Publicum ist unglaublich groß. Mehr aber als alle bisherigen Forscher und Darsteller, bei Weitem das Größte hat für das Verständniß unserer Geschichte mit genauester Kenntniß, schärfstem Urtheil, lebendigster Auffassung e i n Mann gethan. Seiner genialen, vielleicht zuweilen etwas einseitigen Auffassung und seiner charaktervollen Darstellung verdanken wir die Erkenntniß der Vergangenheit und die Einsicht in die Gegenwart.

Wenn unsere literarischen und historischen Gesellschaften sich nicht mit dem frischen Geiste der Gegenwart erfüllen, wenn sie sogar hinter der Wirksamkeit früherer Tage zurückbleiben, dann tragen sie den Keim des

Todes in sich, und mögen sie auch noch ein Zeitlang vegetieren, untergehen werden sie dann doch gewiß. Allein kräftige, energische Arbeit ist das Heilmittel für sie, dann wird sich die Theilnahme, über deren Mangel beständig geklagt wird, allmählich schon heben und die Zahl der Mitglieder sich mehren. Und dazu kann und soll jeder Einzelne das Seine thun. Und wer in den Sternen zu lesen versteht, der wird erkennen, daß solche Arbeit Pflicht ist für uns alle und daß wir durch sie allein erweisen können, ob wir werth sind zu bleiben, was wir sind.

Zum Abschiede.

Es war im Anfange der Regierung Alexanders II. Der große Krieg gegen die Westmächte war beendet und mit frischem Muthe ging man wieder an die Werke des Friedens. Die nächste und größte Aufgabe, die der Herrscher sich und seinem Reiche stellte, war die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Andere bedeutende Reformpläne zeigten sich in weiterer Perspective. Ihnen waren alle Kräfte der Regierung und alle Gedanken der russischen Gesellschaft zugewendet. Wie wenig war noch die letztere bemüßigt sich um das aparte und ihr sehr unverständliche Wesen unserer „Grenzmark" zu kümmern! Diese aber wurde regiert und vertreten von dem Fürsten Suworow, mit demselben Vertrauen von Seiten des Landes und mit demselben Ansehen bei den höheren Staatsgewalten wie schon seit einem Jahrzehnt. Der Moment schien günstig zur Durchführung von Reformen auch in diesen nach dem Maße der allgemein-europäischen Zeitideen in gar manchen Stücken rückständig gebliebenen Provinzen; ja, es schien ebenso sehr aus Gründen der Klugheit als der Ehre geboten eine dem Fortschritt im Reich proportionale Bewegung auch hier in Scene zu setzen. Die Einen mochten sich dieselbe als eine zu der jenseitigen blos parallele, die Andern als mehr oder weniger mit ihr convergirend denken, ohne sich noch durch die Vorstellung einer demnächst eintreten könnenden allzu jähen Convergenz von der Reformidee überhaupt abschrecken zu lassen. So bildete sich damals eine liberale Partei, die sich auch auf anderen Gebieten als dem bisher bevorzugten der Agrar- und Bauerverordnungen zu bethätigen vor hatte, obgleich auch dieses letztere ihr um so weniger gleichgültig bleiben konnte, als gerade in der letzten Zeit innerhalb der livländischen Ritterschaft (Landtag von 1856) eine an der Lectüre der Kreuzzeitung erstarkte Reaction über den „Agrarliberalismus" Fölkersahms triumphirt hatte.

Eine Partei bedarf eines Preßorganes, und zwar vor Allem für sich selbst; denn eine Partei ist niemals etwas Fertiges; sie hat das Bedürfniß ihre zunächst nur allgemeinen Gedanken immer bestimmter zu entwickeln; die Partei schafft sich ein Organ, aber auch umgekehrt: erst das Organ schafft eine wirkliche Partei. Und jene baltisch-liberale Partei vor zehn Jahren war so unfertig wie je eine. Abgesehen von der Agrar- und Bauernsache und dem schon lange ventilirten Güterbesitzprivileg, lag für sie alles Uebrige, worauf sie ihren Grundgedanken anzuwenden hätte, noch in der unbestimmtesten Dämmerung. Um so mehr also bedurfte sie eines Organs, und es geschah — zum ersten Male in unserem Lande — daß eine Partei ein solches Bedürfniß begriff. Ein auserwählter Kreis Rigascher Patrioten legte Hand an's Werk und die Baltische Monatsschrift wurde gegründet.

Es könnte gefragt werden, ob gerade die Form einer Monatsschrift die für den Anfang richtige gewesen sei und warum man nicht lieber die einer täglichen Zeitung gewählt habe. Die Antwort auf diese Frage scheint dem Unterzeichneten, der jene Gründungszeit nicht miterlebt hat, in der Mäßigung und Besonnenheit der Gründer gesucht werden zu müssen. Man hat eben keine Agitation, sondern gründliche, umsichtige Gedankenarbeit gewollt und sein Augenmerk zunächst nur auf den vorzugsweise gebildeten Theil unserer Gesellschaft gerichtet. Wie dem aber auch sei, so ergab sich alsbald die Folge, daß die liberale Parteimeinung auch in zwei Zeitungen, der neugegründeten Revalschen und der aus ihrer althergebrachten Bedeutungslosigkeit heraustretenden Rigaschen, Posto faßte. Die Baltische Monatsschrift hatte ihnen den Weg gewiesen.

Wir schreiben hier keine Geschichte der baltisch-liberalen Idee, der Idee, die an der Wiege der Monatsschrift gestanden hat. Sonst wäre noch zu erzählen, wie, bald nachdem die Rigasche Zeitung „mit der glücklichen Insolenz der Jugend" für dieselbe in's Zeug gegangen war, ein schon damals Hervorragender es unternahm diese Insolenz zu strafen; es wäre von dem den eigentlichen Höhepunkt jener ganzen Phase bildenden Streit zwischen dem Dorpater Tagesblatt und der Rigaschen Zeitung zu berichten und ein an dem Lichte der nachfolgenden Ereignisse gereiftes Urtheil über Recht und Unrecht beider Seiten abzugeben; es wäre insbesondere davon zu reden, wie die Baltische Monatsschrift ihrerseits sich zu diesem Kampfe verhalten habe, was sie von dem Dorpater Tagesblatt gelernt zu haben bekennen muß und worin sie auch heute noch von ihm,

wie es war, sich unterschieden weiß; es wäre endlich nicht unerwähnt zu lassen, wie der seit Mitte 1864 von der russischen Presse gegen den baltischen „Separatismus“ eröffnete Federkrieg mit seinem Gefolge thatsächlicher Wirkungen jenen eine Zeit lang so brennenden innern Gegensatz allmählich wieder ganz still gemacht hat. Auf alles das gehen wir hier nicht näher ein; wir können aber nicht umhin, wenigstens noch einmal an eine Unterscheidung zu erinnern, die schon hin und wieder in der Baltischen Monatsschrift formulirt worden ist und die am besten die von ihr in den letzten Jahren eingenommene Position kennzeichnet. Es ist die Unterscheidung der Reformen in solche, die mehr negativer, und solche, die mehr positiver Natur sind; in solche, bei denen es sich hauptsächlich nur um Aufhebung hinderlich gewordener älterer Gesetze, und solche, bei denen es sich um weitläufige neue Codificirungen handelt; mit einem Worte: in Emancipationen und Reorganisationen. Von den in der Baltischen Monatsschrift überhaupt in Betracht gekommenen Reformen gehörten zu der ersterwähnten Klasse z. B. die Aufhebung des Güterbesitzprivilegs und des entsprechenden städtischen Näherrechts, die Zulassung auch der kurländischen Bauern zum Gesindekauf, die Erleichterung der bäuerlichen Freizügigkeit in allen drei Provinzen, die Aufhebung des Zunftzwanges in unseren Städten, die Erweiterung der bürgerlichen Rechte unserer Juden und selbstverständlich auch die Aufhebung jeder Hemmung der Religionsfreiheit, sei es zwischen den christlichen Confessionen unter einander oder zwischen Christenthum und Judenthum. Zu der anderen Klasse dagegen gehörten Reformen wie die unseres Justizwesens, unserer Städteverfassungen, auch die neue Gemeindeordnung und die Ide einer neuen Provinzialverfassung. Das Weitere aber ist nun dieses: wir halten die Emancipationen sowohl im Allgemeinen für nothwendiger, als auch in unserem besonderen Falle für ungefährlicher als die Reorganisationen; wir verlangen daher, man solle liberal sein bei jenen und conservativ bei diesen, — deutlicher gesagt, kühn bei jenen und bedachtsam oder, je nach Umständen, abwehrend bei diesen; wir behaupten endlich, es sei in den letzten Zeiten und schon früher unendlich dadurch geschadet worden, daß man, statt der hier aufgestellten Maxime zu folgen, vielmehr nur einerseits die Lust zum Vorwärtstreiben überhaupt, andererseits die Lust zum Retardiren überhaupt im Blute gehabt hat. —

Fast zehn Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Heftes unserer Zeitschrift vergangen, und 18 Bände sind gefüllt worden. Sie alle noch-

mals durchblätternd, fühlt sich der scheidende Redacteur in einer Weise bewegt, wie es überhaupt der Fall zu sein pflegt, so oft das Bild eines vergangenen Lebens vor unserer Erinnerung sich wieder entrollt. Man übersieht dann mit einem Blick, wie Vieles man erstrebt und erhofft, wie viel man sich gemüht und wie wenig im Grunde erreicht hat. Es sind die Grenzen menschlichen Schaffens überhaupt und die der eigenen Persönlichkeit insbesondere, die Einem dann wie handgreiflich entgegentreten. Es ist das Gewesene und nicht mehr zu Aendernde, in das man sich dann mit wehmüthiger Ergebung zu fügen hat.

Immerhin wird Niemand sagen wollen, daß die Baltische Monatsschrift ganz vergeblich da gewesen sei. Sie hat das Ihrige dazu gethan unsere Gesellschaft an eine größere Oeffentlichkeit des politischen Lebens zu gewöhnen; manche unser provinzielles Gemeinwesen angehende Frage ist in ihren Spalten in mehr oder weniger fördernder Weise durchgearbeitet worden; durch viele und zum Theil sehr ausgezeichnete Aufsätze provinzialgeschichtlichen oder einheimisch-biographischen Inhalts hat sie geholfen das historische Selbstbewußtsein des Landes lebendig zu erhalten; durch Uebersetzungen aus der russischen Literatur und durch „Petersburger Correspondenzen“ hat sie ihre Leser über die Geistesströmungen jenseit des Peipus auf dem Laufenden zu erhalten gesucht; und nebenbei hat sie auch noch Raum gehabt (in der letzten Zeit leider nur zu viel) für verschiedene Themata allgemein-menschlichen Interesses. Wenn die hier aufgezählten Rubriken nicht immer in dem richtigen quantitativen Verhältniß zu einander gestanden haben und wenn oft auch Artikel geringerer Qualität, als sich eigentlich ziemte, aufgenommen werden mußten, so durfte man doch hoffen, diese Mängel immer mehr schwinden zu sehen; wenn aber während der drei letzten Jahrgänge statt des Aufschwungs vielmehr ein sichtlicher Verfall eintrat, so hat das nicht an der Redaction oder den Mitarbeitern gelegen, sondern an gewissen äußeren Umständen, auf deren Folgewichtigkeit die Redaction sofort, Bd. XII. S. 502—505, aufmerksam gemacht hat. Auf jene kurze Notiz zurückverweisend, glauben wir alles zu unserer Entschuldigung Nöthige gesagt zu haben.

Schwerlich auch würde sich der Unterzeichnete entschlossen haben, das gleichsam mit seiner Person verwachsene und immerhin noch einigermaßen gemeinnützige Unternehmen aufzugeben, wenn sich ihm nicht dabei von vornherein die Aussicht eröffnet hätte, dasselbe vielmehr nur in andere, und

zwar jüngere Hände übergehen zu lassen. Es ist Herr Ernst v. d. Brüggen in Riga, von dem ein paar Aufsätze in unserem Jahrgang 1867 standen, der den Muth hat, die Baltische Monatsschrift auch unter den gegebenen Verhältnissen weiter fortzuführen. Er gedenkt die „Neue Folge“ derselben mit dem October dieses Jahres zu beginnen und dann überhaupt den Jahrgang von October zu October zu rechnen. Die förmliche Aufforderung zu Beiträgen und zum Abonnement aber kann noch nicht erlassen werden, weil die obrigkeitliche Bestätigung des neuen Redacteurs noch nicht erfolgt ist.

Wir wünschen unserem Nachfolger Glück auf den Weg — was so, wie es ist, geworden ist, kann ja auch wieder anders werden — und empfehlen ihn angelegentlichst der Gunst unserer bisherigen Mitarbeiter und Abonnenten. In der „Neuen Folge“ finden wir alle, die wir in irgend einer Weise an dieser Zeitschrift betheiligt gewesen sind, uns hoffentlich wieder zusammen: nur freilich der unterzeichnete bisherige Redacteur nicht mehr als solcher, sondern als einfacher Leser und dann und wann wohl auch als Schreiber. Also kein Abschied auf immer, sondern — auf Wiedersehen!

G. Berkholz.

Riga, den 18. Juni 1869.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 21. Juni 1869.

Redacteur G. Berkholz.

Princeton University Library
32101 064478389

Digitized by Google

Digitized by Google